

Digitized by the Internet Archive  
in 2022 with funding from  
Kahle/Austin Foundation



PSR-10



Allgemeine

Missions-Zeitschrift

49. Jahrg.

1922



## Zum neuen Jahre.

Wohl noch nie, solange die Allgemeine Missions-Zeitschrift erscheint, sind wir mit so ernstern Bedenken und bangen Sorgen in ein neues Jahr eingetreten wie diesmal. Zwar die Lage der protestantischen Weltmission bietet jenen seltsamen Wechsel von Licht und Schatten, von günstigen Gelegenheiten, offenen Türen und sich aufstürmenden Hindernissen, den wir seit dem Anfang der Kriegsjahre gewohnt sind. Die wirtschaftlichen Verhältnisse gestalten sich in allen Ländern der missionierenden Christenheit und auch in den großen Missionsländern von Jahr zu Jahr schwieriger: in England 3½ Millionen Arbeitsloser, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gar 5 Millionen; Handel und Wandel stoßen; viele Fabriken stellen ihren Betrieb ein; die Streiks jagen sich; die Preise steigen. Es scheint, daß jene Krise des religiösen Lebens, die wir in Deutschland so stark empfinden, sich mehr oder weniger auch in den anderen europäischen und amerikanischen Kulturländern bemerkbar macht und zu einer bedauerlichen religiösen Entleerung der Menschheit führt, die auch dem missionarischen Enthusiasmus die Wurzeln abgräbt. Auf den Missionsfeldern mehren sich die nationalistischen Strömungen, die in den Kolonialländern oder Interessensphären die drückende Herrschaft der Weißen abschütteln wollen, und in den mehr oder weniger selbständigen Ländern, wie China, sich gegen die Einmischung der Fremden, auch die der stammes- und blutsverwandten Japaner, leidenschaftlich aufbäumen. Man hat den Eindruck, daß der Riß zwischen den europäischen Herrenvölkern und der übrigen Menschheit sich von Jahr zu Jahr vertieft, und daß die den Gegensatz stärkenden Bestrebungen wirksamer sind als diejenigen, welche den Abgrund zu überbrücken bemüht sind.

Aber zu diesen allgemeinen Nöten und Sorgen, denen wir ja im vorigen Jahrgang wiederholt unsere Aufmerksamkeit zugewandt haben, kommt die immer ernstere Kollage der deutschen Missionen. Die einen haben alle oder fast alle ihre Missionsfelder verloren, und es ist noch immer sehr geringe Aussicht, daß sie ihnen in absehbarer Zeit wieder zurückgegeben werden. Und die Sorge läßt sie nicht los, wie die von ihnen gesammelten Missionsgemeinden in christlichem Glauben und Leben erhalten und in demselben Geiste weiter gepflegt werden, in dem ihre Väter vordem die Gemeinden gegründet haben. Aber auch bei den Missionsgesellschaften, welche ihre Missionsfelder ganz oder zum größeren Teile behalten haben, scheinen die Schatten und die Schwierigkeiten immer größer zu werden. Die kleine Brüdergemeinde mit insgesamt nur etwa 40 000 Abendmahlsberechtigten hatte bekanntlich vor dem Kriege fünfzehn Missionsfelder. Davon ist ihr eins, das ihrem Herzen nahe stand, durch



einen auffallenden Mangel an missionary comity entrißen. Die Mission in Nord-Queensland war von den australischen Presbyterianern finanziert und kirchlich geleitet. Sie war aber von Anfang an nur mit Brüdermissionaren besetzt und war ganz im Geiste der Brüderkirche getrieben. Der in Australien allem Anschein nach besonders empfindliche Gegensatz gegen alles Deutsche hat es nicht länger ertragen, daß in dieser Mission wenigstens zum Teil deutsche Missionare arbeiteten. Der Vertrag mit der Brüder-Mission ist gekündigt, die australischen Presbyterianer haben die Mission selbst übernommen, obgleich ihnen anerkanntermaßen die missionarischen Kräfte für das überaus schwierige Gebiet fehlen. Sie lassen also lieber ein wenn auch kleines, aber überaus lieblich und fröhlich aufblühendes Missionsfeld zugrunde gehen, als daß sie mit einer internationalen, aber doch zum Teil deutschen Missionskirche in Zusammenhang stehen wollen. Das ist ein besonders betäubendes Beispiel von dem Grade der Verhegung, der selbst die kirchlichen Kreise entzweit und ihnen sachliches Urteil und christliche Liebe raubt. Aber auch die Fürsorge für die anderen vierzehn Missionsfelder, die der Brüderkirche gegeben sind, ist schwierig genug. Sie ist ja in der eigenartigen Lage, daß sie in drei nationale selbständige Zweige gegliedert ist, die eben nur das Missionswerk als eine gemeinsame Aufgabe der Gesamtkirche betrieben, so daß die Fäden des gesamten Missionswerkes in den Händen der Missionsdirektion in Herrnhut zusammenliefen. Dieser straffe Zusammenschluß hat sich schon während des Krieges nicht aufrecht erhalten lassen. Es kam vielmehr den einzelnen Gebieten zugute, daß die einen von dem englischen Zweige, die anderen von dem amerikanischen übernommen und auch von deren kirchlichem Ansehen geschützt werden konnten. So hat der amerikanische Zweig die kleine Indianermision unter den Ramona, die Eskimomission in Alaska und die Mosquitomission in Nicaragua in Pflege genommen und bemüht sich, wenn auch mit großer Anstrengung, die finanziellen und persönlichen Kräfte für diese Missionen zu stellen. Merkwürdigerweise hat der amerikanische Zweig, obwohl er der Seelenzahl nach von den drei Zweigen weitaus der stärkste ist, große Schwierigkeiten, die Bürde dieser drei Missionen zu tragen, die doch nur ein sehr kleiner Teil sind von der Bürde, die vor dem Kriege die deutsche Missionsleitung auf ihren Schultern hatte. Der englische Zweig hat die Labrador- und Tibetmission und die beiden Missionsprovinzen im früheren Deutsch-Ostafrika Unjamwesi und Njassa übernommen, dazu das Ausfälligen-Ashl Jesuhilfe vor den Toren Jerusalems. Aber auch diese Provinz trägt schwer an ihrer Last. Zur Unterhaltung der Labradormission ist das Schiff Harmony unentbehrlich, das in jedem Jahre ein- oder zweimal den Verkehr nach den Eis und Schnee starrenden, fast menschenleeren Küsten Labradors vermittelt. Die Instandhaltung dieses Schiffes hatte während der letzten Jahre etwa 10 000 Pfund gekostet. Als nun obendrein im August 1921 die Station Rain mit fast den gesamten Wintervorräten, die eben von der Harmony dorthin eingeliefert waren, abbrannte, was einen Verlust von annähernd 25 000 Pfund ausmachte, fühlte sich der englische Zweig der Brüderkirche so überfordert, daß er kaum glaubte, noch die 1000 Pfund aufbringen zu können, die er der Vereinigten schottischen Freikirche für die Uebernahme



der vorläufigen Fürsorge für die Niasja-Missionsprovinz zugesagt hatte. Der deutsche Zweig der Brüderkirche hat die Mission in Suriname und die beiden Missionsprovinzen in Südafrika unter seiner Leitung behalten. Aber auch hier rühren sich angesichts der heillosen Entwertung des deutschen Geldes die Schwierigkeiten riesenhoch. Die Brüdergemeinde feiert am 17. Juni 1922 ihr zweihundertjähriges Jubiläum. Da sind es zweihundert Jahre, seitdem der erste Trupp der böhmisch-mährischen Exulanten in den Wäldern des Grafen Nikolsaus von Zinzendorf die ersten Bäume zur Anlage der Siedlung Herrn- hut pflanzte. Diese Nummer unserer Zeitschrift enthält einen Aufruf zu einer Dankesgabe an die Brüderkirche und -mission für den reichen Segen, der der deutschen evangelischen Christenheit durch sie zugeflossen ist. Hoffentlich kann mit dieser Jubiläumsspende wenigstens ein Teil der großen Sorgen beseitigt werden, unter denen die Missionsdirektion der Brüdergemeinde zur Zeit leidet.

Aber in fast gleich großen, wenn nicht noch größeren Schwierigkeiten sind auch die anderen deutschen Missionen, die den größeren Teil ihrer Missionsfelder behalten haben, besonders die Rheinische und die Berliner Mission. Die Rheinische Mission könnte gar nicht daran denken, ihr weit ausgebreitetes Missionsfeld im holländischen Indonesien — unter den Batak auf Sumatra, unter den Dajak auf Borneo, unter den Niasern auf dem Inselchen Nias — mit ihren eigenen Mitteln fortzusetzen. Denn bei der Umkehrung der deutschen Mark in holländische Gulden würde das ganze Missionseinkommen hinschmelzen wie Schnee vor der Sonne. Glücklicherweise hat die holländische Regierung wenigstens vorläufig einen zur Not ausreichenden Zuschuß gewährt, um die bestehende Arbeit einigermaßen aufrecht zu erhalten. Hoffentlich behält die Rheinische Mission bei den unseren Lesern bekannten, schnell wachsenden Schwierigkeiten der Batakmission und bei dem einzigartigen Segen der Nias-Mission die innere missionarische Freiheit ihres Handelns, so daß sie ungebunden durch goldene Fesseln nur nach den Reichsgottes-Gesichtspunkten ihre Arbeit auszubauen in der Lage ist. Und für ihre kleine chinesische Mission hat sich die Deutsche Evangelische Synode in Nordamerika stark gemacht, die erforderlichen Geldmittel aufzubringen, und der Varmer Missionspräsident D. Genähr sucht in rastloser Werbetätigkeit in den dortigen Gemeinden diese Sammlung zu unterstützen. Immerhin ist es eine recht sorgenvolle Lage, daß weder bei der Deutschen Evangelischen Synode noch bei der holländischen Regierung eine Gewähr vorhanden ist, auf wie lange die Zuschüsse gezahlt werden.

Die Berliner Mission hat ihre beiden großen Missionsfelder in Südafrika und in China behalten. Zur Bezahlung ihrer laufenden Ausgaben war vor dem Kriege ein Zuschuß von etwa 600 000 M für Südafrika und 350 000 M für Süd- und Nordchina erforderlich. Rechnen wir, daß die deutsche Mark knapp noch ein Fünftel ihres früheren Wertes hat, so würde das bedeuten, daß von Berlin aus in jedem Jahre 14 1/2 Millionen Mark hinausgeschickt würden. Das steht natürlich ganz und gar außer Frage, da die Berliner Mission trotz der bewundernswürdigen Steigerung der Opferwilligkeit ihres heimatlichen Freundeskreises ein Jahreseinkommen von knapp zwei Millionen Mark hat. Zudem sind auch die Kosten des heimatlichen Betriebes

durch die Gehälter der Angestellten des Missionshauses und der in der Heimat weilenden Missionare und durch den Unterhalt des Missions-Seminars so ungeheuer gewachsen, daß etwa zwei Drittel des gesamten Einkommens durch den heimatischen Betrieb aufgezehrt werden. Wo sollen da die großen Geldmittel zur Weiterführung der Missionsarbeit herkommen? Unsere Leser werden verstehen, daß das der Berliner Missionsleitung schon manche sorgenvolle Stunde bereitet hat. Die südafrikanischen Missionsgemeinden sind ja von einer anerkennenswerten Opferwilligkeit. Zudem hat die Berliner Mission glücklicherweise in Südafrika einen erheblichen Grundbesitz, von dem immerhin Stücke verkauft werden können, ohne daß die Lebensnotwendigkeiten der Mission oder der werdenden südafrikanischen Kirche in Frage gestellt werden. Aber unglücklicherweise leidet auch gerade Südafrika unter einer furchtbaren wirtschaftlichen Depression, die die Gemeinden verarmen läßt und es außerordentlich erschwert, selbst günstig gelegene Grundstücke zum Verkauf zu bringen. Für die chinesische Mission hat, wie bekannt, das National Luthervan Council zunächst für das Jahr 1921 eine monatliche Beihilfe von 4000 Dollars gezahlt, also im Laufe des Jahres 48000 Dollars, und mit dieser Summe scheint es möglich gewesen zu sein, nicht bloß den Arbeitsbetrieb der Berliner Mission aufrecht zu erhalten, sondern sogar allerlei Neuanfänge in der ärztlichen und der Frauenmission zu machen und vor den Toren von Nanton ein günstig gelegenes Grundstück für eine Schulstation zu erwerben. Aber so groß die Hilfsbereitschaft der amerikanischen Lutheraner ist, so ist es doch zweifelhaft, ob sie im Jahre 1922 in der Lage sein werden, wieder monatlich 4000 Dollars zu bewilligen. Wenn sie nur wenigstens noch für einige Jahre 3000 Dollars im Monat zu zahlen in der Lage wären, könnte man doch hoffen, daß dadurch die Berliner Mission über die gegenwärtige Krise hinweggerettet würde.

Man sieht, Gott hat über Bitten und Versprechen durch das Jahr 1921 hindurchgeholfen, und es hat sich an den deutschen Missionen die Verheißung des schönen Liedes bewährt:

Wenn die Stunden sich gefunden,  
 Bringt die Hül' mit Macht herein;  
 Und dein Grämen zu beschämen,  
 Wird es unversehens sein.

Aber das alles sind Fragezeichen, mit denen wir in das Jahr 1922 hineingehen, und nur das Vertrauen auf die gnädige Durchhülfe Gottes, die wir in den letzten Jahren so über Erwarten erfahren haben, gibt uns den Mut und die Freude, unerschrocken die Aufgaben des neuen Jahres in Angriff zu nehmen. Schauen wir nur auf uns, auf die uns zu Gebote stehenden Hilfsmittel, auf die zurzeit in unserem Gesichtskreis liegenden Hilfsmöglichkeiten, so möchten wir schier verzagen. Aber wir haben ja einen Herrn, der reich ist über alle, die Ihn anrufen, und es ist Seine Sache, die wir treiben, und Seine Ehre, die davon betroffen wird. Wir sind gewiß, daß der Herr der Mission Sein Werk auch ohne unseren schwachen und unvollkommenen Dienst durchführen kann, und daß es nur Gnade ist, wenn Er uns zu

Seinen Handlangern gebraucht. Aber da Er uns durch alle Stürme des Weltkrieges hindurch einen so großen Teil unserer Missionsarbeit gelassen hat, halten wir es für die selbstverständliche Glaubenspflicht der deutschen Missionskreise, daß sie nun diesen verbliebenen großen Rest mit ihren Opfern und mit ihren Gebeten durch die schweren Krisen dieser Jahre hindurchtragen. Allerdings, auf Hoffnung wider Hoffnung. Gott allein kann es versehen.

Sein Werk kann niemand hindern,  
 Sein Arbeit darf nicht ruhn,  
 Wenn Er, was Seinen Kindern  
 Ersprießlich ist, will tun.



## Missionen und Regierungen.

Vortrag, gehalten bei der Missionswoche in Herrnhut, Oktober 1921,  
 von D. Paul Hennig.

Unser Thema „Missionen und Regierungen“ gehört hinein in die Gegenwart und greift über sie hinaus in die Zukunft der Mission.

Um diesem Thema gegenüber von vornherein die rechte Stellung zu gewinnen, müssen wir uns aussprechen, daß wir zwar ein wichtiges Missionsproblem zu behandeln, aber nicht die Frage nach dem Bestand und der Zukunft unsres Werkes zu beantworten haben.

Sein Bestand und seine Zukunft liegen nicht in Menschenhänden, sondern in der Hand Gottes und werden nicht durch menschlichen Willen, sondern durch das souveräne Walten unseres himmlischen Königs bestimmt und geregelt. Will Er auch äußerlich mit Seinem Werk fortschreiten, so wird Jhn niemand hindern können. Ja, Feindschaft und Widerwärtigkeiten der Menschen werden auch hier Sein Ziel desto sicherer herbeiführen helfen.

Dabei ist freilich die Ausbreitung des Reiches Gottes in der Welt und sein Kommen zu den Menschen nach Gottes Willen hineingebaut in die Geschichte der Menschheit und sein äußerlicher Gang wird wenigstens für unser menschliches Auge oft stark beeinflusst durch das Verhalten der staatlichen Gewalten.

Die Mission ist, wie D. Warned sie mit Recht bezeichnet, eine Großmacht, aber eine solche in Anrechtsgehalt. Wir müssen wieder lernen, diesen ihren eigenartigen Charakter wirklich anzuerkennen, um nicht an ihrer Großmachtstellung irrezuwerden oder gar durch törichtes Handeln sie um den Ruhm einer solchen zu bringen.

Dabei kann uns unser Thema einigen Dienst leisten. Das ist doppelt notwendig in der Gegenwart, in der fast unvermittelt mitten in einer der größten Missionszeiten der Kirche ein Schlag von so erschütternder Art gegen die Mission erfolgte, daß wir es immer noch nicht verwirten können. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam die feindseligste Haltung der größten protestantischen Macht gegen die Mission. Wie war das möglich?

Wir könnten aber auch die Frage anders wenden: „Wie erklären wir uns die vorhergehende, fast ungehinderte Entfaltung der Mission unter dem Schutz und oft genug auch der Anerkennung derselben Regierungen?“ Ihr Verhalten hat in der Vergangenheit das Verhältnis von Missionen und Regierungen — man möchte sagen — ausschlaggebend bestimmt. Ihr Verhalten wirkt hinein in die Gegenwart und wird es voraussichtlich auch in Zukunft tun. Erst auf Grund dieser prinzipiellen Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Regierungen und Missionen in der Vergangenheit werden wir die Gegenwart verstehen und in der Lage sein, auch einige Gedanken über das künftige Verhalten beider Gruppen auszusprechen. — So wenden wir uns zunächst der Vergangenheit zu!

### I. Rückschau.

Die innere Voraussetzung für die große Missionszeit des abgelaufenen Jahrhunderts und besonders seiner letzten Jahrzehnte war eine überaus bedeutsame menscheitsgeschichtliche Entwicklung, die darum in das Gebiet der Politik und Kolonialpolitik übergreifen mußte. Noch bis in die Anfänge der neuzeitlichen protestantischen Mission wirkte das mittelalterliche „*cujus regio ejus religio*: Der Herrscher entscheidet auch über die Religion seiner Untertanen und ist für dieselbe verantwortlich“. Von diesen Anschauungen waren auch die ersten kolonialen Unternehmungen der auf den Weltchauplatz tretenden, jungen protestantischen Seemächte getragen. Die Mission etwa in Niederländisch-Indien war koloniale Sache, der Geistliche — nicht eigentlich „Missionar“ — war der bezahlte Beamte der kolonialen Macht.

Aber das große Erbe der Reformation, die Entdeckung des Geistes und die Forderung der Anerkennung desselben, mußte in dem geistigen Leben der folgenden Jahrhunderte sich langsam auswirken und trafs schließlich in der Zeit der Aufklärung wie der Revolution, wenn auch vielfach getrübt und manchmal politisch mißdeutet, in der Forderung der Religionsfreiheit als Teil des Menschenrechts für den einzelnen wie für die Völker hervor. Die Folge hiervon mußte eine mehr oder weniger durchgeführte Trennung von Staat und Kirche sein. Jedenfalls hatte der Staat für die Religion seiner Untertanen keine Verpflichtung mehr; ja er hatte eigentlich nicht mehr das Recht, sich um die Religion seiner Untertanen zu kümmern. Der gleiche Grundsatz mußte allmählich auch in den Kolonien seine Anwendung finden.

Damit war der jungen Mission prinzipiell die Freiheit gegeben, ihrer Eigenart entsprechend das Evangelium auszubreiten und ihm Anhänger aus dem Heidentum zu werben.

Gleichzeitig vollzog sich in der werdenden und wachsenden Kolonialwelt der protestantischen Seestaaten ein Umschwung anderer Art. Die neue koloniale Betätigung war herausgewachsen aus dem Handels- und Unternehmungsgeist einzelner. Die ersten derartigen Kolonien waren kaufmännische oder Handelsunternehmungen, wenn auch unter staatlichem Schutz. Wir kennen den Geist der Selbstsucht, der hier regierte, und den in dem Sklavenhandel wie in der rücksichtslosesten Knechtung und Vergewaltigung.



gung der Eingebornen — nicht am wenigsten in dem Gebiet der „Ostindischen Gesellschaft“ — seinen Triumph feierte. Man nahm dies zunächst als etwas Selbstverständliches hin, — wir wissen, daß ein Kettelbed auf einem Sklavenschiff tätig war, ohne daß ihm dabei etwas einfiel —, bis auch hier das Menschenrecht, die Humanität in Verbindung mit den christlichen Gedanken aus dem Kreis der Missionsfreunde in der englischen Welt ein anderes Rechtsempfinden anbahnte und in dem großen Kampf der christlichen und humanen Kreise Englands um die Abschaffung der Sklaverei zum Durchbruch kam. Darüber mußte sich das koloniale Leben neugestalten.

An Stelle der niemand wirklich verantwortlichen Handelsgesellschaften trat die Regierung des Mutterlandes als die eigentliche Herrin der Kolonien und wurde damit selbst verantwortlich auch für die Welt der Eingebornen. Zumal das fortschreitende wirtschaftliche Leben wies immer bewußter auf die Bedeutung der Eingebornenbevölkerung hin. Sie war einmal Abnehmerin europäischer Waren — jedoch nur, wenn sie der Kultur zugeführt war —; andererseits die unentbehrliche Arbeitskraft für den werdenden Weltmarkt. Dernburgs bekanntes Wort: „der Eingeborne, das größte Aktivum der Kolonien“ möchte den Höhepunkt dieses kolonialen Gedankens bezeichnen. Die Interessen der Kolonialmächte mußten sie dahin führen, eine höchste Entfaltung der Eingebornenkräfte anzustreben.

Wer aber war für diesen Teil der erziehlichen Arbeit besser geeignet als die Mission? Sie wußte, wie kein Beamter des Staates das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, sie vermittelte die Kenntnis der Sprache, des Charakters und der Sitten der Eingebornen; und sie wußte Fähigkeiten und Kräfte der Eingebornen zu wecken, die man dort nie vermutet hätte. Sie erzog friedliche und fleißige Untertanen, und sie schuf mit ihren Stationen vorbildliche Zentren kulturellen und wirtschaftlichen Lebens.

Und dies alles mußte die Mission um ihrer eigenen Arbeit willen leisten.

So fand sich eine Interessengemeinschaft, die beide beteiligten Größen in nahe und manchmal herzliche Verbindung bringen konnte. Nur in der Gemeinschaft beider — im Zusammenhang mit der eigenartigen Entwicklung von Handel und Technik, von Welterschließung und Weltverkehr — konnte sich jene wunderbare Missionsentfaltung vollziehen, die wir staunend erlebt haben.

Gottes innere und äußere Führungen in der Geschichte der Menschheit wirkten zusammen, um das 19. Jahrhundert zu einer Missionszeit zu machen, die wohl nur in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche ihre Parallele findet.

Missionen und Regierungen schienen ein Verhältnis gewonnen zu haben, das einen normalen Missionsbetrieb gestattete, wie er schöner nicht gedacht werden konnte. Die Mission hatte freien Zugang zu den größten Teilen der Welt, durfte sich — wenn sie es wünschte — des Schutzes der Regierungen erfreuen und konnte den zu geordneter, dauernder Arbeit notwendigen Landbesitz erwerben. Sie erhielt für ihre erziehliche und

ärztliche Arbeit wie für manche andre wichtige kulturelle Tätigkeit (Brückenbau und dergl.) Förderung und Unterstützung vom Staat. Kurz, sie durfte sich als eine unentbehrliche und geschätzte Mitarbeiterin der Regierungen wissen und konnte um dieser Stellung willen sich als anerkannter Protektor der Eingebornen fühlen und in allen Fragen derart ihre Stimme erheben.

Dies die Rechtslage, die sich allmählich zwischen Missionen und Regierungen herausbildete, — langezeit ein ungeschriebenes Recht, — als dessen erste klassische Niederschrift wir wohl die Kongo-Akte von 1865 bezeichnen dürfen. Außerhalb Deutschlands wird sie als die Berliner Akte bezeichnet.

Das Wohnheitsrecht der unter protestantischen Staaten stehenden Kolonien wurde — wenn auch zunächst nur für das Kongo-Becken — doch damit für einen großen Teil Afrikas und die in demselben ansässigen anderen Kolonialstaaten — Belgien, Frankreich, Portugal — zum allgemeinen Recht.

Artikel 6 dieser Akte lautet: „Alle Mächte, welche in den gedachten Gebieten Souveränitätsrechte oder einen Einfluß ausüben, verpflichten sich, die Erhaltung der Eingebornenbevölkerung und die Verbesserung ihrer sittlichen und materiellen Lebenslage zu überwachen und an der Unterdrückung der Sklaverei, insbesondere des Negerhandels, mitzuwirken. Sie werden ohne Unterschied der Nationalität und des Kultus alle wissenschaftlichen, religiösen und wohlthätigen Einrichtungen und Unternehmungen schützen und begünstigen, welche zu jenem Zweck geschaffen und organisiert sind, oder dahin zielen, die Eingebornen zu unterrichten und ihnen die Vorteile der Zivilisation verständlich und wert zu machen.“ Christliche Missionare, wissenschaftliche und Forschungsreisende usw. genießen besonderen Schutz. „Gewissensfreiheit und religiöse Toleranz werden ebenso den Eingebornen wie den Untertanen europäischer Staaten oder Ausländern gewährleistet. Freiheit und öffentliche Übung jedes Gottesdienstes und das Recht der Errichtung gottesdienstlicher Gebäude und die Organisationen religiöser Missionen aller Bekenntnisse sollen nicht beschränkt oder in irgendeiner Weise behindert werden.“

Freilich war damit nur für einen Teil des weiten Missionsfeldes das grundsätzliche Zusammenwirken von Mission und Regierung erreicht. Rußland huldigte bis zum Zusammenbruch des Zarismus noch immer dem mittelalterlichen Grundsatz: „Cujus regio, ejus religio“, und ließ keine Missionsarbeit außer derjenigen der orthodoxen griechischen Kirche zu. Frankreich sah sich als den speziellen Protektor der römisch-katholischen Mission an. Seine Haltung protestantischen Missionen gegenüber war fast immer feindlich. Wir wissen, welche schmerzlichen Folgen dies für die Mission in Madagaskar gehabt hat. Daß das heidnische China seine alte Ablehnung der Mission gegenüber endlich aufgab, war zunächst nur eine Folge äußeren Zwangs von seiten der europäischen Mächte. In Japan gab es religiöse Freiheit erst seit 1889. Die Intoleranz des Islam ist bis heute ungebrochen. Das katholische Portugal hat erst 1913 auch für seine Kolonien religiöse Duldung ausgesprochen. Aber in anderen,



Staaten und zumal dem großen britischen Kolonialreich hatte sich ein solches Verhältnis zwischen Mission und Regierung herausgebildet, daß auch bei schweren kriegerischen Verwicklungen wohl mancherlei Schädigungen einzelner Missionsfelder erwartet werden, kaum aber der Fortbestand der Mission bedroht scheinen konnte.

Hierüber haben wir ein eigenartiges Dokument aus dem Anfang der Kriegszeit:

In seiner 1916 veröffentlichten Geschichte der C.M.S. macht Dr. Eugene Stoeck folgende interessante Bemerkungen: „Nur in Deutsch-Ostafrika, wo die C.M.S. und die Universitätsmission arbeiteten, wäre es möglich gewesen, daß durch den Krieg Schwierigkeiten für die englischen Missionsgesellschaften entstehen konnten. Aber es haben immer die besten Beziehungen zwischen den Missionaren und den deutschen Autoritäten bestanden, im schreienden Gegensatz zu den Schwierigkeiten, die die S.P.G. und die Londoner Mission unter dem französischen Regiment in Madagaskar durchzukämpfen hatten.“

Die Sorge der englischen Christenheit galt vielmehr der deutschen Mission in den britischen Gebieten, sowohl in Afrika als in Indien. Nicht etwa, daß irgendwelche unfreundliche Behandlung von seiten der britischen Autoritäten zu befürchten gewesen sei, aber wie würde es mit der finanziellen Unterstützung der deutschen Mission stehen, wenn sie durch den Krieg von ihrem Heimatland abgeschnitten wäre?“

Wir erinnern uns daran, daß im Oktober oder November 1914 das Angebot finanzieller Unterstützung der deutschen Mission von England aus erfolgte: — aus damals nur allzu verständlichen Gründen glaubte die deutsche Mission, dies Angebot ablehnen zu müssen.

Doch bevor wir diesen Gedankengang abbrechen, noch eins: Wollen wir die tatsächliche Anerkennung der Mission von seiten der Regierungen in der Vergangenheit richtig bewerten, so müssen wir noch eins klar betonen: Bei dem allen handelt es sich nicht um eine bewußte und willentliche Unterstützung und Förderung der christlichen Mission. Der moderne Staat ist religiös indifferent. Er schützt jeden Kultus, sofern er nicht gegen die Gesetze des Staates, der öffentlichen Meinung und Sittlichkeit verstößt. Es waren nicht religiöse Gründe für sein Verhältnis zur Mission bestimmend, sondern Gründe anderer Art. In den mir zugänglichen Dokumenten bin ich auch nur einmal dem Wort „christliche Missionare“ begegnet, in der Kongoakte. Der bekannte Ausspruch des früheren Kolonialministers Dr. Solf: „Kolonisieren heißt missionieren“, konnte nur von einem Freund der Mission ausgesprochen werden, der auch als der verantwortliche Vertreter einer Kolonialmacht sich nicht scheute, der Wahrheit die volle Ehre zu geben, daß nur die christliche Mission eine wirkliche Erziehung des Eingeborenen zu leisten vermöge.

Mit diesem Satz: „Das Verhältnis der Missionen zu Regierungen beruht nicht auf religiösen Gründen“, haben wir einen Teil der schweren inneren Konflikte erklärt, in die der Krieg uns Christen geworfen hat. Wir

sahen in der hinter uns liegenden Missionszeit das Evangelium ungehindert seinen Lauf durch die Welt nehmen und konnten wohl angesichts seines siegreichen Vordringens einen Augenblick meinen, es könne und würde immer so bleiben. Ähnlich mag es den Jüngern ergangen sein, als sie neben ihren Meistern herwandelnd aus seinen Worten und durch seine Taten vom Kommen, ja vom Dasein des Reiches Gottes überzeugt wurden. Er aber spricht von einer Zeit, da sie trauern werden, weil der Bräutigam ihnen genommen sein wird. Vor Ostern kam Golgatha. Die Großmachstellung der Mission geht einher in Knechtsgehalt. Wie die Jünger am Karfreitag, konnten auch wir innerwerden, daß nicht nur das Reich Gottes auf dem Plan und im Kommen ist, sondern, daß auch andere Kräfte walten und Gewalt haben. Die zeitweilige gewährenlassende, ja freundliche und anerkennende Haltung der Regierung der Mission gegenüber lag im eigenen Interesse der Regierung. Gerade die Zeit kolonialen Werdens und Wachsens mit ihren übergroßen Aufgaben — schier in allen Ländern und unter oft schwierigsten Verhältnissen — mußte die Mission als unentbehrlich erscheinen lassen.

Da aber kam der Weltkrieg und eine andere politische Lage konnte die bisher geübte Politik der Mission gegenüber gar zu schnell vergessen lassen. Was fragt der Staat, wenn es um die eigene Existenz geht, nach dem Kommen des Reiches Gottes! Die britische Politik wurde jetzt allein bestimmt durch den Gedanken, den dem britischen Weltreich drohenden Gefahren zu begegnen.

## II. Krieg und Mission.

Wir können eine kurze Absehwendung in das Gebiet der Politik hier kaum vermeiden. Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, wie lange das britische Reich schon darum ringt, nicht in seine einzelnen Teile auseinanderzufallen. Irland, Kanada, Südafrika, Australien und nicht am wenigsten Indien bedeuten ebenso viele verschiedene, wie kaum befriedigend lösbare Probleme für die englische Politik. Die Interessen der einzelnen Teile sind denen des Mutterlandes teilweise so entgegengesetzt, daß nur eines sie zusammenhalten kann, der Gedanke des britischen Imperiums als einer die Völker verbindenden und die Welt beglückenden Kultur. Daß darin der Gedanke der Freiheit alten Traditionen des Mutterlandes entsprechend eine so große Rolle spielt, ist wohl verständlich. Ebenso klar aber ist, daß gerade diese Freiheit der umstrittene Punkt sein muß. England garantiert seinen Bürgern Freiheit der Person, der Bewegung, des Handelns und des Handels, wenn man nichts anders sein will als eben ein Bürger des großen Empires. Jede Besonderheit — und wie viele gibt es in dem eine ganze Welt umfassenden Empire — ist ein stiller Gegensatz zu dieser Freiheit, die als Danaergeschenk empfunden wird, wenn sich das eigene Volkstum, die eigene Sprache und Art, das eigene Rechtsempfinden einmal kräftig zu entfalten beginnt. So ist die britische Geschichte die Geschichte ebenso vieler Kompromisse, um für das Ganze zu retten, was zu retten ist. Bleiben wir bei Indien stehen, dem Lande, in dem gerade die Missionsfrage akut wurde. Welche inneren Schwierigkeiten müssen hier bestanden haben, wenn am Ende der Kriegszeit im

Jahr 1919 bedeutsame Funktionen der Regierung einem aus Indien gebildeten Ministerium, das aus der Wahl des indischen Volkes hervorgeht, zuerkannt werden mußten! Im wesentlichen konnte das Mitterland nur die äußere Verwaltung, die Verteidigung des Landes nach außen und die Ordnung im Innern sich selbst vorbehalten.

Angeichts so schwieriger innerer Verhältnisse konnte — ja, man möchte sagen, mußte die indische Regierung am Anfang des Krieges sich in die Lage versetzt sehen, jeden fremden Einfluß, der die vorhandenen Schwierigkeiten steigern konnte, nach Möglichkeit auszuschneiden. Gerade wir Deutschen, die wir den Begriff der militärischen Notwendigkeit im Kriege genügend kennen und werten gelernt haben, hätten uns nicht wundern dürfen, wenn aller fremde Einfluß zeitweilig ausgeschaltet worden wäre. Ich sage „aller“ und sage „zeitweilig“. Viel gefährlicher als die Anwesenheit etwa eines deutschen Missionars, der sich unter Römer 13 stellte, war die leider oft so stark politisch orientierte Missionstätigkeit anderer Völker, die in der Demokratie, wir können auch sagen, dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, das dem Christentum entsprechende Regierungsideal sah, und nirgends in der Welt mit dieser Lehre zurückgehalten hat.

Ein Unrecht, ein bewußtes Unrecht setzte ein, sobald man, wie Dr. Brown einmal bemerkte: „eine unterschiedslose Verfolgung der Ausländer, ohne Rücksicht auf Charakter, Beruf, Gehorsam, den Regierungsautoritäten gegenüber zu einem unerhörten Extrem trieb, das in einzelnen Fällen an Wahnsinn grenzte.“ Diese Ausländer aber waren, wenn auch nicht ausschließlich, Deutsche oder Deutsch-Schweizer. Wir wissen, welche Konsequenzen diese indische Politik für das gesamte Missionsgebiet gebracht hat. Hier zeigte der Imperialismus seine brutalste Art. Ich wiederhole, was fragt der Staat, wenn es um die eigenen Interessen geht, nach Interessen des Reiches Gottes!

Nicht zufällig erscheint in der Schrift als der größte Feind des Reiches Gottes das Reich der Welt und zwar eben in der Gestalt der Weltmächte. Am Ende der Tage wird die rohe Gewalt, „das Diesseits“, über all die geistigen Mächte aus Gott scheinbar triumphieren, wie sie es am Tage von Golgatha getan hat. Ob wir diesem Tag schon nahe sind, weiß Gott allein. Was die Mission erlebt hat, was gleichzeitig das Baltikum oder unter den Bolschewisten Rußland und selbst Deutschland erleben mußten, zeigt, daß es zwischen diesen Mächten der Erde und dem Evangelium und seinen Dienern einen nicht zu überbrückenden Gegensatz gibt.

Es hätte nur eins gegeben, was diesen Geist rücksichtsloser Selbstsucht hätte zurückhalten können, das christliche Gewissen, das davor bangte, — mochten die Staatsinteressen fordern, was sie wollten — sich an der Sache Gottes zu vergreifen. Dieses christliche Gewissen hätte wachen können bei einzelnen Vertretern der Regierung, die eben um des Gewissens willen den prinzipiellen Egoismus des Staates hätten mäßigen und ihm die Spitze abbrechen können, oder in der öffentlichen Meinung des britischen Volkes, die — vom Christentum beeinflusst — sich auch den Übergriffen der Politik gegenüber durchzusetzen gewagt hätte.

In einer großen Epoche der Mission am Anfang der heutigen Missionszeit, vor einem Jahrhundert, waren diese christlichen Kräfte lebendig in der schon damals größten protestantischen Kolonialmacht. Ihr mutiges und unermüdliches Wirken durch ein halbes Jahrhundert englischer Geschichte trug England den Ruhm ein, wie kein anderes Volk der Erde — ein Missionsvolk zu sein. Die Missionsgeschichte und die Geschichte des Reiches Gottes wird es der englischen Christenheit jener Tage nie vergessen, daß sie mit ihrem Kampf gegen die Sklaverei die Welt und zumal die Welt der Heiden von einer unendlichen Schmach befreit hat. — Ein Jahrhundert später scheinen diese Kräfte verfaßt zu haben. Nationaler Egoismus konnte schweigend zusehen, wie ein nicht geringer Teil des Missionsfeldes vernichtet, wie trotz der Berliner Akte Afrika in den Krieg und seine hilflosen Millionen mit in das Verderben der Welt verwickelt wurden; nationaler Egoismus konnte sehen, wie man das heidnische China gegen seinen Willen zwingen wollte, eine Gruppe von Missionaren auszuweisen. Chinesische Christen und selbst heidnische Mandarinen handelten anders und besser.

Wo nationaler Egoismus, — eine Folge der politischen Entwicklung des letzten Jahrhunderts und die große Versuchung gerade des modernen Patrioten, — sich rücksichtslos durchsetzt, kann er nicht Hüter der Schätze Gottes in der Welt sein. Hier müssen wir Christen uns schämen, daß das Evangelium in der Welt nicht größere Macht entsalten konnte. Hier ist seine Knechtsgehalt eine Anklage gegen uns Christen und unsre Schmach. Zu seine Schlußwort zur Edinburgher Konferenz fügte Dr. Mott der bekannten Einleitung: „Das Ende der Konferenz ist der Anfang des Tatens“ die Frage hinzu: „Hat es uns nicht unendlich gedemütigt, entdecken zu müssen, daß das große Hindernis für die Ausbreitung des Christentums in uns selbst liegt?“ Wenn sie diese Entdeckung — auch heute noch — wirklich macht, wird die Christenheit sich selbst wiederfinden.

Dieses Versagen einzelner Staatsleiter oder der öffentlichen christlichen Meinung in einem so entscheidenden Fall hat aber nicht nur einem Teil der Mission eine für christliches Empfinden unerträgliche Schädigung eingetragen, sondern die Stellung der Regierungen zur Mission und zu den Missionen in **eine neue Phase** hinübergeführt. Die Konsequenzen dieses rücksichtslosen Sichvergreifens an einem Teil der Mission wirkt in die gesamte Missionsarbeit der Welt — voraussichtlich in weite Zukunft hinein. Die Zeit des ruhigen Gewährenlassens der Mission und ihrer freundlichen Unterstützung scheint hoffnungslos vorüber. Wir stehen vor einer anders gearteten Missionszeit. Der schwerste Verlust, der alles andre erklärt, ist der Verlust des ruhigen selbstverständlichen Vertrauens in den Träger der Mission, den **Missionar**. Der Charakter des Missionars als eines Dieners Christi, ist durch das, was der Krieg gebracht hat, vor der ganzen Welt in Frage gestellt worden.

Oft genug hatte man die selbstlose Hingabe des Missionars bewundert, die ihn wie niemand sonst dem Eingebornen naberrückte, und die das Vertrauen des Eingebornen wie zu einem väterlichen Freund und Beschützer werden mußte. Da gleichzeitig die Loyalität dieses Missionars der Regierung gegen-



über über allem Zweifel erhaben, ja selbstverständlich war, so gab es keinen besseren Erzieher loyaler Untertanen. Aber wurde diese Loyalität des Missionars der Regierung gegenüber in Zweifel gezogen, dann war er allerdings der gefährlichste Mann, gehörte hinter Schloß und Riegel, ja, war noch besser des Landes zu verweisen und aus seiner Arbeit zu entfernen. Es sei der britischen Regierung in Indien nicht vergessen, daß sie diese Konsequenz nur langsam gezogen hat und zwar nur unter dem Druck einer nationalen Ueberreizung selbst der christlichen Kreise, — um dann, da die berufenen Fürsprecher der Mission schwiegen, allerdings rücksichtslos deutsche Missionsarbeit „for a long period after the war“ aus den britischen Kolonien auszuschalten. Deutsche Missionsarbeit, — hier liegt das Unrecht.

Die Regierung mußte wissen, daß die Anklage der Unloyalität des deutschen Missionars nicht wahr ist, aber die Mission selbst war damit noch lange nicht freigesprochen von dem Verdacht politischer Tendenzen. War ja „der Missionar“ oft genug der Spitzenreiter politischer und wirtschaftlicher Unternehmungen gewesen, hatte sich als solcher gebrauchen lassen und wurde von der Öffentlichkeit auch als solcher bewertet. Ist das Schweigen der englischen Christen zur Anklage der Unloyalität der deutschen Missionare ein indirekter Beweis bösen Gewissens gewesen?

Dann hätte die deutsche Mission mit ihrer prinzipiellen und tatsächlichen Loyalität gegenüber den Regierungen der Länder, in denen sie arbeitete, nach dem wunderlichen Grundsatz des Reiches Gottes als Unschuldige für anderer Schulden leiden müssen. Solches Leiden aber ist nicht umsonst! Hier liegt unsere Hoffnung für die Zukunft, die Zukunft der evangelischen Mission.

Der Charakter des Missionars ist durch das, was der Krieg gebracht hat, vor der ganzen Welt in Frage gestellt worden. Wie konsequent die Regierung darin war, beweist, daß sie einen Augenblick wirklich daran denken konnte, auch den ganzen Missionsbesitz als Eigentum feindlicher Ausländer zu betrachten und unter Konfiskation zu stellen. Man vergaß, daß dieser Besitz

Missionshaus, Kirche, Schule, — in den Dienst der Eingebornenwelt gestellt worden war, daß diese Konfiskation gar nicht nur den Ausländer, sondern mehr noch den Eingebornenchristen in den wichtigsten Lebensinteressen schädigen müsse. Kirchlicher Besitz war von alter Zeit her als etwas der Zivilgesetzgebung Entnommenes angesehen und stand unter besonderem Gesetz und Schutz. Erst auf Einspruch aus missionarischen Kreisen Englands hin hat die britische Regierung sich eines anderen (ob besseren?) besonnen. § 438 des Versailler Friedensvertrages stellt allen Missionsbesitz (— aber eben wiederum nur allen deutschen oder deutschschweizerischen —) unter die Aufsicht eines Treuhänderrates, entsprechend dem Treuhändergesetz, das sich in England für christliche und charitative Leistungen immer mehr durchgesetzt hat. Die britische Missionswelt glaubt, daß damit der deutschen Mission unter diesen Umständen der beste Dienst geleistet sei, — auch gerade im Blick auf etwaige spätere Rückkehr. Aber freilich die Anwendung dieses Paragraphen nur auf den deutschen Besitz kann von uns nach unserm Rechtsempfinden nur als ein verhängnisvoller Raub am Missionsgut betrachtet werden, ebenso wie uns die selbstverständliche Uebernahme verlassener Missionsfelder, die Gott andern anvertraut

hatte und die die Betreffenden von sich aus nicht hätten weggeben dürfen, als Raub erscheinen muß.

Doch, nach dieser Abschweifung zurück zur prinzipiellen Stellung von Regierungen zu Missionen und Missionaren. Ist der Charakter des Missionars in Frage gestellt, so bringt gerade seine besondere Stellung den Eingebornen gegenüber mit sich, daß er anders als etwa der Kauf- oder Privatmann unter einer gewissen Kontrolle stehen muß. Wir sehen, daß Rechtsempfinden hat sich gewandelt. So hat die Kriegszeit ein Erbe hinterlassen, das uns in kommende Zeiten folgt, das uns weiterbeschäftigen wird, eine Ordnung, und zwar eine erstmalige Ordnung für die Mission innerhalb des britischen Imperiums, die sogenannten „Memoranden“.

Eine derartige Regelung hatte bisher — soweit uns bekannt — nur für Niederländisch-Indien bestanden. Jeder dort arbeitende Missionar mußte einen Erlaubnischein von seiten der Regierung erlangen, um als Missionar anerkannt zu werden. Doch diente diese Maßregel wohl nur dazu, etwa unerwünschte Elemente fernzuhalten. Weitere Konsequenz ist nicht gezogen worden. Als die britische Regierung etwas Ähnliches beabsichtigte, stieß sie — und nicht mit Unrecht — auf den Widerstand der britischen Missionskreise. Ein solcher Plan, in solcher Zeit, mußte auf Einschränkung der bisherigen Rechte des Missionars nach zwei Seiten hinauslaufen, und zwar auf eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, die ein englischer Staatsbürger sich nicht glauben gefallen lassen zu dürfen; ebenso aber auf die Beschränkung der Freiheiten und Rechte eines Dieners des Evangeliums. Aus den Verhandlungen gingen schließlich die *Memoranden* hervor, die eine besondere Verordnung betreffs englischer und amerikanischer Missionare und Missionsgesellschaften und eine besondere betreffs Neutraler darstellen. Die katholische Kirche lassen wir hierbei außer Betracht.

Man sagt, es sei das erste Mal, daß die britische Regierung eine so positive Stellung zur Mission in einem öffentlichen Dokument einnehme. Das Dokument fängt freilich vielversprechend an: „Unter voller Anerkennung des Wertes der Arbeit, die Missionare und andre Philantropen und Gesellschaften und Organisationen in der Vergangenheit geleistet haben, heißt die Regierung Seiner Majestät und die Regierung Indiens deren Mitarbeit auch in der Zukunft zur Förderung der moralischen und materiellen Wohlfahrt der Völker Indiens willkommen.“ — Aber diese Anerkennung dient nur als Folie, auf der das Mißtrauen gegen die Mission als einer eventuell staatsgefährlichen oder unter Umständen staatlich nicht erwünschten Organisation zum schärfsten Ausdruck kommt. Denn § 2 fährt fort: „Aber während der Staat die Verpflichtung christlicher Zivilisation anerkennt, ist er verpflichtet, die nötigen Maßregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit zu treffen; und die Erfahrung des Krieges hat gezeigt, daß gewisse ausländische Gesellschaften und Personen nicht imstande waren, ihre nationalen Leidenschaften von der Benachteiligung dieser Sicherheit fernzuhalten, — und daß eine gewisse Ueberwachung nötig ist.“

§ 3 verlinket den Ausschuß von Missionaren feindlicher Nationalität auf eine gewisse Periode, die später auf 5 Jahre festgesetzt ist. In so gefähr-



licher beruflicher Verbindung werden nun auch englische und amerikanische Missionen und Missionare kaum die volle frühere Freiheit erwarten können! Zwar sichert § 5 den anerkannten britischen und alliierten Gesellschaften keine Einschränkungen zu, unter der Bedingung, daß sie durch die allgemein anerkannten Missionsinsinzen dieser Länder, die Konferenz von Missionsgesellschaften im Vereinigten Königreich und die auswärtige Missionskonferenz von Nordamerika, „empfohlen“ sind d. h. wenn diese Missionsgrößen für „die bona fides und Verantwortlichkeit der betreffenden Gesellschaften sich verbürgen“. Bona fides und Verantwortlichkeit von christlichen Missionsgesellschaften! eigentlich eine selbstverständliche Sache! Wenn ein Gesetz aber etwas Selbstverständliches ausspricht und als Forderung aufstellt, übernimmt es damit das Recht, dies eigentlich Selbstverständliche nachzuprüfen. Und so findet sich auch in § 8 die Regel: „Seiner Majestät Regierung reserviert sich das Recht, die Schulen usw. jeder solcher anerkannten Gesellschaft zu inspizieren und sich davon zu überzeugen, daß der Geist zufriedenstellend sei.“

(Fortsetzung folgt.)

## Geisteszucht und Kirchenzucht während der Erweckung auf Nias.

Von Missionsdirektor E. Fries.

Es ist nun fast zehn Jahre her, daß in dieser Zeitschrift ein Artikel über „Gemeindeerziehung und Kirchenzucht“ veröffentlicht wurde.\*) Es war das damals keineswegs ein rein theoretischer Aufsatz vom grünen Tisch über ein schwieriges Problem der Missionswissenschaft, sondern eine, aus der Praxis geborene Erörterung; verdankte er doch seine Entstehung einer langjährigen gemeinsamen Arbeit der Niasischen Missionskonferenz an dem Aufbau einer niasischen Gemeindeordnung. Der Verfasser hat sich damals bei aller Betonung der Tatsache, daß Gemeindezucht ein berechtigtes und notwendiges Erziehungsmittel in der Hand des treuen Seelsorgers sei und daß eine solche Ordnung, fern von aller kasuistischen Kleinlichkeit große Richtlinien angeben müsse, keine Illusionen darüber gemacht, daß, auch bei richtiger Anwendung, eine schriftlich fixierte Zuchtordnung nur „ein wenig helfen“ könne, die Erziehung der heidenschristlichen Gemeinden zu fördern, und daß kein Formular, wie einwandfrei auch immer zusammengestellt, vor der Gefahr der Verknöcherung geschützt sei, falls es rein mechanisch und gesetzlich mißbraucht würde; denn nur peinliche Selbstzucht berechtige zum Erziehen der Eingeborenen wie zur Anwendung von Zuchtmitteln, und nur priesterliche Persönlichkeiten verbürgten den Segen echt evangelischer Gemeindezucht.

Seitdem jene Gemeindeordnung 1911 fertiggestellt wurde, um einer allzu willkürlichen Behandlung schwerwiegender Aergernisse vorzubeugen, sind in der Niasischen Missionsgeschichte Zeiten angebrochen, die durch ihre Eigenartigkeit

\*) cf. A.M.B. 1913, S. 255 ff.

nicht nur uns Missionare vor eine Fülle neuer Fragen stellten, bei deren Beantwortung man bisherige Methoden prüfen und neue Wege einschlagen mußte, sondern die auch in der Heimat die Aufmerksamkeit vieler auf sich zogen und Beachtung auch wirklich verdienen. So kann nun z. B. ein genauerer Beobachter, selbst wenn er nichts weiter über diese Geschehnisse vernommen haben sollte, als was hier in der A.M.Z. berichtet wurde,\*) kaum an der Frage vorbeikommen, wie sich in diesen merkwürdigen Jahren innerer Erregung in den niassischen Gemeinden die kurz vorher geschaffene Ordnung bewährt und die dort vorgesehene Zucht durchgesetzt habe, oder wie sie durch die unerwartete Ummwälzung korrigiert worden sei.

Es ist das eine richtige und, wie mich dünkt, nicht nebensächliche Fragestellung; denn es läßt sich allerdings auf Grund der geschichtlichen Tatsachen der letzten fünf Jahre niassischer Missionsarbeit zu jenem, eingangs erwähnten Aufsatz eine wichtige Fortsetzung schreiben; ein Postscriptum, das seinerzeit noch nicht zu Papier gebracht werden konnte, jetzt aber geschrieben zu werden verdient und vielleicht den einen oder anderen draußen auf dem Missionsfelde interessiert, dem die Augen für die Bedeutung unserer erziehlichen Aufgabe aufgegangen sind und der dabei mit Hand anlegen möchte und anzulegen berufen ist.

Selbstredend handelt es sich auch in diesen Zeilen nicht um schulmeisterliche Auslassungen, sondern nur um die Aufzeichnung von Beobachtungen, welche zu machen einer Entdeckung gleich, die nicht nur für die niassischen Gemeinden, sondern auch für ihre Leiter demütigend war. Wurden uns doch, was die genaue Kenntnis des Volkes und seine Beeinflussung angeht, die Grenzen unseres Könnens unmißverständlich klar gemacht; schien doch weiter auch alle ernstlich unternommene Arbeit wie z. B. die Aufstellung von Gemeindeordnungen, überflüssig geworden und die Kirchengzucht unanwendbar! Im weiteren Verlauf der Erweckung wurde aber ebenso deutlich, daß man der Ordnung nicht entraten könne; wäre keine vorhanden gewesen, man hätte sich über ihre Festsetzung einig werden müssen: da aber die Vorarbeit bereits geleistet war, konnte man sich ihrer bedienen und mit ihr nicht ohne Nutzen arbeiten. So ist es denkbar, daß sich Wert und Unwert der Gemeindezucht auf Grund dieser niassischen Erfahrungen, wie sie in gleicher Stärke nicht allzuoft wiederkehren, veranschaulichen läßt, und daß man so vielleicht einen Maßstab findet, der für die richtige Handhabung der Kirchengzucht zwischen falscher, gesetzlicher Disziplin und gänzlichem Verzicht auf alle Zucht die richtige Mitte anzugeben vermag.

### 1. Geisteszucht als der Kern der niassischen Erweckung.

Es soll und kann hier natürlich nicht ausführlich über die Entstehung, den Verlauf und die Bedeutung der großen Volksbewegung auf der Insel Niass geschrieben werden, welche für die niassische Missions- und Kulturgeschichte ihre Stellung auch dann noch behält, wenn sie einmal der Hauptsache nach der Ver-

\*) cf. A.M.Z. 1917, S. 42 ff. 1919, S. 103 ff.

gangenheit angehören wird, was heute noch nicht der Fall ist. Das in diesem Satz enthaltene Urteil wird zwar nicht allseits als „wissenschaftlich“ anerkannt werden. Seitdem im Jahre 1908, teilsweise nach militärischen Maßnahmen, die regelrechte Verwaltung der Insel seitens der holländischen Kolonialmacht durchgeführt worden ist, hat sich allerdings auch die Wissenschaft mehr als früher mit diesem abgelegenen Weltwinkel beschäftigt\*) und wird es vermutlich auch ferner tun. Aber wer etwa den Wert einer solchen Beizung lediglich nach der Kopraausfuhr bemisst oder nach der Steigerung des Imports europäischer Waren, wird nach wie vor wenig Notiz nehmen von dem inneren Werden und Wachsen religiöser Erkenntnis unter den Eingeborenen; militärische Instanzen vollends haben nach Niederwerfung des letzten kleinen niassischen Aufstandes im Jahre 1915 nur noch ein höchst geringes Interesse an der polizeilichen Ueberwachung eines entwaffneten Volkes; und auch eine umfassendere Kolonialgeschichte der letzten Jahre seitens der Zivilverwaltung oder etwa ein Bericht der Schulbehörden über die Zeitspanne von 1916—20 würde vermutlich keine Veranlassung finden, der „großen Neue auf Nias“ irgendwelche Erwähnung zu tun. So ist's kein Wunder, daß es auch Leute gibt, die trotz zeitweisen Aufenthaltes auf der Insel gar nichts Besonderes vernommen haben oder nichts damit anzufangen wissen und die Kunde davon vielleicht als eine „Legende“ betrachten und verurteilen. Als kompetente Beurteiler wird man solche Gewährsmänner nicht ansehen dürfen.

Aber auch wenn man inneres Verständnis für die Bedeutung der Ereignisse nicht aufzubringen vermöchte, würde allein schon das statistische Resultat als ein rein historisch fixierbares Ergebnis auffallen. Ganz abgesehen nämlich von allen missionarischen Fragen und Erwägungen bietet die Tatsache zur Verwunderung Anlaß genug, daß im Laufe von fünf Jahren die Zahl der niassischen Christen von 19 897 Ende 1915 auf 42 193 Ende 1920 stieg, und in demselben Zeitraum die Zahl der Aufbewerber von 9500 auf 28 198, sodaß jetzt bei einer ungefähren Bevölkerungsziffer von 145 000 Niassern die Hälfte des niassischen Volkes dem altererbten Kult den Abschied gegeben hat. Und wer die Geschichte der Rheinischen Mission auf Nias auch nur in ihren Grundzügen kennt, wird noch mehr staunen müssen; denn noch um die Jahrhundertwende berechnete die Seelenzahl von 5000 Christen nicht gerade zu kühnen Hoffnungen, wiewohl das Ergebnis schon damals für den Missionsfreund ein Grund zu dankbarer Freude war; hatten doch die ersten 25 Jahre unserer Missionsarbeit in der Statistik von 1890 mit einer Aufzählung von nur 850 niassischen Christen abschließen müssen! Und wenn man weiter forscht, wie denn solch ein ganz unverhältnismäßiges Wachstum zu erklären sei, dann findet man schlechterdings keine andere Ursache als eben die sogen. „Niassische Erweckung“.

---

\*) Dr. C. Kappard: het eiland Nias en zijne bewoners. 1909. Dr. Meiberg de Zwaan die Insel Nias bei Sumatra. Drei Teile. 1913 1915. G. W. Schröder: Nias. Ethnogr., geograph. und historische Studien. 1917. Zwei Bände.

Ob man diesen Terminus glücklich findet oder nicht, jedenfalls drückt er aus, daß es sich dabei um eine rein religiöse Bewegung handelt, deren Einschätzung seitens des Historikers davon abhängt, wieviel Wert für die geistige Entwicklung eines eingeborenen Volkes animistischer Kultur dem Religionswechsel beigemessen wird. Und dazu wird ein aufmerksamer Beobachter bei objektiver Beurteilung aller Faktoren zugeben müssen, daß sich auch nicht im geringsten ein politischer oder sozialer Einschlag in dieser Volksbewegung nachweisen läßt, und daß keinerlei äußere Ereignisse den Anstoß gegeben haben. Haben doch selbst diejenigen, welche am ehesten von Berufs wegen für eine solche wichtige „Sinnesänderung“ des niasischen Volkes interessiert waren, ausnahmslos diese Entwicklung weder vorausgesehen, noch für möglich gehalten! Wenn man unter diesem Gesichtspunkt einmal die Jahresberichte vom Ende des Jahres 1915 liest, kann man zusammenfassend eher sogar behaupten: die allgemeine Stimmung war angesichts wachsender Indifferenz in den älteren Gemeinden gedrückt; es wird geklagt über Unbotmäßigkeit der jüngeren Generation, über Mangel an Wahrhaftigkeit, an Verständnis, an gutem Willen: gewiß nicht gerade gute Auspizien für das Jahr 1916, das dann ein so großes Erlebnis wurde! Und dabei war dann die Erweckung keine irgendwie natürlich erklärbare Zuwendung der Massen zum Christentum, sondern vielmehr eine geistige und seelische Erschütterung der Einzelnen, die von Menschen niemals hervorgerufen werden konnte; daher steht auch das einstimmige Urteil aller Niasmissionare fest, daß es sich um ein schöpferisches Walten des Geistes Jesu Christi handelte. Denn gerade diejenigen religiösen Erfahrungen, die kein Mensch hervorzubringen imstande ist, weil immer und überall dies Werk ein königliches Vorrecht des Auferstandenen bleibt, gerade die sind in handgreiflicher Weise durch Geistesucht gewirkt worden.

Soweit es nun zum Verständnis der folgenden Erörterungen nötig ist, soll davon hier an erster Stelle die Rede sein.

## I.

Mit heiliger Ehrfurcht zu beobachten, wie der lebendige Gott in unendlicher Langmut und erzieherischer Weisheit auch unter den Eingeborenen eines primitiven Volkes die „viva vox evangelii“ begleitet und wirksam macht durch Berufung einzelner, die dann „Vollmacht erhalten, Gottes Kinder zu werden,“ gehört zu den wichtigsten Aufgaben eines Missionars; und wer von den Lesern dieses Aufsatzes gleich mir in solcher Arbeit an der Front die Spuren der „gratia praeveniens“ hat wahrnehmen dürfen, wird es nicht vergessen und wird aus eigener Erfahrung Belege genug anführen können. Ebenso aber werden sie mir recht geben, wenn ich sage, „Geistesucht“ in neutestamentlichem Sinne findet man nicht in gleicher Stärke; ja wie oft muß man sie nach den ersten Jahren bei der zweiten und dritten Generation einer heidenchristlichen Gemeinde vermissen! Aber wenn in der alten Christenheit — und zwar gar nicht bloß bei modernen Heiden — der Inhalt des dritten Glaubensartikels nur einigem Kopfschütteln begegnet und die Behandlung desselben im kirchlichen Unterricht zu den schwierigsten Auf-



gaben gehört, wieviel weniger noch darf man von vornherein unter einem noch eben heidnischen Volke auf ein inneres Verständnis für die heiligsten Anliegen eines Gotteskinds rechnen dürfen! Wer von den niassischen Missionaren hätte nicht schon mit dem Ausdruck gerungen, um auch nur rein sprachlich verständlich zu machen, wovon dabei die Rede sein soll?

Die Vokabel, welche als Bezeichnung für den „Geist“ in die christliche Terminologie des Katechismus und des Neuen Testaments aufgenommen wurde, ist zwar ein echt niassisches Wort, aber nicht eben sehr gebräuchlich gewesen. Unsere abendländische psychologische Dreiteilung ist dem Animisten fremd und „geistige“ Güter sind einem heidnischen Niasser nicht gerade begehrenswert. Dennoch redete auch ein durch keinerlei christliche Einflüsse bestimmter Heide von dem „eheha“ eines Häuptlings, um etwa seine besondere Begabung hervorzuheben; und wer in dem epischen Redetournier einer Ratsversammlung wirklich den Nagel auf den Kopf traf, durfte wohl als ein „saoechoe Eheha“\*) — als ein „Mann heißen Geistes“ bezeichnet werden. Das galt also doch als ein wertvoller Besitz; und damit dieser in der Todesstunde, wenn die „Seele“ abreißt, wenn von dem lebendigen Menschen nur noch der „bechoe“ (begu) übrig bleibt und im besten Falle bei angesehenen Männern die schattenhafte „lachômi“ auf einen Fortbestand rechnen kann, der erstrebenswert erachtet wird, — damit also der „eheha“ in dem Moment den Nachkommen nicht verloren geht, hatte der älteste Sohn und Nachfolger eines heidnischen Häuptlings dem sterbenden Vater mit dem letzten Atemzuge auch diesen „eheha“ vom Munde zu nehmen; mit dem Odem „eha“ hängt ja auch der „eheha“ zusammen, sodaß es konsequent gedacht ist, daß sein Besitz sich vor allem in schwunghafter Rede offenbart. So lag denn in der niassischen Sprache eine Vorstellung bereit, welche gestattete, diesen Ausdruck „eheha“ für den biblischen Wortschatz mit demselben Recht zu verwerten, wie das hebräische und griechische Grundwort dazu verwandt worden sind. Allerdings mußte bei der nebelhaften Vorstellung des niassischen „Lowalangi“\*\*) auch der „eheha Lowalangi“ inhaltlos bleiben solange keine richtige Gotteserkenntnis Wurzel faßte.

Daß durch das niassische Epitheton für „heilig“ das Verständnis für die Bedeutung des „heiligen Geistes“ erleichtert worden sei, kann man nun allerdings nicht behaupten. Ein eigenes Adjektivum für „heilig“ besitzt die niassische Sprache nicht, und so hat sich der niassische Bibelübersetzer D. Sundermann notdürftig anders helfen müssen: die heidnischen Enthaltungszeremonieen werden durch „namoni“ bezeichnet und die transitive Abtheilung von diesem Stamm amoni'ô kann dann in gewissen Beziehungen vielleicht die Bedeutung von „unbefleckt erhalten“ und „heiligen“ annehmen; in der passiven Form „eheha ni'amoni'ô“ (wörtlich: „geheiliger Geist“) wird aber

\*) Nach holländischer Schreibweise oe = u; aoe = au zu sprechen, Betonung liegt der Regel nach auf der vorletzten Silbe.

\*\*) Dies der von Anfang der niassischen Missionsarbeit an übernommene Name für „Gott“, worüber später einmal extra gesprochen werden wird.

der Ausdruck so mißverständlich, daß man bedauern muß, daß dieser terminus, in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen ist, als eine unverständliche Formel, die langer Erklärung bedarf, um von ihrer eigenen Verlehrtheit erlöst zu werden. Leider ist aber auch bis heute noch kein befriedigender Ersatz dafür gefunden.

Diese kleine Abschwächung sollte nur dazu dienen, um zu veranschaulichen, wie schwer es ist, bei solcher Lage einem heidnischen Volk von „Geistesucht“ auch nur ein Minimum begreiflich zu machen; ist es da eigentlich verwunderlich, daß auch niasische Heidenchristen auf die Frage nach „heiligem Geist“ nichts anderes antworten können, als ein ständiges „das wissen wir nicht,“ solange „heiliger Geist noch nicht da war“, d. h.: solange „heiliger Geist“ ihnen meistens nur ein auswendig gelernter Begriff war.

Und nun geschah das Wunderbare, was man nicht machen kann und was zu erhoffen und zu erbitten wir in dieser Weise nicht gewagt hatten; es geschahen „große Taten Gottes“, die jener ersten Periode der Erweckung einen Stempel aufdrückten, der ohne Uebertreibung als „apostolisch“ bezeichnet werden konnte; es war, als erlebten wir hin und her vor unseren sehenden Augen die Apostelgeschichte; und vor allem hatten nachdenkende Niaser selbst das Empfinden, als erfüllte sich von neuem Joel 3 auf Nias. „Träume und Gesichte“ spielten eine größere Rolle, als uns Abendländern gut scheint, und doch war das nur eine Art Zeichen; biblische Verheißung wurde lebendig, und das Wort Gottes wurde Erlebnis. Was keine Erklärung und kein Unterricht hätte erreichen können, das wurde als freie Gabe niasischen Christen und Laufbewerbern, ja auch Heiden zuteil, und es wirkte wie eine Offenbarung, daß mit überwältigender Macht eine nie gekannte überweltliche Kraft in das alltägliche Leben von ungebildeten, gedankenarmen und willensschwachen Niasern eingriff, sodaß sie sich, wenn sich nicht absichtlicher Widerstand entwickelte, dem Einfluß nicht entziehen konnten. Da wurden sie auch gegen ihren Willen und Erwartung davon überführt, daß es einen schöpferischen Geist Gottes gibt, der „durch das Evangelium beruft und mit seinen Gaben erleuchtet,“ der in alle Wahrheit leitet und der Parakletendienste tut, heute noch wie einst. Die überlieferte Kunde und das missionarische Zeugnis war auf einmal nicht mehr fragwürdig, und die Existenz des „Gottes und Vaters Jesu Christi“ auf einmal nicht mehr zweifelhaft; mit selbstständiger persönlicher Gewißheit traten sie voller Freimut auf unsere Seite mit dem Bekenntnis: „Wir glauben nun nicht mehr um eurer Rede willen; wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“ Der „ehaha Lowalangi“ war mit einem Schlage kein unbekanntes Etwas mehr, sondern spürbare Lebenspendende Gotteskraft!

Wer mit erlebt hat, wie auf Nias damals nicht nur in alten Gemeinden „ein Herz und eine Seele“ war, mit welcher offenkundigen Andacht ganz im Gegensatz gegen frühere Stumpfheit und Oberflächlichkeit alles Interesse sich darauf konzentrierte, Gottes Willen zu erkunden und zu tun, und wie aus der Menge innerlich für Jesus gewonnener Leute eine Schar von Helfern entstand, die zu unterweisen und mit denen Hand in Hand zu arbeiten eine



helle Freude war, sondern wie auch unter Taufbewerbern und Heiden ein großes Fragen und Sehnen aufwachte, wie in Südnias lang verfeindete Stämme sich im Frieden trafen, um auf einer Bank lernbegierig zu erfahren, was zu tun sei, um von aller Bosheit erlöst zu werden, der versteht schon, daß unter Zitation des Verses: „Wenn Gottes Winde wehn vom Thron der Herrlichkeit“ usw., in einzelnen Verächten von Geistesausgießung die Rede sein konnte. Es war eben eine hochgehende Begeisterung rein religiöser Natur, wie dergleichen nie zuvor dagewesen war. Daß in der so hervorgerufenen seelischen Erregung im Anfang auch Auswüchse vorkamen, die als ungesund abgelehnt werden mußten, oder daß auch einzelne, wie ganze Dorfschaften beharrlich sich verhärten konnten, oder daß schon stark ergriffene Niasser sich der Zucht des Geistes nicht unterwerfen wollten und, aus welchen Gründen auch immer, wieder ins alte Wesen zurückfielen, das alles ändert nichts an der Tatsache, daß Gottes Geist damals deutlich wehte, „wo er wollte,“ und daß wir Missionare endlich unerwarteter Weise zu Seelsorgern des niasischen Volkes wurden, denen unbedingtes Vertrauen gezollt wurde in den auf einmal so wichtig gewordenen geistlichen Angelegenheiten.

## II.

Der Niasser hatte nämlich auf einmal Seelsorge nötig, denn er wurde mit all dem Neuen, das auf ihn einströmte, nicht allein fertig. Rein passiv stand er dem Geisteswirken gegenüber, weil er seinem Vericht unterstellt wurde. Wie verschieden auch im einzelnen die Wege waren, auf denen die Erweckung und Erneuerung einsetzte, es war immer „heiliger Geist“, der die religiös sittliche Sinnesänderung hervorrief durch eine grundlegende Lektion über das größte Uebel, die Schuld.

Wenn ein Niasser durch den Besitz von oben erwähntem „eheha“ sich auszeichnete, dann war es meist durch Schlaueit, Veriebenheit, Hinterlist und Lüge; den andern übertrumpfen, um eigenen Vorteil zu suchen, seine eigene Ehre in hohler Prahlerei zu konstatieren, und vor allem sich selbst vor anderen nie eine Blöße geben, das war eines heidnischen Niasfers Streben, das der Inhalt seines Dichtens und seiner Gesänge, das der Gipfel vulgärer Weisheit. Kaum hörte man ein anderes Sprichwort häufiger zitieren als das edem geläufige: söchi na mate nroroi na aila“, d. h.: lieber sterben, als beschämt werden! Aber so gewiß dies „aila“ vom Stamme „ila“ kommt (= sehen, wissen) so gewiß bedeutet es nichts weiter als: „Nur sich nicht sehen lassen!“, und anderes Schamgefühl gab es nicht. Was auf diesem Grundsatz für eine Anschauung über Sünde und Schuld erwachsen mußte, läßt sich leicht ermessen; desgleichen, wie sehr gerade solch eine Gesinnung auch in der Christlichen Gemeinde aller Erziehung zur Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit fast unüberwindbaren Widerstand entgegensetzte.

Schlagen wir das Verikon auf, dann steht da zwar auch für „Sünde“ und „Schuld“ eine, beides umfassende Bezeichnung („horó“ aufgeschrieben; aber man braucht nicht lange im Lande zu sein, um zu merken, daß sich der Inhalt dieses Wortes nicht einfach mit dem deckt, was ein an der Bibel erzogenes Gewissen unter „Sünde“ versteht. Wie kann auch da, wo von

altersher neben Geistern und Götzen und krausen animistischen Vorstellungen die oberste Gottheit völlig in den Hintergrund gedrängt ist, Schuld in unserem Sinne erkannt werden?! Gewiß ist auch bei dem niasischen Volk "horó," eine Widergesellichkeit, und ein Vers wie 1. Joh. 3, 4 wird glatt unterschrieben; aber das Gesetz, um das es sich dann handelt, ist für niasische Begriffe die von den Vätern überkommene „adat“, wie der Malaie die Volkssitte bezeichnet, oder die „hoekoe“, wie der Niaser mit eigenem Terminus sagt, eine ungeschriebene Rechtsordnung, die der einzelne nicht übertreten darf, ohne daß sie sich wehrt. Und trotz aller Schlechtigkeit, Willkür und Bestechlichkeit der Häuptlinge bei Handhabung dieses Rechtes, trotz der zweifelhaften Gültigkeit der vor den „adoe zatoa“ (= Ahnenbildern) ab und zu erneuerten Satzungen, trotz der Minderwertigkeit auch des Eides, dessen böse Folgen im Falle falschen Schwures zu verhüten ein besonderer Opferdienst vor dem „fombali kóloe“ (= Götze zur Verdrehung des Eides) förmlich lockt, sind doch die niasischen Rechtsverhandlungen mit ihrem Anspruch auf Vollzug richterlicher Urteile bis zur Vollstreckung von Todesstrafen, ebenso die Ceremonien bei Abhaltung der „toena“ (= Gottesurteile) und die Eidesformeln Beweis genug, daß es ein heidnisch niasisches Recht gab, dessen einzelne Bestimmungen, wiewohl nicht schriftlich fixiert, in manchem mit Geboten des mosaischen Decalogs sich so deckten, daß die Anerkennung dieser zehn Gebote keinerlei Schwierigkeiten begegnete. Wer also diese niasische „adat“ übertrat, der beging eine Untat (horó), und deren Folgen wurden natürlich gefürchtet. Eben diese Folgen abzuwenden war daher Gebot der Klugheit; eine Sünde einzugestehen muß dementsprechend als ein Zeichen von Dummheit gelten!

Auf diese Weise hat sich eine fabelhafte Fähigkeit herausgebildet, vergangene Verbrechen zu verbergen und die Wahrheit zu leugnen. Ist einer etwa nach langen Untersuchungen überführt, dann kann man zwar hören, daß jemand als die Moral der Geschichte das Sprichwort vom Monde anführt, „der sich vergeblich zu verbergen sucht, da er am Neumond doch zum Vorschein kommen muß“; aber der innere Beifall wird doch dem gezollt, der für die Richtigkeit der anderen Sentenz einen Beleg bietet, daß es „keinen Dieb gebe, der nicht viel Ausflüchte wisse, und keinen Ehebrecher, der nicht vielfach Deckung habe.“ Der rechtsprechende Häuptling, selbst von Kind auf in allen Kniffen erfahren, kann lachend die niedrigsten Geschichten breit treten, während haufenweise die Kinder umherstehen und so in alle Schliche eingeführt werden; und wird wirklich ein armer Kerl, der vielleicht weder Lösgeld, noch eine Bestechungssumme ausbringen kann, verurteilt, dann fügt er sich mit echt indischem Fatalismus schließlich in sein Geschick mit einem gleichgültigen: „Nun, wenn ihr es denn sagt, muß es ja wohl meine Schuld sein.“ Aber von innerer Beschämung ist auf der Seite des Delinquenten ebenso wenig die Rede, wie von gerechter Entrüstung auf Seiten des Rechtskollegiums. Da ist die Wahrheit in Irrtum verkehrt, und für den Missionar ist es eine widrige Aufgabe, in dies Lügen und Trügen mit klarem Auge hineinzuschauen, die ganze Verlogenheit wenn möglich zu durchschauen, um dann der Wahrheit dienen zu können.

In all dies verlogene Treiben und Denken hinein fiel also Gottes „Geist der Wahrheit“ und sein strafendes Wort; und was wir bei einem gewissenlosen Geschlecht so schmerzlich vermisst hatten, das wurde in Gestalt des „bösen Gewissens“ offenbar. Natürlich finden sich auch bei dem niasischen Volk Spuren eines Verantwortlichkeitsgefühls in alten Ueberlieferungen und Sinnsprüchen, die zu kennen für den Missionar zwecks Anknüpfung im beginnenden Unterricht wichtig genug ist; aber ein gleichwertiges Wort für „Gewissen“ hat die Sprache nicht; so hat sich der Bibelübersetzer mit dem „Herzen“ begnügen müssen, und auch die „Stimme des Herzens“ (= Gewissen) blieb meist unverstanden. Als nun die Zeit der „fangesa seboea,“ (der großen Reue) anbrach, und die gewaltige Fußbewegung hervorrief, hatte alles Verheimlichen und Verfleckspielen mit einem Schlage ein Ende. Auch ohne Feuerflammen und Zungenreden ging es ihnen durchs Herz wie ein heiliger Schrecken, der sich in tiefer Traurigkeit zeigte oder in namenloser Angst vor dem allsehenden Auge des heiligen Gottes, dem nichts verborgen bleibt. Dies war von Anfang an und ist bis heute noch das untrügliche Kennzeichen geblieben für den Beginn der „Geistesucht“. Das „lustige Völklein der Niaser“, wie man es früher nannte, „allzeit aufgelegt zu Scherz und Tanz voller Harmlosigkeit“, das verwandelte sich in eine Schar von geängsteten, furchterfüllten Menschen, die an sich erfuhren, daß unser Gott ein verzehrend Feuer ist, und daß es weh tut, wenn die Art den Bäumen an die Wurzel gelegt wird, und die unter ihrer Schuld dermaßen zusammenbrachen, daß von dem niasischen Stolz und Hochmut nichts mehr übrig blieb. Es gab nicht wenige, die gern gewußt hätten, „wohin sie fliehen sollten vor Gottes Geist“, und die buchstäblich merkten, daß Er auch am „äußersten Meere“ ist. Was Wunder, daß diese Gottesfurcht deutlich auf allen Gesichtern geschrieben stand! Beschreibt man es im einzelnen, dann klingt es dem einen vielleicht wenig glaubhaft und dem anderen mindestens übertrieben; aber wer die Not mancher mit angesehen hat, kann es verstehen, daß die erdrückende Angst gerade bei Heiden, die Ähnliches noch nie durchmachten, in lautem Schreien und wilder Verzweiflung sich Luft schaffen mußte. Da waren eben Gewalten im Ringen miteinander in der niasischen Volksseele, die man nicht durch gütliches Zureden oder durch Aufklärung beschwichtigen konnte. Man konnte überhaupt nicht helfen; denn wer hinein geriet in dies Selbstgericht, der mußte auch einsam und allein hindurch, Auge in Auge mit dem lebendigen Gott. — Noch einmal betone ich, daß diese Wucht nicht alle gleich empfanden, daß viele auch nur halb aushielten, manche nur äußerlich mitliefen, daß sich vor allem manche Häuptlinge, Älteste und Lehrer, die an Ansehen und Stellung am ehesten einbüßten, ablehnend verhielten; aber alles das ändert wieder nichts an der Tatsache, daß wie ein Sturm die innere Erschütterung durchs Land flog, und dieser Sturm war **Gericht über die Sünde**.

Das fast verschüttete „ungeschriebene Gesetz“ hat da bei Unzähligen, die nie etwas davon gewußt, eine unerbittliche Kritik ausgeübt an allem Tun und Lassen, sodaß auch längst vergessene Dinge und lang verjährte Skandale frisch aufgedeckt wurden und ihre Erledigung fanden. Wie haben sich die Niaser

selbst verwundert, daß ihr Gedächtnis auch nichts auszugraben vergaß, und wären es nur geringfügige Diebstähle gewesen; wie man früher nur fremde Schuld bemas, so wurde die eigene nun eingeschätzt. Und wir Missionare hatten ebenso Grund genug zum Staunen, daß auch in dieser Klasse, gegen alle natürliche Anlage, die religiöse Beurteilung der einzelnen Vergehen nicht nur, sondern auch der Sündhaftigkeit des ganzen Trachtens als einer inneren Widerspenstigkeit gegen Gottes heiligen Willen bei denselben Miassern zum Vorschein kam, die sich auch bei häßlichsten Dingen früher mit einem leichtfertigen „lö salania“ — „das schadet weiter nichts“ über alle Warnung hinweggesetzt hatten.

Das Bewußtsein, daß der Mensch für sein Tun bei Leibesleben einmal verantwortlich gemacht werden wird, eine Gewißheit, die man nicht eintrichtern kann und für deren Bezeugung miassische Zuhörer meist unempfänglich gewesen waren, hatte nun auch zur Folge, daß der Wert der Einzelpersönlichkeit, auch der Frauen und Kinder, erkannt wurde an dem Schwergewicht der persönlichen Schuld. Es konnte keiner für den anderen eintreten in jenen Tagen; Namenchristen, die bisher vielleicht sich damit begnügt hatten, an ihrer Stelle die Kinder zu schicken, merkten, daß es da keine Stellvertretung gebe; und einer wie der andere erkannte, daß er selbst genug und übergenug an der eigenen Last zu tragen habe, also mehr, als daß er sich auch noch um die Schuld anderer hätte bekümmern können. Da hieß es einfach für jeden besonders: laß alles stehn und liegen, deine Feldarbeit, dein Geschäft, deinen Gewinn, deine Nahrung, und gehe hin und suche mit deinem Gott ins Reine zu kommen, bis du weißt, was es heißt, daß „bei Ihm viel Vergebung“ ist. Und die nie sich ein Gewissen daraus gemacht, Gottes Gebote zu übertreten, wenns nur nicht lautbar wurde, die singen unter den „terrores conscientiae“ an, „aus der Tiefe zu rufen“ und so zu beten, daß es uns oft durch und durch gegangen ist. Denn es wurde eine Tiefe seelischen Empfindens offenbar auch bei solchen Eingeborenen, denen man soviel „Seele“ garnicht hätte zutrauen können. Aus der Reue heraus wurde ein Neues geboren, in harter Zucht des heiligen Geistes, und Hunderte von Miassern werden es zeitlebens nie wieder vergessen können, ebensowenig wie wir Augenzeugen.

### III.

Ein „Anstoß zur ewigen Bewegung“ wurde aber diese „fangesa se'oea“ (die Periode der innersten Reue) nur für die, welche nicht nur psychisch von diesem Erlebnis ergriffen wurden, sondern die soweit auch Geist und Willen dadurch bestimmen ließen, daß sie sich zu dem Entschluß durchrangen, die nunmehr erkannte „Wahrheit auch zu tun“. Und das heißt in solchem Falle ja nichts anderes, als zu dem Gottesurteil über die Sünde ein unumwundenes „Ja“ zu sagen, ohne alle Entschuldigung und Ausflüchte. Also ein Ausweg nur aus der inneren Bedrängnis, in die das miassische Volk geraten war, und dieser Ausweg hieß: bekennen. Derselbe Gottesgeist, der die Einsicht auf allerlei Weise gewekt, führte durch seine züchtigende Arbeit selbst Miasser, die nichts mehr zu fürchten und zu meiden gewohnt waren als die oben genannte Beschämung, so weit, daß sie ungeachtet des Verlustes aller



„Ehre von Menschen“, Gott die Ehre zu geben sich innerlich genötigt sahen. Dieselben Menschen, die in aller Kunst der Verleumdung Meister waren und nichts lieber taten, als hinter ihrem Genossen „Faulen anzuzünden“, wobei nie vergessen wurde hinzuzufügen: „sag aber ja nicht, daß ich das verraten habe!“, dieselben schämten sich nicht, ihre ganze Lebensgeschichte mit allen Blutschulden bloßzulegen, nur um endlich aus der fürchterlichsten Gewissensnot herauszukommen in freiwilliger Privatbeichte.

Gegen diese Gewissensforderung haben sich die Miaser mit Händen und Füßen gestraubt; an dieser engen Pforte wollte man lieber vorbeischnüffeln, und auf einfachere Weise inneren Frieden erlangen. Die einen glaubten, es ginge vielleicht wie früher bei der in manchen Gemeinden eingeführten Anmeldung zum heiligen Abendmahl, daß man durch oberflächliches Zugeständnis nebensächlicher Unvollkommenheiten und durch Nachschwäzen irgendwelcher richtsagender Formeln sich um ein ehrliches Schuldbekenntnis herumdrücken könne; andere leugneten nicht, sagten aber auch nicht die ganze Wahrheit und hofften so billiger davonzukommen; die Dritten wieder legten sich mit aufrichtigem Willen auf die Wiedergutmachung und begriffen dennoch nicht, daß dies Lösegeld das „zerschlagene Herz“ nicht ersetzen könne. Aber es ging nicht an; wer los werden wollte, brauchte wirkliche Vergebung, und die war eben, wie überall auf der Welt, nicht billiger zu haben als nur gegen restlose Beugung unter das Gewissensurteil und gegen beschämendes Geständnis.

Daher kam es dann auch, daß dieselben Miaser, die Jahr für Jahr mit tausenderlei Streitigkeiten, Prozessen und kindischen Zänkereien, mit lauter irdischen Anliegen und Bettelseien zu uns auf die Station liefen, die auch manchmal den Missionar und sein überlegenes Wissen und Können oder auch seine hilfsbereite Güte zu ihrem Vorteil auszunützen wünschten, nun von morgens früh bis abends spät einander überholten, um mit dem Manne ihres Vertrauens unter vier Augen über ihres Lebens Geschichte und ihres Daseins Verlebrtheit zu reden, um sich Rat zu holen, wo guter Rat doch oft teuer war, und unter Tränen und in ungekünstelter Trauer zu hören, ob auch für sie noch Hilfe da sei. Da hat es hin und her manche Nachtfstunden gegeben, in denen man sein Herz ausschüttete und den inneren Konflikt zum guten Ende brachte durch die mutige Tat des Bekenntnisses. Und wir haben alle damals nicht wenig Beispiele dafür gesehen, wie es auch an harten und stumpfsinnigen Miaserherzen buchstäblich in Erfüllung gehen kann, daß ihnen „die Gebeine verschmachteten“, solange sie es verbergen wollten, und daß nur unerträgliche innere Drangsal oft den Mund öffnete, weil eben nichts anderes mehr übrig blieb. Es ist psychologisch gut verstehbar, daß gerade unfere Väter und Lehrer nicht selten den schwersten Kampf durchzulösen hatten, weil ihnen das Geständnis vielleicht Verlust von Amt und Ehren einbringen mußte, und verständlich, daß sie aus eben diesem Grunde uns nicht reinen Wein einschenken und so hinter den vielen anderen zurückblieben, denen sie hätten Führer sein sollen. Es sind da fast in allen Gemeinden solche gewesen, die einmal Erste waren und nun Letzte wurden, weil sie es nicht über sich gewannen, um jeden Preis der Wahrheit zu gehorchen.

Wie viel innere Arbeit sie auch uns damit auf die Schultern legten, wie viel Demüthigung auch für die Gemeindeleiter oft damit verbunden war, und daß wir auch nicht im Stande waren, Tag aus Tag ein diese Beichten anzuhören, ohne an innerer Spannkraft einzubüßen, das haben wohl die meisten nicht von ferne geahnt. Am ehesten merkten noch etwas davon die Helfer die uns neu erwachsen und die mit einzustellen wir theilweise gezwungen waren weil einfach die physische Kraft nicht ausreichte, allen Anforderungen zu genügen; aber auch die Besten von ihnen waren dieser schwierigen seelsorgelichen Arbeit nicht auf die Dauer gewachsen. Aber was so nebenbei für uns schwer wurde, ist für diese Erörterung nicht die Hauptsache.

Wichtiger ist jedenfalls in diesem Zusammenhang die Beobachtung, daß die christlichen Gemeinden auf Rias und durch ihren Einfluß auch die Heiden, durch dies große, ihr ganzes Empfinden bestimmende Geschehnis mit gebieterischer Gewalt wie noch nie zuvor gezwungen wurden, zwischen Illge und Wahrheit zu wählen, und daß an diesem Scheidewege das Volk in weitem Umfang sich für die Wahrheit entschied und unmittelbar auch den Segen dieser Entscheidung an sich selbst erfuhr. Nicht nur, daß alle, die mit aufrichtigem Sinn ohne Rückhalt und Nebenabsichten den schweren Weg des freiwilligen Bekenntnisses gingen, durch dies Gesteiben innerlich entlastet wurden, sodas eine seelische Befreiung von einem Banne eintrat, was zunächst nur eine psychologische Folge war, sondern ebenso wirklich, wie vorher die Schuld und die entsprechende Selbstverurteilung auf Grund göttlicher Verurteilung der Sünde gewesen war, ebenso wirklich war dann auch die Erfahrung von unverdienter Gnade des barmherzigen Gottes, der den Tod des Sünders nicht will. Und so gewiß vorher die Angst seine eingebildete Angst gewesen war, so wenig war auch die große, nie gekannte Freude, die als Begleiterscheinung der Sinnesänderung auftrat, eine Illusion. Denn ebenso wenig wie die Neue durch Massenpsychose hervorgerufen werden konnte, wäre auch der deutlich wahrnehmbare Friede eines versöhnten Gewissens so erklärbar; abgesehen davon, daß die stets gescheute Beschämung jeden gehindert hätte, sich selbst bloßzustellen vor aller Welt, wäre auch diese „Glückseligkeit“ unmachahmlich gewesen; solche Trauer und solche Freude kann man nicht heucheln; und die Mitläufer, an denen es nicht fehlte, waren sehr leicht von den anderen zu unterscheiden; die Neue war nicht echt und die Freude nachher auch nicht. Daher auch viele, an denen die ganze Bewegung vorbeirauschte, ohne daß die Massenerregung auf sie übersprang, und so mancher auch, der die Freude mit aller Gewalt suchte und doch nicht fand! Und so wurde die Echtheit der Geistesucht auch an dem Erfolg offenbar: es ließ sich die Erfahrung der Vergebung nicht stehlen unter Umgehung der Vorbedingungen, und auch wohlgemeinte menschlich empfohlene Methoden führten nicht zu dem gewünschten Ziele, wenn es nicht Gottes Zeit war für den Einzelnen. Trotz der Massenerscheinungen hatte doch jeder einzelne seinen Weg für sich zu gehen, und weder in der Buße noch in der Freude konnte der eine für den anderen eintreten.

Es kann hier nun wiederum nicht im einzelnen die Rede sein von den Früchten der Erweckung, weil das aus dem Rahmen dieser Besprechung her-

ausführen würde. Nur soviel sei angedeutet: Wie gesund die Geisteszustände sich auswirkten, wurde deutlich merkbar an der willigen Unterordnung nicht nur, sondern vor allem an der, in solch auffallender Stärke nie dagewesenen Lust zu Gottes Wort, an dem Fragen und Suchen darnach, was laut dem Evangelium Gott wohlgefällig sei. Und das „böse Gewissen“ wandelte sich dann kraft der „Besprengung mit dem Blut Christi“ in ein „gutes Gewissen“; und aus diesem Erwerb entstand eine Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit, die aus der asiatischen Anlage sicher nicht stammte. Ist man doch nach allen Erfahrungen im Gegenteil eher geneigt, diese Eigenschaften der malayischen Rasse ohne weiteres abzusprechen. Und wie ferner aus der Reue ein Glauben neustamentlicher Art hervorspross und durch Glauben kraft des Geistes die durch und durch fleischliche Gesinnung eine Reinigung erlebte, wie sie nur „heiliger“ Geist bei jedem Einzelnen fertig bringen kann, das alles war ein überall offenkundiges Siegel für die Kraft der neuen Impulse; selbst Heiden, die nichts von der ganzen Geschichte wissen wollten und sogar dagegen reagierten, ja auch mohammedanische Malayen und Chinesen, die anfangs spotteten und lästerten, sind nachdenklich geworden; und kamen auch viele über die bloße Frage: „was will das werden?“ nicht heraus, und verwandelte sich bei den Mohammedanern begreiflicher Weise das Staunen in Widerstand, so hat doch die Annäherung der Chinesen an den Küstenorten nachweislich in diesen Dingen ihren Grund.

In der Abwehr der Opposition wie in der „Gemeinschaft der Gläubigen“ und in der Mitarbeit an der Mission unter ihren Landsleuten wurde vielen „das Herz fest“, sodaß es eine Lust war, unter ihnen zu sein und mit ihnen zu leben, und daß innerlich eine Fühlung gewonnen wurde mit den einfachen „primitiven“ Eingeborenen, wie sie früher bei mangelnder Wahrhaftigkeit unmöglich gewesen wäre. Es spielte sich auf Nias dasselbe ab, was Paulus einst in Asien in die Worte kleidete: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib: denn ihr seid alle einmal einer in Christo Jesu.“



## Chronik.

**Aufruf für eine Missionsspende zum 200 jährigen Jubiläum der Herrnhuter Brüdergemeine.** Am 17. Juni 1922 wird die evangelische Brüdergemeine das Gedächtnis des Tages festlich begehen, an dem vor 200 Jahren Graf Ludwig von Zinzendorf in Herrnhut den ersten Raum für das erste Haus stiften ließ zur Aufnahme für die um ihres Glaubens willen ausgewanderten mährischen Brüder. Mit der Brüdergemeine wird die gesamte evangelische Christenheit sich daran erinnern, was ihr an Herrnhut geschenkt worden ist.

Wo hätten die Lieder und Lehrtexte der Brüdergemeine, die 1732 zum ersten Male veröffentlicht wurden, nicht Freunde gefunden? Sie bilden ein verborgenes Einheitsband zwischen den Christen der verschiedenen Erdteile. In den deutschen Erziehungsanstalten der Brüdergemeine haben ungezählte

Tausende Wegweisung für ihr ganzes Leben empfangen. Die schönen Wiedersingendorfs sind Gemeingut der evangelischen Kirchen geworden.

Vor allem aber hat Herrnhut durch seine weltumfassende Missionsarbeit Bedeutung gewonnen. In seiner Gemeinde lebt der Zeugengeist der Apostel, der Wille, das Evangelium von Jesus Christus, dem Heiland der Welt, denen zu bringen, die seine Botschaft noch nicht kennen. Als Herrnhut sich dieser Arbeit zuwandte, stand die evangelische Mission noch in den ersten Anfängen. Seine Sendboten wurden dadurch zu Pionieren. Sie haben sich besonders kulturarmer Völker angenommen, so zu Beginn der Negerflaven Westindiens und der Eskimos. Vor den Toren Jerusalems ist von Herrnhut aus in dem Hause „Jesushilfe“ eine Heimstätte für Ausfähige geschaffen, um den Elendsten der Elenden Dienste der Barmherzigkeit zu leisten. Die 8000 Herrnhuter im Deutschen Reich und die 30 000 in England und Amerika haben in ihren heidenschristlichen Gemeinden über 100 000 Eingeborene vereinigt. Ihr Missionswerk bildet somit einen beträchtlichen Teil der gesamten evangelischen Mission. Auf das heimatische Missionswesen sind von Herrnhut, in alter und neuer Zeit, weitvolle Anregungen ausgegangen.

So ist Herrnhut ein Segen geworden für viele weit über Deutschlands Grenzen hinaus.

Aber die Not der Zeit lastet schwer auf der Brüdergemeine und gefährdet die Weiterführung ihres Missionswerkes. Die Jahresrechnung 1926 schloß mit einem Fehlbetrag von 685 349 Mark ab. Inzwischen sind die Anforderungen an die Mission der Brüdergemeine in so ungeahntem Maße gestiegen, daß ihnen die finanzielle Kraft der gesamten Brüdergemeine nicht entfernt gewachsen ist. Soll die Herrnhuter Mission aus Mangel an Mitteln zusammenbrechen?

Eine Spende für das deutsche Missionswerk der Brüdergemeine zu ihrem 200jährigen Jubiläum soll die Antwort auf diese Frage sein! Durch sie wollen wir unsere Dankbarkeit für die reichen Gaben Herrnhuts an die evangelische Christenheit bezeugen, unser evangelisches Gemeingefühl beweisen und der ehrwürdigen Jubilarin den Mut zur Fortführung ihrer gesegneten Missionsarbeit stärken. Die Spende soll ein Zeichen unseres Willens sein, auch in dieser schweren Zeit den Befehl unseres Herrn und Meisters auszuüben: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker!“

Ausschuß für die Herrnhuter Missionspende: 1). C. Mibt, Geh.-Konfistorialrat, Professor an der Universität Göttingen, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft, Vorsitzender. 1). M. B. Schreiber, Direktor der Deutschen Evangelischen Missionshilfe, Berlin-Steglitz, Schriftführer. 1). J. A. Spieder, Präsident des Zentralverbandes der Inneren Mission, Berlin-Dahlem, Schatzmeister. 1). G. Hausleiter, Geh.-Konfistorialrat, Professor der Missionswissenschaft, Vorsitzender des Verbandes der Deutschen Evangelischen Missionskonferenzen, Halle a. S. 1). J. Richter, Professor der Missionswissenschaft und Herausgeber der „Allgemeinen Missionszeitschrift“, Berlin-Steglitz. Viz. M. Schlunf, Inspektor der Norddeutschen Missionsgesellschaft und Sekretär des Deutschen Evangelischen Missionsausschusses, Hamburg.



Beiträge werden erbeten auf das Postcheckkonto: Dr. J. A. Spieker, Herrnhuter Missionspende, Nr. 118 526, Berlin NW. 7, oder auf das Bankkonto: Dr. J. A. Spieker, Schatzmeister der Herrnhuter Missionspende, bei der Deutschen Bank, Depositenkasse A, in Berlin W. 8.

Anfragen sind zu richten an D. A. B. Schreiber, Berlin-Steglitz, Humboldtstraße 14 I.

Die Sammlung ist von den Behörden genehmigt.

Die 5. Allgemeine Südafrikanische Missionskonferenz tagte vom 18. 22. Juli 1921 in Durban (Natal). Wenn den Versammlungen hier und auch in andern Städten industrielle Ausstellungen von Handarbeiten farbiger Christen der einzelnen Missionen vorangingen (Strickwaren, einfach gewebte Kleiderstoffe, Ledererzeugnisse, in denen man gute Ansätze für eine Eingeborenen-Heimindustrie erkennen konnte), so trat darin eine von der Konferenz stark hervorgehobene Forderung in sichtbare Erscheinung: Auch die außerdeutschen Missionen wollen im Blick auf die gegenwärtige Lage der Eingeborenen Südafrikas in Zukunft die Arbeitserziehung ihrer Pflegebefohlenen ernstlicher als zuvor fördern. Bei der ausführlichen, durch viel wertvolles statistisches Material vorbereiteten Verhandlung der Eingeborenenfrage wurde eine Erziehung gefordert, „die den Schwarzen befähigen soll, seinen Platz im wirtschaftlichen Leben besser auszufüllen, — weniger Bücherweisheit, aber sorgfältigere Schulung in Handfertigkeit und Landbau. Das den Eingeborenen zur Verfügung stehende Land wird umso knapper, je mehr die Bevölkerung anschwillt, und wenn nicht bessere Methoden des Landbaues eingeführt werden, werden die Farbigen von Südafrika bald auf oder unter die Hungergrenze herabgesunken sein.“ Die Verhältnisse fordern von dem südafrikanischen Missionar eine klare Berücksichtigung der wirtschaftlichen und erzieherischen Fragen in zum großen Teil christianisierten Massen und seine energische kulturelle Mitarbeit. — Eingehend wurde sodann das Schulproblem erörtert. Die Konferenz wünschte, daß die Regierung sowohl bezüglich der finanziellen Aufwendungen wie auch hinsichtlich des ganzen Erziehungssystems die Interessen der farbigen Schulkinder viel bewußter als bisher zur Geltung bringen solle. Das öffentliche Unterrichtswesen in der Union sei noch überwiegend an den Bedürfnissen der weißen Bevölkerung orientiert. — Auch mit der neuerdings wieder brennend gewordenen Frage der Besteuerung der Eingeborenen befaßte sich die Konferenz. Die Ausschreibung einer „Poll tax“ (Kopfssteuer) für erzieherische und hygienische Zwecke seitens des Transvaal-Provinzialrats, zu der mit den Weißen auch die Schwarzen in dieser Provinz herangezogen werden, hat unter den Farbigen im gesamten Bereich der Union leidenschaftlichen Protest hervorgerufen und dem erbitterten Rassenkampf neuen Zündstoff zugeführt. Die Ungleichheit der Besteuerung der Farbigen in den einzelnen Provinzen ist dadurch noch unerträglicher geworden. So richtet die Konferenz an die Regierung eine Aufforderung, alle Eingeborenenbesteuerung der gesetzgebenden Versammlung der Union zu unterstellen, um eine einheitliche Behandlung der Eingeborenen in den vier Provinzen durchzuführen. — Ein weiterer Verhandlungsgegenstand war die missionarische Besetzung Südafrikas. Für einzelne

Gebiete wie Natal wurde ein Ueberfluß, für andere ein Mangel an missionarischen Kräften festgestellt. Zur Abstellung solcher Mißstände sollen zweckmäßige Vereinbarungen und weitergreifende Arbeitsgemeinschaft der Gesellschaften untereinander durchgeführt werden. — Die Besprechung der durch den Weltkrieg geschaffenen Lage der deutschen Mission führte zu folgender einmütig beschlossenen Kundgebung (vergl. dazu A.M.Z. 1921, S. 195 f.) „Die Konferenz empfindet den ungeheuren Verlust, den die Missionsfrage durch den Beschluß der Friedenskonferenz in Versailles erlitten hat, die deutschen Missionsgesellschaften von ihren früheren Missionsfeldern in Afrika und anderwärts fernzuhalten, wo sie so viele Jahre gearbeitet haben. Ohne auf die Gründe dieses Beschlusses einzugehen, spricht die Konferenz die Hoffnung aus, daß die beteiligten Mächte bald Wege finden werden, die deutschen Missionen auf die Arbeitsfelder zurückkehren zu lassen, wo schon so viele ihrer Missionare ihr Leben eingesetzt und wo Gott ihre Arbeit mit so reichem Segen gekrönt hat.“ Drei Mitglieder der Konferenz erhielten den Auftrag, diesen Beschluß persönlich dem Berliner Missionar Kusche in Johannesburg als dem Vertreter der deutschen Missionare zu überbringen. Ferner wurde Professor J. du Plessis beauftragt, den Beschluß dem internationalen Komitee bei dessen Tagung in Late Mohonk zu überreichen. Endlich wurde beschlossen, den Wortlaut dem Ministerpräsidenten der südafrikanischen Union zu unterbreiten. — Diese Stellungnahme der Missionsvertreter in Durban wird gewiß zur Ueberbrückung des schmerzlichen und tiefen Risses, der seit dem Weltkrieg auch in Südafrika die deutschen von den angelsächsischen Missionen trennt, mitbelsen. Dieses Mal ist die deutsche Mission um des ihr auch in Südafrika von feindlicher Seite zugefügten Unrechts willen auf der Allgemeinen südafrikanischen Missionskonferenz nicht vertreten gewesen. Von Seiten der übrigen Missionen waren etwa 60 Delegierte von 18 Gesellschaften und gegen 90 Gäste anwesend. Unter diesen befanden sich als wirksame Diskussionsredner in der Eingeborenenfrage Senator Roberts und Dr. Voram von der südafrikanischen Kommission für Eingeborenenangelegenheiten. Einer größeren öffentlichen Abendversammlung wohnte der Generalgouverneur Prinz Arthur of Connaught bei, der das evangelische Missionswerk Südafrikas mit warmen Worten würdigte. Die Eröffnungsrede der Konferenz hielt Rev. A. J. Lennard, der Vorsitzende der letzten Konferenz, die 1912 in Kapstadt abgehalten wurde (A.M.Z. 1913, S. 18 ff.). In Durban führte Rev. Dr. J. Dexter Taylor vom American Board den Vorsitz. (Der ausführliche Konferenzbericht liegt noch nicht vor; die obigen Mitteilungen sind dem „Christian Express“ von Lovedale und du Plessis im Orana. Miss.-Magazin 1921, S. 308–311 entnommen.)

Berlin.

Missionsinspektor Schöene.

Die Berliner Missionsgesellschaft hat in der Dezemberitzung ihres Komitees beschlossen, ihren Missionsdirektor Siegfried Stank im Jahr 1922 auf eine etwa zehnmönatige Visitationsreise nach China zu schicken. Der Entschluß ist ihr wahrlich nicht leicht geworden, da angesichts des Tiefstandes der deutschen Valua Reise und Aufenthalt von Deutschen im Auslande fast unerschwinglich geworden sind. Es besteht aber begründete Hoffnung, daß,

weitaus der größere Teil der Reisekosten mit anderem als deutschen Gelde wird bezahlt werden können. Die Berliner Mission arbeitet seit 1882 in China. Die damals übernommene Arbeit geht aber noch drei Jahrzehnte weiter bis auf den Pfadfinder Karl Gütlaff zurück. In diesem langen Zeitraum von dreiviertel Jahrhundert ist nur einmal der Versuch einer Visitation gemacht, als Missionsinspektor Saubertzweig-Schmidt vom Spätherbst 1904 bis zum Mai 1906 in China weilte. Aber er starb dort am 14. Mai. Seine Visitation war nicht zum Abschluß gekommen, und er war nicht mehr in der Lage gewesen, an sein heimatliches Komitee darüber zu berichten. So war die mit unendlichen Mühen und Strapazen verbundene Reise fast ein Schlag ins Wasser gewesen. Um so dringender ist es, daß nun endlich einmal ein Mitglied der Missionsleitung die Verhältnisse auf dem süd- und nordchinesischen Missionsfelde in Augenschein nimmt, um die für eine solide Missionsleitung unentbehrliche gründliche Sachkenntnis und persönliche Führung herzustellen. Gerade nach der schmerzlichen Erfahrung mit dem langwierigen Siechtum und dem Tode Saubertzweig-Schmidts läßt die Berliner Missionsgesellschaft ihren Direktor nur schweren Herzens nach China ziehen. Es war aber die einhellige Ueberzeugung des Komitees, daß die Reise so gut wie zur unumgänglichen Pflicht geworden sei.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat nach ihrem 117. Jahresbericht seit ihrer Gründung im Jahre 1804 319 470 000 Exemplare Heiliger Schriften (d. h. Bibeln, Testamente oder Teile der Heiligen Schrift) verbreitet. Davon im Jahre 1920/21 8 655 781. Das sind 139 851 Exemplare mehr als das Jahr zuvor. Mit Ausnahme der Kriegsjahre, in denen Millionen Heiliger Schriften verschenkt wurden, ist diese Zahl nur einmal seit Bestehen der Gesellschaft überschritten worden. Im Jahre 1920/21 wurden von ihr Heilige Schriften in 10 Sprachen zum erstenmal herausgegeben. So zum Beispiel das Evangelium Johannis in einer Sprache, die von einer Million in Südafrika gesprochen wird. Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in Venda, gesprochen im nördlichen Transvaal. Sie wurden von Berliner Missionaren übersetzt. Das Evangelium Johannis in Batpatar für einen Volksstamm in Neu-Irland, „das von einem deutschen Missionar, dessen Arbeit nun die Australische Methodistischen-Mission übernahm, übersetzt wurde“. Vermutlich ist das die Arbeit von Missionar Pratsch. Mit diesen 10 neuen Uebersetzungen ist die Zahl der Sprachen, in denen die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft die Heilige Schrift verbreitet, auf 538 gekommen. Davon 135 Sprachen, in denen die ganze Heilige Schrift zu haben ist, 126 weitere, das ganze neue Testament und 277, nur Teile der Heiligen Schrift. Darunter allerdings 47 Ausgaben, deren Herausgabe sie nur durch einen Beitrag unterstützte oder die sie von andern Bibelgesellschaften kaufte und durch ihre Kolporteurs verbreitet. Seit dem Jahre 1900 hat die Gesellschaft die Heilige Schrift in 116 Sprachen zum erstenmal herausgegeben.

Die Gesellschaft hatte im Jahre 1920/21 eine Ausgabe von 492 188 Pfd. Sterling und eine Einnahme von nur 375 528 Pfund, somit einen Fehlbetrag von 116 660 Pfund, der zwar aus Reserve-Fonds bis auf 24 488 Pfd. ver-

mindert wurde, wodurch aber diese völlig aufgebraucht wurden. Die Gesellschaft steht nun vor der Tatsache, daß zu einer Zeit, in der die Verbreitung der Heiligen Schrift in der Menschheit das schreiendste Bedürfnis ist, sie einen großen Fehlbetrag zu decken und keine Reserve mehr zur Verfügung hat. Daber bittet sie ihre Freunde dringend um Unterstützung. Die große Steigerung der Ausgaben kommt davon her, daß die Herstellung der Heiligen Schrift drei- und viermal mehr kostet als vor dem Krieg.

Die Gesellschaft hat, wie sie schreibt, nie ein Gesuch um Veröffentlichung einer neuen Uebersetzung abgeschlagen, wenn sie überzeugt wurde, daß sie gut war. Sie druckt diese und sendet sie auf die Missionsfelder so, daß auf die Missionsgesellschaft, welcher sie dient, keine Last fällt. Der Dienst, den die Bibelgesellschaft der Mission leistet, ist nicht zu ermessen. Ja, man kann sich ohne diesen Dienst einen dauernd guten Erfolg der Missionsarbeit gar nicht denken. Und dieser Dienst scheint jetzt um so nötiger zu sein, als die Unabhängigkeitsbestrebungen der einzelnen Christen, besonders in Indien, Südafrika, China und Japan, zunehmen. Da ist von wesentlicher Wichtigkeit, daß das geschriebene Wort Gottes die Grundlage der Gemeinden wird. Von dem Erfolg der Verbreitung der Heiligen Schrift in Gegenden, wo noch keine christlichen Gemeinden sind, weiß der Bericht ein sprechendes Beispiel zu berichten.

In Nordindien an der Verkehrsstraße nach Nepal und Tibet, auf dem Himalaya-Gebirge, sind zwei Kolporteurs der Bibelgesellschaft stationiert. Ihre Aufgabe ist an die Händler, die hin und herreisen, Heilige Schriften zu verkaufen. Der Missionar, welcher die Kolporteurs beaufsichtigt, teilt mit, daß Leute aus Tibet ihm mitteilten, daß buddhistische Priester an Sommerabenden die Leute um sich sammeln und ihnen aus dem Neuen Testament vorlesen. Also in Gegenden, wo kein Missionar Eingang hat, findet das gedruckte Wort Gottes Eingang und stiftet Segen. Die weltweite Tätigkeit der Gesellschaft erhellt deutlich aus der Tatsache, daß sie Niederlagen besitzt in Lissabon und Lagos, in Helsingfor, Bagdad, Rio, Brisbane, Seoul, Toronto und Port Said. Ihre Kolporteurs besuchen die Gummipflanzungen der Malaischen Halbinsel und die Kaffeepflanzungen in Brasilien. Sie verkaufen ihre Schriften auf den Reisfeldern Javas, in den dichten Wäldern an den Ufern des Orinoco und in den dichtbevölkerten Dörfern des Nildeltas. Einer der Kolporteurs besuchte auf seinem Motorrad die einsamen Heimstätten in Westaustralien und ein anderer ritt auf den Hügeln Palästinas umher und brachte den Bewohnern von Hebron, Bethel, Tiberias, Jericho und Bethlehem die Evangelien. Mehr als 900 Kolporteurs waren in den verschiedenen Teilen der Erde im Jahre 1920 tätig, sie haben nahezu 5 000 000 Heilige Schriften verbreitet.

E. A. Schneider, Nürnberg.



# Geisteszucht und Kirchenzucht während der Erweckung auf Nias.

Von Missionsdirektor C. Fries.

(Fortsetzung).

## 11. Die zeitweise Suspension der Kirchenzucht.

Ein aufmerksamer Leser wird nicht nur merken, daß der Mund einem übergeht, wovon das Herz voll ist, sondern wird auch angesichts dieser sichtbaren Geisteszucht Verständnis bekommen für das auftauchende Problem, das zu lösen uns in jenen Tagen aufgegeben wurde: Was wird unter diesen Umständen ungewöhnlicher Art aus der festgesetzten Kirchenzucht?

Um das Gewicht dieser Frage zu erfassen, müssen wir uns eben noch vergegenwärtigen, daß wir es bei der Niasischen Erweckung anfänglich nicht zu tun hatten mit einer plötzlichen Türöffnung in heidnische Gebiete, sondern um eine gründliche Neubefehrung der älteren christlichen Gemeinden, an die man einen anderen Maßstab anzulegen berechtigt war, nachdem der Bruch mit einer bösen Vergangenheit prinzipiell in der Annahme der Taufe freiwillig vollzogen oder doch wenigstens bezeugt worden war.

Die niasische Missionsgeschichte ist ziemlich reich an interessanten Perioden, in denen die Gestalten, Schicksale und Befehrungen alter, sogar hier in der Heimat bekannt gewordener „koppensneller“ von altniasischem Typus eine wichtige Rolle spielen; während einige ihrer Genossen sich all dem Neuen, das ihnen in der beschleunigten Entwicklung entgegentrat, widersetzen, und oft genug in einen Konflikt hineingerieten, der für sie mit einem tragischen Geschick endigte, wurden diese durch ihre soziale Stellung und Einfluß auch bei noch mangelhaftem innerem Verständnis für die verkündigte Wahrheit zu einem Beispiel und ihr Eintritt in die christliche Gemeinde zu einer Lösung für viele ihrer Untertanen. Nicht alle bewährten sich dann und gaben so Veranlassung zu dem billigen Spott für Außenstehende, daß die Mission gerade die allerschlechtesten Elemente mit Vorliebe aufnähme; aber manche sind zu nennen, die auf dem eingeschlagenen Wege verharrten, weil der Uebertritt zum Christentum doch mehr als nur eine äußerliche Zeremonie bedeutet hatte, da wirklich die Vergangenheit begraben wurde, und der Wandel in einem neuen Leben begann, in wieviel Schwachheit auch immer.

Für das vielleicht lasterhafte Vorleben wird der Heide nicht verantwortlich gemacht, und die „Zeit der Unwissenheit“ wird übersehen, aber von da ab gilt doch der Bußruf und mit ihm die Forderung, auf Grund der Sinnesänderung auch „würdig der Berufung“ zu wandeln.

Anderz nun bei der Erweckung, wo es sich, abgesehen hauptsächlich von der kompakten Masse von Heiden im Süden, zunächst nicht um ungezählte Heidenscharen handelte, die willig wurden, sich unterweisen zu lassen, sondern in erster Linie um die gesammelten Christengemeinden, in denen die zweite und dritte Generation, ohne je den entscheidenden Wechsel erlebt und durch-

Kämpfe zu haben, den jene Erstlinge hatten vollziehen müssen, in die Gemeinde hineingeboren waren und auf dem Wege der Erziehung durch Volksschule und kirchlichen Unterricht hineinwachsen sollten in das Verständnis, welches zu vermitteln die Erziehung innerhalb der Familien noch nicht im Stande war. Und diese Gemeinden, an deren vielgestaltigem Aufbau wir mitzuarbeiten berufen waren, und deren Erziehung mancherlei Not machte, weil das jüngere Geschlecht sich nicht immer ziehen lassen wollte, wurden samt dem minderwertigen tatsächlichen Erfolg der ausgeübten Pädagogie durch die Erweckung vor uns offenbar.

## 1.

Ein Missionar, der in einem Arbeitsfeld, wie es die Insel Nias darstellt, nicht blind durch die Welt geht, sondern inmitten seiner Gemeinde mit nüchterner Beobachtung alles so sieht, wie es wirklich ist, mag gewißlich eher geneigt sein, die heidenchristlichen Gemeinden zu kritisch zu beurteilen, als sich über deren sittlichen Stand irgendwelchen Illusionen hinzugeben. Dessen Mängel sind ja deutlich: das Wachstum geht einem zu langsam, und es kann geschehen, daß man für die geschehene Wandlung nicht dankbar genug ist, was fast immer einzutreten pflegt, wenn ein eifriger Missionar das „früher“ mit dem „jetzt“ nicht mehr vergleichen kann. Andererseits macht Liebe auch kurzichtig, und es kommt vor, daß Missionare bei zunehmendem Verständnis für eines Volkes Eigenart und Untugend zu nachsichtig und zu nachgiebig werden und sich zufrieden stellen mit dem gewohnheitsmäßigen Stand der Entwicklung, auch wenn dessen Niveau nicht gerade erfreulich ist. Beiden Gefahren sollte auf der Jahreskonferenz im März 1916 ein Referat wehren, dessen Thema den „Vergleich der niasischen Christengemeinden mit den apostolischen Gemeinden“ behandelte. Die eingehende Aussprache über diese Frage kurz vor Beginn der Erweckung war dazu angetan, die ganze Schar von Missionaren nicht nur in der Einsicht in die „*pia desideria*“ zu einigen, sondern auch in dem Willen, auf Grund neutestamentlicher Orientierung mehr zu erbitten und mehr zu erwarten. Denn daß wir weder mit uns, noch mit unseren Gemeinden zufrieden waren, hatten wir schon ein halbes Jahr vorher gelegentlich des fünfzigsten Jubiläums im September 1915 vor den, von der ganzen Insel versammelten 158 Presbytern unverblümt ausgesprochen. Außerdem war auch in den verflossenen fünf Jahrzehnten mancherlei Fleiß und Mühe aufgewandt worden, das niasische Volk, mit seiner Sitte und all seinen Unsitten von Grund auf kennen zu lernen, und so glaubten wir damals, uns in der Hauptsache nicht allzusehr über unsere Christen zu täuschen.

Dennoch brachte das erwähnte Schuldbekenntnis des Jahres 1916 uns eine heilsame, wenn auch demütigende Korrektur zu jener unserer Annahme; denn der dadurch aufgedeckte tatsächliche Zustand der Gemeinden blieb hinter unserer Annahme noch weit zurück. Wohl hatten wir auch früher schon dunkel empfunden, als liege noch irgendein geheimer Bann hin und her auf den Leuten, und als wäre es, bei starkem Mangel an Offenheit und Aufrichtigkeit, nicht möglich, ganz zu vertrauen, ja als würde es vielleicht nie ratsam sein, sich durchaus auf einen Eingeborenen in allen Dingen zu verlassen; aber man kam nicht dahinter, und die Meinungen gingen auseinander, bis schließlich

der Sommer 1916 uns Einblicke tun ließ in die niassische Volksseele und die niassischen Volkslaster, wie wir es niemals für denkbar gehalten hätten. Nun kann an dieser Stelle wiederum nicht ausführlich über die Einzelheiten der niassischen Beichten geredet werden, zumal auch ein Eingeborener den Anspruch darauf hat, daß die, unter vier Augen abgelegte Beichte nicht veröffentlicht wird. Aber trotzdem kann ich die Erwähnung zweier wichtiger Entdeckungen, die wir damals machen mußten, nicht umgehen, weil es sich um Gebrechen und Verbrechen handelte, deren Vorkommen nach der bestehenden Kirchenordnung direkt unter Ausschluß stellte, nämlich um regelrechten Rückfall ins Heidentum durch Rückkehr zum väterlichen Kult, und um Unsittelichkeit im speziellen Sinn.

Es ist, wie eben schon angedeutet wurde, gewöhnlich auf dem Missionsfeld ein auffallender Unterschied zu konstatieren zwischen den ersten Führern einer Christengemeinde, die im Gegensatz zur väterlichen Ueberlieferung und zu ihrer eigenen Vergangenheit, im Gegensatz auch zu ihren Volksgenossen, auf irgendeinem Wege zu der religiösen Erkenntnis gelangen, daß ihre Ahnen ebenso machtlos sind wie die Priesterlitaneien, daß Opfer und Zauber gleich wirkungslos werden, wenn die Wahrheit auf den Plan tritt, und dem Nachwuchs. Es ist für die Pionierarbeit ein wichtiges Ereignis, wenn nach langem Warten vielleicht der erste den Mut findet zu sagen: „Ich mache nicht mehr mit,“ wenn er dann die ersten Schritte gläubigen Vertrauens wagt, ohne Spenden und ohne Priester, ohne Götzen und Amulette, und wenn er dann die Ahnenbilder ausliefert, weil sie ihm nichts mehr bedeuten als nur ein Schnitzwerk. Da kann man unter allerlei merkwürdigen Zügungen beobachten, wie echter kindlicher Glaube entsteht und sich bewährt, wie Heiden in aller Einfalt beten lernen und Erfahrung davon machen, daß Gott Gebet erhört. — Gerade dieser religiöse Ertrag selbstdurchlebter Kämpfe ist nicht ein Erbstück auf die Kindesfinder, zumal es an jeglicher Erziehung zu fehlen pflegt, und schon die zweite Generation, welche durch die biblisch berechnete Praxis der Kindertaufe in die Gemeinde unbesehen hineingerät, weiß den Wechsel nicht mehr zu würdigen; ja oft genug wissen selbst begabtere Leute einem nur noch sehr mangelhafte Auskunft zu geben, wenn man sie nach altergebrachter Sitte fragt. Die Bräuche werden wohl vererbt, aber ihre Bedeutung kennt man nicht mehr; die Unsitten wirken fort, aber wie sie durch animistische Vorstellungen verursacht wurden, darüber gibt man sich nicht mehr Rechenschaft. Man wird der Güter der christlichen Gemeinde teilhaftig, ohne etwas dafür aufgegeben zu haben, und so tritt nur allzurasch oft an Stelle der selbständigen Zuversicht die neue Tradition, an Stelle der Freude über Befreiung von Furcht und Irrtum die Gleichgiltigkeit, an Stelle ehrlicher Gottesfurcht Unterordnung unter kirchliche Ordnung, alles in allem: Gesetz an Stelle des Evangeliums. Die äußere Anerkennung der zehn Gebote erscheint als „Christentum“, und was eigentlich Glauben sei, wird vielfach nicht verstanden. Das alles war längst empfunden; und daß wir uns beileigigten, das leider eingeführte Fremdwort für „Glauben“ (mamati) so oft als möglich durch das sehr gut anwendbare niassische „fado: hoe dodo“ (wörtlich: das Herz sagt: es ist wahr) zu ersetzen, war nur ein äußerliches Zeichen



für unser Bemühen, durch ausgesprochen neutestamentlichen Unterricht jener Verflachung zu wehren. Und bei alle diesem Bemühen war uns dennoch, wie nun die Beichte ergab, vielerlei entgangen, was an heidnischem Wesen noch in der christlichen Gemeinde sich breit gemacht hatte. Denn nicht nur aus heidnischen, sondern auch aus „christlichen“ Familien wurden lang versteckte „*adoc zatoea*“ (Ahnenbilder) abgeliefert, von denen sich die Älteren doch nicht hatten trennen können; und da man öffentlich doch keine heidnischen Opfer hatte darbringen können, so hatte man sich in Krankheitsnot heimlich heidnische Priester kommen lassen, mit besprochener Medizin gearbeitet und viel Geld gezahlt wie in früheren Zeiten, weil man innerlich die rechte Zuflucht nicht fand. Selbst Älteste hatten sich zur Mithilfe bereit finden lassen. Andere brachten wertlose Rollen Papier mit sinnlosem Gekrikel und arabischen Koransprüchen zum Vorschein, die man für viele holländische Gulden von malayischen „*Datu*“ sich erworben hatte. Man hat mit heidnischem Zauber gearbeitet, um unbequeme Leute unschädlich zu machen, und ganze Beutel von Amuletten und anderem Kram sind vor unseren Augen auf den Boden geschüttet. Selbst Lehrer hatten nach dieser Seite nicht immer das rechte Beispiel gegeben, sondern sich mit schuldig gemacht. — Wenn es aber so zugegangen war, ist es dann noch verwunderlich, daß ein Wachstum in der Gnade nicht zu spüren war? ist es noch merkwürdig, daß man weiterhin in der christlichen Gemeinde nicht viel Helfer hatte, die wirklich vorlebten, was es heiße, ein „Leben im Glauben“ zu führen? Und angesichts dieses heidnischen Sauerteiges schien doch eigentlich das Geratenste, reine Bahn zu machen und rücksichtslos ein Exempel zu statuieren zur Warnung für alle, damit nicht das Ansehen der anerkannten und auch von den Christen durchaus gebilligten Gemeindeordnung in die Brüche ginge!

Wie weit aber das niassische Volk im Stande gewesen ist, uns Missionaren sein wahres Gesicht zu verbergen, ging vor allem hervor aus dem ungeahnten Umfang der Unsitte; war es doch ein wahrer Abgrund von Schlechtigkeit, in den hineinzuschauen wir gezwungen wurden.

Ganz gefehlos war das heidnische Nias nicht, und die rechtlichen Ueberlieferungen der Väterzeit waren an und für sich so übel manchmal nicht; auch Eureri und Ehebruch galt vor dem niassischen Rechtsgefühl als verkehrt, wenn auch letzteres mehr unter dem Gesichtspunkt eines Eingriffs in fremdes Eigentum als unter dem einer minderwertigen Moral auf sexuellem Gebiet. Noch 1904 haben wir in Westnias an einem Flußkolk gestanden, wo man kurz vorher ein junges Paar aneinandergekoppelt ertränkt hatte, das auf frischer Tat ertappt war; noch 1907 konnte man im Innern nah bei der Missionsstation einen Mann, der eine junge Frau überfallen hatte, unterwegs zur Vergeltung erstechen und in einer Wildschweinfalle verscharren, ohne daß sich irgendjemand darüber aufgeregt hätte; es galt das als berechtigte Justiz und als eine treffliche Abschreckungsmethode. Gegenüber solch rigorosen Nachmaßnahmen erschienen dann die, von der holländischen Behörde seit 1908 eingeführten Strafen auf solche Vergehen als eine Lappalie, und nicht wenige Häuptlinge sind damals entrüstet gewesen über die Dageheit europäischer Moral und befürchteten insolge dessen eine Zunahme der Unsitte — eine Be-



jürchtung, die hinterher durchaus als berechtigt anerkannt werden muß. So war also doch jedenfalls das Empfinden für die Strafwürdigkeit solcher Dinge vorhanden, und bei aller Willkür und Bestechlichkeit der Angesehenen wurde doch oft genug ein schweres Gericht tatsächlich vollzogen und Untat gesühnt. So ist es dann wohl zu erklären, daß Missionar D. Sundermann in seinen Aussagen über das niassische Volk zu der Behauptung gekommen ist, die Eingeborenen seien, zumal im Vergleich zu den Mentawiern, ein „relativ sittliches“ Volk zu nennen.

Einem kritischen und selbständigen Beobachter heidnischer Volkssitte mußte von vornherein solch ein günstiges Votum zu optimistisch vorkommen. Wer tiefer hineinsah in den verdorbenen Volksscharakter, wer die Leute und ihre Sprache durchschaute, mußte eigentlich zu anderer Ansicht gelangen: Wo sollte, ganz allgemein gesprochen, in einem Volk, in dem die Polygamie mit all ihren Folgen herrschte, wo die Familienverhältnisse meist böse zerrüttet waren und die Kinder von Jugend an durch Vorbild, durch mehrdeutige Anekdoten und schlüpfrigen Witz, an niedrige Instinkte gewöhnt wurden, ein Gefühl für sittliche Reinheit herkommen? Wie sollten auch in einem Hause, dessen Wände mit zum Teil höchst unanständigen Götzenfiguren umstellt waren, ein Urteil für Schönheit und Ehrbarkeit aufwachsen? Wie sollte in einem Dorf, auf dessen freiem Platz vielleicht solch obzöne Grabdenkmäler vor aller Augen angebracht waren wie z. B. in dem westniassischen großen Kampong Onolimboe, die Jugend beiderlei Geschlechts zu einer sittlichen Auffassung von der Ehe kommen?? Und wenn außerdem durch Rasseneigentümlichkeit, durch dauernde Hitze unter dem Äquator und durch Malaria alles Wollen und alle Spannkraft so erschlaft ist wie auf Nias, ist auf irgend welche sittliche Energie natürlich von vornherein nicht zu rechnen. Aber in welchem Ausmaß das kolportierte Märchen von der relativen Sittlichkeit des niassischen Volkes irreführte, wurde doch erst 1916, als auf einmal alle Hüllen fielen und alle Heimlichkeit ein Ende hatte, offenbar. Selbst der größte Optimist mußte sich nun wohl oder übel davon überzeugen, daß der Schade auf diesem Gebiet heillos gewesen war, nicht nur bei heidnischen Niassern, sondern auch in den christlichen Gemeinden. Fast kein einziger von all den Tausenden, die unter dem Druck der Schuld ihr Gewissen erleichtern mußten, der nicht grobe Vergewaltigungen auf sittlichem Gebiet hätte beichten müssen. Die Männer hatten ihre Frauen hintergangen und die Frauen ihre Männer; man hatte Frauen ausgewechselt, man hatte junge Schwiegertöchter als Allgemeingut der Familie behandelt, weil sie vom Familieneigentum bezahlt worden waren; die Väter hatten ihre Söhne betrogen, die Söhne mit ihren Stiefmüttern gelebt; dazu Blutschande zwischen Geschwistern; alles in allem also ein sittlich verdorbenes Familienleben; und auf allem lastete der Bann der Heimlichkeit. Auch die scheinbar „Besten“ in den Gemeinden meistens nicht einwandfrei nach dieser Richtung; auch Helfer und im Amte tätige Lehrer mit häßlicher Vergangenheit und Gegenwart! Es hat auf keiner Missionsstation an traurigen Enttäuschungen gefehlt. Also kein sittlich hervorstechendes Volk, sondern ein sittlich verfaultes Geschlecht, in welchem die Leute ohne grobe Entgleisungen eine Ausnahme bildeten! Wie es möglich gewesen ist, daß

so lange und so erfolgreich der Grad von Schlechtigkeit verborgen bleiben konnte, ist hinterher schwer zu erklären; die Leute hatten wohl recht, nun als die tiefste Scham endlich geboren wurde und ihnen den Mund öffnete, auch wo sie sich lieber die Zunge abgebissen hätten als ein Wort verlauten zu lassen, wenn sie das Wort Jesu gegen die Pharisäer Matth. 23 gegen sich anwandten von den „übertünchten Gräbern“ voller Moder und Fäulnis. „Alle Gebote übertreten vom 1.—10.“, das war wörtlich zu nehmen; aber die Nichtachtung des sechsten resp. siebenten war das Schlimmste.

Daß restlos die nackte Wirklichkeit zum Vorschein kam, war natürlich ein Gewinn, denn nun konnte der Bann fallen; die Miasmen konnten und wollten auch uns nichts mehr vortäuschen, und die Miasmission, ein für allemal bis ins Einzelne unterrichtet über den Krebschaden, wird künftig nie wieder sich irgendwelchen Illusionen über die Güte miasmischen Volksschalters hingeben können, sondern daraus gelernt haben, daß der Kampf gegen heidnische Wesen in „punkto sexto“ am schwersten zu führen sein wird. Aber abgesehen von diesem Ertrag — welche eine schwierige Frage für jeden Gemeindeführer, was denn nun werden sollte, wo doch nach der Gemeindeordnung alle schweren Vergehen gegen das sechste Gebot gerade auf Grund der, im miasmischen Volk früher geübten Rechtspflege, direkt mit Ausschluß aus der Gemeinde bestraft werden sollte? Und wenn man darnach verfahren sollte, wo dann anfangen und wo aufhören? Wo Grenzen ziehen? Und durfte andererseits das Geheimnis der Privatbeichte der Öffentlichkeit kundgetan werden? und wollte man das wieder nicht wagen, durfte man sein eigenes Gewissen mit solch einer Fülle von verborgenen Missetaten beladen, deren Mitwisser man durch das Bekenntnis von Hunderten und aber Hunderten geworden war? Gewiß keine einfach zu lösenden inneren Konflikte für einen Missionar, der in jenen Tagen fast stündlich vor Entscheidungen gestellt wurde, die richtig zu treffen, ein hohes Maß von Takt und Weisheit erforderte!

Auf der ersten wichtigen Zusammenkunft der Rhein-Miasmissionare nach der Erweckung im Februar 1917 konnte der Verfasser dieser Zeilen als Leiter der Konferenz folgendes unter voller Zustimmung der Versammelten ausführen: „Wenn wir in dieser Zeit, als uns die Augen gründlich darüber geöffnet wurden, daß nicht nur Lügen und Trügen, nicht nur Zungensünden und Zänkereien unter unseren Leuten an der Tagesordnung waren, sondern daß auch Diebstahl, Feindschaft, Mord, Vergiftungen, Hurerei, Ehebruch nicht seltene Ausnahmen, sondern einige von den genannten Lasten die Regel waren, ja daß auch die Besten in dem Punkte der speziellen Sittlichkeit auf einem tieferen Niveau standen, als wir geglaubt —, wenn wir in dieser Zeit nach den, von uns aufgestellten Ordnungen hätten verfahren wollen, so hätten wir nur gleich alle aus der Gemeinde ausschließen können. Da daran nun kein Vernünftiger denken konnte, wo doch gerade die Erweckung die lebendige Hoffnung erstehen ließ, daß wir nun durch Gottes Gnade eine neue Gemeinde mit geschärftem Gewissen und besserer, aus dem Glauben und der Hingabe an den Heiland geborenen Gerechtigkeit als Geschenk aus Gottes Hand hinnehmen dürften, so haben wir alle tatsächlich stillschweigend die Gemeinde-

ordnung „ad acta“ gelegt, wo sie unter diesen Umständen auch hingehörte, weil sie eben deutlich nicht am Platze war und Gott durch seinen Geist eine andere Ordnung schuf, welche die Ordnung der Buchstaben aufhob. Wir wissen nun, aus was für Menschen unsere Gemeinde größtenteils zusammengesetzt war, und werden uns nie mehr täuschen lassen, weder durch die überlieferte Sage, daß die Niaser vor anderen indischen Völkern auf sittlichem Gebiet etwas voraus hätten, noch durch die heuchlerische Gewandtheit der Niaser, hinter der so viel Sünden verborgen geblieben sind. Wir müssen also bekennen, daß die Kirchenzuchtordnung vom Jahre 1911 für eine Gemeinde angefertigt war, die **t a t s ä c h l i c h g a r n i c h t b e s t a n d !**“

Diese Ausführungen waren damals wohl überlegt, und sie ertragen auch heute noch eine kritische Nachprüfung. Die Gemeindezuchtordnung war tatsächlich damals **u n a n w e n d b a r**; und zwar nicht nur, weil man ihr zufolge den Bestand der niasischen Gemeinden direkt in Frage gestellt haben würde, sondern aus inneren Gründen, weil dank der oben geschilderten wirksamsten Gemeindezucht durch das deutlichste Eingreifen des Geistes Gottes alle übrige Zucht und Strafe einfach überflüssig gemacht wurde. Keine Kirchenstrafen und kein Ausschluß aus der Gemeinde hätte je solche Gewissensqualen bewirkt, wie wir sie täglich vor Augen hatten; keine „Totenglocke“ und keine „Bußbant“, keine Drohungen und keine gesetzlichen Vorschriften hätten jemals eine Reue hervorgerufen, wie sie Monate lang, ja nun bereits durch Jahre hindurch, hin und her auf Nias bei Christen und Heiden erzeugt worden ist durch die unüberhörbare Stimme des im eigenen Herzen aufgewachten „Richters“. Was im besten Falle durch die Gemeindeordnung gefördert werden sollte, Einsicht in das Wesen der Sünde, Erkenntnis vom Schwerkewicht der persönlichen Verschuldung, und der Willensentschluß zur Umkehr nach abgelegtem Bekenntnis, das alles war ja in ungeahntem Maße vorhanden — allerdings **o h n e** Mitwirkung der Gemeindeordnung!

## 2.

Überflüssig war die Gemeindeordnung aber auch in einem anderen Sinne noch geworden; nämlich nicht nur, weil die innere Strafe für alles Unrecht abgebußt war, ehe jene herangezogen werden konnte, sondern auch, weil aus Reue und Glaube eine sittliche Erneuerung auf rel. Grundlage sichtbar wurde, die der schöpferischen Gnade Gottes zu verdanken war — und wiederum nicht der Gemeindeordnung. Es scheint mir nicht unwichtig, auch hierauf noch mit einigen Worten einzugehen, auf daß desto klarer dann hervortrete, daß wir damals auf Nias mit gutem Gewissen und in aller Ruhe auf die Heranziehung der Gemeindezuchtordnung Verzicht leisten durften, und das ohne gegenseitige vorherige Verabredung, sondern vielmehr in unwillkürlicher Übereinstimmung; denn mochten die Anschauungen der einzelnen Missionare auch in allerlei Nebensachen auseinandergehen, mochten bei verschiedener Auswirkung und Fortentwicklung der Bewegung in den einzelnen Gemeinden, die nicht alle gleichmäßig gefördert wurden und nicht alle gleichermaßen die Erweckung auszunützen verstanden, auch die Urteile über den dauernden Wert dieser Ereignisse nicht ganz gleichlauten, über diesen **e i n e n** Punkt wurde



kein Zweifel geäußert, daß man nicht nur der Gemeindeordnung vorübergehend entraten könne, sondern wirklich auf ihren Buchstaben sich nicht festlegen dürfe.

Die niaßische Erweckung war, wie oben gezeigt worden ist, durchaus eine Bußbewegung, aber sie war es nicht in einem bloß negativen Sinne. Es hat nicht die Furcht vor dem Gericht in der Weise vorgeherrscht, daß man sich durch Wiedergutmachung von Diebstahl und anderen Ungerechtigkeiten, durch Ersehung entwendeter Summen usw. billig loskaufen wollte von einem deutlich empfundenen Gotteszorn, um dann aufs neue wieder nach eigenem Gutdünken zu handeln und zu wandeln. Begreiflicherweise hat es auch on solchen nicht in der Menge gefehlt, die so am Außerlichen haften blieben; aber die meisten kamen doch auch positiv damals weiter, weil der entstehende lebendige Glaube eine neue Gesinnung schuf, die keiner Drohungen mehr bedurfte!

War es damals eine seelisch wirklich angreifende Arbeit, unaufhörlich erschütternde Beichten anzuhören von Menschen, die, endlich über ihre Sündhaftigkeit erschrocken, nach einer Vergebung und Heilsgewißheit verlangten, die mehr bedeutete, als nur das Entgegennehmen einer leicht eingebilbeten oder leicht hingefagten „Absolution“, so war es andererseits hochbeglückend, beobachten zu dürfen, wie das königliche Vorrecht der Jünger Jesu, Sünde zu vergeben, eine Kraft bewies, aus Unglückseligkeit nicht nur, sondern auch aus Sündenknechtschaft herauszureißen. Diejenigen, welche in ehrlicher Selbstkenntnis, ohne anderen nachzusprechen, gern die Worte aus 1. Joh. 1, 7—10 auf sich anwandten, um das Selbstgericht an sich zu vollziehen, durften auch erfahren, daß „der Sohn recht frei macht“; denn mehr und in anderer Weise als je vorher rückte in der Seelenbedrängnis die Gestalt des Gekreuzigten für das niaßische Volk in den Vordergrund als einzige Rettung. Was sie längst „gelernt“, was sie oft genug gesungen, das wurde spürbares Erlebnis und Quelle einer Kraft zur Sinnesänderung. Hatten sie die Töne des 51. Psalms in heißer Sichtung der Geister verstehen gelernt, so konnten sie auch in die ersten Verse des 32. Psalms aus Ueberzeugung nun einstimmen, weil sie „los geworden waren vom bösen Gewissen“; „los“, weil „besprengt mit dem Blut Jesu Christi“. Und nun standen auf einmal Niaßer mit „gutem Gewissen“ (in diesem Sinne) vor uns, die einem frei ins Auge schauten, weil nichts mehr zu verbergen war, und die mit uns über diese geistlichen Erfahrungen so sprechen konnten, daß man vielfach merkte, daß da keine Phrasen gedroschen, sondern aus frisch gewonnener Gewißheit lebendige Zeugnisse geboren wurden. Auf diesem Wege entstand weithin auch bei früher sicherlich ganz gewissenlosen Leuten eine erstaunliche Gewissenhaftigkeit, welche die „Nachfolge Jesu“ nicht mehr als drückendes Gebot, sondern als „leichte Last“ erscheinen ließ.

Das war eine große Neuigkeit für die niaßischen Christen selbst, die nun gewissermaßen an ihrer eigenen Person in ganz naiver Weise die Regung des „neuen Menschen“ zu beobachten angingen. Es wurden da manchmal freilich die verschiedensten „Herzensstimmen“ laut, und nicht immer gelang es den Leuten, allein die richtige Unterscheidung vorzunehmen; aber selbst



dann war deutlich wahrzunehmen, wie sie begannen, „vorsichtig zu wandeln“, um nicht wieder mit „bösem Gewissen“ vor Gott zu stehen. So tat man nicht mehr einfach mit, und hörte auf, die anderen vorzuschützen; das Gewissen wurde frei, und die Persönlichkeit fing an selbständig zu werden; eine Erscheinung, die am auffallendsten bei dem bisher so stumpfen weiblichen Geschlecht hervortrat, sodaß mit dem erwachenden Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit auch das der eigenen Menschenwürde erwuchs; daraus erwachsen Konsequenzen für die Beteiligung der Frauen am Unterricht, für ihren Einfluß in der Familie, besonders dann, wenn die Männer störrisch waren und sich gegen die Erweckung wehrten; nicht zum wenigsten auch für die Verheiratung der Töchter, die nicht mehr ungefragt an den ersten besten Freier abgegeben werden wollten, oft zum Erstaunen der Herren der Schöpfung, die sich in diese veränderte Sachlage noch nicht finden konnten. Es ist leicht einzusehen, welchen Wert das alles für die rechte Einschätzung der Familie, der Reinhaltung der Ehe und der Kindererziehung haben und weiter beweisen mußte, was hier nur eben angedeutet werden kann.

Das Erhebendste war die wachsende Erkenntnis der Miaser, daß in diesem neu gewonnenen Stande der Freiheit Gottes heiliges Wort nun Richtschnur und Maßstab sein müsse. Da brauchte man auf einmal nicht mehr mahnen, rufen und drängen; die Kirchen füllten sich ohne das bis auf den letzten Platz, sondern auch in der Woche; und nicht nur Sonntags, man konnte nicht genug fragen und hören; und was früher nie verkündigt werden konnte, weil man fürchten mußte, es ginge über ihre Köpfe hinweg, das wurde nun begehrt, wurde aufgefaßt, innerlich verarbeitet, wurde gelesen und in den Häusern besprochen. Die Wahrheit als befreiende Macht wurde erkannt und der Durst nach Wahrheitskenntnis wuchs in ungehobtem Maße. Das Neue Testament wurde ein begehrtes Buch; wieviele Sünde haben sich darnach ausgestreckt, als endlich nach langem Warten die neue Auflage eintraf! So wurde ohne Gemeindeordnung aus dem Glauben Gehorsam geboren, und die Nachfolge Jesu wurde gewollt von solchen, die früher trotz ihres Christennamens nie daran gedacht hatten! Und wer hätte geglaubt, daß Miaser einmal für Gedankengänge wie Röm. 7 und 8, für die schwersten Partien auch anderer paulinischer Schriften, für Wiedergeburt und Auferstehung genügendes Verständnis haben würden?

Neben der Gottesfurcht und dem zuversichtlichen Glauben erwachte in der christlichen Gemeinde zum ersten Male auch in solcher Stärke die Liebe als eine tätige Gesinnung. Nicht nur, daß alte Feindschaft zwischen feindlichen Nachbarstämmen begraben wurde, nicht nur, daß man, vielleicht nach langjährigen Prozessen vor Gericht, jetzt friedlich miteinander verhandeln und sogar nachgeben lernte; nicht nur, daß man hier und da anfang zu begreifen, was Erbarmen und Mitleid sei, und sich um den kranken Nachbar zu kümmern und ihm zu helfen suchte; — nein, die Gemeinde als eine Personengemeinschaft derer, „die den Namen Jesu Christi anrufen“, wurde mit einer frohen Einmütigkeit erfüllt, die in großen Versammlungen, auf Missionsfesten und Konferenzen einen herzbewegenden Ausdruck fand. Bei Willigen genügte eine Erinnerung an Matth. 7, 12, um die Versuchung zur alten Vergeltungspraxis

zu überwinden; sogar Feindesliebe wurde geboren, und man erkundigte sich, wie man es machen solle, um „glühende Kohlen auf ihr Haupt zu sammeln“. So ging unseren Christen zum Teil auf, daß „Liebe des Gesetzes Erfüllung“ sei!

Und mit der Liebe zugleich trat ein anderer neuer Faktor auf im niasischen Gesichtskreis, die Dankbarkeit. Für „danken“ hat die niasische Sprache, wieder sehr bezeichnender Weise, kein Wort, so daß sich dieser, im Neuen Testament so häufig wiederkehrende Gedanke nur recht ungenügend wiedergeben ließ. Wie oft haben wir Missionare darüber Klage führen müssen, daß für alle Wohltaten doch kaum einmal wirkliche Dankbarkeit auszutreiben sei! Seit 1916 gibt es wirklich dankbare Niasier, und zwar nicht bloß dankbar für äußere Guttat sondern dankbar für „geistliche Gaben“. Woher sonst, ohne dies Novum, auf einmal das Selbstangebot einer Schar eingeborener gläubiger Helfer? Woher ohne das die Willigkeit zum Geben und die Bereitschaft zum Dienst, nicht selten unter persönlichen Opfern und mancherlei Mißgeschick? Woher die Einigkeit unter vielen Aeltesten, mit alten heidnischen Unsitten zu brechen und woher die innere Lust, Mission unter den eigenen Landsleuten zu treiben? Alles dies zugleich ja wichtige Kennzeichen dafür, daß es sich in der Hauptsache gar nicht bloß um leere und unnütze Gefühlserregung handelte, sondern um wirksamste Antriebe zur Beweisung der Gewissenhaftigkeit im täglichen Leben. Wo ein Stodheide oder auch ein Christ, der noch nichts weiß von innerer Erneuerung, lernt, zu vergeben und zu verzichten, wo er ein fröhlicher Geber wird aus eigenem Wollen, wo er anfängt im Reich Gottes nach Arbeit zu fragen, ohne vorher den Lohn auszubedingen, da ist mehr zu konstatieren, als nur eine sentimentale Hochspannung.

Damit mag es nun hier sein Bewenden haben, Merkmale anzugeben für eine Sinnesänderung, der es an Früchten nicht gefehlt hat und nicht fehlt, auch wenn nicht überall in gleicher Stärke der Einfluß der Erweckung nachzuweisen ist, und hier und da aus mancherlei Gründen eine Reaktion eingesezt hat oder die Massenerregung abgeklaut ist und nach altbewährter Regel „eines Apostels Zeichen“ sich in großer Geduld erweisen müssen. All das ändert nichts an den geschichtlichen Tatsachen des Jahres 1916 und auch daran nichts, daß bis heute die Spuren der Erweckung deutlich zu sehen sind und uns auffordern, ihren Ertrag für das richtige Verständnis auch der in unserem Thema ausgesprochenen Alternative herauszustellen.

### 3.

Weil die Gemeindeordnung während der Erweckung unanwendbar und weil sie überflüssig war, darum haben wir Niasmissionare zwei Jahre hindurch ohne sie gearbeitet und sind auch ohne sie ausgekommen; und wenn wir unter gleichen Umständen vor dieselbe Frage gestellt würden, fänden wir vermutlich auch keine andere Antwort als diejenige auf der Konferenz 1917, die oben mitgeteilt wurde. Eine solche Entscheidung zu treffen, konnte auch nicht allzuschwer fallen, weil der Verzicht auf die Gemeindegucht in dieser Zeit keinerlei Verlust für sie bedeutete: sowohl nach negativer, wie nach posi-

tiver Seite hin hatte die Geistesucht ja ungleich mehr zutage gebracht! Wozu also über Unbrauchbarkeit menschlicher Satzungen trauern, wo des lebendigen Gottes heiliges Gesetz, durch Seinen Geist in die Herzen geschrieben, alle dürstigen Surrogate über den Haufen stieß? Die Zuchtordnung vom Jahre 1911 war ja sowieso nur als ein Mittel gedacht; und wo nun deutlich das Ziel, nämlich „daß christliche Persönlichkeiten und Gemeinden entstehen, die in Gott frei, weil an Gott gebunden sind, und daß in geduldiger langmütiger Erziehung der Weg durch Gesetz zur Freiheit und durch Zucht zur erneuernden Kraft der Liebe führt“, schneller erreicht wurde als gewöhnlich, da wäre es doch auch töricht gewesen, aus Vorliebe für die Tradition oder aus konservativer Überzeugung von dem Wert der bisherigen Erziehungsmethode unserem Gott mit der Gemeindeordnung in den Arm zu fallen, um Ihm zu wehren, wo Er gerade Seinen Geist wehen ließ, wo Er wollte, und wie Er wollte.

Wollen wir nun aber aus den praktischen Erfahrungen der Missionsarbeit lernen, dann kann die tatsächlich und absichtlich erfolgte Suspension der Kirchenzucht auf Nias mit ihrer doppelten Begründung ein Wahrzeichen bilden, das unserer prinzipiellen Erwägung dienen kann. Wir stehen dabei mitten drin in dem nie ausgeschöpften Problem: „Gesetz oder Evangelium“, einer Frage, mit der sich ein Missionar, dem es darauf ankommt, seine ganze Erziehungsarbeit zielbewußt zu tun, unaufhörlich herumschlagen muß; wir stehen zugleich mitten drin in Fragestellungen der Urchristenheit. Und wenn die Geisteswirkungen auf Nias uns oft an apostolische Zeit erinnerten, sollte es uns Wunder nehmen, daß auch dieselben Prinzipienfragen, wenn auch in etwas anderem Gewand, in voller Schärfe wieder auftauchten, mit denen ein Paulus gerungen hat?

Daß uns auf Nias der Vergleich zwischen apostolischen und niasischen heidenschristlichen Gemeinden schon vor der Erweckung beschäftigt hat, wurde oben erwähnt. Es liegt auf derselben Linie, daß auch das Thema „Gesetz und Evangelium in der Missionspredigt“ bereits im Februar 1914 zur Verhandlung stand. Der damalige Referent, dem die Klarstellung der Frage nicht ganz gelang, schrieb mir sechs Jahre darauf, wenige Monate vor seinem Tode: „Jetzt nach der Erweckung würde ein Referat über jenes Thema wesentlich anders ausfallen.“ „Das konnte nur so gemeint sein, wie auch ich es hier betonen möchte: In einer Zeit, wo Gottes Hand so spürbar eingreift in die bescheidene Missionsgeschichte auf einer weltfremden Insel, da spitzen sich die Fragen zu; und ob man eigentlich möchte oder nicht, man gewinnt den Mut, die Alternative „Gesetz oder Evangelium“ so scharf zu formulieren, wie Paulus es im Galaterbrief getan hat. Denn in solchen Tagen verliert der Kompromiß zwischen Gesetz und Evangelium sein Recht; wenn „auch Heiden ohne Mitwirkung des Gesetzes, den Geist bekommen und ihre Herzen gereinigt werden durch den Glauben“, wenn durch Christi Kreuz solche Neue geweckt wird, wie kaum je durch das Gesetz allein möglich ist, wenn Glaube durch die frohe Botschaft erzeugt wird, sodas dieselbe Gleichung zwischen dem Glauben der Heidenchristen und Abrahams Glauben vollzogen werden kann, wie in Röm. 4, so erscheint das Gesetz eben doch als ein „nebenein-



gekommenes“ Mittel, das noch dazu nicht zum Ziel einer Gerechtigkeit führt, die vor Gott gilt; dann wird es jedem unumstößlich klar, daß auch ein Heide ein „ἐθνικός Χριστός“ werden kann, ohne lange Gesetzeserziehung. Die Jesum aufnehmen, bekommen auch heute noch draußen die „Vollmacht, Gottes Kinder zu werden“, und die dazu nötige „Geburt von oben“ erfolgt ohne unser Zutun.

Daß auch Heiden Erben der Verheißung werden und Teil haben dürfen an der Erfüllung, wenn sie durch Glauben an Jesum Christum Geistesempfänger werden, das sollte doch Ziel unserer Missionsarbeit sein. Und wenn sie — gemessen an diesem Ziel — nur allzuoft in äußerer Gesetzhlichkeit hängen bleibt, liegt es dann nicht meist daran, daß man sich, zum Teil infolge eines durch eingeborene Helfer erteilten allzu planlosen Unterrichts an die Katechumenen, bei dem sie nach dem Lutherschen Katechismus in dem ersten Hauptstück stehen bleiben, langsamer Hand begnügt mit einer moralischen Zustimmung der Heiden zum alttestamentlichen Sittengesetz? Die zu geben fällt ihnen nämlich garnicht so schwer, weil ihre eigene „adat“ zum Teil damit übereinstimmt und weil das große „Ja“ des ersten Gebotes noch eine unbekannte Größe ist. Der Heide ist von Natur Gesetzesmensch, und er wird bei bloßer äußerer Unterordnung unter den Dekalog im besten Falle ein Pharisäer minderen Grades mit viel Heuchelei, wofür wir den Beleg nun auf Nias unwiderleglich bekommen haben. Sollte stattdessen nicht mehr, als gewöhnlich geschieht, die ganze Gesetzesanstalt als ein durch die Geschichte als ungenügend gekennzeichnetes Mittel zur Erlangung der Gerechtigkeit verstanden und bewußt gelehrt werden, und so alle Unterweisung mehr daraufhin eingestellt werden, dem gottfernen Heiden den Weg zu zeigen, zum Glauben zu werden? Und sollte man in engem Zusammenhang damit nicht mehr von Gott erwarten, als nur, daß die entstehenden Volkskirchen im Verlauf eines mehr natürlichen Prozesses „christianisiert“ werden? Wenn die Gefahr selbst bei durchaus evangelischer Unterweisung vorliegt, daß der Heide die neue „hoekoe Lowalangi“ als ein besseres Gesetz auffaßt, wieviel mehr sollte dann dem vorgebeugt werden durch einen Gang des Unterrichts und durch eine Gestaltung der Wortverkündigung, die den häufigen Irrtum der Heidenchristen glatt ausschließt, als seien sie schon „Christen“, wenn sie die Gebote auswendig wissen? Pauli Frage an die unverständigen Galater, ob sie etwa den Geist durch Gesetz oder durch die ἀνοή πιστεύω bekommen haben, behält auch für unsere heutige Missionsarbeit ihr Recht; denn Lehren und Leben wir gesetzlich, dann ist eine rein nomistische Verlehrung der frohen Botschaft fast unvermeidlich; wir haben mehr zu zeigen und vorzuleben, was „glauben“ ist, und daß nur dieser eine Weg noch uns offen steht, um gerecht zu werden, weil auf diesem Wege allein auch den Heiden die Verheißung, nämlich Gottes Geist, zu Teil werden kann. Wer den hat, und sei er gerade aus dem Heidentum gekommen, kann ohne Gesetz und ohne Kirchenzucht ein „Kind Gottes“ werden, dem Christus selbst zur Norm wird.





# Hundert Jahre Missionsgeschichte der Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden.

Von Missionsdirektor Pastor Schaeffer - Berlin.

Am 1. Februar 1822 wurde in Berlin von einer Anzahl geistig und gesellschaftlich hervorragender Persönlichkeiten die erste und älteste Judenmissionsgesellschaft der Neuzeit auf dem Festlande gegründet. Die Anregung dazu war von dem Reorganisator der großen Londoner Gesellschaft Lewis Bay gegeben. Sie hätte kaum den Erfolg gehabt, wenn nicht ein starkes religiöses Interesse, angeregt durch die eben überwundenen Notzeiten der napoleonischen Knechtung und der Freiheitskriege, ihr entgegengekommen wäre. So aber fand die eingereichte Grundverfassung der Gesellschaft die freudige Zustimmung König Friedrich Wilhelm des Dritten und erhielt schon unter dem Datum des 9. Februar in überaus gnädigen Worten seine landesherrliche Bestätigung. Der König bezeugte auch dadurch seine warme Teilnahme für die Bestrebungen der Gesellschaft, daß er ihr aus seiner Privatschatulle einen Jahresbeitrag von 300 Talern regelmäßig überweisen ließ. Dieser Betrag ist von allen seinen Nachfolgern bis zum Jahre 1918 weitergezahlt worden. Eine der breitesten Öffentlichkeit übergebene Denkschrift des Vorstandes fand in der preussischen Landeskirche bereitwillige Aufnahme und hatte die Wirkung, daß eine stattliche Reihe von Tochter- und Hilfsgesellschaften sich bildete, von denen freilich heute nur noch die Hilfsvereine in Frankfurt a. D., Stettin und Glogau übrig geblieben sind.

Die Arbeit selbst nahm einen glücklichen und überaus gesegneten Anfang. In dem Kandidaten Friedrich Haendek war der jungen Missionsgesellschaft ein Arbeiter geschenkt, der ein ungewöhnlich hohes Maß von Gaben des Herzens und des Geistes für die Missionsarbeit unter den Juden mitbrachte. Die Juden, die damals die ersten Schritte auf dem Wege der Emanzipation getan hatten, zeigten sich in hohem Maße aufnahmewillig für die Predigt des Evangeliums. Ein jüdischer Geschichtsschreiber urteilte damals: „Es schien zu befürchten, daß die ganze Gemeinschaft der Juden in wilder Flucht in die ausgebreiteten Arme der Kirche eilte“. Auch unter den damals noch ausnahmslos altgläubigen Juden der Provinzen Posen, West- und Ostpreußen und Schlessien nahm man die Missionare und ihre Verkündigung erstaunlich bereitwillig auf. Es ist vorgekommen, daß Haendek vor versammelter jüdischer Gemeinde in der Synagoge selbst eine Stunde und länger christliche Verkündigung darbieten konnte. Seine aufrichtige und herzliche Liebe zu den Juden und seine tief innerliche Sorge um ihr Seelenheil gewann ihm das Vertrauen und die rücksichtslose Hochachtung der Juden.

Nach Friedrich Haendek frühem Tode — 1838 im 41. Lebensjahre -- bekamen die Verhältnisse der Judenheit allmählich ein so verändertes Gesicht, ihre Interessen wandten sich immermehr den Angelegenheiten ihres äußeren Ergehens zu, besonders nahm das Streben nach völliger Emanzipation so ein-

seitig und restlos ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, daß den ersten hoffnungsvollen Zeiten der Missionsarbeit solche der Dürre folgten. Dazu kam, daß die Missionsarbeiter kamen und gingen, ohne recht in ihr Amt hinein zu wachsen. Einzelne erquickende Erfahrungen konnten über den Rückgang der Arbeit nicht täuschen. Ueber den Jahresbericht von 1847, den 25. seit Bestehen der Gesellschaft, sah man sich genötigt, das Wort als Ueberschrift zu setzen: „Zimmer noch bloß eine kleine Wolke, wie eines Mannes Hand.“ Die Einnahmen der Gesellschaft sanken 1849 bis auf 656 Taler 15 Groschen 3 Pfennige, wovon 500 Taler Beiträge aus dem königlichen Hause waren. Alle Missionsprediger waren um diese Zeit aus dem Dienste geschieden. Die vierteljährlich im Missionshause der Heidenmission gehaltenen Missionsstunden waren die einzige Aeußerung der judenmissionarischen Tätigkeit neben dem Gebet der Freunde Israels für den Fortgang der Arbeit. Es bleibt das unverlierbare Verdienst der damaligen Vorstandsmitglieder, daß sie die Hoffnung nicht aufgaben und die Weiterführung der Arbeit fest im Auge behielten. Im Frühjahr 1851 richtete der Vorstand an den Evangelischen Oberkirchenrat die Bitte, in das große Schlußgebet der Sonntagsgottesdienste eine Fürbitte für die Befehrung der Juden und die Arbeit der Judenmission einzufügen. Der Bitte wurde entsprochen. Das war eine bedeutsame Tatsache in der Geschichte der Judenmission, wodurch diese als Lebensäußerung der Kirche anerkannt wurde. Die preussische Landeskirche war von allen christlichen Kirchengemeinschaften die erste, die diesen Schritt tat. Eine weitere Wendung zum Bessern brachte das Jahr 1853 in zweifacherweise. In der Person des Pfarrers Kraft, des nachmaligen ersten Pfarrers der Zionsgemeinde im Norden Berlins, wurde ein tüchtiger, eifriger und begabter Missionsarbeiter gewonnen, dessen Tätigkeit der Judenmission bald wieder Freunde gewann, nachdem schon 1852 der Missionsprediger des rheinisch-westfälischen Vereins für Israel in den Ostprovinzen für die Berliner Gesellschaft erfolgreiche Predigt- und Vortragsreisen gemacht hatte.

Das zweite glückliche Ereignis des Jahres 1853 war die Einführung einer Kirchenkollekte für die Judenmission, die zum zehnten Sonntag nach Trinitatis in den östlichen Provinzen der Berliner Gesellschaft von dem Evangelischen Oberkirchenrate bewilligt wurde. Ein schlesischer Pastor hatte der Gesellschaft mitgeteilt, daß in seiner Gegend gewohnheitsgemäß diesem Sonntage mit seinem Evangelium von der Weissagung des Herrn über die Zerstörung Jerusalems ein besonders feierlicher und ernster Charakter eigne. Er regte an, bei dem Evangelischen Oberkirchenrate dahin zu wirken, daß diese Gepflogenheit allgemein eingeführt und der Sonntag zu einer Sammlung für die Judenmission benützt werde. Die Behörde gab der Anregung statt und verfügte die Einsammlung einer freiwilligen Kollekte für diesen Sonntag. Seitdem ist sie als fakultative Kollekte jährlich gesammelt worden, hat Eingang auch in andern Landeskirchen gefunden und hat den deutschen Missionsgesellschaften unter den Juden den größten Teil ihrer Einnahmen jährlich erbracht. Die letzte preussische Generalsynode — 1919 — hat ihre Umwandlung in eine obligatorische Kollekte beschlossen. Die Bestätigung und Inkraftsetzung dieses Beschlusses seitens des Oberkirchenrates steht zwar leider

noch immer aus, ist aber mit Bestimmtheit zu erwarten. Fortan ging es mit der Arbeit der Berliner Gesellschaft aufwärts. Eine größere Reihe von Missionsgeistlichen haben unter sichtlichem Segen an der Arbeit gestanden.

Es verbietet sich, im einzelnen ihre Tätigkeit hier zu besprechen. Eine Zeit des schönsten und fröhlichen Gedeihens war die einundzwanzigjährige Tätigkeit des Missionspredigers und späteren Missionsdirektors Bieling im Dienste der Berliner Judenmission. Neben ihm stand acht Jahre hindurch der Missionsprediger Gelfert. Unter ihm arbeiteten die Missionare Gottlieb und Löwen, ersterer in Jassy, letzterer nacheinander in Berlin, Posen und Wien. In dieser Zeit gewann die Gesellschaft ein eigenes Heim im Norden Berlins, Kastanienallee 22, nahe dem jüdischen Ghetto, das sich in dem sogen. Scheunenviertel im Zentrum Berlins zwischen Schönhauser- und Prenzlauer Allee und zwischen Lothringer- und Münzstraße ausdehnt. Auf dem Grundstück konnte eine eigene Kapelle erbaut werden, die Messiaskapelle, in der seit 1902 auch die Missionstausen vor der Kleinen, aber treuen Missionsgemeinde stattfinden.

Von Anfang an hat die Gesellschaft den Grundsatz befolgt: „Nie und in keinem Falle andere als geistliche Mittel zur Beförderung ihrer Sache anzuwenden.“ Im Rückblick auf ihre hundertjährige Geschichte darf die Berliner landeskirchliche Judenmission für sich in Anspruch nehmen, daß der oft von jüdischer Seite gegen die Judenmission erhobene Vorwurf, daß sie die Seelen „kaufe“, sie nie und in keinem Falle getroffen hat.

Die Arbeit der Gesellschaft hat von Anfang an sozusagen zwei Fronten gehabt: gegen die Juden und gegen die Christen. Letztere galt es, für die Sache der Judenmission zu gewinnen. Das war und ist keine leichte Aufgabe. Der Hindernisse sind vor allen Dingen zwei. Die Heidenmission hat mit Völkern anderer Himmelsstriche und einer völlig anderen und niedrigeren Kultur zu tun. Der schlichte Bericht über deren Lebensverhältnisse weckt in den deutschen Hörern ohne weiteres ein lebhaftes Interesse, in dem noch eine späte Nachwirkung des alten germanischen Wandertriebes hinaus in die weite Welt erkennbar ist: Kann man selbst nicht in die Ferne ziehen, so hört man doch gerne von ihr. Ein im deutschen Wesen liegender altruistischer Zug kann aber diese Kunde nicht vernehmen, ohne zugleich von Mitgefühl ergriffen und zur Hilfe angespornt zu werden. Dieses ethnologisch-geographisch-kulturelle Moment fällt aber für die deutsche Judenmission als Werbemittel in der Heimatkirche fort. Die Juden, mit denen sie es zu tun hat, leben mitten unter den Deutschen, und selbst die Lebensverhältnisse der Juden Polens und Galiziens, bis zu denen gelegentlich ihre Tätigkeit hinübergriff, sind doch nicht so fremdartig, daß sie dadurch dauernd das teilnahmevolle Interesse der deutschen Christen erregten. Hier kommen also fast ausschließlich die geistlichen Dinge, die Religionslehre und das religiöse Leben, in Betracht. Ihnen eignet aber nicht die Kraft, weite Kreise der deutschen Christenheit anzuziehen. Es müssen schon immer geförderte christliche Persönlichkeiten sein, die der Judenmission tiefes Verständnis und darum dauernde Förderung schenken. Die Berliner Gesellschaft darf dankbar bekennen, daß der Kreis ihrer verständnisvollen Freunde dauernd gewachsen ist. Aber sie muß auch



bezeugen, daß der Preis dieser Freunde zu klein ist, um gegenwärtig in diesen Zeiten der ständig wachsenden Teuerung ihr Werk zu tragen. Warum ist er trotz mannigfaltiger und sehr nachdrücklicher Werbetätigkeit nicht größer? Das führt uns auf das andere Hindernis, das sich der Werbetätigkeit für die Judenmission entgegenstellt: den Antisemitismus.

Es ist nun einmal feststehende Tatsache, daß der Deutsche den Juden als fremdartig unmittelbar empfindet. Ob es sich um die physische Beschaffenheit, das Nationalempfinden, die Lebensführung, die Gebahrung im Wirtschaftsleben, das Auftreten im gesellschaftlichen Leben, um die gesamte Mentalität oder worum sonst handelt, immer empfindet der Deutsche den Juden als anders, als fremdartig. Das ist die Wurzel des Antisemitismus, wie er sich auch äußern mag, als Rassenantisemitismus oder nationaler, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher oder sonst wie benannter Antisemitismus. Verschiedenartigkeit und Wesensverschiedenheit bedeutet freilich an sich noch nicht Gegenföhllichkeit, ja Feindschaft. Aber der Deutsche empfindet wieder ganz unmittelbar, daß die jüdischen Wesensunterschiede ihm und seinem ganzen Volke bedrohlich, ja lebensgefährlich sind. Der unerhört schnelle Aufstieg der Juden aus der Enge und Rechtlosigkeit des Ghettos zu einer führenden, ja beherrschenden Stellung auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen, nationalen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens ist mit derartigen Begleiterscheinungen für diese Gebiete und das gesamte Deutschland verbunden gewesen und besonders gegenwärtig verbunden, daß daraus ganz naturgemäß ein Haß gegen die Juden entspringen mußte, dessen künftige Auswirkungen noch unberechenbar sind.

Unter den beiden vorstehend angedeuteten Hemmungen hat die Werbetätigkeit unserer Gesellschaft gelitten. Wir täuschen uns nicht: unsere Arbeit ist nicht populär. Aber wir erkennen sie als christliche Pflicht, und darum hat unsere Gesellschaft in hundert Jahren unermüdlich und unverdrossen trotz aller Anfechtungen von christlicher Seite die Glieder der Landeskirche zu ihrer Erfüllung aufgerufen. In Predigten und Vorträgen, in Flugblättern, Aufsätzen und umfangreicheren Schriften hat die Gesellschaft wieder und wieder dazu aufgerufen, bei der Verkündung des Evangeliums auch der Juden nicht zu vergessen, sondern „anzuheben bei Jerusalem.“

Die eigentliche und hauptsächlichste Aufgabe hat die Arbeit der Gesellschaft natürlich von jeher an den Juden zu erfüllen gesucht: die Verkündung des Evangeliums von Jesus als der Juden Heiland. Die Wege, die da die Arbeiter der Gesellschaft während der hundertjährigen Missionsgeschichte gegangen sind, waren individuell verschieden, ganz nach Gaben und Neigung, grundsätzlich aber waren sie völlig einheitlich. Den biblischen Christus den Juden zu bezeugen, das war das einzige Anliegen aller unserer Arbeiter. Wir haben es daher ebenso sehr abgelehnt, durch Abstriche von dem biblischen Evangelium den modernen liberalen Juden den Christus annehmbarer zu machen, wie wir es mit gleicher Bestimmtheit zurückgewiesen haben, den altgläubigen Juden einen jüdischeren Christus zu verkündigen und uns dadurch auf die Bahn eines modernen „Ebionitismus“ zu begeben.

Die praktische Auswirkung der eigentlichen Missionsarbeit ist ver-



schiedenartig genug. Gespräche auf der Straße und in Familien mit Einzelnen und Gruppen von Juden, in Eisenbahnen, auf Jahrmärkten, in Badeorten, vorbereitete und öffentlich angekündigte Vorträge mit anschließender Aussprache, die selbst in der neuesten Zeit — den letzten Jahren vor dem Kriege — vielfach Hunderte von Juden anzogen, Schriftenverteilung unterwegs, von Haus zu Haus oder durch Postversand, das sind solche Mittel und Wege, die wir bewährt gefunden haben für den Zweck, die Juden mit dem Evangelium zu erreichen.

Für beide Aufgaben — an den Christen und an den Juden — hat die Gesellschaft in ihrer hundertjährigen Geschichte zu allen Zeiten auch von dem gedruckten Worte ausgiebigen Gebrauch gemacht. Der Friedensbote in den sechziger Jahren, seit Bielings Zeit und von diesem ins Leben gerufen, der Messiasbote als Nachrichtenblatt der Berliner landeskirchlichen Judenmission, die Jahresberichte mit ihren wertvollen allgemeinen Ueberblicken, ein Kapitel „Juden und Judenmission“ in Schneiders Kirchlichem Jahrbuch, das seit sechs Jahren der Schreiber dieses bearbeitet, Schriften belehrenden und aufklärenden Inhalts über Judenheit und Judentum, darunter in den letzten Jahren besonders zu nennen die Sammlung „Christentum und Judentum. Zwanglose Hefte zur Einführung der Christen in das Verständnis ihrer wechselseitigen Beziehungen“ haben den Christen positive Grundlagen für ihr Urteil in der Judenfrage gegeben und sind von Fachgenossen als wertvolle Beiträge zu der Missionswissenschaft anerkannt. An altgläubige Juden wandten sich andere Veröffentlichungen, so die hebräische Zeitschrift berith am, die später in die Hände der schwedischen Mission übergegangen ist, die jüdisch-deutschen oder Jargon-Schriften des Missionars Löwen, sein „Brot und Salz“, sein Leben Jesu „Happodeh umazzil“ und seine Vierteljahrshefte „Drechim“. An moderne Juden wandten sich des Berichterstatters Vorträge: „Der Einzig-Eine und die Dreieinigkeit“, „Sünde und Sühne“, und „Der Messias“ und das Flugblatt „Erlösung“, dem andere folgen sollen.

Und der Erfolg dieser Arbeit unter den Juden? Auch wir betonen wie Paulus: Christus hat uns nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen. Das haben wir in hundertjähriger Arbeit getan. Wir haben den Samen wieder und immer wieder ausgestreut; das Gedeihen der Saat steht nicht bei uns, sondern bei dem Herrn. Man sollte darum nicht die Tausen als Maßstab des „Erfolges“ werten. Manche Frucht reift im Verborgenen, ohne daß uns je davon etwas zur Kenntnis kommt. Nur selten sind die Fälle, deren einen der Berichterstatter einmal erlebt hat, daß ein Jude sich zum Taufunterricht meldete, weil ihn eine dreißig Jahre früher erfahrene Anregung durch seinen Oheim, unseren Missionar Gottlieb, nicht wieder losgelassen hatte. Wenn aber unsere Gesellschaft in ihrer hundertjährigen Geschichte mehr als 3000 Tausen aufweisen kann, so spricht doch diese Zahl eine beredte Sprache von göttlichem Segen, der auf ihrer Arbeit ruhte.

Gegenwärtig durchlebt die Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden eine Zeit schwerer wirtschaftlicher Sorgen. Die Entwertung der deutschen Mark und die wachsende Teuerung auf allen Gebieten lasten mit lähmendem Druck auf ihrer Arbeit. Ihre erledigten Außen-

stationen in Königsberg in Ostpreußen, Posen und Wien hat sie seit zwei Jahren nicht wieder besuchen können, Predigtreisen und Vorträge sowie Missionsreisen mußten eingestellt, die schriftstellerische Arbeit sehr stark beschränkt werden. Selbst in diesem verengerten Rahmen wird die Arbeit nicht fortgeführt werden können, wenn nicht die Glieder der evangelischen Kirche uns aus Anlaß der Jahrhundertfeier opferwillig die Hände füllen, damit wir das Netz weiter auswerfen und dem Herrn aus seinem Volke Seelen gewinnen können. Geschieht das nicht, dann wird ihre Jahrhundertfeier die Begräbnisfeier der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden, der ältesten deutschen Judenmission. Wer will das verantworten? Darum ergeht jetzt an alle Christen unserer teuren Kirche die dringende Bitte: Kommt herüber und helft uns!



## Missionen und Regierungen.

Vortrag, gehalten bei der Missionswoche in Herrnhut, Oktober 1921,  
von D. Paul Hennig. (Fortsetzung.)

Was dies meint, sieht man aus den weiteren Bestimmungen für nicht-britische oder -amerikanische Missionsgesellschaften. Solche können in den Kreis der anerkannten Gesellschaften treten, wenn sie den genannten Missionsorganisationen in England oder Amerika eine Erklärung des Inhalts geben, daß aller schuldige Gehorsam und alle Achtung der gesetzlich konstituierten Regierung gegenüber von ihnen erwiesen werden solle und daß es bei sorgfältiger Enthaltung von Politik ihr Wunsch und ihre Absicht sei, ihren Einfluß — soweit ein solcher überhaupt noch in Frage kommt — in loyaler Mitarbeit mit der Regierung des betreffenden Landes zu üben, sowie, daß sie nur Missionare verwenden wollen, die in diesem Geist arbeiten.

Nach Erklärungen derart kann ein einzelner neutraler Missionar einen persönlichen Erlaubnischein erhalten, einen Schein, der aber jederzeit wieder entzogen oder irgendwie beschränkt werden kann „at the diskretion of Government“, „nach dem Belieben der Regierung“. Im Falle irgendwelchen Anstoßes in seinem Verhalten oder seiner Arbeit riskiert die Gesellschaft, der er angehört, daß ihr alle Erleichterungen oder Bewilligungen, die sie besitzen möchte, entzogen werden und daß die betreffende Persönlichkeit „deportiert“ und die Gesellschaft selbst von der Liste der anerkannten Missionen gestrichen wird.

Fassen wir nochmals zusammen, so besagen diese Memoranden, daß alle, auch britische und amerikanische Gesellschaften in ihrer Arbeit irgendwie kontrolliert werden können, daß alle nichtbritischen oder -amerikanischen Missionsgesellschaften nur in Anlehnung und unter Vermittlung der bekannten britischen oder amerikanischen Organisationen arbeiten dürfen und der einzelne dazu eines Permits bedarf, das jederzeit entzogen werden kann. So ist der einzelne Missionar der Puppe und vielleicht Willkür irgendeines Beamten, vielleicht eines Christentumfeindlichen, ausgesetzt. Er kann jederzeit von einem

Eingebornen angeschwärzt werden, ohne sich verteidigen zu können. Wie es z. B. in Zeiten politischer Spannung aussehen könnte, ist zumal nach den Kriegserfahrungen leicht zu verstehen. Kurz, über der Mission hängt ein Damoklesschwert!

Sehen wir damit zu schwarz? Hören wir noch das Ende der Erklärung, die jeder Permitempfänger zu unterzeichnen hat: „Besonders verpflichtet ich mich, wenn im Erziehungswesen tätig, meinen Einfluß dahin gerichtet sein zu lassen, die Loyalität der Regierung gegenüber in den Herzen meiner Pflegebefohlenen zu wecken und sie zu guten Bürgern des Britischen Imperiums zu machen“. Damit steht die Mission nicht nur unter einer Kontrolle des Staates, sondern wird zum Werkzeug desselben gemacht, erfährt Anerkennung und Förderung nur, soweit sie ein politischer Agent der imperialistischen Politik ist, also eine neue Auflage des „cujus regio, ejus religio“.

Man hat von einer Politisierung der Mission gesprochen. Hier ist sie! Hat man überlegt, welche Konsequenzen diese Memoranden der bedeutendsten führenden Kolonialmacht für die gesamte Missionsarbeit haben können und haben müssen? Sie fordern ja jede Regierung geradezu heraus, auch ihrerseits die Mission als politische Agenturen anzusehen. Jeder nicht von Christen eigener Nationalität getriebenen Missionsarbeit wird dauerndes Mißtrauen entgegengebracht und selbst den Kindern des eigenen Landes macht man die Förderung nationaler d. h. heut überreizter politischer Stimmung zur Pflicht. Der Befehl Jesu lautet: „Macht sie zu meinen Jüngern!“ D. Warned warnte im Jahre 1900 davor, ihn zu interpretieren: „Macht sie zu Engländern!“ Heut wird er interpretiert: „to make them good citizens of the Empire.“ Kann und darf die Mission sich diese Instruktion und diesen Auftrag geben lassen? Wenn sie sich echt evangelisch an Römer 13 gebunden weiß, erfüllt sie die Forderung, lokale Untertanen zu erziehen, ganz von selbst. Ihre Pfleglinge aber im Geist gesteigerter nationaler Empfindlichkeit, des Hasses und der Verachtung andrer Völker zu erziehen, wie z. B. die Geschichtsbücher tun, die heute in englischen Kolonien im Gebrauch sind, widerspricht ihrem Wesen, macht sie aus Gottes Dienern zu Menschenknechten und schädigt damit das Vertrauen, das Heiden und Heidenchristen in sie setzen müssen. Die britische Regierung hat damit ihre eigenen Missionen um ihr Bestes betrogen.

Wir dürfen an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, daß wenigstens eine der britischen Kolonien dank des ihr gegebenen Verfassungsrechtes abgelehnt hat, dieser Politik des Mutterlandes zu folgen, die Kapunion. Dies hat der deutschen Mission so manches ihrer alten, wertvollen Felder erhalten, — und hat dadurch der innere Friede des Kaplandes irgendwie gelitten? Damit wird aber bereits in der britischen Welt selbst diese Uebertrumpfung des Staatsgedankens — besser: des britischen Imperialismus — der Mission gegenüber als unrecht und töricht dokumentiert.

Doch wir müssen noch auf zwei weitere Konsequenzen hinweisen, die die neue, in den Memoranden niedergelegte britische Missionspolitik konsequenterweise üben muß. Die Mission durfte bisher das Gewissen der Kolonialmacht sein. Wie wird ihr dies in Zukunft erschwert! Vor allem



greifen diese Dinge hinüber in ein Gebiet, das bisher ganz eigentlich als die Domäne der Mission betrachtet werden durfte, das Gebiet der Schule.

Mehr als 90 Prozent aller Schulen in den britischen Kolonien waren oder sind Missionschulen. Welcher Geist in Zukunft in ihnen zu pflegen ist, ist bereits gesagt. In den letzten Jahren aber ist eine weitere Entwicklung ausgereift, der Gedanke der Verstaatlichung aller Schulen.

Wir haben diese Gefahr längst voraussehen müssen.

In der Kapkolonie z. B. waren die staatlich geforderten Schulstunden längst mit den weltlichen Fächern belegt, deren Kontrolle dem Schulinspektor überwiesen war. Die religiöse Unterweisung fand in Ueberstunden statt. Solange aber der Lehrer — von der Mission angestellt, wenn auch aus Regierungsmitteln bezahlt — noch als Beamter der Mission angesehen wurde, ließ sich der Missionscharakter der Schule als religiöse oder christliche Volkserziehungsstätte immer noch festhalten. Mit der im letzten Jahre einsethenden Auszahlung aller Gehälter durch den Staat ist der Lehrer ein staatlicher Beamter geworden. Und wie bewußt sich diese Neuregelung in der gesamten britischen Welt durchsetzt, zeigt ein Blick in das Jahresbudget der Goldküste, das von 1920/21 einen vervielfachten Betrag für Schulzwecke aufweist. Wohl ist zu erwarten, daß bei dem Mangel an Lehrkräften der missionarische Einfluß sich nicht von heute auf morgen ausscheiden läßt. Das Ziel aber ist klar: Ein Kampf um die Schule steht auf dem Missionsfeld ebenso bevor, wie wir ihn in der deutschen Heimat erlebt haben und noch erleben. Ohne auf ähnliche Tendenzen in Japan oder China einzugehen, nur ein Blick auf Indien! Die neue indische Verfassung von 1919 unterstellt das gesamte Erziehungswerk dem indischen Parlament. So werden also Mohammedaner und Hindus darüber zu entscheiden haben. Wenn hier nicht das christliche Element der Bevölkerung bedeutsamen Einfluß gewinnt, wie wird es mit der Erziehung der Völker für das Evangelium stehen?!

Doch genug, der Weltkrieg hat die Welt gewandelt. Eine neue Zeit ist angebrochen, auch für die Mission. Ihr Ehrenplatz in der Erschließung der Welt, wie in der Erziehung der Völker, beides getragen vom Vertrauen der Regierungen, wie der Eingeborenen, ist in Frage gestellt. Und das Schmerzlichste dabei ist, daß dies geschehen ist, nicht ohne eigene Schuld weiter Missionskreise.

Wird die Mission aus den schmerzlichen Erfahrungen dieser Zeit etwas gelernt haben, um in Zukunft ihren Platz besser ausfüllen zu können?

Ihre Aufgabe ist ihr gewiesen, das Evangelium zu den Völkern zu tragen. Wenn irdische Gewalt ihr dies Recht nicht mehr uneingeschränkt gewähren will, wird sie aufs neue darum ringen müssen. Ob wir je hoffen können, eine ähnliche Stellung wie vor dem Kriege zu erlangen, weiß Gott allein. Was aber muß die Mission um ihrer selbst willen an äußerer und innerer Freiheit fordern? Was kann sie, nach Gottes Willen hineingebaut in das Leben der Welt, als rechtliche Grundlage dafür geltend machen? Welches sind die Bedingungen, unter denen sie dies allein tun kann und darf? Mit diesen Fragen treten wir hinein in den geistigen Kampf,



der neben dem Streit der Waffen einherging und der uns wohl noch auf längere Zeit hinaus beschäftigen wird.

### III. Das Suchen nach einer neuen Rechtsgrundlage für die Mission.

Daß solche Fragen zuerst in Deutschland auftauchen mußten, ist fast selbstverständlich. Ueber dem, was die deutsche Mission erlebte, ging ein Ahnen durch die Kreise der deutschen Missionsfreunde, welche Konsequenzen dies für die gesamte Mission haben müsse. Wir danken zumal dem früheren Direktor der Berliner Mission, daß er manch klares und männliches Wort in dieser Sache gesprochen hat; so sein ernster Protest bei der Tagung der Deutschen Evangelischen Missionshilfe im Jahre 1916. Dieser Vortrag „Deutscher Kampf für die Freiheit christlicher Mission“ bleibt ein missionsgeschichtliches Dokument. Eine andre wertvolle Veröffentlichung dürfen wir nicht umgehen, D. Depkes „Ahmednagar und Golconda“. Noch haben derartige Schriften in dem Lande unsrer früheren Gegner fast nur Ablehnung oder Nichtbeachtung gefunden. Die Zeit wird kommen, wo man erkennt, daß hier nicht nur deutsches Empfinden und gekränktes Nationalgefühl, sondern etwas von dem geistigen Feuer christlichen Gewissens für die Sache Gottes aufgelodert ist. Aber je länger je mehr haben auch in neutralen und britischen Kreisen ähnliche Stimmen sich erhoben, so schwer es selbst unsern neutralen Freunden auch schien, uns Deutsche wirklich zu verstehen. Die Frage des Verhältnisses von Mission und staatlichen Gewalten ist aber zu wichtig in die Welt geworfen worden, um nicht je länger je mehr die Mitarbeit aller christlicher Kreise zu wecken. Es ist gerade jetzt für uns Deutsche überaus wichtig, in diese Gedankenarbeit der internationalen Christen- und namentlich Missionskreise hineinzu schauen und den mancherlei Rundgebungen der letzten Jahre die leitenden Grundgedanken abzulauschen. Wir beschränken uns dabei auf fünf missionsgeschichtlich wichtige Dokumente.

Die internationale Konferenz des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen vom 1.—3. Oktober 1919 im Haag faßte die drei bekannten Resolutionen. Kurze Zeit später trat die Londoner Missionsgesellschaft mit einer Bitte an das Standing Committee, deren Urheber der treffliche Frank Ventwood, einer der Direktoren der Londoner Mission, war, einer der Männer, die wie viele britische Christen unter der Not der Christenheit und Mission schmerzlichst gelitten haben und leiden. Das Jahr 1920 brachte in Mr. Oldham's Memorandum für die erste große internationale Missionskonferenz nach dem Krieg ein überaus interessantes und wertvolles Aktenstück. Unmittelbar darauf folgte die 6. Lambeth Konferenz von 252 englischen Bischöfen aus der ganzen Welt, deren Enziffla: „Ad universam Christum plebem“ — „An die gesamte Christenheit der Erde“ auch auf derartige Fragen eingeht. Endlich können wir die Kontinentale Missionskonferenz zu Bremen mit D. Gunnings Referat „Stellung der Mission zur Regierung“ nicht übergehen.

Alle diese Dokumente verfolgen praktisch das Ziel, die deutschen Missionen sobald als möglich wieder in ihre Arbeit zurückgeführt zu sehen, und frei-

sen selbstverständlich den andern Gedanken, daß die Arbeit der Mission eine *totale* sein müsse.

Greifen wir gewissermaßen als Einleitung das Londoner Schreiben heraus. Es heßt an: „In dem Verlangen, so schnell als möglich die Wunde geheilt zu sehen, die der Krieg der Kirche Christi geschlagen hat, und im Blick auf den weltumfassenden Auftrag der Kirche und die ÜbervoUständigkeit des Evangeliums, die zu den anerkannten Artikeln des christlichen Glaubens gehören, bittet die Konferenz u.s.w.“

Es ist das christliche Bewußtsein, das sich hier gegen die Beschränkung aufbäumt, die die Mission tatsächlich und leider auch prinzipiell von seiten der Regierungen einzelner Länder erlitten hat; „denn“, so sagt die erste Resolution von Dub Wassenauer, „die Freiheit, das Evangelium zu allen Völkern zu tragen, ist wesentlich für das Leben der Kirche.“ — Es beruht dies auf der Übernationalität des Christentums. Bleiben wir hier einen Augenblick stehen!

Früher sprach man von der Internationalität desselben. Soviel mir bekannt, stammt dieser Terminus aus der Zeit der Kolonial-Ara und wurde von dem Herrnhuter Missionsdirektor Eugen Reichel geprägt, um aus dem Prinzip des Christentums heraus die Forderung junger Kolonialstürmer zu widerlegen, daß in dem neuen deutschen Schutzgebiet nur deutsche Missionare zugelassen werden sollten. Wie die deutsche Mission bis zu jenem Zeitpunkt in den Ländern der verschiedensten Regierungen gearbeitet hat, so müsse man auch die Arbeit von nichtdeutschen Gesellschaften innerhalb deutscher Kolonien um des Evangeliums willen gestatten, das seine Träger in allen Nationen habe und international sei. So konnte man damals die Wegesfreiheit der Mission mit ihrem internationalen Charakter begründen.

Als der Krieg aber gerade die internationalen Beziehungen der Missionskreise so schmerzlich störte und zu zerreißen drohte, galt es, derselben Wahrheit eine neue Seite abzugewinnen und sie tiefer und richtiger zu erfassen, indem man, statt von der Internationalität, von der Übernationalität des Christentums wie der Mission sprach. 1917 ist dieser Gedanke von Schweden aus kräftig betont worden.

Wir können uns dessen als einer Vertiefung und Bereicherung der missionarischen Terminologie nur freuen. Ist uns die Sache längst vertraut, so bringt der neue Ausdruck ein noch wertvolleres Charakteristikum der christlichen Mission uns zum Bewußtsein. So gewiß die Mission international ist, noch mehr ist sie übernational. Liegt in der Internationalität — wie wir das ja gerade in der Gegenwart auf vielen Gebieten so schmerzlich empfinden müssen, die Gefahr der Vereinerkennung, so kommt in der „Übernationalität“ der Gedanke zum Ausdruck, daß jede einzelne Nationalität mit ihren Gaben und Arten berechtigt sei, sofern sie sich nur in den Dienst des Ganzen stellt. Und gerade durch diese Anerkennung des Nationalen verbinden Christentum und Mission alle Christen über alle trennenden Schranken hinweg zu einer Einheit.

Weil das Christentum übernational ist, gab und gibt es ein Band zwischen den Christen auch der feindlichen Länder, das eigentlich nie zerreißen

konnte, und weil das Christentum übernational ist, muß jede Nation zum Dienst an der Völkervelt und den Nationen berufen werden und diesen Dienst — wer immer ihn ausführen mag — nach Kräften fördern.

Wenn diese Gedanken als ein unveräußerliches Recht der Kirche Christi in das Wesen der gesamten Christenheit übergehen, so ist dies ein großer Gewinn für die Zukunft. Alle, längst bekannte Wahrheiten, die aber unter den besonderen Umständen dieser Jahre neu ergriffen um Anerkennung ringen und praktische Betätigung fordern.

„Denn,“ so bemerkte Dr. Gunning bei der Bremer Kontinentalen Missionskonferenz, „die Mission als Lebensäußerung der einen heiligen, allgemeinen christlichen Kirche hat ein Recht auf dieselbe Behandlung von seiten des Staates wie die in die Öffentlichkeit tretende Kirche Christi. Oder, so sagt die erste Resolution von Dub Wassenauer: „Die Freiheit der Evangeliumsverkündigung ist einer der großen Ansprüche der Religionsfreiheit.“

Wir erinnern dabei an das, was wir im Anfang ausführten. Der moderne Staat garantiert die Religionsfreiheit seiner Glieder und hat es unternommen, dieselbe auch in der übrigen Welt zu behaupten und durchzusetzen. Deshalb fährt Dub Wassenauer fort: „Diese Freiheit sollte den Mitgliedern aller Denominationen und den Bürgern aller Nationalitäten gewährt werden (denn die Christenheit ist eine Einheit). Sollte aber eine politische Aufsicht für nötig erkannt werden, so sollte sie so ausgeübt werden, daß sie das religiöse Werk der Missionare so wenig wie möglich stört.“

Das religiöse Werk! Damit zieht sich die Mission auf ihr allerzueinstes und letzten Grundes einziges Ziel zurück. Es ist hier die äußerste Forderung und die letzte Grenze, die dem Eingreifen des Staates gegenüber gezogen werden kann: Es gilt, eine Jüngerschaft Jesu in der Welt zu schaffen, und daran darf uns um des Evangeliums und Gewissens willen niemand hindern. Vielleicht muß man dabei auf vieles verzichten, was die Mission bisher — solange sie als notwendige Mitarbeitlerin der Regierungen in der Erziehung der Welt betrachtet wurde — als fast selbstverständlich besaß, — ich erinnere nur an das Gebiet der Schule. Aber die Arbeit, den Glauben an den Herrn Christus als den Heiland der Sünder in der Welt zu verkündigen, die Menschen zu ihm zu führen, und ihr Leben zu einem Werk in seiner Nachfolge zu gestalten, kann und darf sie sich nicht nehmen lassen.

Bevor wir aber diesen Gedankengang verlassen, müssen wir noch eine für die praktische Anwendung derselben in der Welt unumgängliche Frage stellen. Das Christentum selbst und die Mission sind übernational. Gibt es aber auch übernationale Missionare? Unversehens greifen die Gedanken dieser Missionswoche immer wieder zurück auf die verwandten Fragen der Missionswoche von 1915.

Wir befanden uns in der damaligen Diskussion plötzlich vor der Frage: „Gibt es ein deutsches, englisches, französisches usw. Christentum?“ Und wir haben diese Frage damals und bei immer erneuter Prüfung immer wieder mit „Ja“ beantworten müssen.



Nach dem Obengesagten brauchen wir auch vor diesem „Ja“ nicht zu erschrecken. Es gehört zu den Gaben Gottes an Seine Kirche, daß wie die Einzelindividualität ebenso auch die Volksindividualität mit besonderen Gaben ausgerüstet ist, damit sie, sich gegenseitig ergänzend, das Reich Gottes bauen helfen.

Aber, so gewiß auf dem innersten religiösen Gebiet die große Einheit vorhanden ist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe u.s.w., ebenso gewiß ist das andere: Nur ein kleiner Schritt aus dem innersten Heiligtum dieses Glaubens heraus in das Diesseits der Sprache, des Ausdrucks, der praktischen Lebensstellung und -Art, — und wir haben den einzelnen als einen bestimmten Typus wie des Christentums so der Menschheit — vor uns. Denken wir an führende Geister — einen Paulus oder Luther, so haben wir dort einen Juden, hier einen Germanen vor uns. Ja, wir möchten sagen, je universaler gerade ihr Christentum war, um so mehr war zuvor und daneben der beste nationale oder völkische Typus in ihnen selbst verkörpert. Das Menschliche kann eben nur in bestimmten, der menschlichen Lebensordnung entnommenen Formen und Arten zur Darstellung kommen. Tut es dies aber, so ist es nicht ein Gegensatz, sondern eine Förderung für seine anders geartete Umgebung. Es bereichert und hebt aus der völkischen Enge in das Gebiet des allgemeinen Menschlichen hinaus. Dies muß der Fall sein bei jedem echten Missionar im fremden Land; und nicht weniger, wenn er in der Kolonie eines andern Volkes neben andern Missionaren seine Arbeit findet. — Freilich darf ihm dabei nie ein Opfer zugemutet werden, das Opfer der Geringschätzung des eigenen Volkstums. Dann ist seine Lage eine unmögliche, aber die Schuld liegt nicht an ihm, sondern an schiefen Verhältnissen um ihn her.

Je ernster diese Gedanken als Gemeingut der Mission in den letzten Jahren herausgearbeitet worden sind, um so mehr gilt es auch die andere in das Leben greifende Seite dieses Verhältnisses zu erwägen und zu fragen, wie das gestörte Verhältnis zwischen Mission und Regierung aufs neue zu einem wirklichen Vertrauensverhältnis umgestaltet werden könne.



## Die Anfänge des Missionslebens in Holland.\*)

Von Professor Dr. A. Goslinga in Amsterdam.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß im Reformationszeitalter die Protestanten keine Heidenmission getrieben haben, ja daß ihnen fast ohne Ausnahme das Verständnis für sie gefehlt hat. Weniger bekannt vielleicht ist, daß an der Wende des Jahrhunderts die Holländer in ihren ostindischen Kolonien mit der Mission einen Anfang gemacht haben und sich unter ihnen, wenigstens in gewissen Kreisen, ein warmes Missionsinteresse kund gegeben hat.

\*) Dr. P. Maurus Galm O. S. B., Das Erwachen des Missionsgedankens im Protestantismus der Niederlande. Missionsverlag St. Ottilien (Oberbayern), 1915.



Von dieser zweigliedrigen Erscheinung, dem Fehlen aller protestantischen Missionsbetätigung im 16. und ihrem Entstehen im 17. Jahrhundert, ist neuerdings katholischerseits eine Erklärung gegeben, welche mehr Beachtung verdient, als ihr bisher geschenkt worden ist. Sie ist zu finden in der erwähnten Doktorarbeit des Benedictiner Geistlichen P. Maurus Galm.

Die Galm'sche Schrift, etwa 80 Seiten lang, behandelt in der Einleitung „Die Stellungnahme des deutschen und englischen Protestantismus im 16. und 17. Jahrhundert.“ Vom deutschen Protestantismus ist hier viel mehr die Rede als vom englischen, welchem von fünfzehn Seiten kaum eine gewidmet wird. An dieser Unebenmäßigkeit der Teile ist die Ausführlichkeit Schuld, mit welcher Galm handelt von der Polemik zwischen den katholischen Schriftstellern, die den Protestanten dem Mangel an Missionsbetätigung verwerfen, und den lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts, welche die Missionspflicht der christlichen Kirche leugneten. Was Galm von dieser Polemik mitteilt, ist höchst interessant, aber es fragt sich doch, ob es hierher gehört und nicht vielmehr als ein hors-d'oeuvre zu betrachten ist. Nur insoweit ist es am Platze, als es den dunklen Hintergrund bildet, gegen welchen sich die altholländische Mission abhebt.

Der Einleitung folgen sechs Kapitelchen, deren erstes den Titel führt: „Die Verhältnisse in den Niederlanden.“ Im Anfang wird hervorgehoben, daß die niederländischen Reformierten die ersten Protestanten waren, welche theoretisch und praktisch für die Mission eintraten. Dieser Abschnitt enthält manche Behauptungen, welche wir in der Folge bestreiten werden; es gibt andere, welche uns ebenso sehr ansehnlich vorkommen, aber wir wollen uns beschränken auf das, was mit der Mission in direkter Beziehung steht. So lassen wir z. B. die Aussage, die reformierten Klassen und Synoden „stellten alle möglichen Anforderungen an den Staat“ einfach unbesprochen.

Während das erste Kapitelchen allgemeinen Inhalts ist, sind die folgenden fünf speziellen Inhalts. Jedes von ihnen ist einem der hervorragenden Männer gewidmet, welche insbesondere durch ihre literarische Tätigkeit dem Missionsgedanken zum Durchbruch zu verhelfen suchten, Saravia, Heurnius, Baläus, Voetius und Goornbeeck.

Der Südniederländer Saravia war der erste Protestant, der, noch im 16. Jahrhundert, mit klaren Worten die Missionspflicht aussprach. Die Schrift, in welcher er solches tat, ist aber in der Hauptsache eine Verteidigung des bischöflichen Kirchenregiments, das seiner Meinung nach nicht nur historisch berechtigt war, sondern auch notwendig für die Erhaltung der bestehenden wie zur Gründung neuer Kirchen.

Heurnius zog selbst als Prediger nach Indien, wo er etwa vierzehn Jahre blieb. Vor seiner Abreise hatte er ein merkwürdiges Büchlein geschrieben „De legatione evangelica ad Indos capeffenda admonitio“, dessen kurzer Inhalt von Galm mitgeteilt wird. (p. 42—47.)

Baläus, Theologieprofessor in Leiden, war der Leiter des nach ihm genannten Seminars, das die Ausbildung von Predigern für Niederländisch-Indien bezweckte. Leider ist diese nützliche Anstalt schon nach zehn Jahren unter unbedeutenden Vorwänden von der ostindischen Compagnie aufgehoben worden.

Der berühmte Theologieprofessor in Utrecht Voetius war der erste Protestant, der eine Missionslehre verfaßte. Jünger sowohl als Voetius wie Baläus war Hoornbeef, der ein ausgezeichnetes Werk schrieb „De conversione Indorum et Gentilium“. Andere begeisterte Missionsfreunde, die Galm auch erwähnt, ohne ihnen aber ein Kapitel zu widmen, waren die Pfarrer Teellind und Lodenstein.

Der Schluß (p. 76—79) gibt außer einem Rückblick eine kurze Betrachtung über den Einfluß der niederländischen Reformierten auf die deutschen Lutheraner. Drauf folgt noch ein sehr brauchbares Personenverzeichnis.

Abgesehen von Einzelheiten ist die Galm'sche Schrift nichts anderes als ein Versuch, den Mangel an Missionstätigkeit im Protestantismus des 16. Jahrhunderts einerseits und andererseits das Erwachen des Missionsgedankens in den Niederlanden zu erklären. Die Missionstätigkeit fehlte seiner Meinung nach, 1. weil nach der Preisgabe des bischöflichen Kirchenregiments keine Autorität da war, welche rechtmäßig Glaubensboten zu den Heiden hätte senden können; 2. weil man sich durch Abschaffung des Ordenswesens der besten Kräfte für die Missionsarbeit beraubt hatte; 3. weil die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein und von der Wertlosigkeit der guten Werke zum Heile den Sinn für die Abszesse beseitigt hatte, ohne welche, ganz abgesehen von den Ordensgelübden, die Missionsarbeit undenkbar ist (p. § 9 cf. p. 7, 65). Kommt dagegen an der Wende des Reformationsjahrhunderts im niederländischen Protestantismus der Missionsgedanke zum Erwachen, so ist dies, abgesehen vom Eintreten der Niederlande in die Reihe der Kolonialmächte, zurückzuführen einerseits auf starken Haß gegen die katholische Kirche und deren ausgedehnte Missionstätigkeit, andererseits auf die ansehnliche katholische Missionsliteratur, nicht an letzter Stelle schließlich auf eine wenigstens teilweise erfolgte Rückkehr zu der von den Reformatoren verworfenen Abszesse (Vorwort, p. 27—31, 47, 76).

Es gab also erstens keine Autorität, welche aussenden konnte. Es ist wahr, daß die Protestanten die Frage, wem das Recht zustände, Heilsboten auszuscheiden, nicht sofort zur Klarheit gebracht haben; wir glauben aber nicht, daß hier die Ursache vom Fehlen ihrer Missionstätigkeit im 16. Jahrhundert zu suchen sei. Es ist ja doch merkwürdig, daß eben bei denjenigen Protestanten, denen diese Frage die mindeste Mühe machen mußte, den Lutheranern mit ihrem halb-bischöflichen, und den Anglikanern mit ihrem rein-bischöflichen Kirchenregiment, von Mission auch das ganze 17. Jahrhundert hindurch nicht die mindeste Rede ist, während andererseits die presbyterianischen Reformierten in den Niederlanden und die entweder presbyterianischen oder independenten, jedenfalls stark anti-bischöflichen, Puritaner in Nordamerika sich um diese theoretische Frage nicht viel gekümmert haben.

Es ist lohnend, in dieser Beziehung sich eine Weile aufzuhalten beim Anfang der sogenannten alt-holländischen Mission. Er steht im engsten Zusammenhang mit den sieggekrönten Versuchen der holländischen Seefahrer, die Portugiesen, welche vom spanischen Hofe, dem sie damals unterworfen waren, sehr ungenügend unterstützt wurden, aus ihrer Position als Beherrscher der indischen Meere zu verdrängen. Die Hin- und Herreise erforderte mehr als ein

Jahr, bisweilen selbst zwei, und es verstand sich, daß ein jeder, der Interesse an dem Los der Bemannung nahm, der Meinung war, sie könnte nicht jedesmal so lange ohne geistliche Versorgung bleiben. So der bekannte Pfarrer Plaucius, den seine ausgebreiteten Kenntnisse der Geographie und Schifffahrtskunde oft mit den Kaufleuten und Reedern in Berührung brachte. Es war seinem Einfluß auf sie zu verdanken, daß sie — es war 1598 — bei den Bürgermeistern von Amsterdam darum nachsuchten, es möchten einige von den Studenten, welche in der Stadt Theologie studierten, mit den Schiffen ausgehen, um unterwegs und in Indien das Wort Gottes zu verkündigen. Als die Bürgermeister ihre Zustimmung erteilt, wenden sich die Reeder durch Plaucius an den Kirchenrat mit der Bitte, drei bestimmte Studenten veranlassen zu wollen, mit den Schiffen hinauszugehen. Jetzt erst wird der Kirchenrat herangezogen, und als dessen Bemühungen in Beziehung auf die Studenten misslingen, stellten die Reeder ganz ohne Mitwirkung des Kirchenrats zwei Personen an, welche ihnen geeignet vorkamen. Von Ordination und Abordnung seitens der Kirche ist hier gar nicht die Rede. Diese Personen, keine Pfarrer, sondern nur sogenannte Krankentröster, kommen mit der Kirche erst dann in Berührung, als es sich ergibt, daß sie die Taufe gespendet haben, ohne dazu berechtigt zu sein. Die Classis von Amsterdam stellte sie hierüber zur Rede, sieht aber ein, daß hier Abhilfe geschaffen werden muß: das Schiffsvolk konnte nicht so lange ohne geistliche Versorgung sein, wenn man auch bisher keine ordinierten Prediger für diese Arbeit hatte finden können. Sie entschließt sich darum, die Schwierigkeit zu lösen, indem sie ein neues Amt einsetzt, das der Ermahner („Vermaner“), mit der Befugnis, das Sakrament der Taufe zu erteilen, und spricht dabei die Hoffnung aus, diese Ermahner mögen nach und nach die Gelegenheit erhalten „die Menschen, allda in der Finsternis sitzend, in der wahren christlichen Religion zu unterrichten“.

Also geschah es im Jahre 1599, und damit war, wie Dr. Brouwer gesagt (De Eerste Schreden, Rotterdam, 1916, p. 19), die Mission in Indien geboren. Die Ausgesandten hatten zwar in erster Linie die geistlichen Interessen der Schiffsmannschaft und der Niederländer in Indien wahr zu nehmen, aber von vornherein wurden ihnen zugleich die der Eingeborenen anvertraut. Wir bemerken also, daß die Kirche zwar bald an dieser Arbeit beteiligt wurde; dennoch ging sie nicht von ihr aus. Ebenso wenig von der Obrigkeit — es war ja noch vor der Einsetzung der ostindischen Kompagnie, welche in Indien als Obrigkeit auftrat — sondern von Privatpersonen! ein recht protestantischer Anfang, sogar allzu protestantisch, hat D'Adriani gesagt (De Hervorming herdacht, Utrecht, 1917, p. 172)!

Von diesem merkwürdigen Anfang spricht Galm ganz und gar nicht. Seine Aufmerksamkeit ist fast ausschließlich gerichtet auf das Erwachen des Missionsgedankens, wie er in Büchern zum Ausdruck kommt, nicht wie er zur Tat führt: die Missionstätigkeit in Indien erwähnt er nur im Vorübergehen.

Das Fehlen aller protestantischen Missionsarbeit im 16. Jahrhundert wird zweitens von Galm darauf zurückgeführt, daß es keine Männer gab: durch Abschaffung des Ordenswesens hätte man sich die Quelle verstopft, aus der die römische Kirche zu schöpfen gewohnt war. Diese Bemerkung ist nicht



unzureichend: die Protestanten verfügten nicht oder nur in ungenügendem Maße über Kräfte für die Missionsarbeit. Man darf aber nicht übersehen, daß die Protestanten im 16. Jahrhundert sich einer furchtbar schweren Aufgabe gegenüber gestellt sahen. Sie hatten den gewaltigen Ansturm der Gegenreformation zu bestehen, gegen welchen sie sich freilich behauptet haben, aber nur mit großer Anstrengung und unter ansehnlichem Gebietsverlust. Und außer dem Kampfe mit dem Schwert, der einen großen Teil der vorhandenen Kraft in Anspruch nahm, war da auch der Kampf des Geistes: das Predigtamt, der Unterricht, die Wissenschaft stellten alle hohen Anforderungen an den neuen Glauben. Es würde gewiß schwierig gewesen sein, sich außer der Welt der Getauften überdies auch der Welt der Ungetauften zu widmen. Andererseits hat man auch zu erwägen, daß es im 16. Jahrhundert an der Gelegenheit dazu gemangelt hat. Die Machtverhältnisse erlaubten es nicht. Die Portugiesen und die Spanier waren die Beherrscher der neuentdeckten Länder, und sie ließen da keine Regier zu als friedliche Bürger, geschweige als Missionare. Aber gibt es einmal, wie es in der Missionsliteratur des 17. Jahrhunderts immer wieder heißt, eine „geöffnete Tür“, fassen auch protestantische Völker festen Fuß in überseeischen Gebieten, so fangen auch sie an, Missionstätigkeit zu entwickeln, die Puritaner in Nord-Amerika, die Holländer in Ostindien, sei es denn auch — dies muß anerkannt werden — in der Regel mit zu wenig Kräften.

Drittens, sagt Galm, fehlten die Vorbedingungen. Die Reformatoren haben die Askese verworfen, ohne sie ist die Missionsarbeit undenkbar, der Missionsgedanke kann erst wieder erwachen, wenn man zur Askese zurückkehrt. In dieser Form findet sich zwar dieser Syllogismus bei Galm nicht, aber die Elemente: Obersatz, Untersatz, Schluß finden sich alle (p. 8-9, 27, 28, 47, 74, 76).

Den Obersatz geben wir sofort zu, die Reformatoren haben die Askese verworfen. Den Untersatz würden wir nicht unter allen Umständen aufrichten; es wäre eine solche Definition von Askese zu geben, daß wir ihr beistimmen könnten — das Missionsarsleben ist ja ein Leben von Entfagung und Selbstverleugnung — aber der Begriff im Obersatz würde dann nicht von dem im Untersatz gedeckt werden. Galm meint in beiden Fällen das nämliche, die katholische Askese, aber wir können nicht zugestehen, daß sie für Missionsarbeit notwendig ist. Hat ja doch die protestantische Mission genügend bewiesen, daß der Zölibat dafür kein unumgängliches Erfordernis ist.

Es liegt auf der Hand, daß für uns, die wir den Untersatz verwerfen, auch der Schluß wegfällt. Betrachten wir jedoch auch diesen an sich. Zweifelsohne ist es ein Verdienst Galms, aufmerksam gemacht zu haben auf den Zusammenhang zwischen der sogenannten pietistischen Richtung<sup>1)</sup> in der reformierten Kirche Hollands im 17. Jahrhundert und dem Erwachen des Missionsgedankens. Es ist ja kein Zufall, daß gerade in diesen Kreisen begeisterte

<sup>1)</sup> Man kann hier ruhig von Pietismus sprechen, wenn man nur nicht die holländischen Anfänge des 17. den deutschen des 18. Jahrhunderts gleichstellt.



Missionsfreunde gefunden werden. Sie waren aber auch anderswo zu finden. Der berühmte Hugo Grotius schrieb im Hinblick auf die Belehrung der Ungläubigen seinen Traktat über die Wahrhaftigkeit der christlichen Religion, welche ins Arabische und Malaiische übersetzt wurde, während Arend van Buchell, der Verfasser des *Diariums*, als er Verwalter der ostindischen Kompagnie war, zu Gunsten der Mission eine ausgezeichnete idealisierte Abhandlung zum Besten gab (Knoppert, *Geschiedenis der Herformde Kerst*, I. p. 218).

Viel wichtiger jedoch ist, daß auch die kirchlichen Versammlungen, insbesondere die Klassen Amsterdam und Walcheren, starkes Interesse an der Mission genommen haben. Von dieser Tatsache macht Galm ungefähr keine Meldung. Mit einigen wenigen Sätzen schafft er sich die Kirche vom Halse: „Die offizielle reformierte Kirche, so weit man von einer solchen überhaupt reden kann, dachte nicht daran, das Missionswerk selbst in die Hand zu nehmen. Es wäre ihr bei der innigen Verbindung und tatsächlich ganzen Abhängigkeit von der weltlichen Macht gar nicht möglich gewesen.“ (p. 31). Beides ist ja nicht unrichtig, die Mission wurde nicht von der Kirche, sondern von der Kompagnie getrieben, welche das, was die Kirche in dieser Hinsicht tat, streng beaufsichtigte und oft sehr willkürlich eingriff; die altholländische Mission war nicht kirchlich, und es ist nicht ohne Bedenken, sie, wie Dr. Brouwer tut (op. cit. p. 109), geradezu streng-kirchlich zu nennen. Dennoch hat die Kirche sich die Mission sehr angelegen sein lassen. Freilich war ihre Arbeit beinahe nicht vollkommen, aber man darf doch andererseits nicht übersehen, daß sie viel geleistet hat. Eine Äußerung wie die Galm'sche: „Auch die Missionsbetätigung selbst fehlte bei den niederländischen Reformierten in dieser Zeit nicht ganz“ (p. 23) ist gar sehr ungerecht.<sup>2)</sup> Jedes Jahr wurden etwa zwanzig Krantertröster nach Indien geschickt und es gab Zeiten, da nicht weniger als achtundzwanzig Prädikanten zugleich drüben waren. Unter ihnen gab es freilich solche, deren Lebenswandel gerechten Anlaß gab zu Kritik, aber, nach dem Zeugnis eines katholischen Schriftstellers, des holländischen Sanskritforschers Dr. H. J. de Jong, auch mehrere, auf welche das Vaterland das Recht hat Stolz zu sein, da sie sich auszeichneten, sowohl durch Wissenschaft, als durch Charakter und Pflichterfüllung,<sup>3)</sup> z. B. Männer wie Geurnius und Junius, auch Rogerius und Baldäus, welche mit ihren neuerdings von dem Vinschotenverein wieder herausgegebenen Werken über den Hinduismus die Wissenschaft zu großem Dank verpflichtet haben.

Der eigentlichen Missionsarbeit hafteten freilich große Fehler an. Sie war oft nicht mehr als ein Anhängsel der geistlichen Versorgung des europäischen Kolonialpersonals. Auch die Belehrungsmethode ließ viel zu wün-

<sup>2)</sup> Auch über die Tätigkeit der Puritaner in Nord-Amerika, insbesondere die John Eliot, urteilt Galm, in Gegensatz zu Gustav Warneck, sehr herabsehend: sie hatte wenig Bedeutung (p. 21).

<sup>3)</sup> Baldäus, Afgoederne der Ostindische Heidenen, herausgegeben von H. J. de Jong, 's Gravenhage, 1917, Einleitung p. 143. Diese Einleitung wird den Forschern der Missionsgeschichte von Britisch- und Niederländisch-Indien bestens empfohlen.

schen übrig; diese war meistens nicht weniger oberflächlich als die der portugiesischen Jesuiten, welche verjagt worden waren. Ziffern über die Zahl der Getauften haben deshalb wenig Wert; statt daß sie den Fortschritt des Christentums illustrieren, sind sie oft vielmehr Beweise der Leichtfertigkeit, womit man in der Spendung der Taufe verfuhr. Aber neben Schatten war doch auch Licht, und mehr Licht, als man früher zu glauben geneigt war. Die Entschließung archivalischer Quellen hat dazu geführt, daß man von der vorherigen Gerabsehung zu größerer Anerkennung geschritten ist.

Was die Arbeit im Mutterlande anbetrifft, so hat Professor Rutgers, der mehr als jemand anderes mit den Verhandlungen des Kirchenrats von Amsterdam im 17. Jahrhundert vertraut war, berechnet, daß dieser in einer Periode von siebenzehn Jahren mehr als hundertsechzigmal die Interessen der Mission behandelt hat und ihnen wiederholt eine ganze Sitzung widmete, während von den Nationalsynoden die von Dordrecht die erste gewesen ist, wo die Sache der Mission vorsätzlich zur Sprache gebracht wurde. Energisch haben die kirchlichen Versammlungen die Errichtung eines Seminars für indische Prädikanten befürwortet, und als das Seminar Walai nach einem Bestand von nur zehn Jahren von der Kompagnie, zu ihrer ewigen Schande, aufgehoben wurde, haben sie nicht aufgehört, auf die Wiedererrichtung einer solchen Anstalt zu dringen, nicht nur im 17, sondern auch im 18. Jahrhundert. Deshalb wunderte es uns sehr bei Galm (p. 74) zu lesen, daß, als in 1775 und folgenden Jahren Dominus Petrus Gossiede von Rotterdam in einem Werke, geschrieben anläßlich einer Preisaufgabe nicht von 1731, wie Galm sagt (p. 74), sondern von 1774, aufs neue dazu anregte, die Synoden sich dagegen erklären. Wer sich aber die Mühe nimmt, die Werke, welche Galm am Fuß der Seite zitiert, von Van Boeckelaer und De Wie nach zu prüfen, findet gerade das entgegengesetzte: der Gossiede'sche Vorschlag fand bei den Synoden vollen Beifall (van Boeckelaer, *De Gereformerde Kerken in Nederland en Zending in Oost-Indie*, Utrecht, 1906, p. 173—174; De Wie, Petrus Gossiede, Rotterdam, 1899, p. 363—366; das dritte, von Galm zitierte Werk, ist in dieser Beziehung von keiner Bedeutung). Errare humanum est. Jeder kann sich mal irren, aber wenn man die Schrift des Van Boeckelaer, welche insbesondere die Beziehung der reformierten Kirchen Hollands zur ostindischen Mission in den Tagen der Kompagnie behandelt, auch nur oberflächlich durchnimmt, so muß man doch notwendig von ihrer Arbeit einen anderen Eindruck empfangen, als Galm davon gibt. Sie haben, wie Van Boeckelaer es anderswo (Stemmen des Tyds, September 1920, p. 219—220) ausgedrückt, zwei Jahrhunderte nacheinander, „die Sorge für die indische Kirchen immer als ihre Pflicht betrachtet und, insoweit es ihnen gestattet wurde, als ihr Recht geübt.“

Fand sich also das Interesse für die Mission nicht nur bei den Männern, welche Galm nennt, so gab es, wie er freilich auch selber sagt, unter ihnen solche, deren Einfluß auf die Missionstätigkeit unmöglich groß gewesen sein kann. Rodenstein, gerade derjenige, der am meisten Aszet war, hat das Werk, das hier in Betracht kommt, erst 1674 und 1676 veröffentlicht, d. i. einer Zeit, nachdem die Blütezeit der altholländischen Mission (1620—40)

vorüber war. Galm spricht noch von Lampe, aber dieser tritt erst im 18. Jahrhundert auf. Auch hier macht Galm wiederum den Fehler zu wenig auf die Missionstätigkeit zu achten.

Nehmen wir aber einmal an, daß die altholländische Mission aus der pietistischen Richtung hervorgegangen ist. Kann es denn als ausgemacht betrachtet werden, daß sie auf die römische Aezese zurückkehrt? Nach der Meinung Galms allerdings; von den Männern, die er behandelt, heißt es am Schluß: „Ihre Ideen sind vielfach ganz katholisch. Insbesondere zeigen die niederländischen Missionsfreunde im Gegensatz zu den Reformatoren auffallend viel Verständnis für die Aezese, für katholische Einrichtungen und Gebräuche“ (p. 76). „Wie bei Heurnius und Boetius“ — heißt es an einer anderen Stelle — „spielt auch bei Hoornbeef die Aezese eine große Rolle, und es zeigt sich auch hier wiederum deutlich, daß die Missionsarbeit ohne Rückkehr zu der von den Reformatoren verworfenen Aezese undenkbar ist“ — (p. 74). Im Punkte der Aezese sollen also die niederländischen Pietisten von der Reformation abgewichen und zu Rom zurückgekehrt sein.

(Schluß folgt.)



## Bücherbesprechungen.

H. Römer, Geschichte der Brüdermission auf den Nikobaren und des „Brüdergartens“ bei Trankebar. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. 1921.

Eine wertvolle missionswissenschaftliche Monographie über drei gescheiterte Missionsunternehmungen der Brüdergemeinde: vor den Toren von Trankebar 1759—1801, auf den Nikobaren Inseln 1768—1778, und in Sirampar, Kaskutta nur Patna in Bengalen 1776—1791. Es handelte sich um Angebote des Grafen Zinzendorf an den König von Dänemark, welche die dänische Asiatische Kompanie in Kopenhagen mit Vergnügen aufgriff, um ihre unsicheren Handelsunternehmungen auf den Nikobaren zu stützen. Das zeigte sich in der Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Gesellschaft die Brüdermissionare im Stich ließ, als sie ihre eigenen Leute zurückgezogen hatte, und ruhig zusah, wie sie fast umkamen. Der Missionsversuch in Bengalen kam über die schweren Anfänge nicht hinaus. Die Niederlassung vor den Toren von Trankebar wurde von den dänisch-halleschen Missionaren von Anfang an ungerne gesehen.

G. Weiler, Im Motorboot nach dem oberen Rahajan (Borneo) 2,50 M.; derselbe: Verlorenes Land in Südborneo und seine Wiedergewinnung. 2 M. Stuttgart, Evangelischer Missionsverlag, 1922. Reisetagebücher von zwei Erkundungsfahrten, vom 11. Mai bis 3. Juni 1921 den Rahajan hinauf bis Tewah, und vom 26. Juli bis 14. August durch das Maanjan-Land bis Telang an die östlichen Quellflüsse des Barito.

Recht geeignet, um die Freunde der Baslermission mit ihrem neuen Missionsgebiete bekannt zu machen.

M. Schaerer, Sadhu Sundar Singh, ein Apostel Jesu Christi in Indien. Gütersloh, E. Bertelsmann. 1922. 112 S. 10 M. — Sundar Singh,



der Pilger. Von W. Müller. Stuttgart, Evangelischer Missionsverlag, 1922. 48 S. 2 M.

Zwei Monographien über den merkwürdigen jungen indischen Christen, der in Indien und neuerdings auch im christlichen Abendlande soviel Beachtung findet. Da Sundar Singh voraussichtlich in diesem Jahre die deutsche Schweiz, Deutschland und Schweden besucht, wird vielen die Lektüre dieser fesselnd geschriebenen Broschüren willkommen sein. Niemand wird dies Lebensbild aus der Hand legen, ohne einen tiefen Eindruck davon zu bekommen, wie Gottes Geist an einem indischen Christen mächtig wirkt und wie die Ausgestaltung der christlichen Persönlichkeit auf dem Boden indischer Mystik in andern, aber nicht minder echten Bahnen verläuft als in dem kühleren Abendlande.

**Ostasien-Jahrbuch.** Jahresbericht des Allgemeinen evangelischen Missionsvereins. Herausgegeben von Missionsdirektor D. Dr. Witte. Berlin W. 57. Preis für Mitglieder 8 M., geb. 14 M.; sonst 12 M., geb. 16 M.

Nach fünf Jahren legt der Allgemeine evangelische protestantische Missionsverein wieder einen Jahresbericht vor, d. h.: einen Band, welcher den üblichen Inhalt eines solchen sogar in ziemlicher Ausführlichkeit enthält (S. 77—99; 134—149); dazu Anweisungen und Ermunterungen zur Heimatarbeit (128—133). Aber der Band gibt viel mehr. Er umfaßt eine ganze Anzahl wertvoller Aufsätze zur Einführung in das Verständnis der ostasiatischen Kultur und der Missionsarbeit unter ihr. Zunächst zwei allgemeine orientierende Artikel über „die Lage in Ostasien nach dem Kriege“ (8.—14) und „Japan im Jahre 1920“ (57—77), dann einen Programmartikel D. Wilhelms über das von ihm in Peking zu begründende philosophische Institut „In Höhen des Lebens“ (29—35) und eine wertvolle Darlegung über die von dem Verein vertretene Auffassung ihrer Schularbeit in China (S. 35—36). Dann eine Plauderei von Professor D. Haas „mehr Achtung vor dem Logos spermatikos“, worin er vor dem peinlich wirkenden Gebrauch des Wortes „Geide“ für gebildete Asiaten warnt und wertvolle Auszüge aus japanischen buddhistischen Erbauungsschriften mitteilt; eine stimmungsvolle Skizze von D. Wilhelm über die eigenartige philosophische Zu-Dichtung in China; und eine gut orientierende Zusammenfassung über die Missionsarbeit des Buddhismus und anderer asiatischer Religionen in Deutschland. Im einzelnen stoßen wir ja auf manche These, die unseren lebhaften Widerspruch oder unser Erstaunen hervorrufen. Aber das Ganze ist ein überaus wertvoller Beitrag zum Verständnis der ostasiatischen Missionsarbeit.





# Geisteszucht und Kirchenzucht während der Erweckung auf Nias.

Von Missionsdirektor E. Fries.

(Fortsetzung.)

## III. Die Gemeindezuchtordnung und ihre Verwertung als ein Gradmesser für den Stand der erneuerten Gemeinde.

Wird das bisher Gesagte verstanden und mit den Schlußfolgerungen gebilligt, dann entsteht notwendig die weitere Frage, ob denn unter solchen Umständen der Gemeindeordnung fernerhin noch irgend welcher Wert zuerkannt werden kann, oder ob man nicht auf Grund der Erlebnisse einer ungewöhnlichen Zeit überhaupt auf dergleichen Hilfsmittel zur Gemeindeerziehung verzichten solle. Und wer jemals Ähnliches mit durchgemacht hat, wird auch mit mir sagen: es wäre wunderbar, wenn man sie gar nicht nötig hätte! Und doch hieß es schon 1917 in dem bereits oben erwähnten Referat: „Der Irrtum betr. optimistische Einschätzung der niasischen Gemeinden liegt in der Vergangenheit; inhaltlich stimmt das, was in der Zuchtordnung gesagt worden ist, mit der neuen Erkenntnis der Niasfer gerade überein, sodaß man behaupten darf: die Gemeindeordnung in ihrer untergeordneten Bedeutung, die sie der Natur der Sache nach hat, war gewissermaßen für ein Jahr außer Kraft gesetzt, wird aber in der innerlich aufgewachten Gemeinde eine größere Geltung bekommen als bisher, da die Leute selbst alles mit eigenem Gewissensurteil unterschreiben; denn es würde kein Zeichen von erneuerten Sinnen sein, wollte die Gemeinde jetzt laxer urteilen als früher.“ Es wird daher zunächst von Interesse sein, rein geschichtlich festzustellen, inwieweit und weshalb die hier mitgeteilte Voraussage des Jahres 1917 eingetroffen ist. Ferner wird zu untersuchen sein, wo inhaltliche Abänderungen der Ordnung nötig erschienen und wieso die, ihr zugrunde liegenden Prinzipien durch den Gang der Ereignisse bestätigt wurden.

### 1.

Am besten können wir ein paar statistische Erhebungen an den Anfang dieser Erörterung stellen. Sie sind zwar wegen mancher Unterbrechungen in den Kriegsjahren nicht lückenlos, geben aber doch genugsam Anhalt und authentischen Beleg dafür, daß die, vielleicht ein wenig überraschenden Ergebnisse auf Tatsachen beruhen. Daß dabei die, rein auf seelsorgerlichem Gebiet liegenden Vorstufen der eigentlichen Gemeindezucht bis hin zu zeitweisem Ausschluß vom Abendmahl nicht statistisch nachgerechnet werden können und sollen, ist selbstverständlich; dementsprechend bildet eine Übersicht über die Verhängung des Ausschlusses aus der Gemeinde einen etwas einseitigen Beleg, was sich nicht vermeiden läßt, kann uns aber dennoch ungefähren Aufschluß geben über den Ernst der tatsächlich ausgeübten Praxis.

Bis in die Wende des Jahrhunderts, bei der die Zahl der niasischen Christen sich ungefähr auf 5000 belief, galt der offizielle Ausschluß eines

Niassers aus der Christengemeinde als ein seltenes und höchst betrübliches Ereignis; es war schon eine hohe Zahl, wenn 1899 auf Niass im ganzen 16 Christen ausgeschlossen werden mußten, und es handelte sich dann meist um Fälle von Polygamie, um heidnische Opfer in Krankheitsfällen, oder um efflatante Verbrechen, die öffentliches Aergernis erregten; um solche Ereignisse der Gemeinde wichtig zu machen, wurde damals gewöhnlich vor versammelter Gemeinde über den Schuldigen der „große Bann“ verhängt, und die sogenannte „Totenglocke“ dabei geläutet, vor welcher die aus dem Heidentum kommenden Niasser einen abergläubischen Respekt bewiesen, bis dann notorisch oft die Furcht vor diesem Geläut in leichtsinnige Nichtachtung umschlug, wenn man merkte, daß es doch nicht ans Leben ging. Es war nur natürlich, daß mit dem Anwachsen der niassischen Gesamtgemeinde auch die Zahlen in dieser Spalte der jährlichen Statistik wuchsen, und selbst wenn 1905 die Summe auf 49 stieg und 1909 auf 68, so war das noch nicht sehr verwunderlich, zumal in manchen Fällen, besonders bei Mißfall in heidnischen Kultus, mit den Vätern auch die ganze Familie in Mitleidenschaft gezogen wurde. Daß die 1911 veröffentlichte Gemeindeordnung eine Verschärfung der Praxis gebracht hätte, kann man nach der Statistik nicht beweisen; eher ließe sich behaupten, daß die dementsprechenden Bekanntmachungen in jenen Jahren heilsam wirkten; denn wenn 1912 und 1913 die Zahl der Ausgeschlossenen auf 33 resp. 23 herunterging, so schien das wenigstens ein Zeichen dafür, daß man die deutlichen Bestimmungen der Kirchengucht nicht einfach mißachteten wollte. Absichtlich spreche ich dabei von einem Schein, denn ebenso wahrscheinlich ist es, daß man um der schärferen Kontrolle willen vorsichtiger zu Werke ging, um dergleichen Ueberschreitungen der anerkannten Ordnung vor den Augen der Gemeindeleiter zu verbergen; und der Niasser ist ja, wie wir sahen, von Natur nicht wenig darin geübt, sich zu verstellen und bis aufs äußerste zu leugnen; es bedurfte bei ihnen oft nur einer billigen Bestechung, um selbst Älteste der Gemeinden aus Mitwissern in Zeugen der Unschuld zu verwandeln; und wo kein Kläger war, war auch kein Richter. Nimmt man nun die durchschnittliche Zahl, so ging im Zeitraum von 1900—1914 der Ausschluß aus der Gemeinde über eine jährliche Ziffer von 36 nicht heraus; die Summe aller aus der Gemeinde Entfernten betrug im Laufe dieser fünfzehn Jahre 522. Dem stand gegenüber eine Zahl von 108 solcher, die nach Absolvierung abermaligen Unterrichts wieder in die Gemeinde aufgenommen waren, sodaß demnach in jenen fünfzehn Jahren durch Ausschluß 419 Gemeindeglieder definitiv von der Liste gestrichen worden sind. Alles das ist ein Beweis dafür, daß man in steigendem Maße bestrebt war, auch durch Ausübung von Zucht das Niveau der Gemeinde möglichst zu heben, daß man andererseits aber auch nicht rigoros verfuhr und nicht mit einer Exklusion „ad infinitum“ operierte.

Die Kriegsjahre brachten dann leider die Statistik des heimatischen Archivs in Verwirrung; die geregelte Verbindung auch mit Niederländisch-Indien war abgebrochen, manche Briefe gingen durch die Zensur verloren, und schließlich scheute man sich darum, auch nur statistische Angaben übers Meer zu senden. Gleichzeitig brachte das Jahr 1916 die bis dahin höchstens

teilweise geahnte Tatsache aus Licht, daß, an der Zuchtordnung gemessen, nicht sehr viele aus den niassischen Gemeinden als „intact“ erschienen, und daß man einfach gezwungen war, mit anderem Maßstabe zu messen. So gingen die Jahre 1916 und 1917 dahin, und es wird sich nicht leugnen lassen, daß die große Generalbeichte für manche allerdings dadurch erleichtert wurde, daß darauf keine „Strafe“ im Sinne der Ausstoßung aus der Gemeinde erfolgte. Auch in solchen Gemeinden, wo streng verfahren wurde vonseiten ihrer Leitung, gab es damals einen großen Erlaß aller Vergehen, auch aus jüngerer Vergangenheit; denn wenn man bei einem anfang, nachträglich durch Anwendung von Kirchenzucht Schuld zu sühnen, was auch wegen des Beichtgeheimnisses nicht hätte geschehen dürfen, wo hätte man aufhören sollen? So war es konsequent zu nennen, daß man in jenen Jahren, — abgesehen vielleicht vom Ausschluß niassischer Frauen, die an Heiden oder Mohammedaner verheiratet wurden, oder von Gemeindegliedern, bei denen offensundige aktuelle Ueberschreitungen des christlichen Sittengesetzes dazu nötigten, — keinen „menschlichen Gerichtstag“ abhielt, wo Gott selbst doch sein gewaltiges Gericht über das Volk ausübte.

Wurden drüben auch geregelt die statistischen Formulare weitergeführt, hier im Heimatsarchiv liegen gesicherte Ergebnisse nach dieser Richtung erst für das Jahr 1919 wieder vor; und nun fällt es allerdings stark auf, daß die Zahl der Ausgeschlossenen für 1919 auf 142 und für 1920 sogar auf 256 anstieg, eine Steigerung, die sich nicht einfach prozentual aus dem stärkeren Anwachsen der Christengemeinden erklärte, welches deutlich eine Folge der Erweckung war, wie oben Seite 13 erwähnt wurde.

Schon die Zahl vom Jahre 1919 erschien uns damals bei der Zusammenstellung so über Erwarten hoch, daß wir es für richtig hielten, unseren Gemeinden genauer Rechenschaft darüber abzuliegen; und so wurde eine spezielle Umfrage veranlaßt nach den verschiedenen Gründen für den Ausschluß, wobei sich folgendes Ergebnis herausstellte: Von jenen 142 hatte man wegen Rückfall in heidnischen Kultus 26 ausgeschlossen, zumteil allerdings Familien, deren einzelne Glieder nicht gleichermaßen schuldig waren; durch Verheiratung an Mohammedaner waren drei niassische Frauen dem niassischen Volkstum und ebenso der Gemeinde verlorengegangen; vier polygamische Verbindungen hatten den Ausschluß zur Folge gehabt; wegen Uebertretung des 6. Gebotes hatte man 35 Namen aus den Kirchenbüchern streichen müssen, und wegen allgemeiner Indifferenz und Unbotmäßigkeit hatte man 74 gehen lassen. Eine gleiche Spezialisierung hat man dann leider 1920 nicht wieder vorgenommen; doch ist eigentlich als sicher anzunehmen, daß es bei der damaligen Zahl von 256 Ausgeschlossenen ungefähr wiederum dasselbe Resultat ergeben hätte, nämlich, daß die Gemeinde nach wie vor mit der Volksünde heidnischer Gleichgültigkeit gegen die Reinerhaltung der Ehe zu ringen hatte, und daß sie nicht gewillt war, weiterhin wie früher die bloßen Namen christen in ihrer Mitte zu dulden, wenn sie sich nicht auch als Christen am Gemeindeleben beteiligen wollten. Ueber beide Punkte erscheinen noch einige besondere Bemerkungen angebracht.



a) Nach allem, was in den beiden ersten Abschnitten dieses Aufsatzes gesagt worden ist, wird es kaum wundernehmen, daß das Keuschheitsgebot in den niassischen Gemeinden auch nach 1916 auf alteingefleischte Hindernisse stieß. Ehebruch wurde zwar nach der alten „Adat“ manchenmal mit dem Tode bestraft, wenn nicht entsprechende Sühne gezahlt werden konnte, und trotz aller Willkür, mit der niassische Häuptlinge gerade dabei verfahren haben, hat früher zweifellos solch eine Aussicht viele vom Ehebruch zurückgehalten; es war im Laufe der Uebergangsjahre, als das rigorose Vorgehen niassischer Stammesgerichte durch eine viel laxere Beurteilung seitens des europäischen Gerichtsverfahrens ersetzt wurde, deutlich zu bemerken, daß diese leichtsinnigere Auffassung neuerer Gesetzgebung weitgehende Konsequenzen nach sich zog. Denn, wenn ein Niasser statt der Todesstrafe oder statt unerlöschlicher Geldbuße von 120—240 fl., oder statt Versklavung auf einmal nur drei Monate Gefängnis zu gewärtigen hatte, falls er sich in unerlaubte Beziehungen einließ, ja, wenn er vielleicht vom europäischen Richter nach Verbüßung dieser Freiheitsstrafe zur Ehe genötigt wurde, die auf solche Weise ohne großen Kostenaufwand zustande kam, dann hatte er ja nicht viel zu befürchten und nahm diese Dinge mit in den Kauf; ja, man konnte sogar von heidnischen Niassern hören, es wäre das ja ein billiges Verfahren, um an eine Frau zu kommen! Und da außerdem gleichzeitig sehr energische Bestimmungen der Beamten für eine derartige Herabsetzung des allgewohnten Brautpreises sorgten, daß bei gewöhnlichen Hochzeiten nicht einmal die Kosten des üblichen Festmahles von dem Bewerber gedeckt werden brauchten, sondern z. T. dem Brautvater zur Last fielen, so wurde auch nach der Seite hin viel schneller, als richtig erschien, die alte Volkssitte gelockert; und Europäer, welche durch ein nach dieser Richtung nicht einwandfreies Vorbild laxere Sitten begünstigten, waren eigentlich am wenigsten befugt, über die Menge strafrichterlicher Fälle wegen Ehebruch den Stab zu brechen und am Ende diese Tatsache als Beleg für die Wirkungslosigkeit der Erweckung ins Feld zu führen. — Aber ebenso nachweisbar ist andererseits, daß die heidnischen Niasser nicht zwecks Beförderung sittlicher Reinheit die Uebertretung des 6. Gebotes strafen, sondern vielmehr auch den Ehebruch eigentlich nur auffaßten als einen Diebstahl am teuer erworbenen Besitztum des Nächsten.

So ist es denn erklärlich, daß in den Jahren 1916—1917 nicht nur den europäischen Gemeindeleitern, sondern auch den niassischen Gemeinden selbst die unwidersprechliche Erkenntnis aufging, daß nicht nur das bisherige Verständnis niassischer Christen für die neutestamentliche Schätzung des Leibes als eines „Tempel heiligen Gottesgeistes“ mit allen Konsequenzen in speziell sittlicher Beziehung zu wünschen übrig lasse, sondern, daß weithin sogar auch in der christlichen Gemeinde die Gewissen verschuldet, die Ehen zerrüttet und die Kindererziehung verwahrloht war, und daß bei erschlassendem, tropischem Klima, bei mangelnder Willensenergie und auch bei ungenügenden Wohnungsverhältnissen, nach wie vor die Versuchungen nach dieser Seite beträchtlich bleiben würden. Wir hatten wohl Grund, dafür dankbar zu sein, daß die Kolonialregierung es sich in jenen Jahren angelegen sein ließ, be-

sonders bei neuen Dorfanlagen den Bau von Einfamilienwohnungen durchzusetzen, und auch innerhalb der Gemeinden ließen sich, teilweise mit Hilfe verständigerer Häuptlinge, allerlei Resultate einer mehr sozialen Fürsorge erzielen. Aber die eigentliche Not lag ja tiefer und konnte weder durch gesetzliche Verordnungen der Regierung, noch durch bloß aufklärende Arbeit der Mission von heute auf morgen gehoben werden. Das Verantwortlichkeitsgefühl christlicher Häuptlinge und einsichtsvollerer Gemeindegäste war zwar deutlich im Steigen begriffen, man konnte offen mit ihnen auch über solche Dinge nun verhandeln, und so war es auch zu begrüßen, daß im Oktober 1918 ein gedruckter Aufruf in 1000 Exemplaren hin und her in manchen Gemeinden verbreitet werden konnte, in dem alle diese Schäden aufgedeckt und bekämpft wurden; aber daß auch viele Helfer in den Gemeinden, die den Inhalt dieses Aufrufs zu unterschreiben gewillt waren, ihn dennoch nicht ausgehändigt haben wollten, bewies wiederum, daß sie ihrer eigenen Entschlußkraft zu wenig zutrauten, als daß sie irgendwie bindende Verpflichtungen zu übernehmen geneigt waren.

Auch in niassischen Gemeinden und Familien kann selbstredend dieses Problem nur von innen her gelöst werden, und nur heiliger Geist kann das „reine Herz“ schaffen; und daß er's tut, dafür sind Beweise genug vorhanden. Diese Tatsachen werden dadurch nicht abgeschwächt in ihrer Bedeutung, daß all die Schwankenden und Schwachen, daß sonderlich diejenigen in der Gemeinde, an denen die Erweckung spurlos vorüberging, auch an deren Halt noch nötig hatten. Auch die erneuerte Gemeinde konnte nicht ohne weiteres aller Formen, aller Sitten, aller helfenden Ordnungen entbehren. Selbst das niassische Heidentum kannte ja eine bewahrende Sitte nach dieser Seite, vor allem die, manchmal fast unnatürlich anmutenden Verkehrsformen zwischen den Geschlechtern, die z. B. in der Gemeinde bis heute der Uebertragung europäischer Trauungszeremonien hartnäckigen Widerstand boten, sodaß Bräute fast nicht dazu zu bewegen sind, vor dem Altar dem Verlobten die Hand zu reichen und ein verständliches „Ja“ hervorzubringen. Daß diese Verkehrsformen nur einen sehr scheinbaren Wert hatten, weil sie über tatsächlich vorhandene Abgründe der Unsittlichkeit hinwegtäuschten, wurde ja im Laufe der Jahre deutlich genug; ebenso wurde es uns aber gerade in jenen Jahren veranschaulicht, daß es nicht an der Zeit sei, all solche Formen einfach zu missachten; denn, wenn nun z. B. in der Erweckungszeit, bei der allgemeinen Verbrüderung, die Niasser auch fremde Frauen als ihre „Schwestern“ anreden und behandeln wollten, wenn junge Leute gegen alle Gewohnheit und Sitte, ohne Begleitung einsame Wege miteinander zu gehen sich für stark genug hielten, so erwuchs auch aus solcher Formlosigkeit wieder eine große Gefahr; und es wird kaum eine Gemeinde gegeben haben, in der nicht in aller Nüchternheit und Aufmerksamkeit darauf ernstlich zu achten war, daß die im Geist begonnene Bewegung nicht hier und da „im Fleisch“ endigte; und wenn es ein paarmal doch vorgekommen ist, daß gerade infolge lebhaften Erwachens der niassischen Frauenwelt auch Ausschreitungen begangen wurden, welche die Schuldigen mit dem Mantel gegenseitiger Vergebung glaubten zudecken zu dürfen, so war das genügender Beweis dafür,

daß man die früher fixierte Stellung der Zuchtordnung gegenüber solchen Übertretungen des 6. Gebotes festzuhalten nicht nur berechtigt sei, sondern daß man nun erst recht, gestützt auf all die neuen Erkenntnisse und religiösen Erlebnisse, gezwungen sei, auf augenblicklichen Ausschluß aus der Gemeinde zu dringen, um einer heillosen Verwirrung der Begriffe von vornherein vorzubeugen.

Das durchzusetzen, bereitete absolut keine Schwierigkeiten. Denn da das Empfinden, daß gerade an dieser schwachen Stelle eine heilsame, erzieherische Ordnung bewahrende Kraft beweisen müsse, sehr lebendig war in den Gemeindevertretungen, so bedeutete jene oben genannte Zahl von 35 Ausgeschlossenen nicht bloß einen Beleg für die Häufigkeit solcher Fälle, sondern zugleich doch auch einen Beweis für das strenge Urteil der Ältestenkonferenzen, die selbst rücksichtslos jede Nachgiebigkeit verwarfen. Auf dem dunklen Hintergrund nassischer Unsittlichkeit, war es als ein wichtiges Faktum zu begrüßen, daß die zur Selbständigkeit erwachte Gemeinde die Bestimmung der Zuchtordnung vom Jahre 1911, daß Hurerei und Ehebruch mit sofortigem Ausschluß aus der christlichen Gemeinde zu ahnden sei, glatt unterschrieb und sich so ein Urteil aneignete, hinter dem die europäische Christenheit zurückbleibt.

b) Und nun das andere wichtige Problem, mit dem sich die nassischen Gemeinden, oder wie wir einmal zusammenfassend sagen wollen, die entstehende nassische „Volkskirche“ auseinanderzusetzen gezwungen ist, wie all die anderen Missionskirchen auch in der weiten Welt: Wie soll sie sich zu den Gliedern stellen, die ihr zugezählt werden, ohne ihr doch innerlich anzugehören? Oder anders ausgedrückt: Wie kann und soll sie sich wehren gegen zunehmende Verflachung? Wieviel unter diesem Gesichtspunkt bei der Anfangsarbeit von vornherein darauf ankommt, daß bei der Heidentaufe mit äußerster Sorgfalt verfahren wird, daß nicht nur der Unterricht mit solcher Gewissenhaftigkeit von Missionaren und inländischen Helfern erteilt wird, daß die Täuflinge dann über einen „eisernen Bestand“ elementarer Kenntnisse und Erkenntnisse verfügen, sondern daß auch, abgesehen von allem Wissensstoff, mit heiligem Ernst dahin gestrebt wird, daß die Erwachsenen unter den Bewerber nicht in die Gemeinde aufgenommen werden, wenn sie nicht wirklich angefangen haben, kraft des Glaubens den schmalen Weg der Sündenerkenntnis, Reue und Sinnesänderung zu gehen — wie unendlich viel, meine ich, darauf ankommt, daß dies Grundprinzip im Auge behalten und nicht einer schnelleren „Christianisierung“ zuliebe beiseite geschoben wird, das kann sich ein jeder auch hier in der Heimat zur Genüge vorstellen. Wie stark dabei gleichzeitig die Gefahr beständig im Auge behalten werden muß, daß mit der Bitte um Aufnahme in die christliche Gemeinde unlautere Motive vermengt sind, daß weiter infolge kommunistischer Denkweise primitiver Völker ganze Sippen sich dem Christentum zuwenden, deren einzelne Familien man nur sehr schwer nach dem Maß ihrer Qualifikation sortieren kann, und daß darum, gerade bei einer allmählich wachsenden Beeinflussung der „öffentlichen Meinung“ ein Zustand eintritt, der die Zuwendung zur „Religion der Europäer“ zur Modefache stempelt und das Festhalten der „Alten“ an der väterlichen Ueberlieferung als Rückständigkeit geißelt, das einzusehen



ist auch nicht schwierig. Aber kaum macht man sich als Außenstehender ganz klar, daß selbst bei allergenauester Kenntniss der einzelnen Personen und bei kritischster Prüfung der Taufbewerber, wie sie nur in kleinen Anfangsgemeinden durchzuführen ist, völlig unvermeidlich scheint, daß auch ungeeignete Elemente in die Gemeinde hineingeraten; nicht nur, weil wir keine Herzenskündiger sind und Irren auch hierin menschlich ist, sondern auch, weil mit den Kindern der heidnischen Familien und weiterhin durch die Kindertaufe eine Generation in die christliche Gemeinde hineinwächst, die mit den Konflikten der Loslösung vom animistischen Kult nie etwas zu tun gehabt hat und daher das Schwergewicht des Erlebnisses der „Erstlinge“ aus eigener Erfahrung gar nicht mehr ermessen kann; noch ohne daß die Vorbedingung der Kindertaufe ganz erfüllt ist, nämlich, daß eine christliche Kindererziehung verbürgt werden kann, werden so viele gerade in der 2. und 3. Generation nur durch den Einfluß der christlichen Volksschule und des anschließenden kirchlichen Unterrichts gewissermaßen in die Gemeinde hineingewöhnt, obschon der Wahrheitsbesitz einer christlichen Gemeinde ihnen im Grunde fremd bleibt. Daher doch die Tatsache, daß überall gerade in solcher Periode eigenartige Schwierigkeiten erwachsen, die man in der ersten Zeit nicht kennen lernte, in der die schärfsten Gegensätze ohne weiteres mehr zur Entscheidung drängten. Kommt nun noch hinzu, daß anderweitige Einflüsse und die immer stärker eindringende europäische Zivilisation die Gedanken und Sinne für andere Ziele beansprucht, und daß die Eingeborenen mannigfach mit Europäern in Berührung kommen, die „Christen“ heißen, ohne Christen zu sein, dann entwickelt sich mit der Zeit in den Gemeinden eine Unterströmung, die man übler empfindet, als die schärfste Reaktion eines noch ungebrochenen Heidentums. Die halbwüchsigen Burschen lassen sich oft entweder kaum durch die Schule beeinflussen, oder sie fangen an, die Schulpflicht als ein notwendiges Uebel mit in den Kauf zu nehmen, um dann die in der Missionschule erworbenen Kenntnisse außerhalb der Gemeinde, vielleicht sogar außerhalb des Landes, zu eigenem Vorteil zu verwerten; dann bekommt man es mit jungen Männern aus christlicher Familie zu tun, die, sei es aus Trägheit oder innerem Widerstand, dem kirchlichen Unterricht sich nicht unterziehen wollen; und bei den Mädchen würde auch dasselbe der Fall sein, wenn bei ihnen die Eltern nicht oft mehr dazu drängten, aber nicht etwa aus besonderem Eifer für die Sache, sondern, weil sie verheiratet werden sollen, und zur kirchlichen Trauung die Konfirmation als notwendige Vorbedingung verlangt wird. Alle diese Dinge wirkten zusammen, daß beim Abschluß des ersten halben Jahrhunderts missiонерischer Missionsarbeit in den Jahresberichten von 1915 gerade in den älteren Gemeinden stark geklagt werden mußte über zunehmende Unbotmäßigkeit der Jugend, über Lauheit, über mangelnden Besuch der Gottesdienste, kurzum über zunehmende Indifferenz. Wie weit in den einzelnen Gemeinden dieser Not gewehrt werde, hing meistens ab von der größeren oder geringeren Energie des Gemeindeleiters; und doch konnte selbst straffste Gemeindeorganisation kein voll genügendes Ergebnis liefern, weil auf diese Weise doch nur eine äußere Gewohnheit zu erzielen war, die innerlich leblos blieb. Gewiß waren

wir, wenn man mit heimatlichen Verhältnissen vergleicht, in der viel glücklicheren Lage, daß keinerlei Rücksicht und keinerlei Autoritäten uns verboten, beim kirchlichen Unterricht so gründlich zu sichten, daß in den älteren Gemeinden manchmal nur  $\frac{2}{3}$  der Konfirmanden wirklich das Ziel erreichten. Auch konnten wir in ernstesten Fällen bei Christenfamilien, die absolut keine Bürgschaft für richtige Kindererziehung zu bieten schienen, die Kindertaufe verweigern, ohne daß uns ein Verweis dafür erteilt wurde. Aber auch derlei Maßnahmen halfen doch allein über die Schwierigkeiten nicht hinweg, und von Jahr zu Jahr schien man sich mehr daran gewöhnen zu müssen, daß in den älteren Gemeinden eine gewisse Anzahl von Christen vorhanden war, deren „Christentum“ bei kritischer Prüfung darin bestand, daß sie als Kinder getauft waren, daß sie sich kirchlich trauen ließen, daß sie im Laufe mehrerer Jahre einmal zum Abendmahl gingen, und daß sie schließlich christlich beerdigt werden wollten, die aber im übrigen auch den mindesten Anforderungen nicht genügten, also *Namenchristen* nach europäischem Muster, wenn auch in primitiverer Form.

Schon vor der Erweckung von 1916 war die Mehrzahl der Missionare der Ueberzeugung, daß man auf die Dauer solche Mitläufer nicht tragen dürfe, sondern sie beizeiten energisch vor die Entscheidung stellen müsse, ob sie eigentlich Wert darauf legten, zur Gemeinde zu gehören oder nicht; und wenn alle anderen Versuche seelsorgerlicher Art nicht helfen wollten, dann wurde eben in steigendem Maße, unter voller Zustimmung der Ältesten, der letzte Schnitt vollzogen, und der Ausschluß aus der Gemeinde über sie verhängt — ein Ausschluß, der in solchen Fällen eigentlich nur dokumentierte, daß solche Namenchristen schon längst keine Christen mehr waren, und daß eine Streichung ihrer Namen aus dem Kirchenbuch weniger eine „Strafe“ sei, als vielmehr die wahrheitsgemäße Bestätigung eines längst bestehenden Sachverhalts.

Alle diese unerfreulichen Erscheinungen des Gemeindelebens schienen von dem Frühlingsturm der Jahre 1916—17 wie fortgeblasen zu sein; denn für mehr als Jahresfrist wurde die religiöse Grundfrage so ausschließlich in den Vordergrund gerückt, daß auch jene Namenchristen nur schwer der allgemeinen Volksbewegung sich entziehen konnten. Dennoch erfaßte diese große Zeit, wie in anderem Zusammenhang schon betont wurde, nicht alle einzelnen wie ein Naturereignis, sondern Gottes Ruf stieß teilweise auch auf Gleichgültigkeit und Unverständnis, und sein Wille begegnete auch innerem Widerstand; das Reich Gottes wurde offenbar „in Kraft“, aber nicht in Gewalt; und gezwungen wurde zur Annahme der Wahrheit auch in jenen Tagen niemand! Aber eine bloße Zuschauerrolle war doch kaum durchführbar, und bei der starken Nötigung zu selbständiger Entscheidung konnte beharrliche Gleichgültigkeit gegenüber solchen Geschehnissen nur verhärtend wirken. So kam es, daß auch die erwachte Gemeinde wieder mit Namenchristentum zu tun hatte, daß sie mit Rässigkeit, Widerwillen und Ungehorsam ringen mußte und vor die Aufgabe gestellt war, einen Weg ausfindig zu machen, um dem allem einigermaßen wirksam zu begegnen. Dazu kam, daß natürlich, trotz aller offenkundigen Nachhaltigkeit dieser ganzen mehr-

jährigen Erweckung, doch Reue und Glauben nicht auf natürlichem Wege übertragbar sind, und daß dergleichen Erfahrungen nicht wie ein Erbstück auf Kind und Kindeskind vererbt werden können, sodaß man damit rechnen mußte, daß auch wieder andere Zeiten kämen, in denen das Gemeindeleben in gewohnterem Geleise verläuft, und daß darum auch jene vor der Erweckung bereits vorhandenen Gegenströmungen sich in stärkerem Maße wieder geltend machen würden. Bei alledem war nun aber doch eine höchst erfreuliche Folge der außergewöhnlichen Ereignisse, daß die Gemeinde als solche nun in ganz anderer Weise als früher reagiert, daß die Presbyter nicht mehr sich bloß schieben und dirigieren lassen, sondern selbsttätig eingreifen wollen; trifft das auch nicht durchweg auf alle Gemeinden zu, besonders auch nicht auf die, nach manchen Seiten schwierigere Bevölkerung der niasischen Westküste, so doch in weitem Maß in den älteren Gemeinden, in denen sich die Ältestenkollegien ganz neu rekrutiert hatten und in wachsendem Maß an der Gemeindeführung sich beteiligen lernten. Und sahen wir nun oben, daß Gemeindegut gegen die Indifferenten schon vor der Erweckung in Kraft trat, so galt das nun doppelt und dreifach; und wenn, wie oben erwähnt, im Jahre 1919 jene 74 ausgeschlossen wurden, nur weil sie sich nicht in die lebendige Gemeinde einfügen lassen wollten, so erscheint das nicht nur als eine beklagenswerte Zahl, sondern ist andererseits ein Beweis und Maßstab für die Lebendigkeit der christlichen Gemeinde, die nicht mehr gewillt ist, Jahr für Jahr alle jenen Halben immer wieder mit nachgehender Geduld zu tragen, sondern beim Versagen der seelsorgerlichen Mittel kraft ihrer pädagogischen Aufgabe dieselben von sich abzuschütteln entschlossen ist, damit jene Indifferenz nicht wie eine Krankheit ansteckend um sich greife.

In ähnlicher Weise ließe sich nun auch an anderen Beispielen noch nachweisen, daß die Gemeinde, weit entfernt davon, die, für kurze Zeit suspendierte Gemeindeordnung dauernd auszuschalten, vielmehr aufs neue mit ihr zu operieren gezwungen war, ja, daß sie gerade auf Grund der neuen Erfahrung gewillt war, den Kampf gegen Trägheit und Sünde energisch aufzunehmen. Die erwachte Liebe wurde also nicht weichlich und nicht lax, und die gewonnene Erkenntnis der vergebenden Gottesgnade wurde nicht mißbraucht, um schonend deutliche Schäden zu überdecken. Wer wollte nun behaupten, daß das nebensächlich sei? Und wer könnte verkennen, daß die auf solche Weise neu einsetzende Verwertung der Gemeindegutordnung durchaus berechtigt war?

(Schluß folgt.)



## Missionen und Regierungen.

Von D. Paul Hennig.

(Schluß.)

Es waren dies die Gedanken, mit denen sich die erste internationale Missionskonferenz — Juni 1920 — in Grans am Genfer See beschäftigte. Sie sind es wert, näher betrachtet zu werden. Für diese Konferenz war von dem



Sekretär des Continuation Committee, Mr. Oldham, ein wertvolles Schriftstück ausgearbeitet worden: „Die missionarische Lage nach dem Kriege“. Inzwischen ist dasselbe der Öffentlichkeit übergeben worden, so daß wir es mit Freiheit benutzen können. Als die Konferenz in die Besprechung der jetzt vor uns liegenden Frage über das Verhältnis der Mission zur Regierung eintrat, bemerkte Mr. Oldham, seine Ausführungen gelten nicht der deutschen Mission. Dieselbe habe dem Problem des Verhältnisses von Mission und Regierung schon längst ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Er habe vielmehr seinen britischen Freunden etwas zu sagen. Vielleicht waren diese Worte noch mehr an andre Hörer gerichtet. Das Memorandum führte folgendes aus:

Um die Forderung missionarischer Freiheit der Regierung gegenüber mit einigem Erfolg zu vertreten, müsse die Mission den Versuch machen, auch den Gesichtspunkt der Regierung zu verstehen. Jede Frage hat zwei Seiten. Während die Mission — und mit Recht — Freiheit fordert, hat die Regierung Verpflichtungen dem Lande gegenüber, das sie regiert. Es gilt hier nicht, zu einem Kompromiß zu kommen, der nur die unterschiedliche Sphäre von Mission und Regierung verwirren würde, sondern eine klare Regelung des Verhältnisses zu gewinnen, die sowohl die geistige Unabhängigkeit der Mission wie die selbstverständlichen gesetzmäßigen Forderungen der Regierungen berücksichtigen. Achtung und Gehorsam diesen gesetzlichen Autoritäten gegenüber sind von allen Missionen als einfache Christenpflicht betrachtet worden. Die entstandenen Schwierigkeiten liegen nicht auf diesem Gebiet, sondern entstammen der heutigen verworrenen Weltlage, wo Tätigkeit und Verantwortlichkeit von Mission und Regierung sich unvermeidlich berühren und ineinander greifen.

An erster Stelle ist hier zu nennen, daß das Christentum selbst eine revolutionäre Kraft ist, darauf gerichtet, das gesellschaftliche Leben in Übereinstimmung mit den christlichen Prinzipien umzugestalten. Hier muß das Christentum — wenn nötig — auch zum Leiden bereit sein. Daneben besteht ein gewaltiger internationaler Wettstreit und Verdacht. Hier gilt es für die Mission, die Regierung davon zu überzeugen, daß ihre, der Mission, Forderungen und Ziele ganz außerhalb dieser Sphäre liegen und nicht politische Endziele verfolgen. Dies um so mehr, weil der Missionar sich seiner Nationalität nicht entkleiden, den Typus der Zivilisation und Bildung nicht verleugnen kann, den er besitzt. Dies aus dem Memorandum von Grans.

Welch ein Gewinn, wenn diese einfache, uns Deutschen längst vertraute Wahrheit sich infolge des Krieges überall durchsetzen und Allgemeingut werden könnte! Der japanische General-Gouverneur von Korea hatte vollkommen recht, den amerikanischen Missionaren gegenüber zu bemerken, er dürfe unmöglich zugeben, daß die koreanischen Buben und Mädchen zu kleinen amerikanischen Bürgern erzogen würden. Die Feier des 4. Juli — des amerikanischen Freiheitstages — in koreanischen Missionschulen sei „out of place“, (be-  
wenig sei es die Aufgabe der Missionare, die Geschichte der amerikanischen Freiheitskriege und Revolutionen in diesen Schulen zu lehren und der koreanischen Jugend dadurch den Eindruck zu geben, man müsse diesem amerikani-

sehen Vorbilde folgen. Wir brauchen die folgenden Gedanken des Memorandums kaum noch zu erwähnen. Die Mission dürfe nicht die Förderung wirtschaftlicher Zwecke der eigenen Nation erstreben; sie müsse die Sprache des Volkes lernen, unter dessen Regierung sie arbeitet. Wohl aber wollen wir den Schlußsatz unterstreichen: daß diese Forderungen jeder Mission gelten, weil sie mit entgegengesetztem Wirken alle Missionsarbeit erschwere oder unmöglich mache.

So viel über die Neuorientierung der internationalen Missionskreise und ihr Ringen um die Lösung des Problems „Missionen und Regierungen“. Wir dürfen hoffen, daß diese Arbeit für die gesamte Zukunft der Mission nicht wertlos ist. Neues haben wir Deutschen kaum daraus entnehmen können. Wir freuen uns, wenn auch unsre angelsächsischen Freunde die Verhältnisse klarer und richtiger zu überschauen gelernt haben und Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Aber freilich, von einer besseren Theorie zu einer besseren Praxis ist ein weiter Weg. Es gilt namentlich für die angelsächsische Mission ein Umlernen, das ihr wohl schwer genug fallen wird. Unsre Freunde sind sich auch bewußt, daß es keine leichte Aufgabe ist, das Vertrauen der Regierungen in die Mission wieder zu gewinnen. Der Weg, auf dem dies allein geschehen kann, ist ihnen durch die britischen Memoranden gewiesen. Erst müssen die Landesfinder das Vertrauen ihrer Regierung wiedergewinnen, dann werden auch fremde Missionare, endlich einmal auch ein deutscher Missionar dies Vertrauen wieder erwerben können. Es kann uns dabei auch nicht wundern, daß es jetzt im eigenen Lande Schwierigkeiten gibt. Niemand anders als der Bischof von Zanzibar muß heut gegen die Behandlung des afrikanischen Eingeborenen unter dem neuen Mandat protestieren. Dies wird sicher die britische Mission nicht zur persona gratissima bei ihrer Regierung machen. Ja, wann wird das geschwundene Vertrauen wiedergewonnen werden können? Wir haben oft erschreckt gefragt: „Wie lange wird dies dauern? Ist überhaupt zu hoffen, daß nach drei oder fünf Jahren eine Wiederaufnahme der Arbeit von deutschen Missionaren erfolgen kann? Wird dieser Zeitraum nicht wieder verlängert werden? vielleicht so lange, bis es keinen deutschen Missionar mehr gibt, der auf das alte Missionsfeld, von dem er vertrieben wurde, zurückkehren kann.“

Damit stehen wir mitten in den brennenden Fragen der Gegenwart, die uns noch einen Augenblick beschäftigen müssen.

#### IV. Schlußbemerkungen.

Eins ist klar: Unter der gegenwärtigen britischen Regierung und herrschenden Politik ist eine Veränderung kaum zu erwarten. Je ausgeprägter der Imperialismus ist, um so weniger wird er auf die Mission Rücksicht nehmen. Er wird nicht um die Theorie von der Übervölklichkeit der Mission streiten. Aber in der Praxis gerade den Punkt herauszugreifen wissen, wo der über-völkliche Charakter des Evangeliums in der völkischen Form hervortritt, und, wie wir zeigten, hervortreten muß. Diesem Imperialismus ist die Mission zumal von Ausländern, von den Deutschen erst gar nicht zu reden, wie wir zeigten, prinzipiell verdächtig.

Für die Missionskreise bedeutete die Anerkennung des Reiches Gottes als ein internationales, überbällisches, die Forderung, die deutschen Missionen sobald als möglich wieder an der Arbeit zu sehen.

Als Vermittler dieser Bitte an die Regierung war in Old Wassenar das Continuation Committee, in London das britische Standing Committee genannt worden. Bis jetzt hat noch keines von ihnen gehandelt, weil sie die Zeit noch nicht für gekommen erachteten. Und wir müssen ihnen recht geben. Die Politik der vergangenen Jahre würde sich selbst bloßstellen, wenn sie ihren Kurs wechselte. Sie müßte als eine Verschuldung an der Sache Gottes anerkennen, und wenn dies nicht, so doch wenigstens als Schuld an den Eingebornenchristen, was sie in der Hitze des Krieges getan hat. Ein Wechsel dieser Politik ist bisher nicht erfolgt, so oft man in weitesten Kreisen auch der angelsächsischen Welt von einer baldigen Revision des Versailler Friedens geträumt hat. Wir erinnern nur an das Buch von J. M. Keynes, das einen gewaltigen Eindruck in England wie in Amerika machen mußte. Unsere Freunde drüben haben wiederholt erklärt, daß eine abschlägige Antwort von seiten der Regierung schlimmer sei als keine. Und sie mögen recht gehabt haben.

Das allerjüngste Ereignis auf diesem Gebiet war ja der Briefwechsel des Ehrensekretärs des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen, Sir Willoughby Dickinson, mit dem englischen Kolonialamt mit der Bitte, den deutschen Missionaren die Wiederaufnahme ihrer Arbeit in englischen Gebieten zu verschaffen. Und die Antwort? Wir finden sie veröffentlicht im Daily Telegraph vom 27. Juli 1921. Wieder ist es der Vorwurf der Loyalität der deutschen Missionare, der jetzt in die Welt gesetzt wird. Ja, diesmal mit der Spitze, daß ihr Verhalten mit der schuldigen Ausübung ihres eigentlichen Amtes unvereinbar gewesen sei. Während die Memoranden sich damit begnügen, sie nur als feindliche Ausländer zu bezeichnen, und darum als eine Gefahr für die Kolonien, — wird hier auch ihr innerer christlicher Charakter verdächtigt.

Wir befinden uns in einer hilflosen Lage. In Gans hörten wir das Wort: Die Diplomaten sind in Versailles zuschanden geworden. Wird man endlich begreifen, daß wir von der Diplomatie nichts erwarten können?!

Noch aber müssen wir einen andern Gedanken erwähnen, der für weite Kreise in der Welt heute als einzige Lösung all der Schwierigkeiten gilt, die wir erwähnt haben, der Gedanke des Völkerbundes.

Uns ist wiederholt gesagt worden, „wenn nur Deutschland dem Völkerbund sich anschließen würde, so wären wir aus der Hauptnot heraus“. Können wir vom Völkerbund wirklich etwas erwarten? Wir sind ja, wenn wir nicht Pazifisten sind, in Gefahr, ihn ebenso anzusehen, wie Keynes ihn bei seiner Charakteristik Clemenceaus aus den Gedanken jenes Philosophen heraus kritisiert, der „keinen Raum für Sentimentalität in internationaler Beziehung hat“:

„Die Klugheit erfordert ein gewisses Maß von Lippendienst vor dem Ideal närrischer Amerikaner und heuchlerischer Engländer. Aber es ist töricht zu glauben, daß, wie die Welt wirklich ist, für Dinge wie den Völkerbund viel Raum in ihr ist oder irgendein Sinn in dem Grundsatz der Selbst-



bestimmung der Völker; es sei denn als klug ersonnene Formel zu der Ordnung des Gleichgewichts der Mächte in dem eigenen Interesse“.

Aber selbst Rehnz, der voraussetzt, daß der Völkerbund, wie er heute ist, ein unübertreffliches Werkzeug der Obstruktion und Verzögerung werden könne, hofft, daß die Weisheit der Welt ihn noch zu einem mächtigen Friedenswerkzeug umgestalten könne, wenn erst überall neue Regierungen tiefere Weisheit und größeren Edelmut zeigen als ihre Vorgänger. (S. 213.)

Glauben wir, für die Welt noch eine Periode erhoffen zu dürfen, in der wieder sittliche Normen eine gewisse Herrschaft in dem Leben der Völker erringen, so möchte etwas wie ein Völkerbund das Resultat dieser Anstrengungen sein. Diese Gedanken vertreten auch die Mitglieder „der Lambeth Konferenz“. In ihrer Enzyklika „Ad universam Christianitatem“ — „an alle Christen“ — lesen wir:

„Wir empfehlen allen Christen die Prinzipien, die dem Völkerbund zu Grunde liegen, dem meistversprechenden und meistbedachten Schritt, der je versucht worden ist, um zu dem Ideal einer Familie der Völker vorzudringen. Er hat die Hoffnungen derjenigen, die sich nach Frieden auf Erden und dem Wachsen der Gemeinschaft sehnen, tief erregt. Es sind die Absichten Gottes für die Völker die, daß sie eine Gemeinschaft bilden sollten, wie die einer Brüderschaft oder Familie. Sie sollten einander in Liebe dienen“. (S. 21.)

Die Lambeth Konferenz war sich dabei bewußt, daß die Erreichung dieses großen Zieles einer Neu-Durchdringung der Völker mit dem Geiste Christi bedürfe. „Die Belehrung der Völker ist die einzige, wirkliche Hoffnung für die Welt.“

Freilich, auf Grund der Heiligen Schrift glauben wir, daß dieses Ideal erst erreicht werden wird, wenn der Herr selbst kommen wird. Aber sicher bereitet sich diese Zeit vor, tritt als immer bewußteres Ideal in den Gesichtskreis der Christen, als „Vision“, wie unsere Freunde in der angelsächsischen Welt so gern sagen. Sollte etwas, wie ein solcher Völkerbund in absehbarer Zeit geschaffen werden können, so wäre er sicher die Instanz, auch die Missionsfragen neu zu regeln. Und voraussichtlich würde er williger sein, der Bitte aus Deutschland und aus Schweden zu entsprechen, die in Versailles kein Gehör fand, — der Bitte, bei der Besprechung der missionarischen Fragen als Fragen von größter Weltbedeutung auch die kirchlichen und missionarischen Kreise heranzuziehen. Dann könnte vielleicht ein ähnliches Verhältnis zwischen Missionen und Regierungen sich herausbilden, wie es vor dem Krieg in einem großen Teil der Welt bestand. Die inneren Bedingungen dafür haben wir im Vorangehenden dargelegt: „die Übervölklichkeit der Mission und die völlige Enthaltung derselben von politischem und wirtschaftlichem Schiebertum.“

Gerade ein Blick in die Verhandlungen der Lambeth Konferenz zeigt, daß die Missionsarbeit der Vergangenheit eine Erziehungsschule für das christliche Gewissen geworden ist. Wir be-

gegen hier dem Gedanken, den gerade die deutsche Mission so systematisch herausgearbeitet hatte, dem Wert des Volkstums. Das Ziel der Mission ist, nicht nur Christen, sondern christliche Völker entstehen zu lassen. „Je höher Missionare ihre eigene Nationalität gewertet haben, um so mehr sollten sie die Nationalität anderer achten. Sie gehen nicht aus, um die Nationalität anderer Menschen zu vernichten, sondern um diese Menschen Christus näherzubringen u.s.w. Der Missionar muß den Befehlten die Aufgabe überlassen, ihre nationale Antwort auf die Offenbarung Gottes in Christus zu finden, — und ihren nationalen Weg, um in der Gemeinschaft der Heiligen zu wandeln mit Hilfe des Heiligen Geistes. So allein wird die Herrlichkeit der Völker in die Heilige Stadt gebracht.“ (S. 23.)

Noch immer sind dies nur Resolutionen, an denen wir allmählich ermüden. Wir warten auf Taten, Taten, Taten! Wie verträgt sich dies Ideal der Lambeth Konferenz mit dem gegenwärtigen Imperialismus und seiner Vernichtung nicht nur des deutschen, sondern so vieler anderer Völker?

Ist die Christenheit schon reif, sich für ein solches Ideal einzusetzen, wie sie sich vor einem Jahrhundert gerade in England für das Ideal der Menschenheitsrechte einsetzte und mit der Aufhebung der Sklaverei eine neue Welt-Era in der Völkergeschichte anbahnte?

Eine tiefergreifende Erweckung, wie sie in der Mitte und dem Ende des 18. Jahrhunderts den Anfängen der modernen Missionsperiode vorangegangen war, könnte vielleicht noch einmal für die weltgeschichtliche Entfaltung des Christentums bedeutsam werden. — Aber dies kann nicht menschlicher Wille erzwingen, — nur Gott allein kann es schaffen. Menschen können nur eins tun: sich der Wahrheit, die ihnen erschlossen wird, nicht widersetzen. Wir sind manchen solchen Gedanken aus der innersten Wahrheit des Evangeliums heraus in unsern obigen Betrachtungen begegnet. Sie brechen sich in weiten Kreisen der Christenheit Bahn. Wird die Christenheit imstande sein, diese erkannte Wahrheit einer ganzen verwirrten Welt gegenüber zu behaupten und sich selbst unter das Gericht dieser Wahrheit stellen? Dann mag sie mit einem getrostet: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ sich der Hilfe ihres Gottes versichert halten. Ein solches Christentum, wie wir es in Worms sich ausleben sahen, — aber nur ein solches, wirkt Wunder in der Welt und hebt die Menschen über sich selbst hinaus.

Sollte nicht zu solchem „sich unerschrocken auf die Seite der Wahrheit stellen“ gehören, daß wie die Rot der verwüsteten Missionsfelder anfängt, als eine Rot der ganzen Christenheit empfunden zu werden, so auch die Lüge von der Unloyalität einer Gruppe von Missionaren, die sich deren am wenigsten schuldig gemacht hat, endlich vor aller Welt als Lüge gebrandmarkt wird?

Wird vielleicht New York etwas in dieser Richtung tun? Oder aber die Mission verliert über dem Bestreben, sich den weltlichen Mächten und ihren Wünschen anzupassen, ihre innere Wahrheit und Lauterkeit. Dann wäre ihr das Urteil gesprochen. — Die Mission? Wir meinen damit die Organisationen, die heute diesen Namen tragen. Der Auftrag Jesu an Seine Jünger wird bleiben, auch wenn es keine Missionsgesellschaften mehr gäbe. Er wird bleiben, auch unter dem Druck und der Not der Endzeit, und die

Mission wird bleiben: eine Großmacht, wenn auch in Knechtsgestalt, bis der Herr Jesus Christus selbst Sein Königreich hier auf Erden aufrichten wird. Dann wird die Frage „Missionen und Regierungen“ endlich und für immer gelöst sein.

Nachwort. Noch ehe der vorstehende Vortrag am 13. Oktober in Herrnhut gehalten worden war, hatte die am Schluß gestellte Frage eine Antwort gefunden. Die internationale Missionskonferenz von Lake Mohont bei Newyork hat in ihrer Sitzung vom 6. Oktober gewagt, die tausendfach geschmähte deutsche Mission vor aller Welt von der Anklage der Unloyalität freizusprechen und damit den Anfang gemacht in dem Kampf gegen die Lüge, deren vergiftete Waffen in diesem Völkerringen mehr Unheil angerichtet haben als irgend etwas sonst. Nur von dem auf ihr liegenden Banne befreit, kann die Christenheit sich der geschlossenen Einheit bewußt werden, zu der sie als die Jüngerschaft Jesu in der Welt berufen ist und deren sie zur Erfüllung ihres Missionsauftrags bedarf. —



## Die Anfänge des Missionslebens in Holland.

Von Professor Dr. A. Goslinga in Amsterdam. (Schluß.)

Worin besteht nun die römische Ascese? Galm gibt selber eine Antwort, wenn er wiederholt spricht von den evangelischen Vätern (p. 5. 47), den *consilia evangelica*, welche in der römischen Ethik unterschieden werden von den *praecepta legis*. Die letzteren sind notwendig für jeden, der die ewige Seligkeit erwerben will; mehr braucht man nicht zu vollbringen, aber wenn man noch überdies die *consilia evangelica* befolgt, kann man diesen Endzweck besser und schneller erreichen. In erster Linie gehören dazu die Tugenden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, weiter auch beten und fasten, sich den Werken der Barmherzigkeit widmen, Meditation, Selbstpeinigung, Märtyrertum usw. (cf. Bavinck, *Verreformeerde Dogmatik*, IV, p. 245, 255, 258).

Es leuchtet sofort ein, daß diese Lehre von den *consilia evangelica* aufs engste mit der von den guten Werken zusammenhängt und als deren Erweiterung zu betrachten ist. Die Verwerfung der Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke ist aber ein Hauptprinzip der Reformation. Es ist also sehr stark, zu behaupten, die von Galm erwähnten Reformierten hätten damit gebrochen, und man hat das Recht zu erwarten, daß der Autor einen solchen Ausspruch mit Belegen begründet. Statt aber dies zu tun, beschränkt Galm sich auf die nachfolgende kurze Polemik mit Callenbach, dem Biographen des Heurnius: „Callenbach behauptet zwar, Heurnius denke trotz seiner asketischen Anschauungen nicht katholisch. Dies gehe schon aus seinen Auslassungen gegen die katholische Kirche deutlich hervor (vergl. seine Biographie, 88 f.). Aber dieser Grund ist nicht stichhaltig: die Rückkehr zu manchen katholischen Anschauungen und der Kampf gegen die katholische Kirche sind ganz gut miteinander vereinbar. In der Schilderung der missionarischen Eigenschaften lehnt



Heurnius sich inhaltlich und zum Teil auch formell an den Gedankengang von Erasmus und von Acoſta an.“ (Note p. 47).

Es iſt lohnend, mit dieſer Fußnote die aus Callenbach angeführte Stelle zu vergleichen. Nachdem er hervorgehoben, daß die Neigungen des Heurnius ohne Zweifel aſzetisch waren, ſchreibt er weiter: „Toch denkt hy in dit opzicht niet Roomſch; want niet alleen zyn zyne uitlatingen tegen de Roomſche Kerſ zeer heftig, maar ook ſpreekt hij duidelyk uit, dat dit kruisigen des vleesches geen middel is om tot Jezus te komen of vergeving van zonden te ontbengen (Heurnius, de legatione usw. p. 117 ſeq.), en ſtelt hy zich beſlist tegen alle onnoodige zelftwelling, geliĳ die bij Mahomedanen en monniken gebonden wordt (ib. p. 38)“. („Jedoch denkt er in dieſer Hinſicht nicht katholiſch, denn nicht nur ſind ſeine Auslaſſungen gegen die katholiſche Kirche ſehr heftig, ſondern er ſpricht es auch deutlich aus, daß dieſes Kreuzigen des Fleiſches kein Mittel iſt, zu Jeſu zu kommen oder Vergebung von Sünden zu empfangen, und er ſtellt ſich entſchieden gegen alle unnötige Selbſtquälerei, wie ſie bei den Mohammedanern und Mönchen gefunden wird.“ Dem aufmerkſamen Leſer entgeht es nicht, daß Galm aus dieſem Satz nur ein kleines Stüd herausgenommen hat, gegen welches er meinte, etwas einwenden zu können, und den Reſt abſichtlich ausläßt. Weſhalb? War es ihm vielleicht unmöglich, die ſtarke Auslaſſungen des Heurnius gegen die Verdienſtlichkeit der guten Werke, auf welche Callenbach hinweiſt, mit der katholiſchen Lehre in Einklang zu bringen?\*)

Wenn ich mich nicht irre, verhält ſich die Sache alſo. Galm hat wahrgenommen, daß Männer wie Baläus, Voetius und Lodenſtein zur Uebung in der Gottſeligkeit Mittel benutzen, deren ſich auch die katholiſche Aſzeſe bedient, und nun zieht er ohne weiteres den Schluß, ſie ſeien auch zu den Ideen zurückgelehrt, aus welchen dieſe Art Aſzeſe hervorgegangen iſt. Aber der bloße Name Voetius, des Großmeiſters der calviniſchen Theologie im 17. Jahrhundert hätte ihn davon zurückhalten ſollen. Auch hätte er erwägen müſſen, daß die Reformatoren, obwohl ſie die katholiſche Aſzeſe verwarfen, nichtsdeſtoweniger einer ſtrengen Lebensanſchauung waren. Es iſt bekannt genug, daß namentlich bei Calvin ſtark rigoriſtiſche Züge gefunden werden. Daſſelbe gilt von den engliſchen Puritanern. Galm erwähnt des von ihnen geübten Ein-

---

\*) Von den Auslaſſungen des Heurnius wollen wir eine ausſchreiben. Sie iſt zu finden in der Ausgabe von 1618, f. 117.

Consolabimur tamen lapsos, gementibusque sub onere peccatorum pro viribus opem feremus et viam qua ſalvantur ab iniquitatibus ſuis monſtrabimus, non ham quam monachorum hypocriſis induxit: nam male inſtituta illorum poenitentia, quae ſatisfactionem a Deo non admiſſam, per abſtinentiam ſuperſtitioſam, verbera alioſque corporis cruciatus, continet; habet quidem maximam ſapientiae et pietatis ſpeciem, in cultu Dei voluntario, humilitate et rigore adverſus carnem ſuam oſtentans; verum fruſtra colitur Deum ſecundum ſtatuta et doctriſas hominum. Nec ſic modo inutilis eſt, verum etiam ſumme noxia, abuſo ſuo tendit ad interitum, dum quod Chriſti meritis debentur, huic invento hominum tribuitur.

flusses, aber nur beiläufig. Der Gedanke an sie hätte ihn dazu bringen sollen, sich mit größerer Bedachtsamkeit zu äußern. Solche Probleme von geistlichen Einflüssen sind ja nicht so einfach, wie es sich Galm augenscheinlich vorstellt.

Gleichwie der katholischen Mäzese schreibt Galm auch der katholischen Missionsliteratur starken Einfluß zu, und nicht mit Unrecht. Geurnius, Boetius und Goornbeeck haben diese vielfach benutzt. Sie würden sonst große Lücken gewesen sein; es war ja die einzige, welche es damals gab. Es versteht sich, daß sie ihren Quellen bisweilen einen Gedanken, eine Vorstellung entnehmen. So ist, wie Dr. Van Andel in seiner Doktorarbeit über die Missionslehre des Boetius (Rampen, 1912, p. 127—128) darlegt, dessen Umschreibung des Missionsobjektes dieselbe wie die der katholischen Kirche: Objekt der Mission sind nicht nur Heiden und Mohammedaner, sondern auch Keger. Galm unterläßt nicht, darauf aufmerksam zu machen (p. 61, insbes. die 3. Note), aber daß sich bei Boetius, wie Dr. Van Andel in der unmittelbaren Folge auseinanderlegt, ja auch Elemente finden, welche als der Keim der jetzigen protestantischen Auffassung des Missionsobjektes zu betrachten sind (p. 129 bis 130), das sucht man bei Galm vergebens.

Da wir gerade vom Van Andelschen Werke sprechen, fällt es uns ein, Galm hätte dies ausnützen können, um genau zu bestimmen, wie weit auf den Boetius Einfluß der katholischen Literatur gewirkt hat, formell oder inhaltlich usw., aber er ist in seiner Untersuchung an der Außenseite stehengeblieben. Daß Boetius in der Lat auch eigene Ideen hatte, ergibt sich aus der von Galm erwähnten Ansicht, die sendende Kirche soll keine Macht haben über die neu gegründete. Seiner Gewohnheit getreu, die Arbeit der reformierten Kirche wenig oder gar nicht zu erwähnen, schweigt Galm ganz vom Ausspruch der Synode von Dordrecht über die Taufe der Heidenkinder, einem Ausspruch der in geradem Widerspruch steht zu der Auffassung der römischen Missionstheoretiker in diesem Punkte.

Bisweilen nimmt Galm Einfluß der katholischen Missionsliteratur an ohne weiteren Beleg. P. 32 schreibt er das folgende: „Im Jahr 1603 beschloß man, sich nach zwei eigentlichen Predigern für Ostindien umzusehen. Da sich keine geeigneten Kräfte fanden, faßte die ostindische Kompagnie zwei Jahre später den Entschluß, für die Ausbildung von vier Studenten zu Predigern für Ostindien die Kosten zu tragen. Auch dieser Schritt blieb ohne den gewünschten Erfolg. Nun schlug im Jahre 1614 — also etwa ein Jahr, nachdem das berühmte Werk des Brüsseler Karmeliterpriors Thomas a Jesu in Antwerpen erschienen war, der darin so entschieden für die Errichtung einer Congregatio de propaganda fide und für die Gründung von Seminarien zur Geranbildung von Glaubensboten eintrat — die Classis von Delft vor, man möge, um Prädikanten zu bekommen, zunächst ein Seminar in Leiden und später vielleicht auch ein solches in Indien errichten.“ Galm sagt hier nicht ausdrücklich, daß das Werk von Thomas a Jesu auf die Classis von Delft eingewirkt hat, aber die Konstruktion des Satzes ist kaum anders zu verstehen und soll jedenfalls nicht anders verstanden werden.

Auch Saravia, der freilich nicht katholisch war, aber doch in bestimmten

Punkten Rom sehr nahe stand, soll nach Galm großen Einfluß geübt haben. Die gewöhnliche Ansicht ist, daß Saravia, eben weil er anglikanische Neigungen hatte, wenig Einfluß geübt hat. Nein, sagt Galm, deshalb hat man absichtlich unterlassen, seinen Namen zu erwähnen, aber man hat ihn eben so gut gelesen. In Bezug auf Voetius ist dies nicht unwahrscheinlich; hat ja auch Van Andel die Mutmaßung geäußert, Voetius habe Saravias Werk gekannt, aber es absichtlich umgangen, seinen Namen zu nennen. Hat Galm recht, so hat dies auch zu gelten für Heurnius: Saravias Werk soll für ihn eine der Veranlassungen gewesen sein zum Schreiben seines Buches (p. 37), aber die negative Beweisführung ist hier durchaus nicht überzeugend. Bisweilen jedoch fordert Galm von der Vertrauenseligkeit seiner Leser allzu viel, z. B. wenn er annimmt, der Puritaner John Eliot sei von den Missionsgedanken Saravias beeinflusst worden. Ich halte es auch für wahrscheinlich — so schreibt er p. 38 — „daß der englische Puritaner John Eliot unter dem Einflusse der Missionsgedanken Saravias stand. Denn 1640 erschien in London eine Uebersetzung der ersten Schrift Saravias, und wenige Jahre später finden wir Eliot als Prediger unter den Indianern in Neu-England“. Niemand kann natürlich beweisen, daß der von Galm angenommene Zusammenhang absolut ausgeschlossen ist, aber er ist doch ganz unwahrscheinlich. Wir bezweifeln stark, ob es schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen so regen geistlichen Verkehr gab zwischen den Puritanern Nord-Amerikas und dem Mutterlande, daß, was in London erschien, auch immer seinen Weg über den Ozean fand. Es ist recht fraglich, ob diejenigen, welche so sehr auf die Bischöfe erbittert waren, so eifrig zugegriffen haben sollen nach einer Schrift, die das episcopale Kirchenregiment so entschieden befürwortete. Vielleicht ist es wahrscheinlicher, daß die Pilgerväter, welche in Holland gewohnt, gerade in denselben Jahren, in denen der Missionsgedanke erwachte, als z. B. das Werk des Heurnius erschien, in Holland die Inspiration zu ihrer Missionstätigkeit empfangen haben. Es ist ja bekannt, daß eins der Motive, weshalb sie nach Amerika übersiedelten, war, daß sie „Hoffnung und Eifer hatten in jenen weit entlegenen Gegenden der Welt das Evangelium vom Reiche Christi zu verbreiten“ (D. Plooy, *De Pilgrimfathers*, Utrecht, 1920, p. 21, 24).

Ist dem so, was wir dahingestellt sein lassen, so spricht das nicht für den letzten Punkt in Galms Theorie, welchen wir jetzt noch zu behandeln haben. Nach ihm ist das Erwachen des Missionsgedankens im Protestantismus der Niederlande nicht nur aus Rückkehr zur katholischen Askese und Studium der katholischen Missionsliteratur zu erklären, sondern daneben auch zurückzuführen auf Reaktion, auf Haß gegen die römische Kirche, deren Eifer zur Arbeit reizte: so vernichteten die Holländer das katholische Missionswerk in den Molukken und auf Ceylon, aber das Evangelium zu verkünden in Japan und China, welche Länder doch den Reformierten ebenso offen standen wie den katholischen Glaubensboten“, daran dachten sie ja nicht einmal (p. 31, 47)!

Wie so oft finden wir auch hier bei Galm Wahrheit und Dichtung miteinander vermoben. Wahr ist, daß der Eifer der Katholiken anregend auf den niederländischen Protestantismus eingewirkt hat; es finden sich z. B. bei Heurnius und Soornbeeck wiederholt Ermahnungen, in welchen auf ihr Beispiel



hingewiesen wird. Doch auch hier wird von Galm mehr behauptet als bewiesen. So sagt er p. 30, daß die Errichtung der Congregatio de propaganda fide durch Papst Gregor XV. anregend wirkte auf weite protestantische Kreise in England, Deutschland und namentlich in den Niederlanden, aber er spricht darauf wohl umständlich über das Cromwellsche Projekt einer protestantischen Congregation; aber Einwirkung auf die Niederlande weist er nicht nach, es sei denn in dem Werke von Hoornbeeck, das erst 1669, beinahe ein halbes Jahrhundert später (cf. p. 66 seq.), erschien und für die Missionstätigkeit von wenig oder gar keiner Bedeutung war.

Daher ist bis zu einem gewissen Grade auch die Meinung Galms, die altholländische Mission sei aus Reaktion entstanden. Bakhuisen van den Brink hat ja gesagt, es war für die Calvinisten fast ein Glaubensartikel, den König von Spanien und den Papst gleich zu bestreiten dadurch, daß sie sich einen Weg nach Indien bahnten und nötigenfalls mit dem Schwerte die Lehre predigten: „Des Papstes Donation ist eitel und wider die Religion“, während wiederholt Zweifel geäußert worden ist, ob die Kompanie die Missionsarbeit überhaupt in die Hand genommen haben würde, wenn nicht die Portugiesen vorher gegangen wären und sie folglich dazu nötigten. Dennoch war die altholländische Mission nicht bloß Gegenmission. Man darf hinweisen auf Formosa, wo Mission getrieben wurde unter einer noch ganz unbearbeiteten Bevölkerung, bis, leider! dieser viel versprechenden Arbeit durch die Eroberung der Insel vom chinesischen Seeräuber Coxinga ein unzeitiges Ende gemacht wurde (cf. J. J. van Toorenenbergen, *De Nederlandsche Landing op Formosa*, 1624—1661, Gids 1892). Auch Suriname kann beigebracht werden zum Beweise, daß die Missionstätigkeit der Holländer im 17. Jahrhundert nicht ausschließlich von negativen Faktoren beherrscht wurde. Es ist ja vor kurzem nachgewiesen worden, daß da mit der Mission unter den Eingeborenen schon 1668 ein Anfang gemacht worden ist, d. h. im ersten Jahre, nachdem die Kolonie in holländischen Besitz übergegangen war (cf. A. M. van Schelven, *Dutch-Hollandsche Zending in Suriname*, Stemmen des Tyds, October 1919).

Was die Bemerkung Galms inbetriff des Fehlens holländischer Mission in China und Japan anbelangt, so ist er mit der Erwähnung Japans nicht glücklich, denn der gewöhnlichen Vorstellung gemäß sind gerade die Umtriebe der allda etablierten katholischen Missionare daran Schuld, daß die japanische Regierung das junge Christentum im Blut erstickt und den holländischen Kaufleuten, welche sich auf Desima ansiedelten, solche unerhört scharfe Einschränkungen ihrer Religionsfreiheit auferlegt hat. Außerdem soll man natürlich niemals vergessen, daß die Kräfte der Kirche im Mutterlande begrenzt waren. In den Tagen der Republik betrug die Zahl der Reformierten (und die allein kommen hier in Betracht) nicht viel mehr als eine Million, und wenn man dann erwägt, wieviel Gemeinden es gab, welche bedient werden sollten, und daß man dazu eine Zahl Prediger absondern mußte nicht nur für die Kolonien, sondern auch für die vielen Außenstationen in Europa, ja bis nach Smyrna, so kann man sich vorstellen, daß man Arbeitsfelder wie China Anderen überließ, obwohl die ersten protestantischen Prediger in China Nieder-

länder gewesen sein sollen (C. A. van Troostenburg de Bruyn, *De Herormde kerk in Nederlandsch Oost-Indie*, Arnhem, 1884—41).

Im Schlußkapitelchen handelt Galm noch kurz vom Einfluß, der vielleicht von der altholländischen Mission auf das Entstehen der neueren Mission im 16. Jahrhundert geübt ist. Sämtliche Aeußerungen Galms hinsichtlich des Einflusses von Saravia, Heurnius und Hoornbeeck — er sagt auch irgendwo, das Beispiel der Niederländer wirkte anregend insbesondere auf die deutschen Lutheraner (p. 23) — hatten bei uns den Eindruck gewedt, als ob er das Entstehen der neueren Mission auf die alt-holländische und also indirekt auch auf katholische Einflüsse zurückführen wollte, aber dem ist doch nicht so. Zwar hat nach ihm auch noch die neuere protestantische Mission der katholischen Kirche viel zu verdanken — Männer wie von Welz, Gerber und Leibniz sollen vor allem „sehr abhängig sein von der katholischen Missionstätigkeit und der katholischen Missionsliteratur“ (p. 19—20), aber am Schluß erklärt er doch, daß „der Einfluß der niederländischen reformierten Missionsfreunde auf die Mit- und Nachwelt nicht hoch angeschlagen werden kann“ (p. 79). Das ist die gewöhnliche Anschauung; soweit uns bekannt ist, ist dieser Einfluß aber noch niemals absichtlich erforscht worden. Eine gewisse Beziehung zwischen der altholländischen und der neueren Mission gibt es doch.

Schließlich unser Urteil zusammenfassend, wollen wir gern anerkennen, daß Galm die Missionsliteratur mit einer sehr anregenden und lezenswürdigen Schrift bereichert hat. Während historische Literatur öfter schwer zu verdauen ist, weiß Galm angenehm, unterhaltend, ja hinreißend zu schreiben.

Anzüglich gegen Andersdenkende ist er ganz und gar nicht. Dem Vorworte nach „bemüht er sich redlich objektiv zu sein und jedes verletzende Wort zu meiden“. Letzteres hat er gewiß erreicht, abgesehen von der weniger gelungenen Auslassung über „die offizielle reformierte Kirche, soweit man von einer solchen überhaupt reden kann“ (p. 31). Ersteres, das Bemühen objektiv zu sein, ist ihm aber ganz und gar nicht gelungen. Es ist ja schwierig zu glauben, dies habe ihm immer deutlich vorgeschwebt: ich denke an jenen Satz aus Callenbachs Biographie von Heurnius, welchen er nur zur Hälfte anführte. Aber Mangel an Objektivitätssinn ist doch nicht der Hauptfehler Galms. Dies scheint uns der zu sein, daß er seine Aufgabe zu leicht genommen hat, daß er zu flüchtig gewesen ist. Von Werken, die er immer wieder zitiert, hat er nicht ernstlich Kenntnis genommen. Er ist sofort fertig, überall katholischen Einfluß zu entdecken. Desters behauptet er mehr, als er beweist. Ein Beispiel möge dies aufs neue illustrieren. Voetius erzählt irgendwo, daß Heurnius, nachdem er Medizin studiert, eine Reise von fünf Jahren nach Frankreich und England unternahm und sich allein in der Theologie ausbildete, in der Absicht später mitwirken zu können an der Befehrung der Indier. „Dadurch“ — sagt Galm (p. 39) — „hatte er reichlich Gelegenheit, einerseits die Ideen der englischen Puritaner in sich aufzunehmen, anderseits das rege Missionsinteresse und die ausgedehnte Missionstätigkeit der französischen Katholiken kennen zu lernen.“ Letzteres ist ja möglich, aber davon ist nichts bekannt. Wahrscheinlich dagegen ist, daß er ohne weiteres an einer französischen Hochschule Theologie studiert hat und ganz und gar nicht in Berührung gekom-

men ist mit dem Missionsinteresse und der Missionstätigkeit der französischen Katholiken. Der ahnungslose Leser denkt unwillkürlich, Heurnius habe in Frankreich davon eingehend Notiz genommen — ob das im Frankreich der Maria de Medici einem Protestanten überhaupt möglich war, lassen wir dahingestellt sein — aber es fällt mir gar nicht ein Galm des Versuches zu zeihen, den Leser hinter's Licht zu führen. Er glaubt es selbst, was er sagt.

Nach unserer unmaßgeblichen Meinung hat der Autor sein Thema vielmehr als Philosoph denn als Historiker beobachtet und angefaßt. Ein Philosoph bemüht sich, Einheit zu bringen in die Unordnung der Erscheinungen und trachtet in einigen Sätzen, ja wenn möglich in einigen Wörtern, den Kern eines Problems zusammenzufassen. So macht es auch Galm. Das Fehlen der Missionstätigkeit seitens der Protestanten im 16. Jahrhundert führt er auf drei Gründe zurück, das Erwachen des Missionsgedankens in den Niederlanden auf drei oder vier. Der theoretische Charakter der Schrift zeigt sich auch im Syllogismus von Obersatz, Untersatz und Schluß, auf welchen oben hingewiesen worden ist; weiter in dem merkwürdigen Umstand, daß Galm das entsprechende in der altholländischen Mission auf direkten Einfluß (katholische Mäzeze, katholische Missionsliteratur), das abweichende dagegen auf indirekten Einfluß (Reaktion gegen die katholische Mission) der römischen Kirche zurückführt.

Eine solche Behandlungsweise unterliegt unseres Bedünkens ernstlichen Einwänden. Man kann ja sagen, die Sonne bringt den Schatten hervor und das Teil sein Gegenteil, aber wenn man derartig philosophische Konstruktionen auf historische Prozesse anwendet, so kann man ohne viel Schwierigkeit auch die Reformation selbst aus katholischen Einflüssen erklären. Die Gefahr liegt dann sehr nahe, sich mit einer flüchtigen Kenntniznahme zu begnügen und sich der mühseligen Arbeit enthoben zu achten, mit welcher jede historische Untersuchung verbunden ist. Historische Prozesse sind nun einmal nicht so einfach, daß schriftstellerische Begabung und einige allgemeine Ideen ausreichen, um sie zu bewältigen.

Sinsichtlich der von Galm in den Vordergrund gestellten Frage — so endigen wir — gibt es ohne Zweifel, wie wir wiederholt anerkannt, im Stramin der altholländischen Mission einen katholischen Einschlag, aber es ist Galm doch nicht gelungen, was er, dem Vorworte gemäß, meint erreicht zu haben, d. i. zu beweisen, daß „das Erwachen des Missionsgedankens im Protestantismus größtenteils auf katholische Einflüsse, insbesondere auf den Einfluß der katholischen Missionstätigkeit und katholischen Missionsliteratur zurückzuführen ist.“





## Chronik.

**Afrikanische Schulfragen.** In Ergänzung unseres Berichts über die Late-Robert-Konferenz des Internationalen Missionsrates (I.M.C.) möchten wir unseren Lesern die äußerst wertvollen Vorschläge mitteilen, welche die große, von uns wiederholt erwähnte Schulkommission der Phelps-Stokes-Stiftung jener Konferenz vorgelegt hat:

**Anpassung der Erziehung.** Das neue Schlagwort in Schulfragen in England und Amerika ist „Assimilation an das Milieu“, d. h. die Aufgabe, daß der ganze Schulbetrieb in eine bestimmte Beziehung zu den wirklichen Bedürfnissen des Volkes gebracht werden soll. Nur zu oft ist die leitende Kraft der Schulsysteme der Kulturmilieu die Tradition gewesen. Wenn nun derartig traditionelle Systeme fortgeschrittener Kulturvölker Europas und Amerikas unbesehen auf die primitiven Zustände Afrikas übertragen werden, mag man sich leicht vorstellen, wie mangelhaft die Erfolge werden müssen. Die Anpassung, auf die wir dringen, bezweckt in erster Linie die Charakterentwicklung und die Hebung der Eingeborenengesellschaft. Die wichtigsten Erfordernisse sind:

1. **Gesundheit.** Es liegt auf der Hand, daß die erste Probe der Erziehung die Entwicklung gesunder Menschen und die Schaffung sanitärer Verhältnisse in ihren Siedlungen sein muß. Bei den Primitiven Afrikas, wo der Prozentsatz der Todesfälle außerordentlich hoch ist, sollten die Schulen diesem dringlichen Bedürfnis Rechnung tragen. Leider haben wir die Beobachtung gemacht, daß diese Frage der Gesundheit neben anderen, weniger wichtigen Gegenständen unbegreiflich in den Hintergrund gedrängt und vernachlässigt ist.

2. **Ackerbau.** Nach der Erhaltung der Gesundheit steht in erster Linie Gesicht zum Ackerbau, nicht nur um den Lebensbedarf für die Familien und Produkte für den Markt zu beschaffen, sondern noch viel mehr, um die Charaktere zu entwickeln. Wir sollten in den Eingeborenen einen solchen Respekt gegen den Boden entwickeln, daß sie einsehen, der Ackerbau ist eine Art Arbeitsgemeinschaft mit Gott. Diese Art Unterricht sollte ein regelmäßiger Bestandteil des Lehrplans sein. Nur zu häufig ist Gärtnerei als ein Teil der Selbsthilfe für die Schüler benutzt. Aber das hat den Erfolg, daß diese Betätigung in der Schätzung der Eingeborenen heruntergedrückt wird. Wie groß auch die Mineralschätze und sonstigen Reichtümer Afrikas sein mögen, seine wertvollste Einnahmequelle wird immer der Ackerbau bleiben. Wenn je die Völker Afrikas ihren Platz unter den Völkern der Erde einnehmen werden, kann es nur durch wirksame und geeignete Ausnutzung der landwirtschaftlichen Hilfsquellen geschehen. In diesem Zusammenhang ist es von Wichtigkeit zu betonen, daß die Erziehung für den Großpflanzungsbetrieb recht wohl warten kann, bis die einfacheren Formen der Eingeborenenvirtschaft angemessen gelehrt sind. Viele Versuche, landwirtschaftlichen Unterricht in den Schulen einzuführen, sind daran gescheitert, daß sie mit großen Pflanzungen angefangen haben.

3. **Handfertigkeit.** Jeder Schüler sollte in der für ihn geeigneten Form von Handfertigkeit unterrichtet werden und im Gebrauch der Materialien, die sich in seiner näheren Umgebung finden. Solche Unterweisung sollte auch nicht nur von den etwaigen Bedürfnissen der Missionsstationen abhängig gemacht werden; sie sollte zu der Würde eines ebenso wichtigen Lehrfaches wie irgendein anderer Gegenstand erhoben werden. Sie sollte auch nicht nur auf ihren wirtschaftlichen Zweck hin angesehen werden. Man sollte vielmehr im Auge behalten, daß die Erziehung der Hand auch Erziehung des Kopfes und des Herzens ist. Die Schulsysteme, die wir kennen gelernt haben, haben entweder gar keinen Handfertigkeitunterricht oder sie verfallen in das entgegengesetzte Extrem, durch lange Lehrlingschaft voll ausgebildete Handwerker zu erziehen. Die wenigen Schulen letzterer Art scheitern entweder gänzlich, oder sie bringen Handwerker für die weißen Siedler hervor. Wenn letzteres auch ganz erwünscht ist, so ist doch ungleich wichtiger die Zuriistung von Arbeitern, die unter den Afrikanern selbst Anleitung zu besserer Ausnützung der vorliegenden Möglichkeiten geben. In der Auswahl der zu lehrenden Handfertigkeiten sollte die Schule sich durch die Bedingungen der Eingeborenendörfer leiten lassen, aus denen die Schüler stammen. Unterricht sollte also in der Verwendung von Holz, Lehm, Rohr, Häuten, Eisen oder irgendwelchen anderen Produkten gegeben werden, die sich gerade dort in genügender Menge finden, um nützlich verwertet zu werden.

4. **Ess- und Schlafgelegenheiten.** Es ist seltsam, daß in aller Welt die Schulen erst jetzt einzusehen beginnen, welche Erziehungsmöglichkeiten ihnen die Ess- und Schlafgelegenheiten in Kostschulen bieten. Gutgeleitete Schulen in England und Amerika legen neuerdings wechselndes Gewicht auf das Kostschulleben ihrer Schulen. Ist das für Knaben und Mädchen in Kulturländern nötig, wie viel mehr bei Kindern primitiver Völker. Ist es nicht verfehlt, die Kinder lesen und schreiben zu lehren, wenn man die Weise, wie sie essen und schlafen, vernachlässigt? Wir möchten ja nicht die Einführung europäischer Möbel oder Speisen als Erfordernisse zum Schlafen und Essen in afrikanischen Schulen empfehlen. Aber das mindeste, was wir von jeder Kostschule verlangen, ist, daß die Einrichtungen und die Aufsicht in ihr derart sind, daß die Schüler den Eindruck bekommen, daß die Weise ihres Essens und Schlafens gleiche erzieherische Bedeutung haben wie irgend ein anderer Zweig des **Schulprogramms**. In welchem Maße diese Gesichtspunkte in den von uns besuchten Schulen vernachlässigt werden, ist geradezu empörend. Wenn Religion, Schule, Hygiene und Handfertigkeit nicht die Schlaf- und Ess-einrichtungen einer Schule bessern, setzt sich die letztere dem Vorwurf des Mißerfolgs, wo nicht gar der Heuchelei aus.

5. **Mädchenerziehung.** Wir möchten nachdrücklich betonen, wie uns in Afrika wieder und wieder die Ueberzeugung entgegengetönt ist, daß das afrikanische Dorf nicht wirksam und dauernd gebessert werden kann, wenn nicht die afrikanische Frauenwelt gehoben wird. Es hat in einigen der besser entwickelten Kolonien großen Eindruck auf uns gemacht, welche überraschenden Ergebnisse in der Mädchenerziehung erzielt sind. Wir haben überall von den Schwierigkeiten gehört, die Mädchen in die Schulen zu bekommen oder sie

genügend lange darin zu halten, um ihre Lebensgewohnheiten zu beeinflussen, und sie an Orte zu stellen, wo sie mit Erfolg arbeiten können. Wir haben genug Beispiele gesehen, um uns von den erreichbaren Möglichkeiten zu überzeugen. Es hat uns lebhaft interessiert, daß der wichtigste Einzelfaktor zum Erfolg das Anliegen junger Afrikaner ist, gebildete christliche Frauen zu bekommen.

6. *Erholung.* Anleitung zum richtigen Gebrauche der Mußestunden ist keineswegs ein Luxus. Unsere Beobachtungen haben uns den Eindruck gegeben, daß viele Eingeborene ihre Gesundheit und Sittlichkeit durch einen Gebrauch ihrer Mußestunden zu Erholungen untergraben, die Leib und Seele schädigen. Die amerikanische Erfahrung auf den Philippinen zeigt, wie Eingeborenen-Kreise von übermäßiger sexueller Ueberreizung und anderen schädlichen Zeitvertreib dadurch abgelenkt werden können, daß ihnen Erholungsweisen geboten werden, die ihre Gesundheit und Sittlichkeit heben. Möglichst weitgehender Gebrauch sollte von einheimischer Musik, Tänzen und Spielen gemacht werden, soweit solche als nützlich erprobt sind.

7. *Elementarkenntnisse.* Sie schließen die üblichen Gegenstände wie Lesen, Schreiben und Rechnen ein. Die Schulen haben die Gegenstände zu ihren Hauptzweck gemacht. Aber auch hier hat man nicht gebührende Rücksicht auf das Leben und die Umwelt der Negerkinder genommen. Der Lehrgang ist überwiegend durch Schulherkommen bestimmt und vernachlässigt die Wirklichkeiten des Lebens eines primitiven Volkes. Wie selten fanden wir in Lesebüchern die wundervollen Geschichten von richtigen Afrikanern, obgleich manche dieser Sagen und Märchen in alle europäischen Sprachen übersetzt sind. Dagegen fanden wir Rechenaufgaben, die europäische oder amerikanische Wirtschaftsverhältnisse voraussetzten, aber die einfachen Kaufverhältnisse des Negerdorfes außer Acht ließen.

8. *Sprache.* In keinem Zweige von pädagogischer Anpassung sind bestimmtere Ueberzeugungen erforderlich als betreffs der Unterrichtssprachen. Erste Sprache sollte, das ist uns vollkommen klar, die Stammes- oder Muttersprache der Kinder sein. Eine Vernachlässigung dieser Sprache als Unterrichtssprache bedeutet unter allen Umständen eine empfindliche Störung in der Erziehung der Kinder, eine Entziehung unveräußerlicher Rechte des Volkes. Alle Missionen sollten das richtige Verhältnis des Unterrichtswertes der Eingeborenen- und der Europäersprachen einsehen. In den unteren Klassen sollte die Eingeborenensprache überwiegen. In den Oberklassen sollte mehr und mehr Zeit der Sprache des herrschenden Kolonialvolkes gewidmet werden, denn nur so können wir dem Eingeborenen den Zugang zu den großen Weltkulturen eröffnen und ihm die Möglichkeit geben, seine Beschwerden bei dem Volke vorzutragen, auf dessen Hilfe er angewiesen ist.

9. *Religion.* Jeder vorausgehende Paragraph setzt voraus, daß man sich allseits klar über die Bedeutung der Religion im Leben des Individuums und der Gesellschaft ist. Die dringende Botschaft an jeden Schüler muß sein, daß das Reich Gottes in ihm sein soll, daß Christus kam, um überreiches Leben zu geben, daß das Christentum ein Interesse an jeder, auch der



unbedeutendsten Seite des Lebens hat. Religion sollte sich weniger in Worten und Ermahnungen, mehr in Lebensgewohnheiten und Taten äußern.

10. Charakterentwicklung. Wir belohnen, daß der Lehrer bei jeder Unterweisung nicht nur die Mitteilung von Kenntnissen und Fertigkeiten im Auge haben sollte, sondern auch die Entwicklung solcher einfachen Tugenden, wie sie gerade für so nationale Menschen wie die Neger unentbehrlich sind. Wir meinen vor allem Ausdauer, Gründlichkeit, Ordnungsliebe. Anstand, Sauberkeit, Scheid, Ehrfurcht vor den Eltern. Solche Tugenden entwickeln sich viel besser als durch wortreiche Ermahnungen durch unausgesetzte Übung. Gerade das Leben in der Schule einschließlich der Ess- und Schlafträume, die Erholungen und die Lektüre des Lebens großer afrikanischer Persönlichkeiten gehören zu den wirksamsten Mitteln der Charakterentwicklung.

11. Schule und Gesellschaft. Der Prüfstein des Erfolgs einer Schule ist ihr direkter und indirekter Einfluß auf die Gesellschaft, in deren Mitte sie ist. Die Lehrer müssen dessen eingedenk sein, daß sich ihr Einfluß und ihre Verantwortung über die Wände des Schulhauses hinaus erstrecken, und zwar auf die Gesundheit, die Arbeit, die Erholungen und das allgemeine Wohlergehen der Gesellschaft.

### Erziehung der Massen und der Klassen.

Ein umfassender Schulplan muß ebenso die Erziehung der Massen wie die Erziehung und Schulung der eingeborenen Führer im Auge haben. Viele Missionen sind sich zur Zeit dieser Differenzierung nicht bewußt. Noch weniger verstehen sie ihre Schulen richtig auf diese Aufgaben einzustellen.

1. Die Massen. Afrika kann ohne die Hilfe der Massen des Volkes nicht angemessen entwickelt werden. Schließlich sind Reichtum, Wohlstand und Kultur des Kontinents nach der Lage seiner Massen zu bemessen. Es ist deshalb klar, daß die kulturttragenden Völker jede mögliche Ermutigung geben sollten, um die gesunde Erziehung der Massen in den oben angegebenen Richtlinien auszudehnen. Daraus folgt die Anerkennung der Abstufung in der Vorbereitung der Lehrer und Mitarbeiter und im Schulaufbau. Es müssen Zentralanstalten vorhanden sein, die für einen möglichst vollständigen Unterricht und Ausbildung sorgen; es muß aber auch Fürsorge für einen sozusagen telekopischen Aufbau des Schulsystems getroffen werden. Die Annahme dieses Prinzips erfordert gewissenhafte Durchführung der Lehrpläne auf jeder Stufe, aber zugleich die Freiheit, das gesamte Schulsystem zu heben, wenn die Massen für den nächsten Schritt vorbereitet sind. Das setzt ein gründliches System der Schulaufsicht voraus.

2. Die Lehrer und Leiter. Jedes Volk muß seine Leiter aus seiner eigenen Mitte hervorbringen. In einem so großen Kontinent wie Afrika wird es in wachsendem Maße schwierig, ohne die Hilfe eingeborener Lehrer die Volksmassen zu lehren und zu leiten. Europa und Amerika können nicht eine ausreichende Anzahl von Weißen als Lehrer der Schwarzen stellen. Selbst wenn es möglich wäre, große Zahlen von Europäern für diesen Zweck zu bekommen, so würde man doch eingeborene Führer brauchen, deren Bluts-

verwandtschaft sie befähigt, ihre Landsleute in wirksamer Weise zu verstehen. Man muß also Fürsorge für die Heranbildung eingeborener Führer treffen. In diesem Zusammenhang ist es entscheidend wichtig, daß bei dieser Spezialausbildung stets im Auge behalten wird, daß es sich um den Dienst an der Gesellschaft handelt. Alle Gesichtspunkte der Anpassung, die wir oben angegeben haben, treten bei der Ausbildung der Lehrer mit besonderem Nachdruck in Kraft. Wir empfehlen dringend, daß jeder Missionar jeder Gesellschaft bei der Ausbildung seiner Schüler nach dem Grundsatz der Auswahl verfährt. Das bedingt, daß jeder Missionsarbeiter, Europäer oder Eingeborener, stets auf der Suche ist nach Schülern von besonderer Fähigkeit des Geistes und Charakters, denen entweder einzeln oder in Gruppen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Diese Aufmerksamkeit kann in besonderem Unterricht außerhalb der Schulstunden, oder in der Zuweisung besonderer Pflichten, oder in der Beförderung in die Stationschule oder in einem Duzend anderen Methoden bestehen, die ein geschickter Lehrer herausfindet, um den Geist und Charakter versprechender Schüler zu entwickeln. Mit der Anwendung dieses Grundsatzes der Ausbildung nach Auswahl kann sofort begonnen werden, und es kann von jedem Mitarbeiter, von dem einfachsten Waldschullehrer bis zum Vorsteher der Zentralstation, angewandt werden. Die eingeborenen Führer müssen Zugang zu den großen Wahrheiten der physischen und sozialen Wissenschaften, zu der geistigen Erhebung durch Geschichte und Literatur haben.

3. Schulaufsicht. Missionschulen müssen für eine angemessene Aufsicht besonders der Außenposten sorgen. Unsere Erfahrung in Amerika mit unbeaufsichtigten kleinen Schulen hat uns überzeugt, daß sie mehr Schaden als Nutzen stiften. Es liegt in jedem Fall eine große Gefahr darin, einen Eingeborenen ohne angemessene Vorbereitung und ohne ausreichende Beaufsichtigung, um diese Schwäche zu ergänzen, in entlegene Dörfer zu senden. Wir haben Berichte genug von Lehrern auf solchen Außenposten, die auf das Prestige ihrer Verbindung mit den weißen Missionaren hin ihre Zeit verträdeln. Es ist uns manchmal der Gedanke gekommen, daß das Schlagwort von der „Gebietsbesetzung“ ein gefährliches und irreleitendes Schibboleth ist, das zur Verschleuderung von Zeit, Geld und Kraft führt. Wirksame Schulaufsicht ist das einzige zuverlässige Mittel.

Die Lage in Südafrika wird gegenwärtig durch zwei Fragen beherrscht: Die Gestaltung der Eingeborenenpolitik und die wirtschaftliche Lage. Die Eingeborenen präsentieren begreiflicherweise jetzt die Rechnung für die während des Weltkrieges an England geleistete Hilfe und stellen dementsprechend ihre Forderungen. Es war nur zu verständlich, daß durch den jahrelangen engen Verkehr mit Franzosen, Engländern und Amerikanern in den Schützengräben der Respekt vor den Weißen stark erschüttert wurde. Man empfindet also weithin in Südafrika, daß eine neue Orientierung der Eingeborenenpolitik notwendig ist. Es ist ein oberer Eingeborenenrat gebildet, dem ein von der Regierung zu wählender Distriktsrat zur Seite treten soll. Es ist aber fraglich, ob durch diese maßigen Zugeständnisse eine wirkliche Entspan-

nung der Lage eintreten wird. Die Missionsarbeit wird durch diese Zuspitzung der politischen Lage nicht so stark beeinflusst und gestört, wie man auf den ersten Blick erwarten sollte; höchstens die Fragen des Schulwesens werden in ein neues Stadium eintreten, weil die Regierungskreise zähe, wenn auch bisher nicht sehr erfolgreich, den Plan verfolgen, für die Eingeborenen Regierungsschulen einzurichten, die dann natürlich religionslos sein würden. Man scheut eben vor den großen Kosten zurück, die diese Schulen verursachen würden, und findet es alles in allem doch probater, daß die Missionen die Schularbeit unter den Eingeborenen teils ganz auf eigene Kosten, teils mit recht mäßigen Regierungszuschüssen leisten. — Tief schneidet die wirtschaftliche Krisis in das Leben der Schwarzen wie der Weißen ein. Wolle und Mais, die beiden landwirtschaftlichen Hauptprodukte, sind fast nicht zu exportieren. Alles Gold hat während des Krieges England aus dem Lande gezogen. Bei den Banken ist angesichts der wirtschaftlichen Depression fast kein Geld aufzutreiben. Viele Diamanten- und Kohlenminen haben den Betrieb eingestellt, um die Preise nicht weiter fallen zu lassen. Die deutschen Missionsgesellschaften werden wahrscheinlich genötigt werden, die zur Fortsetzung der Missionsarbeit erforderlichen Gelder durch umfassende Verkäufe, wenn auch zu niederen Preisen, zu beschaffen. Es kann sich da als ein Glück erweisen, daß alle deutschen Missionen in Südafrika ihre Arbeit in großem Umfang im vorigen Jahrhundert auf Institute, d. h. auf großen eigenen Grundbesitz aufgebaut haben. Im großen und ganzen wird man im Blick auf Südafrika sagen dürfen, daß diese Institute zwar auch jetzt noch eine willkommene Hilfe, aber bei der gegenwärtigen Lage der Mission und der Eingeborenen nicht mehr unentbehrlich sind. Es würde indessen selbst wohl dann nicht an das Leben der Mission gehen, wenn die Mehrzahl der Missionsinstitute verkauft werden müßten. Allerdings ist es ja in jedem solchen Fall eine schmerzliche Frage, was aus den auf den Instituten angesiedelten Eingeborenen, vielfach ganzen Stämmen, werden soll. Die Missionen würden natürlich am liebsten an die Eingeborenen selbst verlaufen, aber einmal sind die Gebiete in Südafrika ziemlich festgelegt, innerhalb deren Grund und Boden nur an Weiße verkauft werden darf, und andererseits hat es sich leider immer wieder herausgestellt, daß die Eingeborenen unzuverlässig und säumig in der Zahlung übernommener Verpflichtungen sind. Uebrigens würden sich die Eingeborenen wohl, wenn es zum Verkauf von Instituten kommt, bald mit Schmerzen überzeugen, wie gut es sich doch unter dem Krummstab hat wohnen lassen, was sie jetzt nur zu oft in kindisch unverständiger und undankbarer Weise nicht wahr haben wollen.



## Bücherbesprechungen.

**Stuttgarter Missionsbücher:** 1. Ueber den gelben Strom. Geschichten von Chinesen. Von E. Dehler-Heimerdinger. 2. Auf indischen Missionspfaden. Von W. Spaich. 3. Im Heim des afrikanischen Bauern. Von P. Steiner. Evangelischer Missionsverlag in Stuttgart. 1922. Jeder Band broschiert 6 M.



Der rührige Stuttgarter Missionsverlag eröffnet eine neue, modern ausgestattete Reihe von Missionsbüchern mit drei ungemein fesselnden Bänden, welche in lebensvollen Bildern die drei großen Basler Missionsfelder China, Indien und Afrika vorführen, bezw. in sie einführen. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Missionslebens spiegelt sich in der verschiedenen Anlage dieser Bücher. Frau Dr. Dehler-Seimerdinger, die uns schon so manche Probe ihrer entzündenden Erzählerkunst und ihrer Einfühlung in das chinesische Milieu gegeben hat, entwirft vier Genrebilder aus dem chinesischen Missionsleben unter dem gemeinsamen Leitmotiv des Heimwehs nach einer lichteren Welt. W. Spaich plaudert von dem bunten Wechsel, der Schönheit und den Schatten des indischen Missionslebens. P. Steiner bietet noch einmal seine vor einem Jahrzehnt erstmalig veröffentlichte, schöne Darstellung des westafrikanischen Bauernlebens auf der Goldküste auf dem Hintergrunde des Missionswirkens des selbstverleugnenden F. Zimmermann.

**F. J. Faus, Samuel Hebig, ein Zeuge Jesu Christi in der Heidenwelt.** Stuttgart, Evangelischer Missionsverlag. 1922. Brosch. 12 M., geb. 15 M.

Der unermüdlche Erweckungsprediger Hebig, eine der hervortretendsten Gestalten der Basler Missionsgeschichte, übt auf Schreiber und Leser immer von neuem seine Anziehungskraft aus. Jetzt legt uns ein alter indischer Missionar, der in seinen Fußtapfen gewandert ist, ein neues, anziehendes Lebensbild vor. Und viele Leser werden sich an der sprudelnden Frische und evangelistischen Kraft dieses Zeugen Jesu Christi erbauen. Er war eine aus grobem Holze geschnitzte Säule, aber mit seinem kerngesunden Christentum eine tragfähige Säule, auf die Weiße und Schwarze sich stützten für Zeit und Ewigkeit.

**G. Dalman, Orte und Wege Jesu.** 1. Band. Beiträge zur Förderung der christlichen Theologie. Zweite Reihe. Sammlung wissenschaftlicher Monographien. 2. Auflage mit 40 Abbildungen und Plänen. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1921. 321 S. 65 M., geb. 75 M.

Professor D. Dalman, von 1902—1917 der Vorsteher des „Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes“ legt in diesem Werke den überaus reichen Ertrag einer langjährigen Gelehrtenarbeit zur Erforschung Palästinas und seiner heiligen Stätten nieder. An Reisebüchern und sonstiger Literatur über das Heilige Land ist ja wahrlich kein Mangel, und zwar in allen Höhenlagen von den flüchtigen Reisetipps der Globetrotter, die 1—2 Wochen in Palästina gewelt und dann mit einer durch keine Sachkenntnis getrühten Leichtigkeit die Welt mit einem Reisetagebuche beglücken, bis zu den schwer wissenschaftlichen Untersuchungen. Dalmans Buch nimmt eine besondere Stellung ein; es beherrscht die ganze archäologische Arbeit; es setzt ein bis ins einzelne gehendes Interesse an den heiligen Stätten voraus; aber es bemüht sich den spröden Stoff anziehend und anschaulich darzustellen. Nach einer kurzen Einleitung über das „Land Jesu“ werden wir durch die wichtigsten Stätten des Lebens Jesu geführt.

J. Nyren, *Pa nya vägar gamla stigar*. Stockholm. Er. Miss. förb. Förlag. 1920. 222 S.

Der Verfasser, Missionsvorsteher des schwedischen Missionsbundes, ist 1919/1920 über Nordamerika nach China gereist, um die Beziehungen zwischen seinem und dem amerikanisch-schwedischen Missionsbunde zu befestigen und das Missionsfeld des Bundes in China zu visitieren. Was er auf den „neuen Wegen“ in Amerika und den „alten Pfaden“ in China erlebt und gesehen hat, soll helfen, bei den Gliedern des Bundes neuen Eifer für das Werk des Herrn zu erwecken; dazu werden ihnen auch im Schlußkapitel die gegenwärtigen Aufgaben in China warm ans Herz gelegt.

J. E. Lundahl, *Wärldsmissionen*. Stockholm 1921. 254 S.

Der Sekretär des Missionsbundes, der in seinen bisherigen Schriften sich auf engere Gebiete beschränkte, hat jetzt die Weite der Weltmission zum Gegenstand seiner Arbeit gemacht in dem Bestreben, seinen Landsleuten eine kurzgefaßte Darstellung der Geschichte, der Aufgaben und der Eigenart der christlichen Mission zu geben. Nach einer kurzen Einleitung über Grundlage und Motiv der Mission behandelt er (S. 15—47) die Religionen der nicht-christlichen Völker, von den animistischen aufsteigend über die asiatischen zum Islam. Ein längerer Abschnitt (S. 49—105) zeigt die Entwicklung des Missionsgedankens in der Christenheit in einem knappen Ueberblick über die Missionsgeschichte mit ihren Licht- und Schattenseiten. Die katholische Mission — im Anschluß an das Mittelalter behandelt — tritt in ihrem Umfang hervor, die griechische Kirche ist neben ihr arm, die evangelische ringt sich durch das Unverständnis der Reformationszeit allmählich zu einem besseren Verständnis durch; ihr gehört der größte Teil dieses Abschnittes. Es folgt (S. 106—200) in geographischer Ordnung ein Ueberblick über die evangelische Mission in den niarteuropäischen Weltteilen, hier wie im vorigen Abschnitt, mit besonderer Berücksichtigung der schwedischen Mission. Ein kurzes Kapitel ist der Judenmission gewidmet, ein anderes stellt lehrreich die verschiedenen Missionsmethoden dar, wie sie sich aus dem Religions- und Kulturstand der einzelnen Völker ergeben, das letzte behandelt die mannigfaltigen Einheitsbestrebungen auf den Missionsgebieten wie in den missionierenden Ländern. Bei einer Schrift, die über ein weites und reiches Arbeitsgebiet einen kurzen Ueberblick geben soll, ist es schwer, das Maß des zu behandelnden Stoffes festzuhalten, Verfasser und Leser werden da leicht verschiedener Meinung sein. Für die China-Inland-Mission z. B. dürfte bei dem großen Einfluß, den sie geübt hat, ein Nachweis ihrer Eigenart notwendig sein; die hemmenden Mächte auf den Missionsfeldern verdienen vielleicht mehr Hervorhebung; in dem Kapitel über die Judenmission bleibt der Zionismus unerwähnt u. a. Aber das mit großem Fleiß zusammengestellte Buch behält doch seinen hohen Wert und wird für Missionsstudienkreise und alle diejenigen, die sich eine vollere Missionskenntnis verschaffen wollen, eine ergiebige Quelle sein; solchen wird auch das angehängte Literaturverzeichnis (schwedische und ausländische Schriften) gute Dienste leisten. Die zahlreichen Einzelangaben sind im allgemeinen genau, einzelne Irrtümer oder Druckfehler werden sich in einer Neuauflage leicht abändern lassen.

J. O. Andersen, *Festschrift i Anledning af Det Danske Missionsfestabs Hundrede-Aars-Jubilæum*. 1. Rønnes Liv. Kopenhagen. 1921. 193 S.

Anlässlich ihres hundertjährigen Bestehens, hat die dänische Missionsgesellschaft durch Professor J. O. Andersen eine Festschrift ausarbeiten lassen, deren vorliegender erster Teil eine Lebensgeschichte ihres Begründers, Pastor B. F. Rønne, enthält. In einer Einleitung von 30 Seiten gibt der Verfasser einen Ueberblick über die vom Methodismus ausgegangene Erweckung und ihre Bedeutung für die neue Gottesreichsarbeit: nur auf Grund einer Erweckung wird Missionsarbeit möglich. Aber er geht noch weiter und zeigt, wie der Glaubensmut der Erweckten erst ein Subjekt der Sendung schafft, das gegenüber der Kümmerlichkeit der kolonialen, von den Regierungen getriebenen, aber von deren Organen wohl gar gehemmten Missionsarbeit (vergl. Indien) einer früheren Zeit erst eine von einer missionierenden Gemeinde getragene freie Missionstätigkeit ermöglicht. Die erweckten Kreise haben, auch gegen die zurückhaltende, wohl gar hemmende kirchliche Leitung, den Mut, sich als Vertreter der Kirche zu bekennen, und beginnen Missionare auszusenden, die sich getragen wissen von einer hinter ihnen stehenden, für sie arbeitenden, kämpfenden, opfernden und betenden Gemeinde. Dieser mächtige, zuerst bei den englischen Freikirchlichen hervortretende Umschwung der Anschauungen wird nun auf seinem Wege durch die Welt verfolgt, und es ist interessant zu sehen, wie die Fäden von Land zu Land gehen und geisterfüllte Persönlichkeiten durch Schriften, Reisen, Berührungen zwischen Mann und Mann Anregungen verbreiten und neue Anschauungen schaffen. Sie sind auch nach Dänemark gedrungen, und so ist der Zusammenhang zwischen dänischen Regungen und der großen religiösen Zeitbewegung gegeben. Der Mann, der diese in Dänemark vertritt, ist F. Rønne, geb. 1764, gestorben 1832. Aufgewachsen in einem schlichten Hause, dessen bestes Erbteil die ihm von seiner tief innerlich frommen Mutter eingespökte „Liebe zu dem Evangelium Jesu“ war, in seiner Studentenzeit genötigt, sich selbst seinen Lebensunterhalt durch Unterricht zu erwerben, wuchs er heran, genährt von der rationalistischen Richtung, welche Offenbarung und „gesunde Vernunft“ zu verbinden trachtete, aber von Gnade und Versöhnung, von Befehring und Glauben nicht viel wußte. Seine unterrichtliche Tätigkeit — er war nach Beendigung seiner Studien „Informator“ der Kinder des damaligen Kronprinzen Friedrich geworden — führte ihn zur Jugendschriftstellerei, in der er, getreu dem Zeitgeiste, der von Aufklärung und Moral alles Heil erwartete, die Moral nachdrücklich pflegte. In diesem Sinne versah er zirka zwanzig Jahre lang sein Pfarramt in zwei ländlichen Gemeinden (zuletzt in Lyngby bei Kopenhagen): Besserung des Landschulwesens, der Armenpflege, der Erwerbsmöglichkeiten für Ärmere, des Ackerbaues und der Viehzucht, in persönlicher und literarischer Tätigkeit — das war das Ziel seines Amtslebens, von seiner geistlichen Tätigkeit ist wenig berichtet. Allmählich bereitete sich ein Umschwung bei ihm vor. Die immer festgehaltene Hochachtung vor dem Evangelium Jesu, niederbeugende Erfahrungen im Amtsleben, der Druck der bürgerlich-polizeilichen Obliegenheiten des Pfarramts, der aggressiver vorgehende Rationalismus trieben ihn zum Nachdenken und zur Selbstprüfung, bis in seinen Fastenpredigten 1813 sein neuer evangelischer Standpunkt in der Betonung



von Christi Versöhnungstod zur Erscheinung kam. Seine Predigt wurde tiefer und schlichter, wurde erwecklich und drang auf Buße und Besehrung. (Predigtsammlung von 1819). Damit wurde auch sein Blick auf die Kirche neu: er verlangte Selbständigkeit für die Gemeinde und eigene Regierungsorgane für die Kirche zu ihrer Selbständigkeit. Doch Rönne war nicht Kirchenpolitiker, sein Gebiet war praktisches Handeln. Zur Verbreitung der Bibel und zu ihrem Studium gründete er am Reformationsjubiläum 1817 eine Bibelgesellschaft für Nyngb. Ein unermüdlicher Zeuge für Bedeutung und Macht der Bibel, fand er sie auch bewiesen in dem siegreichen Vordringen der Bibel in der Mission, dabei geleitet durch die Schrift eines englischen Kolonialgeistlichen in Indien. Die Bibelsache wollte er durch die Gründung eines Traktatvereins für Nyngb — auch hier wirkten englische Anregungen mit — fördern (1820). In seinen zuerst nur erbaulichen Traktaten fand, dank des Basler Magazins, auch die Mission Eingang. Dänische Missionserinnerungen, zumal die hundertjährige Gedächtnisfeier für Egede, führten ihn 1821 zur Gründung der „Dänischen Missionsgesellschaft“, derjenigen von seinen Gründungen, welche die längste Dauer und den größten Umfang gewonnen und das Gedächtnis seines Namens am wirksamsten erhalten hat. Ihr gehörten in den Tagen ihres ersten Wachstums so gut wie beim Schwinden des Interesses für sie, unter mancherlei Kampf für die Selbständigkeit der gesellschaftlichen Liebesarbeit, seine Arbeitskraft bis zum Ende seines Lebens 1832. Rönne gehört nicht zu den großen, die Entwicklung führenden Geistern, aber als treuer Zeuge des Evangeliums von Jesu, als Bekämpfer des Nationalismus in Dänemark und als Begründer einer umfangreich gewordenen Arbeit in der Äußeren Mission, ja in gewissem Sinne auch als Vorgänger in der Inneren Mission, hat er seine Bedeutung für die dänische Kirche gehabt. Sein Leben ist ein Stück dänischer Kirchengeschichte in der Wende der Zeiten.

Warned, Joh. D.: Die Lebenskräfte des Evangeliums innerhalb des antimissionischen Heidentums. 6. Aufl. 1922. Berlin. M. Warned.

Sechs Auflagen bedeuten für ein missionswissenschaftliches Buch einen glänzenden Erfolg, so daß eine Empfehlung sich eigentlich erübrigt. Warneds Lebenskräfte haben sich längst einen Platz erobert auf den Studiertischen der Theologen, und auf den Arbeitsstätten der Missionare werden sie als willkommenener Ratgeber geschätzt. Darum brauche ich auch seine Vorzüge nicht mehr besonders hervorzuheben. Es ist selbstverständlich, daß auch in der neuesten Auflage die neueren religions- und völkerkundlichen Arbeiten ebenso berücksichtigt sind wie die beste neuere Missionsliteratur. Ist auch manches im Ausdruck noch klarer hervorgehoben als früher, wesentliche Veränderungen gegen die bisherigen Auflagen sind nicht zu verzeichnen. Der Verfasser hat nichts zurückzunehmen brauchen, die von ihm geübte Methode hat sich bewährt. Ängstlich hat er sich vor allem Theoretisieren gehütet, er läßt die Tatsachen reden und beugt sich unter ihre Wucht. Darum hat das Buch auch bei den Arbeitern draußen solch ein lebendiges Echo gefunden und reiche Betätigung, weil eben die von Warned beobachteten Tatsachen sich auf andern Feldern der Mission mannigfach wiederholen. Religionsgeschichtlich Interessierten wird besonders der I. Teil willkommen sein. Mit hervorragender

Anschaulichkeit wird hier das religiös-sittliche Verhalten der Primitiven geschildert. Gewiß spricht hier nicht der kühle Wissenschaftler, sondern ein Mann mit einem christlich normierten sittlichen Bewußtsein und ein gut biblisch orientierter Theologe. Aber das gibt gerade der Darstellung jenen gesunden und doch warmherzigen Wirklichkeitsinn, der für die Bibel charakteristisch ist. Das Interesse anderer wird gerade beim II. Teil erwachen, der von der ersten Berührung zwischen Heidentum und Christentum handelt. Vielen deutet es von vornherein eine völlige Unmöglichkeit, daß der eingefleischte Heide der Väter Lehre fahren läßt zugunsten hochgespannter christlicher Dogmen. Aber den Höhepunkt der Darstellung erreicht der II. Teil, der die sieghaften Kräfte des Evangeliums mit meisterhafter Klarheit und großer apologetischer Kraft vor unseren Augen ausbreitet. Dieser Teil scheint mir für die heimische Kirche der Gegenwart, welche endlich angefangen hat, ihre Missionsaufgabe am eigenen Volke klar zu erkennen, und beginnt, sich um Volksmission zu mühen, ungemein lehrreich. Diese draußen bewährten Kräfte und keine neuen müssen auch daheim erst einmal angefeht werden. Hier ist eine Fundgrube für die heimische Evangelisation und die Verkündigung des Evangeliums an die Entfremdeten. Zweifellos sinken die breiten Massen unseres Volkes mehr und mehr in die Diesseitigkeitsgefinnung des Animismus, die oberen Schichten verfallen vielfach der Mystik und kabbalistischer Gnojis (Theo- und Anthroposophie), die den Kenner des Animismus durch auffallende Gleichartigkeit immer wieder überrascht. Ich erinnere nur an die Geisterlehre, aber auch an die Seelenvorstellung. Da wirkt Warned's Buch wie ein ernüchterndes Stahlbad für alle die, die in den Geisteskämpfen der Gegenwart ihren Mann stehen müssen. Darum gehört das Buch zu den klassischen Missionschriften unserer Tage, deren Leserkreis weit über die Missionsfreunde im engeren Sinn hinausgeht. Und die 6. Auflage verdient eben solches aktuelles Interesse, wie es vor 13 Jahren der 1. Auflage des Buches entgegengebracht worden ist

Simon.

Amy Lagerquist *Kämpar de själar*. Stockholm: 1921. 111 Seiten.

Es ist ein anerkennenswertes Bestreben, den Missionsfreunden neben den laufenden Berichten auch zusammenhängende, vielleicht einen längeren Zeitraum umfassende Darstellungen einzelner Persönlichkeiten zu geben, in deren Leben und Werden die Einflüsse und Wirkungen der Missionsarbeit auf dem dunklen Hintergrunde des heidnischen Volkslebens hervortreten. Fr. Lagerquist hat aus dem Schatz der Erfahrungen, den sie auf verschiedenen Stationen der Schwedischen Kirchenmission im Laufe der Jahre gewonnen hat, eine Anzahl solcher Persönlichkeiten, meist weibliche, ausgewählt, an denen sie den Lesern die oft so schweren inneren Kämpfe darstellt, ohne die eine Entscheidung für Zeit und Ewigkeit nicht zu gewinnen ist. Es sind durchaus nicht bloß mit einem vollen Siege abschließende Seelenkämpfe, die sie vorführt; um so inniger wird die Teilnahme der Leser mit den ringenden, aber unter der Übermacht der heidnischen Fesseln, zumal der Raste, oder unter den Folgen eigener Verfindung erliegenden Gestalten sein.

## Sadhu Sundar Singh.

Von Liz. theol. H. W. Schom er u s - Kiel.

Wird Indien jemals christlich werden? Es gibt viele, die diese Frage nachdrücklich verneinen, und zwar unter Hinweis darauf, daß das Christentum nicht für Indien passe. Es werde schwerlich Indien religiös befriedigen und auch schwerlich in seiner ganzen Größe und Tiefe von ihm begriffen werden können. Man muß zugeben, daß diese Gründe gegen die Christianisierung Indiens nicht so ohne weiteres von der Hand gewiesen werden dürfen. Es ist Tatsache, daß den indischen Geist eine Religiosität ganz besonderer Art charakterisiert. Und man wird auch zugeben müssen, daß es durchaus nicht unberechtigt ist, Zweifel zu hegen, ob die europäische Form des Christentums für Indien paßt. Damit aber ist noch nicht erwiesen, daß es überhaupt nicht für Indien paßt. Man wird doch wohl zwischen Form und Inhalt des Christentums unterscheiden dürfen. Sollte sich nicht eine für Indien passendere Form finden lassen als die ist, die es sich im Verlaufe einer langen Geschichte in Europa erworben hat, eine Form, die es dem indischen Geiste ermöglicht, aus ihm sich das zu holen, was es bedarf, und es in seiner ganzen Tiefe und Größe zu begreifen? Angesichts der nicht geringen Schwierigkeit, zwischen Inhalt und Form zu unterscheiden, wird die Streitfrage, ob es eine für Indien geeignete Form des Christentums gibt, schwerlich jemals durch theoretische Erörterungen entschieden werden können. Man muß es der Geschichte überlassen, den Tatsachenbeweis zu bringen. Nun sind die meisten in Indien arbeitenden Missionare auf Grund der von ihnen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen freilich der Meinung, daß ein solcher Tatsachenbeweis bereits erbracht sei. Als völlig beweiskräftig wird man aber diesen Tatsachenbeweis kaum gelten lassen dürfen. Denn allen erhebenden Erfahrungen der Missionare zum Troß hat das Christentum in Indien doch noch allzusehr das Ansehen von etwas mehr oder weniger äußerlich Uebernommenen und noch nicht von etwas innerlich Verarbeitetem. Für den, der auch nur etwas mit den Gesetzen des Geisteslebens vertraut ist, kann das nun kaum ein schlagender Beweis gegen die Geeignetheit des Christentums für Indien sein, da es ja verhältnismäßig noch sehr jung auf indischem Boden ist. Eine wirklich innerliche Annahme einer so innerlichen Religion, wie es das Christentum ist, kann schlechterdings nicht von heute auf morgen erwartet werden, sondern erfordert Zeit, mehr Zeit, als dem Christentum bis jetzt zur Verfügung gestanden hat. Angesichts der Kürze der Zeit, die dem Christentum zur Erweisung seiner Macht auf indischem Boden zu Gebote stand, und angesichts der nicht hoch genug einzuschätzenden Schwierigkeit, die ihm daraus entsteht, daß es zunächst eine hoch entwickelte und wohlorganisierte Religion zu überwinden hat, wird man es kaum leugnen können, daß jedes Beispiel für eine wirklich innerliche Erfassung desselben von seiten der Inder besonders schwer wiegt. In dem Inder Sadhu Sundar Singh haben wir m. E. einen Tatsachenbeweis für die Geeignetheit des Christentums auch für Indien, der nicht so leicht wird bei Seite geschoben werden können.



Wer ist Sadhu Sundar Singh? Ich glaube, ich darf auf diese Frage die Antwort geben: Er ist trotz allem uns Europäern vielleicht Fremdartigen ein Christ von der Sohle bis zum Scheitel. Zugleich aber auch ein echter Inder, was lange nicht von allen indischen Christen wird gesagt werden dürfen.

Geboren ist Sundar Singh am 3. September 1889 als Angehöriger der Sikhrreligion, d. h. einer von dem im Jahre 1469 geborenen und 1538 gestorbenen Nanak gegründeten indisch-mohammedanischen Mischreligion. Seine Mutter war eine sehr religiöse Frau, die dafür sorgte, daß ihr Sohn eine gründliche religiöse Erziehung erhielt. Diese beschränkte sich aber nicht nur auf die heiligen Schriften der Sikhs, des Abi-Granth, sondern erstreckte sich auch auf die der indischen Religion und auf den Koran. Der Mutter heißester Wunsch war, ihr Sohn möchte ein der Religion gemildetes Leben führen, d. h. ein Sadhu werden. Das Christentum lernte er in der an seinem Geburtsort, Rampur im Staate Patiala, befindlichen Missionschule kennen, fühlte sich aber eher von ihm zurückgestoßen als angezogen. Ja, er war sogar von einem nicht geringen Haß gegen dasselbe erfüllt, der sich u. a. darin äußerte, daß er seine Schulkameraden gegen es aufhetzte und sogar die Bibel zerriß und verbrannte. Das auf den in seinem 14. Lebensjahre erfolgten Tod seiner Mutter folgende Jahr 1904 war ein Jahr großer innerer Unruhe und Suchens nach Frieden. Er geriet gegen Ende des Jahres in so große Verzweiflung, daß er beschloß, seinem Leben ein Ende zu machen, wenn er nicht bis zu einer bestimmten Stunde den ersehnten Frieden gefunden haben würde. Zwei Stunden vor der von ihm festgesetzten Zeit, am 18. Dezember 1904, 3 Uhr morgens, nahm er ein Bad und betete. Doch fand er nicht, was er suchte. Um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr sah er plötzlich einen hellen Lichtschein, den er anfangs als von einem Feuer herrührend ansah. „Da kam mir der Gedanke, es möchte eine mir von Gott gesandte Antwort sein. Als ich dann betete und in das Licht schaute, sah ich die Gestalt des Herrn Jesus Christus. . . Ich hörte eine Stimme, die auf Hindustani mir sagte: „Wie lange willst du mich verfolgen? Ich bin gekommen, dich zu erlösen; du betest um den rechten Weg. Warum betriffst du ihn nicht?“ Dann kam mir der Gedanke: Jesus ist nicht tot sondern lebt, und er muß es sein.“ So fiel ich denn zu seinen Füßen nieder und empfing den wunderbaren Frieden, den ich nirgends hatte finden können.“

Sundar Singh ist fest davon überzeugt, daß es sich hier nicht etwa nur um einen Traum oder um eine Einbildung, sondern um eine wirkliche Erscheinung Jesu handelt. Eine rein natürliche psychologische Erklärung dieses Erlebnisses lehnte er nicht nur unter Hinweis auf das vorher genommene Bad ab, sondern auch deswegen, weil er alles andere eher erwartet hätte als eine Erscheinung Jesu, ganz besonders aber im Hinblick auf die revolutionierende Wirkung, die von diesem Erlebnis ausgegangen ist. Er war von der Stunde an ein Christ und blieb es trotz allen Einsprüchen und Verfolgungen seiner vornehmen und reichen Verwandten, die sogar nicht davor zurückschreckten, ihm Gift einzugeben.

Sobald das Gesetz es erlaubte, empfing er die heilige Taufe, am 3. September 1905, seinem 16. Geburtstag. Ein Christ geworden, stellte er

nun alsbald sein Leben ganz in den Dienst Christi. Bereits einige Wochen nach der empfangenen Taufe sehen wir ihn als Sadhu, d. h. als einen Menschen, der sein ganzes Leben in den Dienst der Religion stellt und zu dem Zwecke auf allen irdischen Besitz verzichtet. Bekleidet mit dem gelblichen Gewande, wie es die indischen Sadhus und Sannyasis zu tragen pflegen, zieht er seit Ende 1905 als christlicher Prediger und Seelsorger durch die Lande. Was ihn dazu veranlaßt hat, die Lebensweise eines Sadhu auf sich zu nehmen, ist wohl einmal die Erinnerung an den Wunsch seiner Mutter gewesen, daß er ein Sadhu werden möchte, sodann der Wunsch, ein dem Herrn möglichst ähnliches Leben zu führen, und endlich vor allem die Ueberzeugung, daß er als Sadhu leichter Zutritt zu den Häusern und Herzen seiner Landsleute würde erhalten können.

Mit Ausnahme der Jahre 1909 und 1910, die er studienhalber auf dem theologischen Seminar St. Johannes in Lahore zubrachte, hat er bis jetzt jeden Sommer evangelisierend hauptsächlich in Tibet zugebracht und den Winter in Nordindien. 1918 dehnte er seine Reise sogar nach Südindien und nach Ceylon aus. Im vorigen Jahre besuchte er auch England, die Vereinigten Staaten von Amerika und Australien, nachdem er 1919 eine Reise nach Burma, den Malakischen Inseln, China und Japan gemacht hatte. In diesem Jahre ist ein Besuch der Schweiz und Schwedens vorgesehen. Anfang April kommt er nach Deutschland und wird in Leipzig, Halle, Berlin, Hamburg und Kiel sprechen. Wohin er auch immer kommt, legt er Zeugnis für seinen Heiland ab und macht sehr tiefen Eindruck auf seine Zuhörer.

Das bisher von ihm gezeichnete Bild bedarf aber noch der Ergänzung nach 4 Seiten hin:

1. Sadhu Sundar Singh soll auf seinen Reisen als Prediger besonders in Tibet sehr oft auf die wunderbarste Weise die Hilfe Gottes erfahren haben. Einige wunderbare Errettungen aus Todesgefahr berichtet er selbst. So wunderbar diese zum Teil auch klingen, so wird man seine Wahrhaftigkeit doch nicht in Zweifel ziehen dürfen. Seine Erzählungen sind der Ausfluß seines unbegrenzten Vertrauens auf Gott und des Sichgeborgenseühlens in ihm. Da seine Erzählungen über wunderbare Erfahrungen der Hilfe Gottes in dem wunderfächtigen Indien zur Folge hatten, daß man in ihm einen Wundertäter zu sehen begann, soll er neuerdings sehr vorsichtig geworden sein, von ihnen in der Öffentlichkeit zu berichten. Denn er will nicht für sich Interesse erwecken, sondern nur für seinen himmlischen Herrn. Die Erfahrung, daß man in Indien geneigt ist, ihm den Besitz überirdischer Kräfte zuzuschreiben, hält ihn auch davon ab, etwa als Priester aufzutreten und zu taufen. Er will einzig und allein Vertrauen zu seinem himmlischen Heiland hervorrufen und die Menschen nicht an seine Person fetten. So tauft er denn die nicht selbst, die aufgrund seiner Wirksamkeit die Taufe begehren, sondern überweist sie an die zuständigen kirchlichen Instanzen. Das Vorbild des Apostels Paulus spielt als Motiv auch wohl eine gewisse Rolle dabei, doch scheint das vorhin angedeutete Motiv das vorherrschende zu sein. Denn so unnüchtern er nach dem zu urteilen, was alles von ihm erzählt wird, auch scheinen kann, so legt er doch im Grunde eine nicht geringe Nüchternheit an den Tag. Er preist

Gottes Wundertaten an sich, auch anderen gegenüber, um ihnen Gott groß und vertrauenswürdig zu machen, will aber selbst kein Wundertäter sein.

2. Daß er trotz scheinbarer Unnüchternheit doch auch nüchtern ist, gilt auch hinsichtlich der Visionen, die er allem Anschein nach sehr oft hat. Von solchen Erfahrungen wie die, die er in der Nacht seiner Bekehrung hatte unterscheidet er seine Visionen scharf. Damals glaubt er sich einer Erscheinung Jesu gewürdigt. Bei seinen Visionen glaubt er sich dagegen in einen Ort entrückt, den er für identisch mit dem dritten Himmel hält, von dem Paulus 2. Kor. 12, 2 spricht. Er unterscheidet den ekstatischen Zustand, in dem er die Visionen hat, weiter ausdrücklich von den Zuständen, die der indische Yogin durch seine Yoga-Übungen zu erreichen strebt, und zwar aufgrund persönlicher Erfahrungen, die er mit dem Yoga gemacht hat. In dem von dem Oxford-Gelehrten B. G. Streeter in Verbindung mit dem Jnder A. J. Appasamy von religionspsychologischen Gesichtspunkten aus über den Sadhu geschriebenen Buche finden wir folgenden Ausspruch des Sadhu: „Niemals versuche ich, in Ekstase zu fallen, noch rate ich anderen, es zu versuchen. Es handelt sich hier um eine Gabe, die angenommen werden muß, die aber nicht gesucht werden sollte; wenn gegeben, ist sie eine sehr kostbare Perle. Während der 14 Jahre meines Lebens als Sadhu hat es oft Zeiten gegeben, in denen ich mich infolge von Hunger, Durst und Verfolgungen hätte versucht sehen können, es aufzugeben, würden mir nicht diese Stunden der Ekstase geschenkt; denn diese könnte ich nicht für die ganze Welt aufgeben.“

Die beiden oben genannten Biographen des Sadhu heben besonders folgende die Eigenart seiner Visionen kennzeichnenden Seiten hervor: 1. Die Visionen treten oft ein. 2. Sie verursachen keine Erschöpfung, sondern vielmehr eine Erfrischung, sowohl körperlich als geistig. 3. Er wird in der Ekstase nicht nach verschiedenen Orten geführt, sondern er sieht immer denselben Ort, den sog. dritten Himmel. Dort werden ihm von den Seligen Mitteilungen gemacht. 4. Er legt Gewicht darauf, daß sich das, was er in der Ekstase sieht und hört, mit Hilfe der Sprache nur sehr unvollkommen weitergeben läßt. 5. Der ekstatische Zustand ist ihm nicht ein Traumzustand, sondern ein solcher des konzentrierten Bewußtseins. 6. Im Mittelpunkt all dessen, was er sieht und hört in der Ekstase, steht die Person Jesu als des lebendigen und ewigen Christus. Als ein 7. Merkmal können wir noch hinzufügen, daß das beseligende Gefühl sich nicht auf die Zeit der ekstatischen Versenkung beschränkt, sondern als eine Frucht ihm bleibt.

Von dem, was er bei seinen Visionen sieht und hört, erfahren wir einiges. Es bezieht sich das zum großen Teil auf das Schicksal der Verstorbenen. Doch erhält er auch Aufschluß darüber, wie gewisse Bibelfstellen verstanden werden müssen. Von den Offenbarungen über das Leben nach dem Tode macht er aber in seinen Predigten keinen Gebrauch, weil das das Interesse der Hörer von dem Erlöser ablenken könnte. So geht er denn trotz seiner Visionen als Prediger nicht über den Inhalt der Bibel hinaus, ist und bleibt biblisch orientiert.

Was soeben von ihm gesagt worden ist, kennzeichnet ihn deutlich als einen Mystiker. Obgleich er aber ein Mystiker genannt zu werden verdient, will er doch von besonderen Exerzitien, deren die Mystiker sich sonst gerne be-



dienen und die sie anderen gerne empfehlen, nichts wissen. Gebet und Bibel-lesen genügen ihm zur Förderung des geistlichen Lebens. So führt er denn ein sehr reges Gebetsleben und ist nie ohne sein Neues Testament.

3. Wie für viele Mystiker der Geschichte ist auch für den Sodhu große Leidensfreudigkeit charakteristisch. Daß er sich besonders Tibet als Arbeitsfeld erwählt hat, ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß das Reisen in dem unwirklichen Lande und das Zeugen von Christus wegen des Fanatismus der Lama mit besonders vielen Gefahren verbunden sind. So ist denn sein Leben auch reich an Gefahren schwerster Art. Was die Leiden ihm so wünschenswert erscheinen lassen, ist wohl einmal das Vorbild des leidenden Christus, dem nachzuahmen ihm seine große Liebe zu ihm zu gebieten scheint, und des Apostels Paulus, sodann die oft von ihm hervorgehobene Erfahrung, daß in Leidensstunden das Gefühl der Seligkeit und der Gemeinschaft mit Jesus besonders stark ist. Irrenwelsche Weltverachtung soll, wie diejenigen, die ihn persönlich kennen, bezeugen, als Motiv nicht mitsprechen. Er ist kein Asket, der es für eine Sünde hält, die Güter dieser Welt zu genießen, wenn er auch für seine Person auf jeden Besitz verzichtet und äußerlich das Leben eines Asketen führt. Er sieht in der Welt eine Schöpfung Gottes, an der man sich erfreuen darf und soll. Nicht asketischer Geist hat ihn zum Sodhu gemacht, sondern der Wunsch, seinem Herrn auf die bestmögliche Weise zu dienen. Wenn er einmal den Versuch unternommen hat, wie Jesus 40 Tage zu fasten, so war das Motiv dazu allem Anschein nach kein asketisches, sondern die Hoffnung, dadurch geistlich gefördert zu werden. Obgleich dieses Fasten ihn fast das Leben gekostet hat, so bereut er es doch nicht, es getan zu haben, weil er glaubt, wirkliche Förderung für sein geistliches Leben erfahren zu haben, warnt aber vor Nachahmung.

4. Unser größtes Interesse verdient er als Prediger. Zur Zeit und Unzeit, wo und wie er nur kann, sucht er den Menschen Christum nahe zu bringen. So groß sein Hang zum anschaulichen Leben an sich auch ist, größer ist doch noch der Drang, den Mitmenschen den Weg zur Erlösung zu zeigen. Der Inhalt seiner Predigten ist Christus und nur er. Kritische Auseinandersetzungen vermeidet er. Zeugnis ablegen für seinen Erlöser und die Menschen zu ihm hinführen will er durch seine Predigten, und weiter nichts. Gerne bedient er sich der Form der Gleichnisse, die durchweg sehr anschaulich, einfach und zutreffend sind. Daß seine Reden auf seine Hörer so tiefen Eindruck machen, ist wohl nicht zuletzt auf diese anschauliche Redeweise zurückzuführen. Natürlich ist der Erfolg seiner Predigten auch auf den Eindruck zurückzuführen, den seine Persönlichkeit als solche hervorruft. Viele von denen, die in nähere Berührung mit ihm gekommen sind, haben die Erfahrung gemacht, von der der Oxford-Gelehrte Sirceter am Schluß seiner Einleitung zu seinem Buche über den Sodhu spricht: „Kommt man vom Sundar Singh, so vergißt man sich selbst, vergißt auch ihn, denkt aber an Christus“ Christuszentrisch sind seine Reden und von Christus ergriffen ist seine ganze Persönlichkeit.

Was haben wir von diesem Manne zu halten? Müssen wir in ihm etwa einen Schwärmer sehen? Ich glaube nicht, daß wir durch ein solches Urteil ihm gerecht werden würden. Gewiß, manches an ihm mutet uns, ge-

linde ausgedrückt, fremdartig an. Aber das Fremdartige trägt, wenn man ihn nicht rationalistisch vom Standpunkt eines in jeder Hinsicht korrekten Europäers, sondern unter Berücksichtigung der Eigenart der Masse, der er von Geburt angehört, und der Lage, in der sich sein Volk zur Zeit in religiöser Beziehung befindet, und dann weiter auch unter Anerkennung der Wirklichkeit und der Bedeutung des Einflusses eines Irrationalen für die Entwicklung der Individuen sowohl als auch der Völker nach oben hin betrachtet und beurteilt, — ich meine, das Fremdartige an ihm trägt nicht den Charakter des schwärmerischen Ungefunten.

Der Sadhu ist ein Indier. Das ist das Erste, was man bei seiner Beurteilung nicht übersehen darf. Die Ausdrucksformen religiösen Lebens sind in Indien nun einmal anderer Art als bei uns, ungestümmter, radikaler, alle anderen Lebensäußerungen als von sekundärer Bedeutung mehr oder weniger völlig bei Seite schiebend. Wollen wir die Ausdrucksformen der Frömmigkeit des Sadhu richtig beurteilen, so müssen wir sie vor allem mit den für Indien typischen vergleichen. Tut man das, so wird man ihm einen nicht ganz kleinen Grad der Nüchternheit zusprechen dürfen, ja unter Berücksichtigung seiner Jugend und seiner ganzen seelischen Veranlagung vom psychologischen Standpunkte aus sich sogar darüber wundern dürfen, daß er noch so nüchtern ist, besonders hinsichtlich der Anforderungen, die er an andere stellt. Selbst das an sich in Sachen der Religion so nüchterne Europa dürfte sich beglückwünschen, wenn die Leute, die seine religiöse Entwicklung zu beeinflussen suchen, sich eine so weitgehende Zurückhaltung auferlegen und die Eigenart ihrer Religiosität anderen nicht als Gesetz aufzwingen würden. Er scheint sich des in seiner Bedeutung individuell begrenzten Charakters seiner Frömmigkeit vollaus bewußt und weit davon entfernt zu sein, sie anderen aufzwingen zu wollen. Stimmt das — und es ist für die Beurteilung seiner Person von ausschlaggebender Bedeutung, daß das der Fall ist —, so ist das ein Beweis dafür, daß er zwischen Form und Inhalt der Religion zu unterscheiden versteht, was Schwärmer und Sektierer nicht zu verstehen pflegen. Deshalb, weil er zwischen Form und Inhalt zu unterscheiden vermag, durfte und konnte er sich, was die Form betrifft, der in Indien als die höchste und vollkommenste angesehenen so weit anschließen, daß er äußerlich das Leben eines indischen Büßers erwählte. Denn dadurch entging er der sonst naheliegenden Gefahr, das Christentum inhaltlich zu indisieren, das Ideal eines Büßers zu einem christlichen Ideal zu machen, dem eine größere als nur sekundäre Bedeutung — Steigerung der Arbeitsmöglichkeit für die Sache Christi — zukommt. Weil er zwischen Inhalt und Form zu unterscheiden weiß, sind ihm, wie es scheint, seine Visionen auch keine Versuchung, sich etwa als im Besitz höherer, über die neutestamentliche Offenbarung inhaltlich hinausgehender Wahrheiten zu fühlen. Die Visionen sind für ihn gewissermaßen Gnadenmittel wie andere an Wert diese prinzipiell nicht überragend, derer sich Gott bedient, um die Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen und ihnen himmlische Güter zu geben. Gewiß würde, wenn er eine Dogmatik schreiben würde, was sicherlich nicht geschehen wird, da er nichts von einem Gelehrten an sich hat und ihm das Christentum zu sehr eine Sache des Herzens und nicht des Kopfes ist, diese anders ausfallen, als sie uns geläufig

ist, da er, wie seine Reden und besonders das, was er gelegentlich von dem Inhalt seiner Visionen berichtet, nahelegen, an manche Fragen von indischen Gesichtspunkten aus herantreten würde. Trotz der bei ihm nicht nur in seinem äußeren Auftreten, sondern auch in seinen Reden und in der Form, in der sich seine Frömmigkeit nach außen hin äußert, stark hervortretenden indischen Färbung seines Christentums ist seine Religion ihrem innersten Wesen nach nicht nur christlich, sondern sogar durch und durch neutestamentlich, frei von aller Annäherung, Träger einer über die neutestamentliche hinausgehenden besonderen Offenbarung zu sein. Und dieser echt neutestamentlich christliche Charakter seiner Religion ist nicht etwa nur ein dem Indischen an und in ihm äußerlich Aufgepfropftes, sondern etwas durch und durch innerlich Angeeignetes, der natürliche Ausfluß dessen, was er ist und hat und zwar nicht nur als religiöser Mensch, sondern als Mensch, speziell als Inder überhaupt. Nicht trotz dem Indischen, sondern gerade als Inder ist er ein Christ, weil er im Christentum allein das gefunden hat, was er als Inder suchte, und zwar in, wie er überzeugt ist, unübertreffbarer Weise, nämlich inneren Frieden und die Möglichkeit eines Lebens innigster Gemeinschaft mit Gott. Daß er aber wirklich besitzt, was er im Christentum gefunden zu haben behauptet, ist, wie es scheint, der einmütige Eindruck aller, die mit ihm in persönliche Verührung gekommen sind. So dürfen wir denn wohl in ihm einen Tatsachenbeweis dafür sehen, daß das Christentum auch den Indern die Befriedigung ihrer religiösen Sehnsucht bieten und aus ihnen in sich einheitliche Menschen machen kann.

Wir dürfen in ihm aber noch mehr sehen als einen Tatsachenbeweis, daß sich das Christentum für Indien eignet. Er darf, so scheint es, auch als ein Beweis dafür angesehen werden, daß die tatsächlichen Aussichten für das Christentum gar nicht so ungünstig in Indien sind. Dies führt uns auf seine kirchengeschichtliche Bedeutung, die man auch schon deswegen nicht übergehen darf, weil man sonst seiner Persönlichkeit unmöglich völlig gerecht werden kann.

Kirchengeschichtlich befindet sich das Christentum in Indien zur Zeit in einer nicht wenig kritischen Lage. Der sich seit einigen Jahren in Indien sehr stark regende und scheinbar noch immer mehr sich steigende Nationalismus macht die vorhandenen christlichen Gemeinden nicht nur immer unwilliger, sich von Europäern leiten zu lassen, sondern auch die noch nicht christliche Bevölkerung, das Christentum aus der Hand von Europäern entgegenzunehmen. Angesichts dieser Tatsache ist es vielleicht eine Lebensfrage für die weitere Ausbreitung des Christentums in Indien, daß sich die indischen Christen in gesteigertem Maße an der Werbearbeit aktiv aus einem inneren Drang heraus beteiligen. Die Persönlichkeit des Sadhu ist gerade in ihrer für uns Europäer fremdartigen Eigenart allem Anschein nach mehr als irgendeine andere dazu angetan, den indischen Christen ihre Werbepflicht nicht nur ins Gewissen zu schieben, sondern sie auch zur wirklichen Inangriffnahme der Werbearbeit anzuspornen. Und damit von ihm diese kirchengeschichtlich zum mindesten sehr erwünschte Wirkung ausgehen kann, sind jene uns fremdartig, ja vielleicht sogar bedenklich erscheinenden Eigentümlichkeiten seines Christentums vielleicht notwendig und deswegen von Gott gewirkt. Gott wirkt nicht schablonenmäßig. Er verläßt auch manchmal, die Geschichte seines



Reiches in den verschiedenen Zeiten und Ländern ist des Zeuge, die alltäglichen, von Menschen bereiteten und begangenen Wege des mehr oder weniger gewöhnlichen und uns verständlichen Geschehens, indem er sich, wenn eine geschichtliche Notwendigkeit dazu vorliegt, besondere Werkzeuge beruft und diese dann mit besonderen Gaben und vielleicht auch Eigenarten ausrüstet, die ihnen die erfolgreiche Ausführung der ihnen zugeordneten besonderen Aufgabe erleichtern zu helfen imstande sind. Wer Indien in seiner religiösen Eigenart kennt, wird kaum in Abrede stellen können, daß gerade das, was uns Europäern fremdlich und bedenklich zu sein scheint, nicht wenig geeignet ist, ihm zu helfen, die ihm kirchengeschichtlich vielleicht von Gott zugewiesene Aufgabe zu lösen. Anstatt ihn also wegen des Fremdartigen zu verurteilen und abzulehnen, was natürlich das Bequemere und vielleicht auch das Vorsichtigere ist, ist es m. E. zunächst unsere Pflicht gegen Gott, der schon oft ganz andere Wege eingeschlagen hat, als die Menschen es erwarteten, zu warten, ob er, vielleicht als Ersatz für den Ausfall des deutschen Anteils an dem indischen Missionswerk, nicht besondere Dinge mit Indien vorhat und sich dazu des Sadhu bedient. Das endgültige Urteil darüber müssen wir allerdings der Geschichte überlassen.

Wenn von der Möglichkeit einer kirchengeschichtlichen Bedeutung des Sadhu gesprochen ist, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Form, in der uns das Christentum bei ihm entgegentritt, als die für Indien allein in Frage kommende Idealform angesehen werden muß. Seine Form des Christentums hat m. E. zunächst nur eine individuelle und zeitgeschichtliche Bedeutung, sofern sie hilft, daß von ihm eine tiefgehende Wirkung sowohl auf die Christen, als auch auf die Nichtchristen ausgehen kann, und sofern dadurch das Gefühl der Verantwortung für die Zukunft des Christentums in Indien bei den eingeborenen Christen erweckt und gestärkt wird. Nichts aber ist mehr geeignet, den Prozeß des Bodenständigwerdens des Christentums in Indien zu beschleunigen, als die Stärkung des Verantwortlichkeitsgefühls bei den indischen Christen. Die endgültige Form wird um so eher gefunden werden, je mehr es vermieden wird, die Form des Sadhu zu einer bindenden zu machen. Der Sadhu selbst scheint sich der bedingten und beschränkten Bedeutung der Eigenart seiner Frömmigkeit bewußt zu sein. Hoffentlich bleibt er das und lassen sich seine Bewunderer in Indien nicht dazu verleiten, ihn nachzuahmen und seine Art als die allein richtige zu erklären. Eine solche Vermischung von Form und Inhalt würde kirchengeschichtlich höchstwahrscheinlich verhängnisvoll werden dürfen.

Der Sadhu besuchte im vorigen Jahre England und Amerika und wird demnächst die Schweiz und Schweden besuchen, bei dieser Gelegenheit auch für kurze Zeit nach Deutschland kommen. Es liegt die Frage nahe, ob ihm auch für die alte Christenheit irgendwelche Bedeutung zukommt. Daß sein Auftreten hier das Gewissen für die Verpflichtung zur Mission schärfer kann, dürfte kaum bezweifelt werden können. Auch wird man zugeben müssen, daß es nützlich sein kann, wenn der europäischen Welt, der jetzt von allen Seiten die indische Weisheit als Allheilmittel empfohlen wird, einmal handgreiflich gezeigt wird, daß eine tiefangelegte Persönlichkeit sich von der indischen Weisheit abgewandt und dem Christentum sich nicht nur

zugewandt, sondern in ihm und durch dasselbe auch den Frieden gefunden hat und sich bewahren kann, den er durch jene vergeblich gesucht hat. Trotzdem aber möchte ich einer Ausdehnung seiner Wirksamkeit auch auf die alte Christenheit nicht das Wort reden. Indien bedarf seiner, und man entziehe ihn durch Einladungen nach Europa und Amerika nicht allzu oft seinem eigentlichen Arbeitsfelde, Indien und Tibet.

Möge der Geist der Nüchternheit ihn und seine Bewunderer nicht verlassen! Davon, daß dieser Wunsch in Erfüllung geht, wird es vor allem abhängen, ob die Geschichte ihn einmal wirklich den Apostel Indiens wird nennen können.

An Büchern über Sadhu Sundar Singh ist in erster Linie zu empfehlen: *The Sadhu. A study in Mysticism and practical religion.* Von B. S. Streeter und A. S. Appasamy. Dieses Buch wird demnächst auch in einer deutschen Uebersetzung erscheinen. Ferner sei hingewiesen auf: Max Schaerer, *Sadhu Sundar Singh, ein Apostel Jesu Christi in Indien.* C. Bertelsmann in Gütersloh und auf W. Müller, *Sundar Singh, der Pilger.* Evangelischer Missionsverlag, Stuttgart.



## Geistesucht und Kirchenzucht während der Erweckung auf Nias.

Von Missionsdirektor E. Fries-Barmen.

(Fortsetzung.)

### 2.

Wir haben uns im vorigen Abschnitt an zwei Beispielen veranschaulicht, wie die Christlichen Gemeinden auf Nias in den Jahren der Erweckung zunächst über alle Fragen der Kirchenzucht gewissermaßen hinausgehoben wurden, sodaß sie der betr. Ordnungen nicht einmal bedurften, wie sie dann aber hinterher, weit entfernt, sich von aller Ordnung zu emanzipieren, trotz stark gewachsenen Selbstbewußtseins, gerade um der Verantwortlichkeit und Gewissenhaftigkeit willen zur Ordnung wieder zurückkehrten, und dabei die Bestimmungen vom Jahre 1911 durch die Erfahrungen in ihrer Mitte nur bestätigt fanden. Nun ließen sich aber gleichzeitig in anderer Richtung auch scheinbar entgegengesetzte Beobachtungen machen, daß nämlich jene Ordnungen positiv nicht ausreichten und darum nicht unwesentlicher Korrekturen bedürftig erschienen. Auch das soll im folgenden an zwei Beispielen, die auch anderweitig nicht uninteressant sind, erläutert werden, wobei wir nach genauer Erwägung geschichtlicher Tatsachen schließlich doch zu dem Ergebnis kommen werden, daß die Gemeindeordnung und die sogen. „Kirchenezucht“, wenn anders sie sich am Neuen Testament orientiert und daher sich selbst die genügenden Beschränkungen auferlegt, ebenso sehr durch das, was sie aus sagt, als durch das, was sie verschweigt, den Dienst tun kann, den man billigerweise von ihr für die Erziehung heidenchristlicher Gemeinden erwarten darf, ohne die ungleich viel wichtigere Zucht des Geistes,

von der wir im Anfang sprachen, zu hindern. An beiden Punkten, die hier erläutert werden sollen, nämlich bei der Frage der Polygamie und dem Problem der Sonntagsheiligung kam merkwürdigerweise die Nias-Mission in jener Zeit in Konflikt, und zwar mit der Auffassung der heimischen Leitung einerseits und mit den Regierungsinstanzen auf dem Missionsfeld andererseits, und so verdienen die darüber geführten Besprechungen auch sonst vielleicht einige Beachtung.

a) Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich schon ein wenig zurückgreifen. Es ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt, daß in den vergangenen Jahrzehnten ab und zu allerlei komplizierte Verhandlungen über das Problem gepflogen worden sind, wie man sich in der missionarischen Praxis mit der heidnischen Vielweiberei auseinandersetzen soll, am eingehendsten wohl im Anschluß an ein gediegenes Referat von Missionsinspektor D. Zahn über „Eheordnung“ auf der IX. Kontinentalen Missionskonferenz.\*) Die verschiedenen Meinungen sind damals leider nicht zum Austrag gebracht worden, und der vorher bedauerte Tatbestand, daß schließlich jede Missionsgesellschaft doch nach eigenem Gutdünken verfähre, blieb fortbestehen; allerdings war auch in der damaligen Diskussion stark zum Vorschein gekommen, daß auf den einzelnen Missionsgebieten die Verhältnisse doch so verschieden liegen, daß man, bei aller, durchaus gemeinsamen Ablehnung der Polygamie in den heidenschristlichen Gemeinden, zu einheitlichen Regeln über die Aufnahme von Polygamisten in die Gemeinde kaum würde kommen können. Prof. D. Warned hat dann kurz darauf in seiner meisterhaften Arbeit die wichtigsten Gesichtspunkte auch über diese Frage im 3. Band seiner „Missionslehre“ zusammengestellt\*\*) und sich für die, von der Mehrzahl der deutschen Gesellschaften vertretene Anschauung entschieden, daß, angesichts der ungeheuren praktischen Schwierigkeiten auf dem Missionsfeld, die den Theoretikern nicht genügend bekannt seien, die tolerante Behandlung den Vorzug verdiene. Seitdem ist wohl die Anerkennung dieser grundsätzlichen Richtlinien im allgemeinen zur Geltung gelangt, nämlich, daß auch die polygamische Ehe aus heidnischer Zeit, als eine zu Recht bestehende Ehe anzusehen sei, deren Auflösung man nicht erzwingen könne, sodaß, bei Erfüllung aller anderen Vorbedingungen, die Polygamie in der Uebergangszeit geduldet werden müsse; zweitens daß innerhalb der christlichen Gemeinde eine neu geschlossene Vielehe selbstredend nicht geduldet werden kann, daher ohne weiteres den Ausschluß aus der Gemeinde nach sich ziehen müsse. Die Auseinandersetzung über dies Thema ist seitdem so gut wie verstummt; aber daß im einzelnen wirklich soviel Klarheit darüber herrsche, wie eigentlich wünschenswert wäre, wird man schwerlich mit Freimut behaupten können; es liegen, wie auch diese Untersuchung veranschaulichen mag, noch so viele ungelöste Fragen in der Praxis vor, daß man trotz der Warned'schen Generalanweisungen oft nicht weiß, wie am gerechtesten verfahren werden soll.

Die Rheinische Mission vertritt im allgemeinen, ausgenommen etwa das afrikanische Gebiet, die von Prof. D. Warned versuchte Auffassung, die

\*) cf. *WMZ.* 1897 S. 372 ff.

\*\*) *Miss.-Lehre* III. Abt. 34 cap. S. 286 ff.



darum auch in der Gemeindeordnung für Nias vom Jahre 1911 ihren Niederschlag in doppelter Richtung gefunden hat. Es heißt dort in der Eheordnung, Abschnitt 4, § 5: „Ein Christ darf unter keinen Umständen eine zweite Frau nehmen, und eine christliche Jungfrau sich nicht als zweite Frau verheiraten lassen; beides zieht Ausschuß aus der Gemeinde nach sich. Die Wiederaufnahme der Ausgeschlossenen kann erst dann geschehen, wenn das Vergernis abgestellt ist.“ Dementsprechend weiter § 18: „Es muß mit aller Treue darauf hingewirkt werden, daß die Christen das Gott Mißfällige und Schädliche der Vielweiberei erkennen, sich von dieser abwenden und zur anfänglichen Gottesordnung zurückkehren, wonach die Ehe ein Bund zwischen einem Mann und einem Weibe ist; auf die vielerlei bösen Folgen der Vielweiberei muß hingewiesen werden.“ Endlich noch in der Zuchtordnung Abschnitt 5, § 17: „Die christliche Gemeinde darf unter keinen Umständen Polygamie in ihrer Mitte dulden (ausgenommen die aus heidnischer Vergangenheit zu Recht bestehende polygamischen Verbindungen).“

Zwei Jahre nachdem diese Sätze festgelegt wurden, fand zum erstenmal auf der Seminarstation Ombolata am 25. Juni 1913 eine Konferenz statt, zu der alle Gemeindevorstände von der ganzen Insel eingeladen waren, — übrigens eine seitdem fast unentbehrlich gewordene Institution im Leben der erstarkenden Niaskirche. Es kam nicht von ungefähr, daß man bei dem etwas zaghaft unternommenen Versuch, zum erstenmale auf solch einer Versammlung ein wichtiges Referat einem Eingeborenen zu übertragen, als aktuelles Thema „die Heiratsunsitten in der christlichen Gemeinde“ gewählt hatte; und gegen unsere Erwartung war die Offenheit, mit der jener damals angesehene Älteste, die noch durchherrschenden heidnischen Auffassungen darlegte, ebenso verblüffend, wie die Einmütigkeit, mit der die versammelten Presbyter für die Abschaffung solcher Unsitten eintraten; bis ins einzelste hinein wollte man genauere Satzungen schaffen zur Verhütung von Kinderverlobungen, von Mischehen und von Polygamie innerhalb der christlichen Gemeinde; und es war nicht nebensächlich, daß die oben erwähnten Regeln der Gemeindeordnung von dieser Ältestenversammlung durch die Bestimmung erweitert wurden, daß heidnische Taufbewerber, die während des vorbereitenden Unterrichts eine zweite Frau nähmen, für mindestens drei Jahre vom Taufunterricht ausgeschlossen werden sollten. Aber wichtiger als diese Einzelbestimmung war doch an dem Referat und der nachfolgenden Diskussion, daß uns eigentlich rückhaltlos bestätigt wurde, daß im letzten Grunde die Ordnung der Monogamie, doch als ein, von dem europäischen Fremdling auferlegtes Joch empfunden wurde, dessen Sinn und Wert auch die Besten unter den Gemeindevertretern kaum ganz verstanden, und das die zum Gehorsam weniger willigen Gemeindeglieder unter Berufung auf die Patriarchengeschichten am liebsten zerbrochen hätten.

Es leuchtet ein, daß solch eine Tagung für die praktische Missionsarbeit von Bedeutung sein muß, weil eine Kluft zwischen europäischem und indischem Denken offenbar wird, die man nicht mit Hilfe von ein paar Paragraphen überspringen kann. Gewiß kostet es Mühe, die so andersartigen heidnischen Vorstellungen auch nur nachzuempfinden; gerade darum lohnt es sich aber der Mühe, die Differenzen klar herauszustellen. Wo der „Herr der

Schöpfung“ durchweg die Frau als nur etwas Minderwertiges ansieht und nur für sie sorgt, weil sie ihm einen hohen Geldwert repräsentiert, nämlich den Brautpreis, den er nach alter Sitte dafür hat zahlen müssen, da liegt es natürlich nahe, sein Kapital auf diese Weise anzulegen; für einen heidnischen niassischen Häuptling galt es ohne weiteres als ein allersichtbarer Beweis seiner Wohlhabenheit, wenn er mehrere Frauen unterhalten konnte, die ihm desto mehr Arbeit leisteten. Wo ein Hausvater nicht besser glaubt für seinen Sohn sorgen zu können, als daß er ihm schon während der ersten Lebensjahre gewissermaßen eine Wärterin bestellt, die späterhin seine Frau zu werden bestimmt ist; wo Kinderverlobungen ein Geldgeschäft sind zwischen den Vätern, und wo also von Neigungsheirat und von geistiger Gemeinschaft in der Ehe überhaupt noch nicht geredet werden kann, da ist es schließlich auch nicht zu verwundern, wenn selbst Lehrer mit der ernstlichen Frage dem Missionar auf den Leib rücken, „wo eigentlich im Neuen Testament Monogamie verlangt sei?“ Unter solchen Umständen muß aber natürlich auch der definitive Ausschluß eines Polygamisten aus der christlichen Gemeinde für diese selbst tatsächlich eine unverständene Maßnahme bleiben, weil die junge heidenchristliche Gemeinde nicht eigentlich aus bösem Willen, sondern aus völliger Verständnislosigkeit sich innerlich noch gegen dies Gesetz auflehnt, für dessen wirkliche Erfassung die Voraussetzungen fehlen. Die Wandlung der Volkssitte bildet überall ein schwieriges Kapitel, und vollends die Familiensitte läßt sich von heute auf morgen nicht umgestalten. So verging auf Nias, fast ein Jahrzehnt hindurch kaum eine Konferenz, auf der nicht immer und immer wieder gerade diese Fragen und gewisse typische Fälle lang und breit besprochen wurden, ohne daß eine befriedigende Lösung gefunden wurde.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich anfangen, an einzelnen Beispielen zu illustrieren, wie arg verwickelt diese Fragen werden können und wie man auch bei der toleranten Behandlung dieses Problems manchmal aus einem ganzen Labyrinth von Schwierigkeiten kaum herausfindet. Ich nenne nur einige Bedenken verschiedener Art: Wie ist dem Grundübel beizukommen, wenn doch notorisch die niassischen Frauen, weit entfernt sich der Polygamie zu widersetzen, tatsächlich oft genug den Mann selbst nach dieser Richtung bearbeiten, um von allzu schwerer Feldarbeit entlastet zu werden. Wie soll in der werdenden Gemeinde die Neuordnung durchgesetzt werden, wenn sie oft dem bisherigen Rechtsgefühl widerspricht, weil z. B. beim Ableben eines Häuptlings die ganze Verwandtschaft energisch dafür eintritt, daß die hinterlassene Frau als ein der ganzen Familie gehöriges Wertstück nicht durch Wiederverheiratung an Fremde in einen anderen Stamm übergehen darf? Weiter: Entspricht die auf Polygamie gesetzte Strafe, nämlich der sofortige und dauernde Ausschluß aus der christlichen Gemeinde dem Fassungsvermögen junger Christen, wenn sie noch nicht imstande sind, irgendwelche Schuld in der Doppelheirat zu erkennen? Weiter: Wenn erst die „Beseitigung des Aergernisses“ den Rückweg in die Gemeinde eröffnet, eine Beseitigung aber nur dann eintritt, wenn eine von den beiden Frauen irgendwann einmal stirbt, ist dann wirklich dieser Todesfall ein Anlaß zur Wiederaufnahme des Betreffenden, wenn er doch den früher vollzogenen

Schritt noch ebenso beurteilt wie damals? Weiter: Liegt nicht eine fast unerträgliche Härte darin, daß z. B. einem Mörder bei reuiger Umkehr die Wiederaufnahme in die Gemeinde nach verhältnismäßig kurzer Frist gestattet wird, während ein Polygamist vielleicht lebenslanglich ausgeschlossen bleibt, obwohl er vielleicht unter dem Zwang der sozialen Familienverhältnisse nicht anders zu handeln mußte und für sein Gefühl jedenfalls gar kein Verbrechen auf sich lud? Und wie nun vollends, wenn solch ein, wegen Wiederverheiratung Ausgeschlossener dennoch durch Erkenntnis, durch Vorbild und Mitarbeit ein führender Träger des Gemeindelebens bleibt, dem man schließlich nichts als das Abendmahl verweigert? Und läßt sich dies Vorgehen genügend verteidigen, wenn gleichzeitig Heiden, um nicht nach eventl. Aufnahme in die Gemeinde wegen Polygamie wieder ausgeschlossen zu werden, in kluger Berechnung die Doppelheirat vor dem Zutritt zum Taufunterricht vollziehen, um so dann als „Polygamisten aus heidnischer Zeit“ zu gelten, denen das Christenwerden nicht verwehrt wird? Und endlich: Auf der einen Seite vielleicht lebenslanglicher Ausschuß wegen einer, nach niassischem Rechtsbegriff gültigen Ehe, ein Ausschuß, der leicht vollzogen werden kann, weil man es mit einem für alle Welt offenkundigen Familienereignis zu tun hat, das genügend Handhabe für Anwendung der Kirchengzucht bietet; und daneben im Verborgenen viel hochgradige Unfittlichkeit, die viel schärfere Ahndung, auch nach niassischem Empfinden verdiente, ohne daß man ihr doch beikommen kann!

Daß mit all diesen Fragen der Polygamie in der heidenchristlichen Gemeinde nicht das Wort geredet werden soll, ist selbstverständlich. Nur darauf sollte hingewiesen sein, daß in den Uebergangszeiten altgewohnte Sitten und Bräuche gerade im Familienleben so stark mitwirken, daß sie durch eine stramme Zuchtordnung nicht ohne weiteres abgetan werden können, so lange es nicht gelingt, inneres Verständnis zu wecken; wenn das weibliche Geschlecht nicht selbst aufwacht und wenn noch die Erkenntnis nicht aufdämmert für Würde und Beruf der Frau, dann bleiben auf diesem Gebiet alle Zuchtregeln nur ein von außen diktiertes Gesetz, dem schließlich, trotz seines religiösen Gewichts, Verständnis und Anerkennung versagt bleibt; stattdessen ist doch sicher dahin zu streben, daß die aus christlicher Sittlichkeit sich für das Familienleben ergebenden Folgerungen allmählich in Fleisch und Blut übergehen, so daß sie auch dann Bestand hätten, wenn kein europäischer Missionar mehr durch „Kirchengzucht“ für die Durchführung solcher Ordnungen sorgen könnte. Denn schließlich ist doch nur das wirklich aufgenommen und innerlich verarbeitet, was auch dann noch bleibt.

Ein nicht uninteressanter geschichtlicher Beleg dafür, daß die niassische Konferenz sich nicht knechtisch an die Gemeindeordnung vom Jahre 1911 gebunden fühlte, ist die Tatsache, daß bereits 1913 in einem besonderen Fall, der gewissermaßen als Schulbeispiel gelten kann, ein angesehener Häuptling aus der jungen Christengemeinde Solowa'oe, an der niassischen Westküste, der 1905 wegen Polygamie aus der Gemeinde hatte ausgeschlossen werden müssen, sich trotzdem aber Jahr für Jahr als kräftiger Salt der ganzen Gemeinde erwiesen hatte, gelegentlich der Visitationsreise des Rheinischen Delegierten



für Niedere-Indien wieder aufgenommen wurde; dabei konnte die „Beseitigung des Abergernisses“ nicht verlangt werden, weil sein Ausschluß ad infinitum eine regelrechte Gefahr für die ganze Gemeinde geworden wäre, die es nicht begreifen konnte, daß dieser, ihr tatkräftiger Führer, andauernd draußen stehen sollte, wegen einer Verbindung, die, nach ihrem mangelnden Verständnis einfach nicht in Widerspruch mit der christlichen Sitte zu stehen schien. Und so war es nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die Gemeinde ein freudiges Ereignis, als ihm — eigentlich gegen die Ordnung — die Tür in die Gemeinde wieder geöffnet wurde. In der Heimat erscheint gerade solch eine Ausnahme nicht nur als ein gefährlicher Präzedenzfall, sondern vielleicht sogar als Unrecht; und wer nie draußen diesen Schwierigkeiten Auge in Auge gegenüber gestanden hat, kann sich vielleicht auch nie ganz in sie hinein versetzen. Tatsächlich hat damals diese Wiederaufnahme des Häuptlings Dawido keine weiteren Folgen gezeitigt, weil sie für die ganze Bevölkerung und sonderlich für die Gemeinde als eine durchaus gerechte Maßnahme erschien; man muß dabei gewesen sein, wie er an jenem Tage seinen ehrlichen Dank in lebhaften frisch improvisierten Versen herausrag, um zu erkennen, daß damals nicht eine Torheit begangen, sondern, trotz aller scheinbar noch so berechtigten Einwürfe, eine gute Entscheidung getroffen wurde. Da die Gemeinde selbst ja wesentlich an dieser Forderung der Wiederaufnahme beteiligt war, wurde sie, wie der Erfolg bewies, nicht dadurch zerstört, sondern eher sogar erbaut.

Nachdem die Frage ein paar Jahre geruht, kam der Stein in der Erweckungszeit aufs neue ins Rollen. Ebenso nämlich, wie viele Mitläufer und Namenschristen auf einmal durch mannigfache Führung lebendige Glieder der Gemeinde wurden, so kamen auch hin und her eine Menge, z. T. jahrelang ausgeschlossener Christen, wieder zum Vorschein, denen nachzugehen man sich oft vergeblich bemüht hatte, und die nun, ebenso wie Tausende von Heiden, mit aller Energie in die christliche Gemeinde hineinstrebten. Nach dem, was im zweiten Abschnitt dieses Aufsatzes berichtet wurde, wird es nicht wundernehmen, daß darunter Leute waren, die schwere Verbrechen auf ihr Gewissen geladen und so den Ausschluß aus der Gemeinde verdient hatten; ihnen allen wurde, was auch immer sie verübt hatten, wenn anders sie unter der Zucht des heiligen Geistes sich umgestalten ließen, der Rückweg in die Gemeinde geebnet, ohne Besinnen; einzig allein diejenigen, die wegen Bigamie früher entfernt waren, mußten ausgeschlossen bleiben, weil ja der bewußte Paragraph die unübersteigbare Schranke bildete. Was sollte ihnen geantwortet werden, wenn sie mit ihrer Familie kamen und mit gewissem Recht vorwurfsvoll fragten: Sind wir wegen einer, nach unserem damaligen Verständnis rechtmäßig eingegangenen zweiten Ehe schlimmer als Mörder und Ehebrecher, daß ihr uns für immer den Rückweg verbauten wollt?

Diese ganze, wahrlich nicht einfache Frage wurde dadurch akut, daß fünf solcher Fälle notwendig auf der ersten Konferenz nach der Erweckung im Februar 1917 irgendwie geregelt werden mußten, weil die betr. Gemeindeführer allein die Verantwortung nicht tragen konnten und wollten. Alles andere lag jener Konferenz damals ferner, als leichtsinnige Oberfläch-

lichkeit! Vielmehr führten die ernstesten Erwägungen schließlich zu dem einstimmigen Beschluß, daß auch Bigamisten, falls sie so deutlich, wie in jener Zeit bemerkbar wurde, die innere Umkehr vollzogen und sich längerem Taufunterricht aufs neue unterwerfen wollten, der Rückweg in die Gemeinde nicht für immer verweigert werden könne, weil dadurch die Wiederheirat vor anderen Verfehlungen in einer Weise gebrandmarkt würde, die nicht gut zu rechtfertigen sei; es wäre uns, hätten wir nach dem Wortlaut des Gesetzes handeln wollen, vorgekommen, als wollten wir „Müden seihen“ und hätten gleichzeitig „Kamele verschluckt“. Also sollte nach allgemeiner Meinung jener Konferenz in diesem Punkte die Gemeindeordnung dahin geändert werden, daß ihr Wortlaut für Ausnahmen Raum ließe.

An diese Aeußerung schloß sich dann eine Diskussion zwischen Nias und der Heimat, die schließlich gar nicht voll zum Austrag gekommen ist. Nach dem Wortlaut des Antwortschreibens der Deputation in Barmen vom Anfang 1918, das damals überhaupt garnicht nach Nias gelangte, kam man in der Heimat über die ernstesten Bedenken gegen jenen Beschluß nicht hinweg, weil man „Trübung und Schwächung des klaren Bewußtseins der christlichen Gemeinde von der völligen Unzulässigkeit der Bigamie nach dem Neuen Testament befürchtete“; man konnte also nicht zustimmen, und verlangte erneuten Aufschluß über die Motive, die zu solcher Stellungnahme geführt hätten. So mußte dasselbe Thema im Jahre 1918 noch einmal auf Nias verhandelt werden; es hieß damals im Protokoll folgendermaßen: „Der Wortlaut des betr. Passus im vorigen Protokoll war so kurz abgefaßt, daß die irrtümliche Meinung daheim entstehen konnte, als fasse die Niaskonferenz ihre eigene Gemeindeordnung von 1911 von jetzt ab lazer auf als früher, und als wäre nun den Polygamisten auf einmal Tür und Tor in die christliche Gemeinde geöffnet. Dem ist natürlich nicht so. Der betreffende Satz der Kirchenguchtordnung bleibt nach wie vor zu Recht bestehen; auch ist in dem Abschnitt über die Wiederaufnahme Ausgeschlossener in die Gemeinde vorläufig gar keine Abänderung erfolgt, sondern es heißt noch wie bisher: „Das Unrecht, um dessentwillen die Betreffenden ausgeschlossen wurden, muß, wenn möglich, gesühnt, bezüglich die Scheidung vom Bösen erfolgt sein“. — Darnach konnte also, im Falle des Ausschlusses wegen Bigamie, Wiederaufnahme erst erfolgen, wenn irgendeinmal die zweite Frau starb — an und für sich gewiß kein triftiger Grund zur Wiederaufnahme, so daß im Vergleich zu Mördern und anderen Verbrechern eine Härte unvermeidlich war. Als nun gelegentlich der Erweckung eine Anwendung der vorliegenden Guchtordnung überhaupt unmöglich wurde und auch vielen Niasfern, deren Verbrechen garnicht nur in der Privatbeichte bekannt wurden, sondern auch sonst offenbar waren, die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde nicht verweigert wurde, weil sie gerade durch die Erweckung erst in Wahrheit gläubig wurden, so hielten wir es in einzelnen Ausnahmefällen nicht für recht, im starren Gehorsam gegen den fixierten Paragraphen der Kirchenordnung an der bisherigen Praxis festzuhalten und Polygamisten für immer die Rückkehr in die Gemeinde zu verbieten. Eine Ausnahme bleibt darum die Wiederaufnahme jener fünf Polygamisten doch, wie vieles in den Jahren 1916—17 Ausnahme von gewohnten Regeln

war; aber die Gültigkeit der Grundregel, wie sie in der Ordnung niedergelegt ist, ist nie in Zweifel gezogen und soll nach wie vor den niasistischen Gemeinden eingeschärft werden."

Trotz dieser Erklärung der Niaskonferenz, die schon deutlich verriet, daß man 1918 sicherlich die festgesetzte Ordnung durch die Maßnahme des Vorjahres nicht einfach außer Kraft hatte setzen wollen, sondern nur ihre Ergänzung für nötig erachtete, wurde von der heimischen Leitung der entgegengesetzte Standpunkt festgehalten, weil „der Verstoß gegen eine Grundordnung der christlichen Gemeinde eigentlich die Wiederaufnahme von Bigamisten zu voller Mitgliedschaft verbiete“. Es geschah das mit dem Zusatz: „Da man aber vor ein vollendetes Faktum gestellt sei, so müßte die Deputation die Verantwortung für die zu befürchtenden Folgen der Niaskonferenz überlassen.“

Damit verlief die Sache im Sande. Die daheim gefürchteten Folgen blieben aus, wovon wir im voraus überzeugt waren. Ist doch auch nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in dem etwa ein leichtsinniger Niasler mit Verufung auf diese Ausnahmefälle der Erweckungszeit, die „falsche Weitherzigkeit“ der Niaskonferenz ausgenützt hätte; nach wie vor blieb die Grundregel in Geltung, die Statuten wurden nicht einmal abgeändert, weil der Wortlaut, wie angedeutet, zur Not eine Auslegung zuließ, nach der eine Ausnahme gemacht werden konnte; und jedermann in den Gemeinden auf Nias weiß, daß Bigamie ohne weiteres den Ausschluß nach sich zieht, und daß für gewöhnlich an Wiederaufnahme nicht gedacht werden kann. Immerhin ergibt doch die historische Betrachtung, daß die Auseinandersetzung mit der Heimat über diesen Punkt schließlich mit einer Mißbilligung endigte, welche die Niaskonferenz allerdings in dem Bewußtsein, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben, mit Gleichmut hinnahm. Aber eine eigentlich ganz befriedigende Lösung war doch tatsächlich nicht gefunden.

Noch heute kann ich, rückblickend, die damalige Stellung der Niaskonferenz nur billigen, muß dabei vielleicht aber in Kauf nehmen, von den europäischen Lesern dieser Zeilen nicht ganz verstanden zu werden, während ich weiß, daß viele Missionare an der Front sich auf Seite der Niaskonferenz stellen werden. Es ist nun einmal so: Theorie und Praxis können bei Behandlung dieses Problems noch nicht zusammenkommen, und mit der Forderung einer bloßen Unterwerfung der auf dem Missionsfeld arbeitenden Missionare unter eine rein europäisch orientierte Theorie ist's nicht getan. Vielmehr fragt es sich, ob nicht umgekehrt die praktische Missionsarbeit, die sich z. B. in solchen Fällen, die mit der niasistischen Erweckung zusammenhängen, nicht restlos in europäische Auffassungen eingliedern läßt, für die Theorie Korrekturen liefern kann, und wenigstens so viel weitherziges Verständnis wird verlangen müssen, daß durch dergleichen wohl erwogene Entscheidungen auf dem Missionsfeld keine prinzipiellen Konflikte hervorgerufen werden.

(Schluß folgt).





# Die Mission im Urtheil moderner Forscher, Denker und Dichter.

Von Missionskonfessionsdirektor D. Döpfle in Leipzig.

Die schwedische Literatur besitzt seit reichlich zwei Jahren ein eigenartiges Missionsbuch, das nicht von einem glänzenden Missionsmann oder Theologen verfaßt ist, sondern von einem Mann des praktischen Lebens, dem Schriftsteller J. M. Ollen, der auf eine 2½-jährige Reise nach Afrika und Asien ging, hauptsächlich zu dem Zweck, die sämtlichen Missionsfelder seines Heimatlandes kennen zu lernen. Der Titel „Großthaten der schwedischen Mission“ zeigt, in welchem Geist das Buch geschrieben ist. Der Verfasser schildert auf Grund eingehender an Ort und Stelle angestellter Studien mit persönlicher Wärme die opferreiche Lebensarbeit der Missionare und ihre Erfolge, um seinen Landsleuten für die Aufgaben der Zukunft den Blick zu weiten. Die deutsche Missionsliteratur hat zu diesem Buche noch kein Gegenstück aufzuweisen. Das ist zu beklagen. Die Mitteilungen der Missionsfachmänner aus der Arbeit erreichen, wie die Dinge bei uns einmal liegen, meist nur einen begrenzten Leserkreis und stoßen vielfach auf den Verdacht einseitiger Parteinahme. Der Fernerstehende bildet sich sein Urtheil über die Mission und ihr Wirken vorwiegend nach gelegentlichen Äußerungen von „vorurteilsfreier“ Seite, die ihm in der Tagespresse oder in seiner wissenschaftlichen und schongeistigen Lektüre entgegentreten. Sollte man in der ersten das untrügliche Barometer der öffentlichen Meinung sehen, so könnte man allerdings auf einen erheblichen Umschwung zugunsten der Mission schließen. Es war der Verleger einer angesehenen Zeitung, der f. Bt. die Rationalspende für die Mission anregte, und das Kriegserleben der Mission hat im deutschen Blätterwalde manches teilnehmende Rauschen geweckt. Dennoch ist vor einem übertriebenen Optimismus zu warnen. In der Literatur findet sich bis in die neueste Zeit hinein manches Wort herber, z. T. auch bitterer, verständnisloser und ungerechter Kritik an der Mission oder doch der bisherigen Weise ihrer Ausübung — und wird mit Behagen gelesen. Sich mit dieser Kritik auseinanderzusetzen ist eine nicht in jeder Hinsicht lohnende, aber notwendige Arbeit. Erleichtert und versüßt wird sie durch die Goldkörner verständnisvoller und wohl gar begeisterter Zustimmung, die man hier und da doch auch bei der Beschäftigung mit den Äußerungen Fernstehender aufliest und in diesem Zusammenhange besonders würdigen darf. Aber auch abgesehen davon stärkt klare Auseinandersetzung, die das Berechtigte des gegnerischen Standpunktes unbefangen anerkennt und daraus lernt, das Unberechtigte aber mit triftigen Gründen zurückweist, die eigene Stellung, und sie hilft uns, den Kritikern auch öffentlich im Kampf der Meinungen Rede und Antwort zu stehen. Wir erstreben im folgenden nicht sowohl bibliographische Vollständigkeit, als eine lesbare Behandlung typischer Fälle.

## 1. Die Mission unter Primitiven.

An die Pressefehden der beginnenden Kolonialära erinnert trotz der dem Weltkrieg entstammenden neuen Tönung des Bildes eine Bewegung,

die sich an das vielgelesene Buch „Vier Jahre unter Kannibalen“ des Majors a. D. Hermann Dehner geknüpft hat. Das Buch erzählt fesselnd und z. T. phantastisch, wie der Verfasser durch ein Abenteuerleben im Innern Neuguineas sich der Gefangennahme durch die Australengländer entzogen hat. Dabei wird auch die Arbeit der Mission mit hohem Lob erwähnt. Die Eingeborenen, welche D. mit bewundernswerter Treue gedient, ja, ihn in Krankheitstagen mit zarter Liebe umgeben haben, waren meist Neuendettelsauer Christen aus dem Stamme der Kate und Hube oder standen doch unter dem Einfluß der Mission. Nur den einen Vorwurf glaubte D. aussprechen zu müssen, daß der Missionssenior Flierl ihn nicht genügend unterstützt, ja Proviantlieferung geradezu abgelehnt habe. In Zeitungsbesprechungen wurde nun dieser einzelne Punkt wiederholt wohlgefällig aufgebauscht, so daß die Mission in das Licht undeutscher und unpatriotischer Gesinnung kam. Erfreulicherweise hat aber D. neuerdings diesen Vorwürfen, wenn auch in etwas gewundener Form, selbst die Spitze abgebrochen, indem er am Schlusse eines in verschiedenen Zeitungen erschienenen Artikels, welcher wieder des Lobes voll ist wegen des von der Neuendettelsauer Mission angebahnten Kulturfortschritts („mit Siebenmeilenstiefeln!“) und der inneren Reife der Gemeinden, erklärt: „Ich nehme hier gern die Gelegenheit wahr, die Vorwürfe, die ich nach dem Verhalten des Missionsseniors Flierl gegen mich erheben zu müssen geglaubt hatte, zu mildern, nachdem mir neue Mitteilungen zugekommen sind, welche bekunden, daß Herr Flierl, stets das Bestreben voran setzend, den Bestand der ihm anvertrauten Mission nicht zu gefährden, es trotzdem verstanden hatte, in zahlreichen Fällen und angesichts der immer drohenden Gefahr, daß er mit seiner ganzen Missionsgemeinde deportiert werde, seinen deutschen Standpunkt den australischen Machthabern gegenüber zu vertreten, so daß auch der Feind anerkennen mußte, daß Senior Flierl auch bei loyalster Erfüllung der gegnerischen Forderungen sein deutsches Herz nie verleugnet hatte.“ Damit darf dies kurze Nachspiel älterer heftigerer Kämpfe wohl als erlebiger gelten.

In anderen Fällen greift die Kritik wesentlich tiefer und wird dadurch prinzipieller. Die Mission zerstört angeblich primitive Kulturen. „Der Ethnologe hat einen angeborenen, instinktiven Haß gegen jede Tätigkeit der Missionare, welche den Naturvölkern ihre Ursprünglichkeit rauben und von je dazu beitrugen, daß so vieles Herrliche unwiderbringlich verloren ging. . . . Wären doch diese vermaledeiten Heiligen niemals in das Land gekommen, dann könnte man nach Herzenslust im Studium der alten Gebräuche, Anschauungen und Sagen schwelgen und Stoff zu biden Bänden sammeln!“ So schildert der Berliner Forscher Professor Neuhauß eine weitverbreitete<sup>1)</sup> Stimmung freilich nur, um sie zu korrigieren. „Es ist eine durchaus irrige Vorstellung,“ schreibt er in seinem prächtigen dreibändigen Werk über Deutsch-Neuguinea (I, 448), „daß ohne die Missionare vieles von der alten Kultur erhalten bliebe. Von dem Augenblicke an, wo die Weißen in Kaiser-Wilhelmsland zu Erwerbszwecken festen Fuß faßten, war das Todesurteil über die Papuakultur gesprochen.“ Gewiß, wo Papua mit Messern aus Birmingham oder So-

<sup>1)</sup> Koloniale Rundschau 1911, S. 223, 228.

lingen nach jugendstilartigen Vorlagen schnitzen oder wo man aus der Dschagga-Hütte die Nähmaschine rattern, das Grammaphon näseln hört, da kann man von primitiver Kultur wohl kaum mehr reden. Im Gegenteil, der Mission ist es in allererster Linie zu verdanken, daß die primitiven Kulturen nicht spurlos verschwinden. Professor Neuhauf schreibt mit Recht weiter: „Die Seele des Papua wäre uns für alle Zeit ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, hätten die Missionare sie nicht aufgeschlossen. Um Anknüpfungspunkte für die neue Lehre zu finden, mußten sie die alten Anschauungen genau kennenlernen. Der Papua ist aber ein viel zu verschlossener Gefelle, als daß er ohne weiteres etwas verriete. Ihn beseelt die größte Angst vor der Rache der ihn allerwärts umschwärmenden bösen Geister, wenn er irgendwie ausplaudert. In schlimmster Selbsttäuschung leben diejenigen Reisenden, welche sich einbilden, nach kurzem Zusammenleben mit den Schwarzen einen Einblick in ihr Seelenleben zu gewinnen. Schon die ungeheuren Schwierigkeiten der Sprache oder vielmehr der vielen Sprachen stehen dem entgegen. Die Missionare eigneten sich natürlich die Sprachen ihrer Zöglinge vollkommen an und gelangten erst nach jahrelangen Mühen dazu, eins nach dem anderen aus dem Schwarzen herauszuholen.“<sup>1)</sup> Aus freien Stücken bringen die Schwarzen, welche zum Taufunterricht kommen, ihre Zaubergeräte und geben willig Auskunft über jede Veranstaltung des Zaubers. Solange sie dem Glauben ihrer Väter treu sind, würden sie niemals ein Stück dieser Art herausgeben und nie das geringste über die Ausführung des Zaubers verraten.“<sup>2)</sup> Die oberflächliche Leichtgläubigkeit mancher Reisender ist nach N. nicht nur „erheiternd“, sondern direkt schädlich, so daß nur durch die Mission gerettet werden kann, was zu retten ist. Durch den Augenschein hierüber belehrt, hat der Gelehrte fünf Neuendettelsauer Missionare veranlaßt, ihre Aufzeichnungen druckreif zu machen, die er dann vereinigt als dritten Band seines stattlichen Werkes erscheinen ließ, „eine Fülle der wertvollsten Mitteilungen, so wie sie ein Reisender auch bei zehnjährigem Aufenthalte im Lande niemals zusammengetragen hätte.“

Aber die eigentliche Arbeit des Missionars liegt auf einem anderen Gebiet. Es gab eine Zeit, wo es für ein Zeichen überlegener Bildung galt, die intellektuelle Bildungsfähigkeit des Primitiven recht von oben herab zu bestreiten und Leute, welche an sie zu glauben schienen, mitteilidig zu belächeln. Diese Zweifel sind, soviel ich sehe, unter dem Druck übermächtiger Gegenbeweise allmählich verstummt. Schon vor zwanzig Jahren hat der wadere deutsche Forscher Richard Semon über den Verstand des Papua, der tief unter dem Neger, freilich immer noch hoch über dem Australier steht, geurteilt, er scheine ihm nicht unbedeutend zu sein.<sup>3)</sup> Er berichtete zugleich, daß die Missionare darüber nüchterner urteilten als ein sonst so zuverlässiger Beobachter wie Alfred Wallace. Nach Paul Horbach ist des Negers formale Intel-

<sup>1)</sup> Koloniale Rundschau 1911, S. 228.

<sup>2)</sup> Deutsch-Guinea I, S. 447.

<sup>3)</sup> Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. S. 432.



lizenzen und seine Fähigkeit zur Aneignung äußerer Fertigkeiten unter Umständen sehr entwicklungsfähig.<sup>1)</sup>

Aber eben hier setzt nun eine neue Form der Kritik ein, die Behauptung von der angeborenen sittlichen Minderwertigkeit des Negers. Durch die intellektuelle Bildung, so meint Mohrbach, werden die Grundzüge seines Charakters, Sinnlichkeit, Eitelkeit und Leichtsinn, nicht tiefer verändert, höchstens nur gefährlicher gemacht. Fort darum mit den „Menschenrechten“! Die minderwertige Rasse muß der überlegenen Platz machen. Nicht brutaler Ausrottung oder gewaltsamer Expropriation soll damit das Wort geredet werden. Aber man zerschlage die Stammesformen und verwandle mittels einer gerecht und human durchgeführten Organisation die Eingeborenen, ohne ihnen höhere Bildung oder gar das gefährliche Instrument einer Schriftsprache anzuvertrauen, in eine gleichartige, dienende Masse. Dann erst hat auch die Erziehungsarbeit der Mission einige Aussicht auf Erfolg. Die Berechtigung der Missionsarbeit soll nicht geleugnet werden. Aber die Mission muß von vornherein darauf verzichten, die Schwarzen als Gleichberechtigte zu behandeln, das gleiche oder ein nahe verwandtes Ziel der Entwicklung für sie ins Auge zu fassen, wie für die weiße Rasse. „Unmöglich können die eingeborenen Stämme Afrikas binnen menschlich absehbarer Zukunft als Rasse soweit emporgehoben werden, daß sie eine so hoch entwickelte, so vollständig auf dem Prinzip des religiösen Individualismus beruhende Religionsform, wie es die neutestamentlich-evangelische ist, innerlich begreifen und lebendig sich aneignen sollten!“ Einzelfälle können nicht über die Methode entscheiden. Das Christentum ist keine Religion für Barbaren, sondern geht mit der Kultur Hand in Hand. Uebersehen man das, so züchtet man nur den Aethiopismus. Das Geheimnis rechter Missionsarbeit an Primitiven liegt nicht in der „Lehre“, sondern in der Disziplin. Die katholische Kirche, welche überhaupt durch die von ihr konservierten Reste der Naturreligion von vornherein hier größere Chancen hat, ist auf dem rechten Wege, wenn sie vor allem durch Einprägung äußerer Riten einen autoritären Einfluß auf das tägliche Leben der Schwarzen zu gewinnen sucht. Die evangelische Mission wird sich nur dann behaupten können, wenn sie auf das unmögliche Ideal, aus den Schwarzen Botschaften machen zu wollen, verzichtet.“

In diesen Gedanken liegt Berechtigtes. Das „Romeo und Julia“ lesende Negermädchen am Nyassasee, eine Missionsfrucht englischer Herkunft, welch ein Herrbild! Berechtigte Korrekturen schießen aber leicht über das Ziel hinaus. Unklar bleibt bei Mohrbach, ob das Ideal vollwertigen Menschen- und Christentums für immer oder nur für absehbare Zeit ausgeschaltet sein soll. Im letzteren Fall wäre doch die Frage zu stellen, ob nicht aller Fortschritt von einzelnen gehobenen Persönlichkeiten ausgeht. Hinter die unbedingte sittliche Ueberlegenheit des Weißen wird man nach den Erfahrungen des Weltkrieges, die aber nur längst Bekanntes bestätigt haben, einige Fragezeichen setzen dürfen. Wenn die wurzellos gewordene europäische Kultur

<sup>1)</sup> Vergl. Deutsche Kolonialwirtschaft. Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen.

die bodenständigen Formen der Sippe und des Stammes zerstört, so schafft sie eben damit Giftherde, deren Zerfallsprodukte bei der unbedingten zahlenmäßigen Ueberlegenheit der schwarzen Rasse eine ständig wachsende Gefahr bedeuten. Dagegen hat sich bei angemessener Behandlung die sittliche Hebung des Primitiven trotz der nicht verwunderlichen großen Schwierigkeiten als möglich erwiesen. Daß alle, die Menschenantlitze tragen — nicht zu sofortiger kultureller Gleichsetzung mit den Weißen, wohl aber — zur Gotteskindschaft und zu persönlich-sittlichem Leben berufen sind, ist zuletzt ein Glaubenssatz. Die tatsächlichen Erfahrungen bestätigen ihn aber in viel höherem Grade, als Rohrbach annimmt.

Einige „unbefangene“ Urteile! Semon, übrigens ein „treuergebener Schüler E. Häckels“, berichtet über die Papuas Neuguineas: „Als die Missionare Chalmers und Mc. Farlane hier zuerst landeten, waren die Eingeborenen noch ganz wild und schreckliche Kannibalen, und die beiden friedlichen Weißen mit ihren polynesischen Helfern befanden sich mehr als einmal in unmittelbarer Lebensgefahr. Die Anwesenheit der Mission hat auf die Bewohner inzwischen mildernd und veredelnd gewirkt und hat auf einem weiteren Umkreis die Sitten der Eingeborenen vorteilhaft verändert.“<sup>1)</sup> Derselbe Gelehrte erwähnt das Gebet eines früheren Kriegsführers, eines gefährlichen Gesellen, der durch das Evangelium völlig umgewandelt war,<sup>2)</sup> und den wohlklingenden, herzlich gesungenen Choral beim Missionsgottesdienst.<sup>3)</sup> Noch viel begeisterter spricht sich Neuhauß über das bei den Neundettelsauern Gesehene aus. Nach 10jähriger aufopfernder Tätigkeit kamen die ersten Uebertritte zum Christentum. „Wieviele Menschen — ich gehöre auch zu diesen — lachten höhnisch über die Freudenberichte, welche in den Missionsblättern über die ersten Taufen erschienen! Wie wenig kannten wir die tatsächlichen Verhältnisse.“<sup>4)</sup> Die Eingeborenen führten in Geisterfurcht, Zauberei, Mord und Totschlag, Abtreibung und Kindesmord ein schwer zu beschreibendes Leben. Eine völlig unerzogene, früh verdorbene Jugend wuchs heran. Die europäische „Kultur“ setzte sich durch einen riesigen Scherbenhaufen von zerschlagenen Bier-, Wein- und Champagnerflaschen ein „würdiges“ Denkmal. Aber durch die Arbeit der Missionare „wurde Friede im Lande und im Herzen, Friede im besten Sinne des Wortes. Die Neundettelsauer Missionare hätten weit höheren Anspruch auf den Nobelschen Friedenspreis, als die europäischen Kellameisfriedensengel. Dort in Neuguinea liegt wirkliche Friedensarbeit vor, kein Verschwenden von Druckschwärze. Dem Umschwunge in der Sinnesart des Schwarzen folgten die Taufen, in den Augen von uns christlichen Heiden ein überflüssiges Anhängsel, in Wirklichkeit ein unumgänglich nötiges Erfordernis. Hier gibt es nur die Wahl: entweder die alten Anschauungen mit all den entsetzlichen Folgeerscheinungen, oder der neue, friedensbringende, ein zivilisatorisches Fortschreiten ermöglichende Glaube. Der geistig hochveranlagte Papua (angeblich

<sup>1)</sup> N. a. O., S. 400.

<sup>2)</sup> S. 382.

<sup>3)</sup> S. 383.

<sup>4)</sup> Kol. Rundschau S. 1911, S. 224.

eine der am tiefsten stehenden Rassen: Papuafinder lernen bei den Missionaren in einem Jahre Lesen und Schreiben; das mögen unsere Bauernbengel ihnen erst nachmachen!) will etwas glauben; er will sein Innerstes ausfüllen. Was bleibt da anderes übrig als das Christentum? Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.“<sup>1)</sup> Fleiß, Reinlichkeit, Hebung des Gesundheitsstandes und der Bevölkerungszahl zeigen die Wirkungen der Missionsarbeit, vor allem die bewundernswerte Ehrlichkeit. Unter sich bestahen sich auch früher die Papua selten, wegen der schweren Strafen. Den Weißen aber glaubte man irgend welche Rücksicht nicht schuldig zu sein. Jetzt ist das persönliche Eigentum in weitem Umkreise der Missionsstationen weit sicherer als in irgend einem Teile Europas. Dutzende von Schwarzen kamen fast täglich in das Zimmer des deutschen Professors, entwendeten aber nicht eine Stenadelpfeife, sondern brachten sogar als unbrauchbar fortgeworfene Gegenstände zurück.“<sup>2)</sup> Diese Schilderung ist durch Döpfner in dem oben erwähnten Artikel für die neueste Zeit bestätigt und ergänzt.

Was vom Papua gilt, wird erst recht vom Neger gelten. Was wir während des Weltkrieges sowohl an den Schwarzen im allgemeinen wie an den Eingeborenengemeinden im besonderen erfahren haben, hat die These Rohrbachs von der bleibenden sittlichen Minderwertigkeit des Primitiven als sehr korrekturbedürftig erwiesen. Gewiß, die Widerstände jahrhundertelanger Verwahrlosung sind groß und werden nicht mit einem Schlage überwunden. Rückschläge sind unvermeidlich. Und es wird niemals möglich sein, ganze Völker und Rassen in allen Individuen gleichmäßig zu heben. (Siehe die weiße Rasse!) Alle Humanitätsschwärmerei ist vom Uebel. Eine feste Hand tut not, sowohl in der Kolonisation wie in der Mission. Möglich, daß wir im einzelnen hier noch zu lernen haben, vielleicht auch von der katholischen Mission. Aber wenn die evangelische Mission mit pädagogischer Weisheit verfährt, darf sie sich das Ziel so hoch wie möglich stecken und wird gerade dann ihre schönsten Erfolge erringen.

Auch den persönlichen Eigenschaften der Missionare und ihrer weiblichen Helfer, ihrer Tapferkeit, Opferwilligkeit und Ausdauer, haben Fernerstehende wiederholt hohes Lob gespendet. Semon erinnert sich besonders gern der Stunden, die er in der Gesellschaft des bekannten englischen Neuguineapioniers F. Chalmers verbracht hat und nennt die Missionare wahre Menschenfreunde. Neuhäus spricht von ihrer unendlichen Geduld und unerschöpflichen Herzensgüte und schildert die Folgen der Malariaepidemie in Kaiserwilhelmsland von 1891 wie folgt: „Wer nicht starb (ungefähr die Hälfte aller dort ansässigen Weißen) lief davon; so bekam die Mission freie Bahn. Von den Missionaren starb niemand, es flüchtete auch niemand.“<sup>3)</sup> Auch Margarethe von Edenbrecher, die kühne arisanische Jägerin, in deren Schriften es sonst nicht immer ohne Seitenhiebe auf die Mission abgeht, findet gelegentlich warme Worte für die Missionskrankenschwestern, die die Anstrengungen ihres selbstlosen Berufs nicht scheuen, die katholische Nonne weit drin im Innern,

<sup>1)</sup> Ebenda S. 227.

<sup>2)</sup> Deutsch-Neuguinea I, 447.

<sup>3)</sup> Kol. Rundschau 1911, S. 227.



die in den seltensten Fällen Deutschland widersieht, die Missionärsfrau auf einsamem Posten.<sup>1)</sup> Wir werden im Verlauf dieses Aufsatzes noch wesentlich anderen Urteilen begegnen und tun darum gut, diese im Gedächtnis zu halten.

Auf das Ganze gesehen dürfen wir feststellen, daß die Mission unter Primitiven sich auch bei Fernstehenden im letzten Menschenalter fast allgemeine Anerkennung verschafft hat. Mag man auch für das tiefste Wesen der Missionsarbeit wenig oder gar kein Verständnis haben, vor den Früchten muß die Kritik verstummen. In dem prächtigen zweibändigen Werk von Professor Dr. Hans Meyer, Das deutsche Kolonialreich, ebenso wie in dem nach dem Kriege erschienenen „Deutschen Koloniallexikon“ ist die Mission anerkennend berücksichtigt. Dr. Heinrich Schnee, der ehemalige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, hat vor kurzem wieder der Tätigkeit der christlichen Missionare mit warmen Worten gedacht.<sup>2)</sup> Trotzdem aber haftet der Mission auch heute die Torheit des Kreuzes an. Dies zeigt sich sofort, wenn sich unsere Betrachtung nun der unter Kulturvölkern getriebenen Werbearbeit des Christentums zuwendet.

## 2. Die Mission unter Kulturvölkern.

Wir richten unsern Blick zunächst nach Indien. Hierbei sind vor allem drei Männer, deren Namen heute in aller Munde sind, zu erwähnen, zwei Dichter und ein Philosoph: Waldemar Bonsels, Hermann Hesse und Graf Hermann Kesslerling. Ich darf mich hier kurz fassen und zur weiteren Orientierung auf meine kleine Schrift „Moderne Indienfahrer und Weltreligionen“ (Leipzig 1921) verweisen.<sup>3)</sup>

Waldemar Bonsels hat viele Verehrer. Angesehene Theologen haben in ihm so etwas wie den „modernen, christlichen Dichter“ erkennen wollen. Ich bekenne, daß ich trotz „Himmelsvoll“ im Blick auf ältere und neuere Werke des von der Woge der Tagesmeinung emporgetragenen und weit über Gebühr gefeierten Dichters dies schwer verstehe, und freue mich, daß eine so angesehene Zeitschrift wie der Kunstwart<sup>4)</sup> den Mut gefunden hat, die Bonselsche Kunst als unecht energisch zurückzuweisen. Bonsels hat es für geschmackvoll gehalten, in seiner zwar glänzend geschriebenen, aber von pantheistischem Naturalismus und sinnlichem Gynismus durchtränkten „Indienfahrt“ die deutschen Missionare, denen er an der Westküste Indiens flüchtig begegnet zu sein behauptet, als ebenso beschränkte und unbrauchbare wie selbstbewußte und intolerante Fanatiker und Sonderlinge dem Gespött der „gebildeten“ Welt preiszugeben. Dabei wärmt er einen alten Missionswitz auf von einem Missionar, der tapfer und gottesfürchtig einen heranschleichenden Tiger durch Harmoniumspiel nach der Melodie: „Wie soll ich dich empfangen“ vertreibt, und fügt dem eine wahrscheinlich selbst ersonnene, weniger harmlose Geschichte von der Austreibung eines Wandwurms durch Gebet und Medizin hinzu. Eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Mann lohnt sich nicht. Er weiß

<sup>1)</sup> Im dichten For. Berlin 1912, S. VII.

<sup>2)</sup> Braucht Deutschland Kolonien? S. 32.

<sup>3)</sup> Dort weitere Literatur.

<sup>4)</sup> Maiheft 1921.

weder über den Hinduismus noch über die Mission Bescheid. Denn wer ist Waldemar Bonsels? Ein ehemaliger, wegen gänzlicher Unbrauchbarkeit sehr bald entlassener Handlungsgehilfe der Basler Mission. Das ist seine Indienfahrt bei Tageslicht gesehen, ein wenig rühmliches Unternehmen. Die Frage, ob es Nachsucht oder schriftstellerischer Ehrgeiz oder Habgier war, was seine Auslassungen über die Mission diktiert hat, können wir auf sich beruhen lassen.

Ein weit vornehmerer Kritiker ist Hermann Gesse. Er preist in seinem Reisebuche „Aus Indien“ die edlen und menschenfreundlichen Absichten der Missionare mit warmen Worten, stellt aber in einer derselben angehängten allegorischen Novelle „Robert Aghion“ den Versuch, dem in seiner Art — mehr als der Europäer — tiefstommen Hindu eine ihm fremde Religion aufzudrängen, als einen Ausfluß weltfremder Romantik hin. Der tiefere Grund dieser Auffassung liegt in der dem philosophischen Hinduismus verwandten Mystik des Dichters, in deren geheimnisvollem Dunkel die Unterschiede der geschichtlich gegebenen Religionen verschwinden, während die Verschiedenheit abendländischen und indischen Volkstums sich dem Reisenden übergewaltig aufgedrängt hat. Der an seiner Sendung irre werdende Missionar Robert Aghion ist im Grunde kein anderer als der Dyrker Hermann Gesse. Dieser ist — schmerzlich zu sagen — ein Sohn des bekannten Missionschriftstellers F. Gesse und mütterlicherseits ein Enkel des genialen missionarischen Sprachforschers Dr. Gundert. Wie er an dem, was den Vätern das Teuerste war, irre geworden ist, das hat er in poetischer Form geschildert — ein in seiner Art ergreifendes Selbstbekenntnis. Er erkennt in edler Offenheit ausdrücklich an, daß das von ihm gezeichnete Bild keineswegs allgemeingültig ist. Auf die zähe Energie der bahnbrechenden missionarischen Persönlichkeiten und die ständig wachsende Erfahrung und Sachkunde der modernen Missionswissenschaft hinzuweisen, tut darum wohl kaum noch not. Die Auseinandersetzung zwischen den Religionen wird uns noch weiter beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)



## Die uns stammverwandten lutherischen Missionen der Vereinigten Staaten nach Geschichte und Eigenart.

Von D. Deppe-Leipzig.

Die Kultur der neuen Welt gleicht einem Palimpsest. Nicht nur insofern, als sie über die fast völlig verwischten Reste älterer einheimischer Kulturen hinweg ihre Schriftzeichen gezogen hat, sondern auch insofern, als durch das schnell gewachsene spezifisch amerikanische Nationalbewußtsein immer noch die Eigenart der Völker, welche einst an der europäischen Besiedelung jener weiten Länderstrecken sich beteiligt haben, deutlich genug hindurchschimmert. Dieser Umstand kommt auch im kirchlichen Leben der Union zum Ausdruck. Während das katholische Kirchentum Nordamerikas wesentlich auf romanischer und keltischer Wurzel gewachsen ist, während andererseits Calvinismus und

Angelsächsentum eng verbrüderet sind, rekrutiert sich das Luthertum größtenteils aus echt germanischem Blut. Es hat ferner selbst wiederum mehrere vorzugsweise national gesonderte Kirchenbildungen hervorgetrieben: deutsche, schwedische, norwegische, dänische, isländische und finnische Lutheraner.

Auf den folgenden Blättern soll von den uns nach Bekenntnis wie Volkstum am nächsten stehenden Kirchenkörpern der Vereinigten Staaten, genauer von ihrer Missionstätigkeit die Rede sein. Der scheinbar naheliegende Name „deutsch-amerikanische lutherische Mission“ wird dabei besser vermieden. Einmal versteht man darunter drüben herkömmlicherweise etwas anderes als das hier Gemeinte, einen Zweig der sogen. „einheimischen Mission“, Diasporaarbeit an deutschsprechenden Glaubensgenossen. Sodann sind die für uns in Frage kommenden Kirchenkörper heutzutage durchaus nicht mehr rein oder vorwiegend deutsch, sondern sämtlich in einem ständig fortschreitenden Anglisierungsprozeß begriffen. Während in den jüngeren Bildungen, z. B. der Synodalkonferenz (Missourisynode), noch der überwiegende Teil der Glieder sprachlich deutsch ist, ist in der Vereinigten Lutherischen Kirche der Oststaaten das Verhältnis bereits umgekehrt. Das Deutschtum ist also nicht eigentlich mehr grundlegend. Eine Kirche, welche sich offiziell als „deutsche“ bezeichnete, gibt es unter den konfessionell lutherischen Synoden überhaupt nicht.

Trotzdem ist es berechtigt und lohnend, sich mit den von Haus aus deutschen lutherischen Kirchen Nordamerikas und ihren Missionen nach dem Wunsch des Herausgebers dieser Zeitschrift speziell zu beschäftigen. Die alte geschichtliche Stammeszugehörigkeit ist immer noch nicht ganz vergessen. Sie hat in unseren Tagen sogar weithin neue Bedeutung gewonnen durch die auch im Blick auf die Mission rühmlich hervorgetretene Hilfsbereitschaft unserer amerikanischen Glaubensbrüder, welche vorwiegend, wenn auch nicht allein, in den von uns zu besprechenden Synoden ihren Sitz hat. Es wäre unnatur, wollten wir nicht mit dankbarem Interesse besonders darnach fragen, was und wie unsere stammverwandten Helfer von sich aus in der Heidenmission gearbeitet haben. Den amerikanischen Missionsmännern, die uns bei der Beantwortung dieser Frage durch Literatur und bereitwillig erteilte Auskunft unterstützt haben, sei auch an dieser Stelle unser herzlichster Dank ausgesprochen.<sup>1)</sup>

### 1. Die Missionsarbeit der Vereinigten Lutherischen Kirche.<sup>2)</sup>

Die seit 1918 bestehende „Vereinigte Lutherische Kirche in Amerika“, mit deren Missionsarbeit wir uns aus chronologischen und sachlichen Grün-

<sup>1)</sup> Zum Ganzen vergl. den gut orientierenden Artikel von Vielinski, Das Heidenmissionswerk der lutherischen Kirchen Amerikas (luth. Missionsjahrbuch, herausgegeben von der Sächs. Missionskonferenz 1922, S. 22—53). Die Abgrenzung des Themas ist dort eine etwas andere und die Anordnung geographisch.

<sup>2)</sup> FritzscheI, Geschichte der luth. Kirche in Amerika. 2. Teil. Gütersloh 1897. P. R. E.<sup>3</sup> XIV, S. 188 ff. s. v. Nordamerika, Vereinigte Staaten. Litt: Gardeland, Geschichte der lutherischen Mission II, 215.



den in erster Linie zu beschäftigen haben, ist aus verschiedenen Kirchenkörpern zusammengewachsen, deren Missionsbestrebungen wir zunächst einzeln ins Auge fassen.

Heinrich Melchior Mühlenthal, ein Einbecker Kind (1711 bis 1787) hat zuerst die nach Nordamerika ausgewanderten deutschen Lutheraner kirchlich organisiert. Als die von ihm gegründete Pennsylvania-Synode mehr und mehr dem Rationalismus verfiel, zweigte sich 1821 von ihr die „Generalsynode“ ab, ohne daß jedoch die Beziehungen zwischen beiden bis zur Wiedervereinigung im Jahre 1853 ernstlich gestört wurden. Für die Mission geschah zunächst wenig. Pläne zu einer Indianermision zu Ende des 18. Jahrhunderts erstickten im Keim. Bis 1833 unterstützten die Lutheraner den American Board. Dann entstanden kurz nacheinander die „Zentralmissionsgesellschaft“ der Generalsynode, zeitweilig abgelöst von der „Deutschen Heidenmissionsgesellschaft“ (seit 1841: „Heidenmissionsgesellschaft der Evangelisch-lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten“), und die trotz ihrer Beteiligung an der letzteren auch selbständig fortexistierende „Missionsgesellschaft der Pennsylvania-Synode“. Der Steigerung des Missionsinteresses waren vor allem die Hilferufe des bekannten deutschen Tinnelmissionsars Rhenius zugute gekommen. Sein plötzlicher Tod und die Rückkehr seines Schwiegersohnes Müller zur E. M. S. ließen den Wunsch nach einer eigenen lutherischen Mission aufkommen. Für diese wurde der bereits im Dienst der Zentralmissionsgesellschaft als Reiseprediger bewährte Rev. C. F. Seher gewonnen. Da indessen die Nachfolgerin der genannten wieder mit dem Board verhandelte, ging Seher aus konfessionellen Gründen zur Pennsylvania-Synode über, die ihn nach dramatisch verlaufenen Verhandlungen 1841 nach Indien entsandte.

„Vater Seher“, der Patriarch der lutherischen Mission Nordamerikas, war am 10. Juli 1793 in Helmstedt als Sohn eines frommen Rauchwarenhändlers geboren. Um ihn vor den Ideen des revolutionären Zeitalters zu bewahren, schickten die Eltern den Jüngling zu einem Onkel in Philadelphia, wo trotz der religiösen Indifferenz des Hauses der Wunsch nach dem Predigeramt in ihm keimte. Nach Vollendung seiner Studien in Göttingen lehrte er, durch den rationalistischen Zeitgeist im Glauben der Väter nur bestärkt, nach Amerika zurück, um dort 24 Jahre lang mit großer Energie in acht verschiedenen geistlichen Ämtern zu arbeiten. Dann entschloß er sich, nach Indien zu gehen.

Mit bescheidenen Geldmitteln und einiger Kenntnis des Sanskrit ausgerüstet, erreichte der 48-jährige nach fünfmonatiger abenteuerlicher Reise um das Kap der Guten Hoffnung herum im März 1842 das Land seiner Sehnsucht. Von Ceylon aus langsam nach Norden vordringend und immerfort lernend kam er nach Guntur, wo er bei dem christlichgesinnten Kollektor Stokes, nachdem dieser sich mit der E. M. S. verständigt hatte, freundliche

---

Laurh, History of Lutheran Missions, Reading, Pa. 1899. Bielinski Die Heidenmission des Generalkonzils, A.M.Z. 1897, 360 ff. C. Draß und C. F. Ruder, The Tulugu Mission of the General Council. Philadelphia 1914. Pfeiffer, Mission studies, 107 ff.

Aufnahme fand und zu bleiben beschloß. Das war der heute bereits von Legenden umwobene Anfang der Gunturmission.

Das Teluguland, in dem Heher nun wirkte, liegt zwischen dem 13. und 20. Grad nördlicher Breite und wird von zwei großen Flüssen durchströmt, dem Kistna oder Krischna und dem Godaveri, dessen kanalreiches, fruchtbares Delta besonders Reis, Zucker, Baumwolle, Indigo und Mangosfrüchte hervorbringt. Die zur dravidischen Rasse gehörenden, etwa 25—30 000 000 zählenden, meist in Dörfern zerstreut lebenden Telugu unterscheiden sich von den Ariern deutlich durch dunklere Hautfarbe, längere Schädelbildung, flache Nasen und kleinere Statur. Sie sind weniger stark als ausdauernd. Mit einer ausgeprägten Neigung zur Mystik verbindet sich ein recht niedriger Stand der Sittlichkeit. Das Los der Frauen und Witwen, die Kastenzerklüftung, die zwischen Polytheismus und Pantheismus seltsam schillernde Religion, dies alles entspricht den bekannten südindischen Verhältnissen.

Im Leben Hehers begann nun eine fast romantische Periode. Mit brennendem Eifer beackerte er den noch ziemlich jungfräulichen, aber doch bereits vorbereiteten Boden. Durch reiche von seinen englischen Gönnern unterstützte Wohltätigkeit, eifriges Sprachstudium und eine überraschend schnell sich ausbreitende Schultätigkeit fand er, obwohl auch Feindschaft nicht fehlte, leichten Eingang und konnte bereits im ersten Jahr drei Erwachsene taufen. Der sichtbare Erfolg bewog die Generalsynode, mit der Heher das Band nicht ganz zerschnitten hatte, schon 1843 Missionar W. Gunn und Frau, geborene Amerikaner, nach Guntur auszusenden. Im Jahre 1844 ließ die Anwesenheit dreier weiterer Missionare in Guntur (Vasett von der Norddeutschen, Ochs und Schwarz von der Leipziger Mission), welche sich nach Missionsfeldern in Telugulande umsahen, den Plan einer Missionsdruckerei auftauchen, den man jedoch bald wieder fallen ließ. 1845 wurde die erste Kirche eingeweiht. Hehers wiederholte Klagen über mangelnde Unterstützung, in der Heimat lautwerdende Bedenken gegen das Ueberhandnehmen der Missionsausgaben und die dadurch schließlich 1845 herbeigeführte Rückkehr Hehers nach Amerika veranlaßten die Uebertragung der Gunturmission an Missionar Gunn und damit an die Generalsynode. Indessen wurde der Heimgekehrte nach einer kurzen Zwischenzeit, in welcher er nicht nur in Baltimore eine deutsche Gemeinde sammelte, sondern auch noch Medizin studierte und den medizinischen Doktorgrad erlangte, schon 1847 von der Pennsylvania-synode wiederum nach Guntur gesandt, diesmal unter der Bedingung, daß er nur bei Ausbleiben des Gehalts oder Krankheit zurückkehren dürfe. Die Arbeit war unter dem fränklichen Gunn langsamer vorwärts gegangen, und auch in der Folgezeit waren in Guntur die Ernten mager. Dagegen fand Dr. Heher in dem fieberheißen Palnaddistrikt, von intelligenteren Eingeborenen unterstützt, überraschend schnell Eingang, so daß er dort in acht Monaten mehr als doppelt soviel Heiden taufte, wie in Guntur in sechs Jahren. Infolge Gunns Heimgang (1851) war er jedoch bald wieder allein.

Von nun ab verschlingen sich die Fäden der Guntur- und Rajahmundry-Mission. Die Norddeutsche Mission hatte, durch Rev. Wynken und andere amerikanische Freunde nach Indien gewiesen, seit Januar 1845 in

Rajahmundry und Elur durch die Missionare Valett, Grönning und Heise eine Telugumission begonnen. Infolge der Unruhen von 1848 in Zahlungsschwierigkeiten geraten und wegen der zu geringen Ausbildung ihrer Missionare besorgt, übertrug sie jedoch diese ihre Mission im Jahre 1850 an die Generalsynode, welche seit 1848 die Missionsgesellschaft in einen Synodalausschuß verwandelt und damit die Verantwortung unmittelbar selbst übernommen hatte. So hatte nun die Mission der Generalsynode drei strategisch wichtige Punkte besetzt: Guntur, Palnad und Rajahmundry. Die durch die Aufgabe von Elur entstandene Lücke wurde später durch Samueltotta ausgefüllt, und mehrere Missionare kamen im Laufe des nächsten Jahrzehnts hinzu, meist jedoch nur für kürzere Zeit. Der kleine lutherische Katechismus wurde 1851 ins Telugu übersetzt und 1853 in Guntur unter Heyers Vorsitz die erste „lutherische Synode in Indien“ gegründet — offenbar ein verfrühtes Unternehmen. Mit der Heranbildung eingeborener Pastoren wurde begonnen. Solange die auf den Hauptstationen eingerichteten Postschulen noch keine genügend vorgebildeten Schüler lieferten, war man auf frischbekehrte Eingeborene angewiesen, wohlmeinende, aber unfähige Leute. Ueber dem besonders in Rajahmundry unter Heyers persönlicher Leitung fröhlich emporblühenden Schulwesen kam die Evangelisation, besonders in den Städten, zu kurz. Auch war die Unterstützung aus der Heimat entschieden zu gering, so daß man mehr oder weniger auf die Mithätigkeit der englischen Beamten angewiesen war. Der von diesen auf die angestellten Telugu ausgeübte Zwang zum Besuch des Gottesdienstes war bei allem Wohlmeinen der Sache nicht dienlich. Doch brachte andererseits die Aufhebung dieses Zwanges im Jahre 1853 einen gewissen äußeren Rückschlag. Es ging aus allen diesen Gründen nur langsam vorwärts. 1853 wurden nur 17, 1854 gar nur 9 Erwachsene getauft. In 22 Schulen wurden von 25 Lehrern und Lehrerinnen 456 Schüler unterrichtet. Nach durchgeführter Freiwilligkeit sank die Schülerzahl vorübergehend um 25 Prozent.

Unglücklicherweise wurde zum Ueberfluß das junge Werk von einer schweren Krise erschüttert. Nicht die sich steigende Feindschaft der Brahminen, nicht die aus der beginnenden Fürsorge der Regierung für das Schulwesen sich ergebende neue Problemstellung, auch nicht die überstürzte und eigenwillige Abreise Heyers, die Grönning zeitweilig allein auf dem arbeitsreichen Felde zurückbleiben ließ, war es, was die Krise heraufbeschwor. Die Ursache lag in der Heimat. Von 1839 bis 1853 waren die Missionsgaben der amerikanischen Lutheraner von 2284 (in den folgenden Jahren sogar noch weniger) auf 14486 Dollar gestiegen. Seitdem trat jedoch unter dem Eindruck der oben erwähnten und anderer Schwierigkeiten ein Rückgang ein, der infolge des 1861 ausbrechenden Bürgerkrieges katastrophal zu werden drohte. In dieser Not wandte sich Grönning durch seinen Schwager, den bekannten Hamburger Großkaufmann Nagel, an Louis Harms, und dieser ließ sich bereit finden, den früheren Tamulenmissionar Mylius zur Hilfe zu entsenden. Aber das heimische Komitee der Generalsynode ließ die Uebertragung der Mission an Hermannsburg nicht zu, und Mylius begann eine eigene (Hermannsburger) Telugumission. Grönning mußte krank heimkehren. Missionar Long starb. Die ganze Last des nach 25jähriger Arbeit 4 Stationen, 29 Außenstationen, 680



Getaufte, 3 Katecheten, 23 Lehrer und 22 Schulen mit über 300 Schülern umfassenden Werkes lag auf den Schultern eines weißen Mannes, des Missionars Unangst. Die Heimatgemeinden unterstützten lieber die neuentstandene Westafrikamission und planten dazu noch eine chinesische Arbeit. Die Not stieg aufs höchste, als infolge konfessioneller Streitigkeiten die Pennsylvania-Synode und die mit ihr in dem neuentstandenen „Generalkonzil“ verbundenen strenglutherischen Synoden sich von der Mission der Generalsynode zurückzogen, wodurch deren Einnahmen plötzlich von 19 346 auf 15 875 Dollar fielen. Unangst war genötigt, Schulden zu machen und endlich die Rajahmundry-Mission an die E. M. S. in Ellur zu übertragen, ein Schritt, den das Missionskomitee gutzuheißen im Begriff stand.

Davon hörte Vater Deyer, der eben in Deutschland weilte. Erzürnt, daß das der Norddeutschen Mission gegebene Versprechen, den lutherischen Charakter der Rajahmundry-Mission zu wahren, gebrochen werden sollte, erschien er, nachdem er mit dem jetzt in Apenrade angestellten Grønning verhandelt und dessen 2 Missionszöglinge, Becker und Schmidt, für seinen Plan gewonnen, unerwartet auf der Tagung der Pennsylvania-Synode in Reading am 23. Jan. 1869 und erreichte durch seinen flammenden Protest, daß das Generalkonzil die Rajahmundry-Mission übernahm. Der 77jährige stürmte dann sogleich über Deutschland, Suez, Bombay auf sein altes indisches Arbeitsfeld und stürzte sich aufs neue in die Arbeit. So hatte nun auch das Generalkonzil seine eigene Mission.

Der Deyer nachgereiste Missionar Becker starb 3 Monate nach seiner Ankunft. So war der alte Pionier wieder allein. Als er aber durch die Dänen Schmidt und Poulsen Verstärkung erhalten hatte, kehrte er wieder etwas übereilt nach Amerika zurück und starb hier als Kaplan und Hausvater des Theologischen Seminars in Philadelphia am 7. November 1873, 80 Jahre alt. Im Charakter des kleinen, kerngesunden, feurigen Mannes lag ohne Zweifel etwas Unruhiges und Sprunghaftes. Zu den überragenden missionarischen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts gehört Dr. Deyer kaum. Ueber seinem tatenreichen Leben in drei Erdteilen liegt aber ein anziehender Schimmer von Romantik, und als eifriger Streiter Jesu und Begründer der lutherischen Mission Amerikas nimmt er für alle Zeiten in der amerikanischen Missionsgeschichte einen bevorzugten Platz ein.

Ueber die späteren Jahrzehnte dürfen wir kürzer hinweggehen. Verfolgen wir zunächst die Geschichte der Rajahmundry-Mission weiter. Dieselbe führte anfangs unter pekuniärer Not und unter mancherlei Anfeindung von Brahminen und Baptisten ein ziemlich kümmerliches Dasein. Sehr hinderlich war das mörderische Klima. Das Fieber machte den Missionarsfamilien viel zu schaffen. 1876/77 brach eine furchtbare Hungersnot herein. Die Missionare Carlson, ein Schwede, und Dietrich, ein geborener Amerikaner, starben nach 2½ bzw. 6jähriger Arbeit am Sonnenstich (1882 und 1889). Wilhelm Grønning, ein Sohn des Pioniermissionars, zuerst Breklumer Missionsinspektor, erlag nach kurzer, sehr gesegneter Schultätigkeit der Cholera, die er sich bei ärztlichem Absperrungsdienst zugezogen. Um die Reisefchwierigkeiten besser bewältigen zu können, baute 1876 der praktische Missionar Schmidt wesentlich aus dem Erlös verkaufter Photographien ein Hausboot, die „Friedenstaube“.

Ihm sind später noch mehrere gefolgt, neuerdings die „Augustana“. Diese Bootmission ist ein Stück lieblicher Eigenart des Godaverideltas. Derselbe Missionar suchte auch in origineller Nachahmung des heidnischen Tempelbesizes die christlichen Gemeinden mit Pfünden zur Befoldung der Angestellten und zur sozialen Unterstützung bedürftiger Gemeindeglieder auszustatten.

Die Arbeit, die vor allem unter den verachteten Malas und Madigas, den Ausgestoßenen, Kastenlosen geschah, ging immer nur noch langsam vorwärts. Sie und da schlossen sich auch Kastenglieder der Gemeinde an. Eine besonders schöne Frucht waren die beiden eingeborenen Prediger N. Paulus († 1897) und L. Joseph († 1899). Der erstere taufte in 18 Jahren nahezu 5000 Personen und in dem von ihm verwalteten Belpur-Distrikt gab es Dörfer, in denen kein Heide mehr wohnte. Der letztere erblindete gegen Ende seines Lebens, predigte aber noch am letzten Sonntag vor seinem Tode. Zu Weihnachten 1878 wurde die schöne St. Paulskirche in Rajahmundry eingeweiht. Ihre heiligen Gefäße stammen aus Deutschland und Dänemark, eins davon aus dem Nachlaß des Wandsbeker Boten Matthias Claudius. Verschiedene neue Stationen wurden im Lauf der Jahre in Angriff genommen.

Die achtziger Jahre brachten Ausdehnung der Arbeit und Verbesserung der Verwaltung. Auf den Missionars- und Pastorenkonferenzen wurden jetzt des öfteren grundsätzliche Fragen, Stellung zur Polygamie und zur Kaste usw. verhandelt. Der tatkräftige Artmann richtete eine Brahminenhochschule und eine Mohammedanerschule ein, starb aber leider 1884 nach noch nicht 4jähriger Arbeit, erst 27 Jahre alt. Seine Witwe wurde als Vorsteherin der Mädchenschule und der Senanaarbeit in Rajahmundry die erste von der Mission angestellte weiße Frauenskraft, hielt aber nur wenige Monate in diesem Dienste aus.

(Fortsetzung folgt.)



## Chronik.

Der Studentenbund für Mission veranstaltet auch in diesem Jahr vom 29. März bis 4. April einen Missionskursus in Dassel im Solling, der allen Studenten und Studentinnen offen steht, die für die deutsche evangelische Mission auf den Hochschulen eintreten wollen. Das Gesamthema des Kursus ist: „Wege zu Christus auf dem Missionsfelde“. Ueber die Botschaft der Mission: „Christus der Herr“, wird Herr Missionsinspektor Würz sprechen. Ueber die Wege zu Christus innerhalb der verschiedenen Kulturgebiete, Indien, China, Islam, Animismus werden Professor Richter, Missionsdirektor Fries, Missionsinspektor Roterberg und Dr. Verron (?) sprechen. Außerdem finden eine Reihe anderer Vorträge statt. (Professor D. Richter über die religiösen Folgen des Weltkrieges und über praktische Arbeitsmöglichkeiten für den deutschen Missionsakademiker. Missionsinspektor Beyer über das Missionsmotiv. Missionar Heil über Mission und Heimat. Dr. Weise über die Mission im Hochschulleben). Die Tageskosten des Kursus betragen 15 Mark. Anmeldungen sind an Dr. Joh. Weise, Berlin-Johannistal, Birkenweg 32 zu richten.

**Die Studenten und die Mission.** Der Studentenbund für Mission hat nach längerer Pause wieder ein Missionswochenheft als Fortsetzung der „Rosen Hefte“ herausgegeben, und zwar unter dem vielversprechenden Titel „Dennoch“. Es enthält neben vielen wertvollen einzelnen Nachrichten die große Botschaft, welche die D.C.S.B. an die Glasgower Studentenkonferenz im Januar 1921 gerichtet hat, und eine fesselnde Reihe von Skizzen der Lage auf den verschiedenen deutschen Missionsfeldern aus der Feder verschiedener Missionare. Das Heft ist zu 2 M. für Studenten zu 1,20 M. von der Geschäftsstelle des S.f.M., Berlin N., Tieckstr. 17 zu beziehen. Wir sehen es besonders gern in den Händen vieler Studenten und Studentinnen.



## Bücherbesprechungen.

**Hermann Sandegren, Kast och Kristendom i Sydindien.** Stockholm 1921. 259 Seiten.

Die schwedische Missionsliteratur hat meines Wissens bisher noch kein Buch über das indische Kastenwesen hervorgebracht. Umso mehr ist es zu begrüßen, daß Viz. G. Sandegren, ein Sohn des Missionsveteranen D. G. J. Sandegren, von früh auf mit Indien bekannt, das vorliegende Buch hat erscheinen lassen. Es soll nicht eine erschöpfende, wissenschaftliche Darstellung des Kastenproblems geben, sondern nur ein bescheidener Wegweiser für die schwedischen Missionsfreunde sein. Aber es ist viel mehr: es ist ein gutes Hilfsmittel, um angehende indische Missionare in das Labyrinth des Kastenwesens einzuführen, es wird auch der Missionswissenschaft bei der Behandlung der Kastenfrage gute Dienste leisten. Der Verfasser beschränkt sich auf Südin Indien und hauptsächlich auf das Tamil-Land, in dem die Schwedische Kirchenmission arbeitet, denn die Kastenverhältnisse liegen in Nord- und Südin Indien recht verschieden. Aber auf seinem Gebiet ist er auch zu Hause und darum ein sicherer Führer. Nach einer Einleitung über das Auskommen der Kasten, wobei die Verschiedenheit der Rassen, der Interessen, der Beschäftigungen, der Sitten neben der religiösen Grundlage in Betracht kommen, behandelt er die Bedeutung der Kaste für das indische Leben in Bezug auf Ehe, Speise, Berührung, Gewerbe usw., im nächsten Abschnitt die Umbildung des Kastenwesens, das trotz seines Alters doch zu Neubildungen fähig ist: Unterkasten bilden sich, die Rangordnung der Kasten unterliegt Veränderungen. An dieser Umbildung arbeiten die allgemeinen Einwirkungen der westlichen Zivilisation in steigendem Maße; die englische Gesetzgebung sowie die indischen Volksbestrebungen (für welche die einheitliche englische Sprache erst recht den Boden bereitet hat), und nicht am wenigsten die christliche Mission haben ihren Einfluß darauf. Der letzte Abschnitt behandelt die Stellung der verschiedenen Missionen zur Kaste. Wir sehen die katholische Mission der Kaste sich mehr oder weniger anpassen, die reformierten Missionen sie scharf, aber mit abnehmender Siegesgewißheit, bekämpfen, und lernen dann die durch Graul begründete und von der Leipziger Mission — freilich auch nicht einheitlich — vertretene lutherische Auffassung kennen, welche die Kaste nicht ohne weiteres



berwirft, sondern ihre soziale und völkische Bedeutung würdigt und sie innerlich zu überwinden sich bemüht. Allmählich haben sich die reformierte und die lutherische Auffassung mehr genähert. Man hat erkannt, daß ohne innerliche, sich allmählich vollziehende Überwindung der Kaste eine einheitliche indische Kirche nicht möglich ist, daß es aber deren Aufgabe sein wird, die Kastenfrage in einer dem indischen Volkstum entsprechenden Weise zu ordnen. Die Massenbewegungen unter den niederen Kasten zum Christentum hin und ihr sittliches und wirtschaftliches Aufsteigen stellen freilich immer wieder neue und schwere Aufgaben. Von einer wirklichen Lösung des Kastenproblems kann also noch keine Rede sein.

○ Brundin, *Under Söderns Sol*. Stockholm 1921. 448 Seiten.

Man folgt dem Missions-Direktor der Schwedischen Kirchenmission gern auf den Wegen, die ihn seine Visitationsreise geführt hat. Er hat die Reise so geordnet, daß er dabei die Entwicklung der Mission beobachten konnte: in Rhodesia die mühsame Anfangsarbeit unter einem Naturvolk; in Natal und Zululand durch vierzigjährige Arbeit gesammelte, wachsende Gemeinden, wohlgebaute Stationen mit Kirchen und Schulen, Erziehungs- und Bildungsanstalten nebst Krankenhaus, und in Südindien die Konstituierung einer 22 000 Christen umfassenden tamilischen Kirche. Allerdings weist auch Indien manche Anfangsarbeit auf, namentlich in dem südlichen Teile des weiten Gebietes, wo unter niederen Kasten und Kastenlosen sich eine hoffnungsvolle christliche Bewegung herausgebildet hat. Die Darstellung folgt für Afrika dem zeitlichen Verlauf der Reise, für Indien bringt sie ohne Rücksicht auf diesen sachlich zusammengehörende Gruppen und hält durch Gegensätze das Interesse der Leser fest. Die Konstituierung der tamilischen Kirche und die Weihe des D. Heuman zum „Bischof von Trankebar“ bildet den Höhepunkt. Mit klarem Blick schaut der Verfasser, auf beiden Gebieten auch andere Missionen besuchend und dadurch zu Vergleichen befähigt, in die große Arbeit hinein, in ihre Fortschritte und Rückschläge, ihre missionsgeschichtlichen Zusammenhänge und Zukunftsaufgaben, ihre Hemmungen und Kräfte, hebt Vorzüge hervor und bekennet auch die gemachten Fehler. Die Schädigungen, die der Weltkrieg, namentlich auf dem indischen Missionsfelde, durch die verminderte Zahl der europäischen Kräfte verursacht hat, die bedrohliche Lage, in der sich unter dem englischen Mißtrauen auch die schwedische Mission zeitweise befunden hat, die starken Regungen des durch den Krieg in Afrika wie in Indien hervorgetretenen nationalen Selbstgefühls in ihrer Bedeutung für die christliche Mission, die Schwierigkeiten, die sich für das indische Gemeinleben aus dem Gegensatz der Kasten ergeben — das alles tritt deutlich hervor und hilft den Lesern zu einem verständnisvollen Ueberblick über die gegenwärtige Lage. — Die schöne Ausstattung des Buches und die Beigabe zahlreicher neuer Abbildungen macht es zugleich zu einer Zierde der Missionsbüchereien.

# Die uns stammverwandten lutherischen Missionen der Vereinigten Staaten nach Geschichte und Eigenart.

Von D. Deppe = Leipzig.

(Fortsetzung.)

Am Anfang der neunziger Jahre steht die Ausgestaltung der Frauenmission als wichtigster Fortschritt. Trotz mancher Anregungen vom Missionsfeld und wiederholter Meldungen in der Heimat hatte das Komitee damit bisher gezaudert. Nun aber wurden für leitende Stellungen im Schul- und Senanadienst zwei unverheiratete Missionarinnen, Agnes Schade und Katharina Sadtler, nach Indien abgeordnet. Andere sind ihnen später gefolgt, ohne daß dadurch der Dienst der Missionarsfrauen überflüssig geworden wäre. 1899 wurde Dr. Lydia Woerner als erste Missionsärztin ausgesandt. Dagegen stand das Komitee der sich langsam entwickelnden Missionsindustrie ablehnend gegenüber, und auch die Erbauung eines Missionsanatoriums wurde zunächst abgelehnt. Erst erheblich später (1912) erhielt die Mission durch eine hochherzige Spende ein Erholungsheim in Kotagiri in den Nilagiri-Bergen. An Missionar Bohl, dem späteren Breklumer Senior, hatte die Rajahmundry-Mission einen hervorragend tüchtigen Helfer, besonders auf dem Gebiet des Schulwesens. Immer reicher ging die Tränensaat der ersten Jahrzehnte auf. Das Jubiläumsjahr 1895, in Amerika sang- und klanglos verlaufen, brachte in Indien eine dreitägige Feier mit Grundsteinlegung für ein neues Seminargebäude (der Seminarleiter war Ruder) und Einweihung der neuen Immanuelkapelle in Daulscharam sowie die erste Konferenz lutherischer Telugumissionare in Guntur. Leider kam im Jahre 1897 anlässlich der Ordination eines Eingeborenen eine schleichende Krise zum Ausbruch, die zur Resignation mehrerer Missionare führte. Auch der oben erwähnte energische Dr. Schmidt war in sie verwickelt.

Das durch eine Visitationsreise des „Inspektors“ Welskotten eingeleitete neue Jahrhundert brachte trotzdem einen ungeahnten Aufschwung. Dem von der Generalsynode dem Generalkonzil zur Verfügung gestellten und endlich ganz zu ihm übergegangenen erfahrenen Missionar Dr. Harpster, der von 1902—1907 das Amt eines „Temporary Direktor“ führte, gelang es durch seine Umsicht und Weisheit, den Frieden wiederherzustellen und eine völlige Rekonstruktion der Mission durchzuführen, vor allem auch die Eigentumsverhältnisse bezüglich der von Dr. Schmidt angekauften Ländereien zu regeln. Die von ihm verbesserte Missionsordnung wurde nach seinem Abgang nochmals im Sinn einer Erweiterung der Rechte der Missionare revidiert. Die Spitzenfabrikation blühte unter der Leitung seiner Gattin mächtig auf, desgleichen der Postkartenverkauf. 1907 wurde die dritte Missionsärztin ausgesandt. 1911 konnte in Rajahmundry ein von einem bekehrten Brahminen erbautes, aus Sammlungen der amerikanischen Frauenmissionsvereine be-

strittenes, geräumiges Frauen- und Kinderhospital eröffnet werden. (Wert 45 000 Dollar. 1918: 360 Patienten, über 500 Operationen.) Vor allem aber nahm die Zahl der Gemeindeglieder ständig zu. Immer mehr Befehrte kamen auch aus den Sudra, während Uebertritte von Brahminen und Mohammedanern zum Christentum nur vereinzelt zu verzeichnen sind. Als im Januar 1920 die Rajahmundry-Mission unter gewaltiger Beteiligung von nah und fern ihr 75 jähriges Jubiläum feierte, hatte sich die Zahl der Christen seit der Jahrhundertwende mehr als vervierfacht. Das zuerst langsame, dann immer schnellere Wachstum spiegelt sich in folgenden Zahlen<sup>1)</sup> wider:

	1870	1880	1890	1900	1905	1910
Christen	160	335	1056	6159	13 823	16 953
Kommunikanten	70	216	978	3000	6135	9926
Missionare	2	4	4	5	16	12
Eingeborene Helfer	9	16	90	142	314	347
Schüler	188	440	1473	3500	5275	6099

Erst recht erfreulich ist der neueste Stand der Rajahmundry-Mission, der uns nach der Statistik für 1920 wie folgt beschrieben wird:

„In der Rajahmundry-Konferenz arbeiten 6 ordinierte Missionare, 2 mit eigener Arbeit betraute Missionarsfrauen, 12 ledige Frauen, 2 europäische bzw. anglo-indische Helferinnen, 8 indische Pastoren, 18 Oberkatechisten, 8 Katechisten, 66 Evangelisten, 30 Bibelfrauen, 6 Schulaufseher, 388 Lehrer und 168 Lehrerinnen (außerdem 58 nichtchristliche Lehrer) und 12 andere Gehilfen, zusammen 762 eingeborene Mitarbeiter. Unter den ledigen Frauen befindet sich eine amerikanische und eine europäische aber in Indien ausgebildete Ärztin. Die Konferenz umfaßt 8 Stationen mit 489 Predigtplätzen. In 356 Gemeinden sind 28 394 Getaufte, wovon 14 507 abendmahlberechtigt sind. Im Jahre 1920 wurden 3084 getauft, davon 1520 erwachsene Heiden und 1130 Kinder aus christlichen und 434 aus heidnischen Familien. Dazu kommen 7082 Taufbewerber. In 361 Sonntagsschulen mit 459 Lehrern sind 5099 christliche und 6360 nichtchristliche Schüler. In 361 Elementar- und Sekundarschulen befinden sich 3120 christliche Knaben und 2086 christliche Mädchen neben 7574 nichtchristlichen Knaben und 3270 nichtchristlichen Mädchen. Für evangelistische Tätigkeit werden 60 Männer und 28 Frauen ausgebildet, für den Lehrerberuf 87 Männer und 12 Frauen, zu Krankenpflegerinnen 8 Frauen. Es bestehen 4 Männervereine mit 380 und 22 Frauenvereine mit 885 Gliedern. Ärztliche Mission wird in einem Frauen- und Kinderhospital (Rajahmundry) und 3 Kliniken betrieben (1920 wurden 7999 Kranke behandelt). In einer Spitzenindustrie, unter einer besonderen Missionarin, werden 920 arme oder vermittelte Frauen beschäftigt. Der Ertrag für die meist nach Amerika verkauften Spitzen wird zur Erhaltung und Ausdehnung dieser Arbeit verwandt, welche den in ihren eigenen Häusern beschäftigten Frauen nicht nur Verdienst gibt, sondern sie zu Fleiß und Sauberkeit erziehen hilft. Eine Druderei und Buchhandlung (Rajahmundry) sind wertvolle Hilfsmittel; ein Besesszimmer, von Männern aus den höheren Kasten besucht, gibt dem Missionar

<sup>1)</sup> Drach-Ruder a. a. O., S. 386.



manche Gelegenheit zu religiösen Unterredungen mit den Besuchern. Eine Missionarin gehört zum Lehrkörper der Schule für Missionarskinder in Kodakanal, wo auch eine Ferienstation für die Missionare mehrere eigne Häuser besitzt.“<sup>7)</sup>

Die Mission der Generalsynode in Guntur hat sich unter ähnlichen Bedingungen wesentlich parallel, aber bei intensiverer Arbeit schneller und großartiger entwickelt. Sie hatte 1870 (?) 2470, 1881 7000 (?), 1885 (?) 8682, 1892 (?) 13 758,<sup>8)</sup> 1898 17 811, 1908 37 255, 1913 46 594, 1918 59 343<sup>9)</sup> Christen. Als ihre bekannteste Persönlichkeit verehrt die Gunturmission A. D. Rowe, den „Missionar der Kinder“.

Eine Spezialdarstellung ihrer Geschichte liegt mir nicht vor. Lehrreicher als ein nochmaliger geschichtlicher Ueberblick, zu dem uns auch der Raum fehlt, dürfte ein Blick in den gegenwärtigen Betrieb sein.<sup>10)</sup> Das Missionsfeld ist eingeteilt in folgende Bezirke: Guntur-Stadt, Guntur-Land, Sattenapalle, Vapatla, Tenali, Repalle, Palnad, Narasarakupet-Vinukonda, Markapur-Cumbum, Kanagiri. Die Guntur-Synode umfaßt 750 (nach anderer Zählung 702) Gemeinden mit 63 370 Getauften. 1898 waren 1,1, 1908 2,1, 1918 3,0 Prozent der ständig wachsenden Bevölkerung christianisiert.<sup>11)</sup> 1920 wurden 1834 erwachsene Heiden getauft. Dazu kamen 1947 Kinder aus christlichen und 906 aus heidnischen Familien. Es waren 7919 Taufbewerber vorhanden. Die Einnahmen auf dem Missionsfelde betrugen 1918 123 697 Rps. Charakteristisch ist vor allem die überaus reiche Entfaltung der pädagogischen und charitativen Unternehmungen. Sie sind zumeist in Guntur zentralisiert, doch finden sich kleinere Anstalten, besonders Schulen, selbstverständlich überall. In Guntur gibt es außer drei Kirchen folgende Anstalten<sup>12)</sup>: ein Kollege, je eine High School und Lower Secondary School, vier Zweigschulen, je eine Knaben- und Mädchen-Kostschule, ein Bibelinstitut, ein Lehrerseminar, ein Waisen-Industrie-Institut, 1 Highschool und ein Waisenhaus für Mädchen, 1 Frauen-Training-School, eine Bibelfrauenschule mit Senanaarbeit, je eine Hindumädchen- und Mohammedanerschule, verschiedene Elementar- und Sonntagsschulen, Hospital und Apotheke für Frauen und Kinder mit einer Zweigapotheke in Tenali, eine dem Hospital angegliederte Schule für Krankenpflegerinnen, „Mangalamundram“, wohl eine Art Siechenheim, eine Buchdruckerei und ein Buchladen. Im ganzen zählt man 438 Elementar- und Sekundar-Schulen mit 810 christlichen und 6885 heidnischen Schülern, unter denen die Knaben etwa zwei Drittel ausmachen. Dazu kommen noch 433 Sonntagsschulen mit 870 Lehrern und 21 099 Schülern, vielfach wohl dieselben Personen wie vor. Für evangelistische Tätigkeit werden 23 Männer und 19 Frauen ausgebildet, für den Lehrerberuf 162 junge

<sup>7)</sup> R. Bielinski im Lutherischen Missionsbuch 1922 a. a. O.

<sup>8)</sup> Statistische Uebersichten der AMB.

<sup>9)</sup> Die letzten Angaben aus dem Jahresbericht 1918.

<sup>10)</sup> Handbuch 1921. Bielinski a. a. O.

<sup>11)</sup> Jahresbericht 1918. S. 11.

<sup>12)</sup> Handbuch 1921, S. 17.

Männer und 129 junge Mädchen, in Handarbeiten 27 junge Männer, 205 Männervereine zählen 3277 und 247 Frauenvereine 4134 Mitglieder. Die ärztliche Mission (zu dem erwähnten Hospital kommen noch drei Kliniken) wird sehr stark in Anspruch genommen (1920: 902 Operationen). Die Pflinglinge der Blindenschule Kentschintala, 1920 16, Kinder und Erwachsene, kommen auch aus anderen Missionsgebieten und werden zumteil mit gutem Erfolg zum Missionsdienst vorbereitet. Fast alle Zahlen sind ständig in einem schnellen Wachstum begriffen. Eine Ausnahme macht nur die Hochschule und das College in Guntur mit 984 Schülern, worunter 57 Christen, 837 Hindu und 90 Mohammedaner. Vor fünf Jahren waren es 1135 Hindus und 185 Mohammedaner. Dieser Rückgang hängt zumteil mit der Dezentralisierung der unteren Klassen, zumteil aber auch mit der nationalistischen „Non-Cooperation“-Bewegung zusammen.

Es ist erstaunlich, daß dieses ganze weitverzweigte Werk von neun Missionaren, einem Missionsarzt, 2 Ärztinnen, sieben Missionarinnen, sechs mit eigener Arbeit betrauten Missionarsfrauen und drei europäischen bzw. anglo-indischen Helferinnen betrieben werden kann. Dies ist nur möglich mit Hilfe der sehr zahlreichen (1132) eingeborenen Helfer und Helferinnen, unter denen 15 indische Pastoren sind. Offenbar kommt die entstehende Kirche dem Ideal der Selbstständigkeit schon verhältnismäßig nahe. Bieweit der Weg zur finanziellen Selbstständigkeit noch ist, geht aus den Unterlagen nicht klar hervor. Die leitenden Persönlichkeiten sind der seit 48 Jahren im Missionsdienst stehende originelle D. Uhl und der seit 1890 in Indien weilende bekannte Missionar D. Abery. Als Organ erscheint in Guntur die Monatschrift „Gospel Witneß“.

Durch die am 14. November 1918 in Newyork erfolgte Proklamation der United Lutheran Church sind Generalsynode und Generalkonzil und damit auch ihre Missionen wieder vereinigt. Die Unterscheidung zwischen Guntur- und Rajahmundrykonferenz hat daher jetzt nur noch geschäftliche und verwaltungstechnische Bedeutung.

Die Arbeit der Telugumission, an der übrigens die schwedische Augustana-Synode in Amerika infolge alter Beziehungen einen nicht geringen Anteil hat, mußte infolge der starken Auswanderung auch auf Hinterindien und Ceylon ausgedehnt werden. In Rangun (Barma) ist als Seelsorger der mehrere hundert Seelen, meist Männer, umfassenden Telugugemeinde und als Missionar ein eingeborener Pastor stationiert. In Travankore und auf Ceylon arbeitet ein solcher mit mehreren Lehrern unter etwa 2000 Teluguchristen in Kirche und Schule.

Um den Grundstock der indischen Mission gruppiert sich eine Reihe von kleineren Missionsunternehmungen der Vereinigten lutherischen Kirche.

Im Jahre 1860 begann die Generalsynode eine Arbeit in der von amerikanischen Philanthropen begründeten, seit 1847 anerkannten Republik Liberia. Die Missionsstation Mühlenberg (so benannt nach dem oben erwähnten Vater der lutherischen Kirche in Amerika) ist bis vor einigen Jahren ihr einziger Wirkungsplatz dort gewesen. Die Lage der Station, zwölf Stunden aufwärts am St.-Paulsflusse, in unmittelbarer Nähe sowohl der Niederlassungen der christianisierten Liberianer, wie dreier vollreicher Eingee-

borenenstämme, der Bassa im Osten und der Apelle und Gola im Norden, Westen und teilweise auch noch im Osten, könnte auf den ersten Blick hervorragend günstig erscheinen. Tatsächlich haben sich aus ihr bemerkenswerte Gefahren für die Arbeit ergeben, von denen sogleich die Rede sein wird. Zu Anfang litt die Arbeit sehr unter dem ungesunden Klima. Die ersten Missionare M. Officer, G. Heigard, J. Kistler usw. mußten einander schnell ablösen. Erst Missionar Day hielt erheblich länger aus, 22 Jahre, und seitdem ist es auch im allgemeinen damit besser geworden. Day genoß wegen seiner Energie und Mchlichkeit bis weit ins Innere bei den Eingeborenen großes Ansehen. Aus seiner Zeit (um 1890) besitzen wir eine anziehende Schilderung von den Reisenden Büttikofer,\*) in der neben dem einfach feierlichen Gottesdienst die wohleingerichtete, damals für den ganzen Unterhalt der Station aufkommende Kassepflanzung rühmend erwähnt wird (1900 Ertrag über 10 000 M.). Trotzdem haben die bescheidenen Erfolge der wesentlich als Schulmission betriebenen Arbeit die Missionare je länger, desto weniger befriedigt.

Sie richteten ihren Blick immer entschlossener auf die gegen zwei Millionen zählenden „Busch neger“ im Innern, die von den 50 000 teils reinblütigen, teils mischblütigen amerikanisierten, äußerlich kirchlichen „Liberianern“ durch dichte Urwälder und ausgeprägtes gegenseitiges Vorurteil getrennt sind. So entstanden seit 1908 drei weitere Stationen, unter denen Apolo Pella (Brothaus-Bethlehem) etwa 50 Kilometer von Mühlenberg den Paulsfluß hinauf in gesunder und missionarisch günstiger Lage im Gebiet der noch fast unberührten Apelle, die wichtigste ist. Nach älteren Nachrichten, die bis ins 17. und 16. Jahrhundert zurückreichen, waren bei der Bevölkerung besonders urwüchsigte Verhältnisse, z. B. echt westafrikanische Geheimbünde zu vermuten. Im übrigen waren Volkstum und Sprache noch so unerforscht, daß selbst die Missionare mit den Eingeborenen durch Dolmetscher, ehemalige Missionschüler, verkehrten. Um diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, berief die U. V. Ch. kurz vor Beginn des Weltkrieges den Berliner Sprachforscher Professor Westermann als Helfer nach Afrika. Er hat nach vielen Schwierigkeiten sein Ziel erreicht und seine Aufgabe erfüllt, hat uns auch mit Scharfblick und wohlwollender Kritik die Lage der Mühlenbergmission geschildert.“ Das Verhängnis fast aller christlichen Missionsarbeit in Liberia ist danach bisher gewesen, daß man sich nicht auf die Christianisierung der Eingeborenen in ihren Stammesverbänden, sondern auf ihre „Liberialisierung“, d. h. Amerikanisierung einstellte. Die Mission der amerikanischen Lutheraner macht, obwohl verhältnismäßig gesund, davon keine Ausnahme. In den Mühlenberger Anstalten für Knaben und Mädchen, wo die Kinder ohne Rücksicht auf ihre Volkszugehörigkeit buntgemischt aufgenommen werden, wird alles Volkstümliche als heidnisch und sündlich bewußt ausgelöscht. Aus dem schüchternen Buschkinde „Kweli“ wird ein amerikanisch gekleideter, amerikanisch essender, schlafender, sich benehmender „Roger A. Cleveland“. Der

\*) A. M. J. 1892, S. 545.

\*) Eine Reise nach Westafrika zur Kriegszeit. E. M. M. 1920, S. 70—78.



Gebrauch der Muttersprache ist verboten und der Verkehr mit den Angehörigen wird auf das Mindestmaß beschränkt. Im übrigen ist die Ausbildung trefflich, im Aeußeren und Geistigen maßvoll, vorwiegend auf Handwerksunterricht eingestellt. Die industriellen Anlagen sollen noch weiter ausgebaut werden. Fast alle dort untergebrachten Kinder werden kraft freien Entschlusses nach gründlicher Vorbereitung getauft. Die Schwierigkeit liegt nun aber darin, diese Ansätze für das Wohl und die weitere Missionierung der Eingeborenen fruchtbar zu machen. Geschlossene Siedelung in der Nähe Mühlenbergs führte nur zu bescheidenen Erfolgen und außerdem zur dauernden Liberianisierung, die für das Volkstum der Republik zwar ihre Bedeutung hat — verhältnismäßig viele Männer in angesehenen Stellungen sind ehemalige Buskneger —, aber für die Sache des Christentums wenig austrägt. Der andere Versuch aber, die entlassenen Schüler als Pioniere in ihre Heimatdörfer zurückzusenden, mißlang erst recht. Entweder waren die Zurückkehrenden ihrem Volkstum zu sehr entfremdet, oder sie streiften die nur äußerlich übergeworfene Hülle der Kultur und des Christentums bald wieder ab und entwickelten sich zu geriebenen Händlern. Aus dem allen ergab sich die doppelte Lehre, daß man ins Innere vordringen und sich auch der Erwachsenen annehmen müsse. Dr. Westermann hat nun mit Missionar Leonhard den Entwurf zu einer Grammatik der Apellesprache hergestellt, sowie die Bearbeitung der stark abweichenden Sprache der den hamitischen Sudanesen näherstehenden Gola vorbereitet. Eine Sammlung von Volksagen wurde angelegt, 6 Psalmen sind übersetzt, und die Uebersetzung des Markusevangeliums wurde begonnen. Die Besetzung dreier weiterer Stationen im Innern ist geplant. Neue Gebäude für die Mädchenkostschule und die Apotheke in Mühlenberg sind inzwischen wohl fertiggestellt. Die 22 weißen Kräfte (einschließlich der Frauen und eines 1920 ausgesandten Missionsarztes Dr. Nielsen) werden unterstützt von 28 eingeborenen Helfern. In 9 Schulen werden 260 Schüler unterrichtet. Die Zahl der Kommunionberechtigten Christen beträgt nach 60jähriger Arbeit erst 200. Möchte die Neueinstellung der Arbeit bald zu schönen Erfolgen führen!

Auch in Japan haben die Amerikaner Pionierarbeit für die lutherische Mission geleistet. Die kleine, nur 40—50000 Kommunikanten zählende Vereinigte Synode des Südens, jetzt auch in der U. L. Ch. aufgegangen, sandte 1892 einen Missionar Scherer nach dem „Land des Sonnenaufgangs“, dem bald ein zweiter, Peery, folgte. Beide begaben sich, nachdem sie in Tokio sondiert hatten, nach der Insel Kjusju, wo sie in Saga zunächst als Sprachlehrer ein Unterkommen fanden und 1893 in einem gemieteten Hause mit der Predigt des Evangeliums beginnen konnten. Trotz schwach besuchter Gottesdienste konnten die Erstlinge, z. T. aus sozial höherstehenden Familien getauft werden. Trotz des Widerstandes der feindseligen Bevölkerung wurde die Arbeit auf einige Nachbarkstädte ausgedehnt und um die Jahrhundertwende mit Hilfe eines 1898 angekommenen dritten Missionars und eines eingeborenen Evangelisten in dem als Schulstadt bedeutsamen Kumamoto nahe dem Mittelpunkt der Insel eine weitere Hauptstation eröffnet. Die 1901 in Kurume, 10 Meilen von Saga, eingetretene dänisch-amerikanische Mission wurde der bisherigen Arbeit organisch angegliedert und

blieb es auch, als die U. L. Ch. gebildet wurde, ohne daß die dänischen Lutheraner ihr beigetreten wären. Als die Kräfte trotzdem für das wachsende Werk nicht mehr ausreichten, besetzte das Generalkonzil, von der Synode des Südens zu Hilfe gerufen, die Landeshauptstadt Tokio mit einem Missionar und einem eingeborenen Gehilfen aus dem Süden. Infolge der immer noch bestehenden Beschränkungen für Ausländer mußte und muß man sich z. T. heute noch für die Gottesdienste und Versammlungen mit gemieteten, durch Herausnehmen der Papierwände notdürftig hergerichteten Privaträumen begnügen. Da diese Räume für die Großstädter wenig Anziehendes haben, versucht man, wiewohl die Predigt ohne weiteres auch die Vorübergehenden erreicht, durch Hausbesuche, Sprach- und Kochunterricht, Sonntagsschulen usw. an weitere Kreise heranzukommen. Das Elementarschulwesen ist in Japan bekanntlich staatlich straff organisiert und dem Einfluß der Missionen daher entzogen. Es bleiben Kindergärten und höhere Schulen, welche aber gewaltige Summen verschlingen. Die lutherische Mission hat auf 17 Stationen nur 3 Kindergärten und eine höhere Schule. Als besonders segensreich hat sich die Einrichtung eines christlichen Studentenheims erwiesen. Auch Geislas wurden von der Mission erreicht. Außerst schwierig ist es nur, die Getauften zusammenzuhalten, wenn auch die Gründe dafür völlig anderer Art sind als in Liberia. Die japanische Mission trägt durchaus modern-großstädtischen Charakter. Die Stationen sind, obwohl zumeist im Süden auf Hondo und Kjusju liegend, weit zerstreut. Die äußersten Punkte Tokio und Kumamoto liegen etwa 1000 Kilometer Luftlinie auseinander.<sup>10)</sup> Der Japaner liebt den Ortswechsel. Infolgedessen sind von den 1043 Getauften nur 324 (darunter 201 abendmahlberechtigte) in Gemeinden gesammelt. Ein stärkendes Bindeglied ist aber die 1906 in Kumamoto eröffnete Mittelschule, welche trotz höheren Schulgeldes die staatliche Schule überflügelt hat. Sie hat 550 bis 600 Schüler und mußte Hunderte wegen Raummangels abweisen. Seit 1909 ist ihr ein theologisches Seminar angegliedert, mit z. Bt. 9 Theologiestudierenden (früher bis zu 22). Einzelne bewährte Gehilfen studieren auch in Amerika. 1920 sind 109 Erwachsene und 18 Kinder getauft worden. Im ganzen sind bis 1920 18 Missionare und 4 Missionarinnen ausgesandt worden. Die vereinigte Mission hatte Ende 1920 15 ordinierte Missionare, 15 Missionars- und 4 ledige Frauen, 7 japanische Pastoren, 11 Evangelisten und 7 Kindergärtnerinnen in der Arbeit. In 44 Sonntagsschulen und Kindergärten wurden 2700 Schüler mit 65 Lehrkräften gezählt. In 6 Orten sind eigene Kapellen, in 4 Orten eigene Kindergartengebäude vorhanden. Zu wünschen wäre eine stärkere Missionstätigkeit unter der bodenständigen Landbevölkerung. Japan, eins der wichtigsten Missionsländer für Gegenwart und Zukunft, wird hin- und hergezogen zwischen seiner eigenen, ganz auf Disziplin und Autorität gegründeten und der modernen Kultur, in deren Gefolge Agnostizismus, Materialismus und soziale Nöte einziehen. Die meisten englischen und amerikanischen Missionen bringen ihm das Christentum als „völkerbeglückende Demo-

<sup>10)</sup> Außerdem sind zu nennen: Toyohashi, Nagoya, Osaka, Kobe, Schimonoseki, Moji, Fukuoka, Kurume, Saga, Omuta. Alle diese Städte ohne die Umgegend haben zusammen etwa 5 500 000 Einwohner.

kratie“ so, wie es für Japan schwerlich aufbauend wirkt. So tut mächtere, biblisch-lutherische Mission diesem Lande besonders not. Freilich ist es für sie schwer, neben den mit unerschöpflichen Geldmitteln arbeitenden Anglikanern sich durchzusetzen. Leider ist auch aus diesem Grunde bei den gegenwärtigen Valutaverhältnissen der Miteintritt einer deutschen lutherischen Mission in die japanische Arbeit so gut wie ausgeschlossen. Unter diesen Umständen ergeben sich für den Fall einer Verschärfung der japanisch-amerikanischen Spannung sehr ernste Perspektiven.<sup>11)</sup> An der Japanmission der U. L. Ch. ist seit 1916 auch die Fäsländische Synode beteiligt.

Der Board of Foreign Missions der Vereinigten Lutherischen Kirche hat auch die seit 1913 aus einer holländisch-lutherischen Gemeinde in Neumsterdam herausgewachsene „Pan-Lutheran Missionary Society“ für das lateinische Amerika in sich aufgenommen. Diese treibt in Britisch-Guyana wesentlich Diasporaarbeit, sucht aber auch Fühlung mit ausgewanderten Indern und anfässigen oder schweifenden Arowak-Indianern zu gewinnen. Die Mission hat eine Hauptstation in Neumsterdam, 3 Nebenstationen am Verbece aufwärts: Itumi, Maria Henriette und St. Lust, 1 Missionarsehepaar, 3 englisch sprechende und 1 indischen Katechist, 4 Schullehrer, 124 Schüler und 189 Sonntagschüler. Seidentausen kommen noch kaum vor. Auch die Arbeit in Argentinien steht noch ganz in den Anfängen und ist bislang keine Seidenmission, sondern Gemeindeorganisation und Evangelisation besonders für Auswanderer.<sup>12)</sup>

Dies ganze reichverzweigte Missionswerk der Vereinigten Lutherischen Kirche untersteht einer Heimatbehörde, die ihren Sitz in Baltimore (601 Cathedral Street) hat. Präsident ist Rev. C. R. Bell, D. D., Baltimore. Hauptamtlich angestellte Sekretäre sind die Doktoren der Theologie Ch. L. Brown († 9. Nov. 1921 in Liberia), Geo. Drach und L. B. Wolf. Allmonatlich erscheinen die trefflich geleiteten Missionsblätter: „Der Missionsbote“ (seit 1878, Herausgeber Pastor R. Bielinski, Dolanco, N. J.) und „The Foreign Missionary“ (seit 1880, Herausgeber Rev. Drach). Während vor 40 Jahren das deutsche Organ die größere Verbreitung hatte, scheint das Verhältnis jetzt umgekehrt zu sein. Die Gesamtausgaben betrugen 1. Juli 1919/20 527 643,75 Dollar.<sup>13)</sup> In Verbindung mit der Hauptgesellschaft arbeitet ein Frauenmissionsverein, der seinen Sitz in Pittsburg hat und ein Frauenmissionsblatt „Luther Woman's Work“ herausgibt. An der Missionsarbeit der U. L. Ch. in Indien ist auch die Schwedische Augustana-Synode beteiligt, welche selbstständig in China arbeitet (Provinz Honan, 20 Weiße ohne Missionarsfrauen, 77 eingeborene Helfer, 613 Christen, Einkommen 93 000 Dollar).<sup>14)</sup>

<sup>11)</sup> Handbuch der U. L. Ch. 1921. Missionsjahresbericht der U. L. Ch. 1919. Kyushu Gakuin Memorial (Erinnerungsbuch an die Gründung der Hochschule), Ch. L. Brown, Japan for Christ, Bielinski a. a. D.

<sup>12)</sup> Jahresbericht für 1919. Handbuch 1921.

<sup>13)</sup> Handbuch 1921, S. 27.

<sup>14)</sup> Torell, China and the Augustana Synod's Mission in the Province of Honan. Rock Island, Ill. 1914. Our first Decade in China 1905—1915.



Einer besonderen Leitung untersteht die nicht sowohl Heidenmission als Diasporaarbeit treibende Westindienmission der Vereinigten Lutherischen Kirche. Die Tradition der ja noch fortbestehenden Arbeit der Brüdergemeinde auf St. Thomas und St. Croix von 1732 für sie in Anspruch zu nehmen<sup>15)</sup> ist nur sehr bedingter Weise richtig. Eher kann man sich auf die seit 1672 betriebene kirchliche Arbeit der dänischen Regierung, die 1917 die Jungferninseln an die Union verkaufte, berufen.<sup>16)</sup> Die alten dänischen Kirchen werden noch benutzt.

Nach einer mir von D. Drach freundlichst mitgeteilten Statistik hatte die U. L. Ch. im Jahre 1920 152 Missionsarbeiter (nach amerikanischer Zählung, Männer und Frauen) und 92 600 Getaufte.

## 2. Missionsanfänge in der Ohiosynode.<sup>17)</sup>

Nachdem im Jahre 1805 zuerst Reiseprediger des Pennsylvaniaministeriums nach Ohio gekommen waren, wurde 1818 die Ohiosynode gegründet. Obwohl sich in ihr seit den vierziger Jahren ein stetiges Erstarken des konfessionellen Bewusstseins beobachten läßt, haben die Einigungsverhandlungen mit den unten zu nennenden streng lutherischen Synoden nicht völlig zum Ziel geführt. Das Verhältnis ist aber brüderlich. Missionsgaben wurden auf Wunsch befördert, vorwiegend an lutherische Missionen in Deutschland; eigene Missionsarbeit wurde zunächst nicht getrieben. Das Verhältnis besonders zur Hermannsburger Mission wurde jedoch immer enger und der Missionseifer allmählich größer. Von 1898 bis 1912 stiegen die Gaben von 2800 auf 17 441 Dollar für das Doppeljahr. Die ersten Versuche, zu einer eigenen Arbeit zu kommen, verliefen im Sande. 1910 forderte die erste Missionskonferenz in Columbus die Synode mit großer Begeisterung auf, eine eigene Heidenmission zu beginnen. Die daraufhin angeknüpften Verhandlungen mit der sich nach Hilfe umsehenden Hermannsburger Missionsleitung führten dazu, daß die Ohiosynode für den 1. Januar 1913 die beiden westlich der Ostghats liegenden Telugustationen Kodur<sup>18)</sup> und Puttur<sup>19)</sup> mit je 6 Nebenstationen und zusammen 350 Getauften, 209 Kommunikanten, 400 Schülern, 9 Taufbewerbern, einem Ausföhrigenasthl mit zirka 30 Insassen, 1 eingeborenen Pastor, 10 Katecheten, 24 Lehrern, 3 Bibelfrauen und 4 Diakonen übernahm. Für die Gebäude mit Inventar, 18 Acker gutes, künstlich bewässertes Reisland, eine 1910 angelegte Agavenpflanzung und die Ausrüstung der ärztlichen Mission wurde ein Kaufpreis von 16 733 Dollar gezahlt. Die Londoner Mission trat bereitwillig das ihr zugehörige Gebiet um Rajampet ab, dessen Bewohnerzahl auf etwa 80 000 geschätzt wird. Die Bedingungen der Arbeit unter der etwa 150 000 Seelen zählenden Telugu-Bevölkerung, gemischt aus

<sup>15)</sup> E. Pfeiffer, Mission studies, S. 107.

<sup>16)</sup> Foreign, Missions Year Book 1920, S. 191. The Westindies confront Christian America, S. 4.

<sup>17)</sup> B. R. C. XIV, 201. Pfeiffer, Mission Studies, S. 108 f. Derselbe, Unsere Mission in Indien. Columbus, Oh. v. J.

<sup>18)</sup> Gegr. 1883 von Wörlein.

<sup>19)</sup> Gegr. 1900 von Peterfen.

Sudras, Malas, Madigas und Mohammedanern, sind denen in Guntur und Rajahmundry ähnlich. Von besonderer Bedeutung sind Predigtreisen. Ärztliche Hilfe und Schulunterricht sind viel begehrt. Auch die Sudras kommen. Der wirkliche Fortschritt geschieht freilich innerlich und äußerlich langsam. Bis 1919 war die Zahl der Getauften auf 459 gestiegen. Im weiteren Verlauf verschlingt sich die Geschichte der Ohiomission mit der Kriegsgeschichte, von der unten im Zusammenhang die Rede sein soll. Hier mag nur noch bemerkt werden, daß die um 1912 erwogenen Pläne für eine Mission unter den asiatischen Einwanderern an der Pacific-Küste einstweilen zurückgestellt worden sind.

Präsident des Board of Foreign Missions der Ohiosynode ist Prof. D. Pfeiffer in Columbus, Ohio, Sekretär Rev. J. H. Schneider ebendort, 306 East Stewart Ave. Ein besonderes Missionsblatt wird nicht herausgegeben. Dafür haben die „Kirchenzeitung“ und der „Lutheran Standard“ Missionsabteilungen, in welchen Berichte und Nachrichten über die Arbeit auf den verschiedenen Gebieten der Missionstätigkeit gebracht werden.

### 3. Die Missionen der Synodalkonferenz.

Die im Jahre 1872 von dem bedeutenden aber scharfkontingierten Dr. C. F. Walther unter dem Zeichen exklusiven Luthertums gegründete Synodalkonferenz, deren Kern die im Anschluß an die sog. Stephansche Auswanderung 1847 von demselben gegründete *Missouri-Synode* bildet,<sup>20)</sup> hat, zunächst mit der Sammlung der Gemeinden im eigenen Lande vollauf beschäftigt, erst im Jahre 1894 mit der Heidenmission einen Anfang gemacht.<sup>21)</sup> Während zunächst eine Japanmission geplant war, gab das Ausscheiden der Missionare Näther und Mohn aus der bereits 1876 durch einen Missouristreit erschütterten Leipziger Tamulenmission der Missouri-Synode Veranlassung, nach Indien zu gehen. Am 14. Oktober 1894 wurden die beiden genannten Männer dorthin abgeordnet. Näther reiste zunächst allein hinüber, begann 1895 die Arbeit auf einem bis dahin unbebauten Felde im Salem-Distrikt und gründete die erste Missionsstation in Krisnagiri, wo ihn 1904 die Beulenpest aus gesegneter Arbeit hinwegraffte. Inzwischen waren von den Missionaren Mohn, Freche und Kellerbauer — die beiden letzteren kamen 1895 und 1897 ebenfalls von der Leipziger Mission — die Stationen Ambur, Vaniambadi und Bargar in Angriff genommen worden. Von diesen vier Hauptstationen hat sich seitdem die Arbeit noch auf 18 umliegende Missionsposten ausgebreitet. 1907 führte ein Hüferuf „gänzlich verwahrloster“ Missionsgemeinden (von der Londoner Mission?) die Missourier nach Travankor, wo sich im Umkreis der Städte Nagercoil und Trivandrum die Arbeit schnell über 42 Missionsposten ausgedehnt hat. Die Bevölkerung besteht aus Tamuln und Malahalen (Trivandrum). Die Missionare arbeiten zumeist unter den

<sup>20)</sup> P. R. G.<sup>e</sup> XIV, 201 f., 210.

<sup>21)</sup> Pfeiffer, *Mission Studies*, S. 108. Jubiläumrückblick von Kretschmar im Synodalbericht 1920, S. 142 ff., auch separat deutsch und englisch. Dr. S. Nau, Zum 25jährigen Jubiläum unserer Tamulenmission. Zwickau, bei J. Hermann.

verachteten Parias und Pulehas, finden aber auch bei Sudras, Bellalas und Schanars Eingang. Zur Kennzeichnung der — durch den Krieg erheblich gestörten — Entwicklung stellen wir die Statistiken von 1913, 1919 und 1920 nebeneinander:

	Missionare	Eingeborene Gehilfen	Stationen einschl. Nebenst.	Getaufte	Katechumenen	Schulen	Christliche Schüler	Heidnische Schüler	Heidentaufen	Leistungen der Gemeind. Aps.
1913	15	96	46	675	1321	41	193	1524	118	1882
1919	5	169	64	1681	1721	68	310	2347	141	4150
1920	8	169	66	2401	1752	68	609	2440	303	?

Die Mission besitzt drei höhere Schulinstitute in Ambur, Nagercoil und Trivandrum, in denen eingeborene Missionsgehilfen ausgebildet werden, und ein von den Frauen der Synode gestiftetes Bergheim für erholungsbedürftige Missionare, mit dem eine Schule für Missionarskinder verbunden werden soll. In Nagercoil werden Blinde als Weber beschäftigt. Eine Krankenpflegerin ist vorhanden. Die Aussendung eines Missionsarztes wird gewünscht. Die Kosten der Mission betragen etwa 45 000 Dollar pro Jahr.

Die Missouri-Synode hat ferner 1917 eine seit 1912 auf Anregung von Prof. E. L. Arndt von einer besonderen Missionsgesellschaft für China begonnene Arbeit in Hankau (Provinz Hupeh) übernommen. Diese Stadt gewinnt neuerdings auch sonst an Bedeutung für die lutherische Mission. Um so mehr ist die Zersplitterung der lutherischen Missionen zu beklagen. Die Missionsarbeiter haben dort 8 Missionare, von denen jedoch einer sich zum Missionsarzt ausbilden will. In sechs Kapellen (nicht Eigentum der Mission) wird mit Hilfe von acht eingeborenen Gehilfen gepredigt. Die Zahl der Christen beträgt 130. In 15 Schulen, in denen ebenfalls gepredigt wird, werden von 17 Lehrern 358 Kinder unterrichtet. 1920: 49 Tausen. Die Arbeit ist 1919 nach Schinansu (300 Meilen südwestlich Hankau) ausgedehnt worden. Die Kosten betragen bei dem ungünstigen Kurse etwa 35 000 Dollar pro Jahr.

Im ganzen zählten diese beiden Missionen der Missouri-Synode 1920 31 Weiße und 2531 eingeborene Christen.

Die heimische Leitung hat ihren Sitz in St. Louis, Missouri, 2243 South Jefferson Avenue. Anfragen können auch an das Concordia Publishing House ebenda gerichtet werden. Missionsdirektor ist seit kurzem Rev. F. Brand, der sich bald nach seinem Amtsantritt zur Visitation auf die Missionsfelder begeben hat. Die Aufnahme der Missionskunde in den Lehrplan der theologischen Seminare ist geplant. Das frühere Missionsblatt „Die Missionstaube“ scheint eingegangen zu sein. Die Synode 1920 hat beschlossen, nicht ein neues Missionsblatt



herauszugeben, sondern in den Blättern „Der Lutheraner“ und „Lutheran Witness“ mehr Raum als bisher der Mission zur Verfügung zu stellen. Mit der Missouri-Synode will in der Mission die norwegische Synode zusammengehen. Dies ist nicht die Norwegian Lutheran Church, welche mit 135 Weißen in China, auf Madagaskar und in Südafrika arbeitet und 14 184 Christen zählt, sondern eine andere kleinere norwegisch-merikanische Kirchengemeinschaft.

Nicht zur „Foreign Mission“ gehören, weil im eigenen Lande betrieben, nach amerikanischer Anschauung die Regermission der Synodalkonferenz (Direktor Rev. C. F. Drewes, 3723 Vista Pl., Pine Lawn Sta., St. Louis, Mo) und die Indianermission der Missouri- und Wisconsin-Synode. Sie widmen sich beide der Evangelisation unter geistlich verwahrlosten Namenschristen auch anderer Denominationen. Doch ist mindestens die Arbeit unter den Rothhäuten auch eigentliche Heidenmission. Die in ihren Reservaten meist ein ziemlich faules Leben führenden, zumteil durch ihre Bodenschätze auch reich gewordenen Indianer der Vereinigten Staaten sind keineswegs im Aussterben begriffen, wie folgende amtlich festgestellte Kopfszahlen beweisen: 1890: 243 000, 1910: 305 000, 1920: 333 702<sup>22)</sup> 85 000 von ihnen sind Christen. Die Missouri-Synode hat 300 Getaufte mit etwa 100 Kommunikanten unter den Stockbridge-Indianern, dem letzten, nur noch 600 Seelen zählenden Rest der einst so stolzen Mohicaner. Hauptstation ist Red-Springs mit Kirche, Pfarrhaus, Kostschule und zwei Außenplätzen. Als Missionar arbeitet Rev. S. M. Tjernagel. Ein neues Feld in White-Earth-Reservation (mit 2—3000 Indianern) ist kürzlich in Angriff genommen. Die laufenden Kosten betragen etwa 10 000 Dollar pro Jahr. Direktor ist Rev. D. Boettcher, R. 2. Wausan, Wisc. Die 1894 begonnene Mission der der Missouri-Synode nahestehenden Wisconsin-Synode unter den Apachen in Arizona hatte 1915 4 Missionare, 6 Lehrerinnen, 4 indianische Helfer, 2 Gemeinden, 2 Predigtplätze, 120 Kommunikanten, 4 Sonntagschulen mit 500 Kindern. Direktor ist Rev. J. S. Schwarz, 1120 Ninth St., Menomoni, Wisc.

#### 4. Die Missionstätigkeit der Zowa-Synode.<sup>23)</sup>

Als W. Löhe im Jahre 1842, tiefbewegt durch einen Aufruf Pastor Wnekens, seine ersten Sendlinge zu den deutschen Ansiedlern Nordamerikas sandte, hatte er von vornherein dabei auch die Arbeit an den Indianern im Auge. Die 1845 unter A. Crämers Führung aufbrechende Schar, welche bei Saginaw (Michn) die Kolonie „Frankenmut“ gründete, war eigens zum Zweck der Mission an den Chippewa-Indianern ausgesandt.

<sup>22)</sup> Pfeiffer, Mission Studies, S. 134 f. Wielinski a. a. O. Synodalbericht der Missouri-Synode 1920, S. 138 ff.

<sup>23)</sup> P. R. C. <sup>x</sup>XIV, S. 199 ff. Fritzsche, Die Indianermission in Michigan und Nebraska, Gütersloh 1897. Baierlein, Im Urwalde. Die betr. Jahrgänge der Kirchlichen Mitteilungen, des Evangelisch-lutherischen Missionsblattes und des Kirchenblattes der Zowa-Synode. Karsten, Geschichte der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig. Deindörfer, Geschichte der Zowa-Synode. Deinzer, Löhes Leben III, 1. Pfeiffer, Mission Studies S. 109, 134 ff.

Es gelang, eine hoffnungsvoll aufblühende Schul- und Kirchenarbeit ins Leben zu rufen, in die 1847 der Leipziger Missionar Baierlein, der Begründer der zweiten Station Bethanien, eintrat. Als dieser jedoch 1853 nach Indien übersiedelte, begann bald darauf ein immer mehr zu Tage tretender Niedergang des von weißen Brantweinhändlern und leider auch von Methodisten sendlingen scharf und zum Theil schändlich bekämpften Werkes. Die zunehmende Gleichgültigkeit der Indianer, durch die Verlegung der Arbeit nach Mount Pleasant nur vorübergehend gebessert, führte endlich 1868 unter Mießler zur Aufgabe der so hoffnungsfreudig begonnenen Arbeit. Kaum daß einzelne verwehte Spuren später noch an sie erinnerten.

Inzwischen hatten sich die Anhänger Böhes mit den Missouriern zusammen von der Ohioynode getrennt und infolge gewisser Differenzen in der Lehre von Kirche und Amt hatten Großmann, Deinzer, S. Fritschel und Schüller dann am 24. August 1854 die Synode von Iowa begründet. Böhe hatte den Gedanken, den roten Kindern Amerikas zu helfen, auch als er sich von der Arbeit in Michigan zurückzog, nicht aufgegeben. Der 1856 nach Amerika abgehende Neuenbottelsauer Sendling J. L. Schmidt aus Fürth wurde ausdrücklich für die Indianermission bestimmt. Ein erster Versuch in dem kanadischen Grand Portage am Superiorsee wurde durch den Widerstand der Jesuiten und der Hudson-Bay-Gesellschaft vereitelt. Auch der zweite günstiger verlaufene Vorstoß zu den Crows (Upsarokas) am Yellowstone ergab kein praktisches Ergebnis, da man den Stamm später nicht wiederfand. Im Frühling 1860 ließ sich unter Schmidts Führung eine außer ihm aus drei Theologen und zwei Kolonisten bestehende Kolonie am Powder-River, einem Nebenfluß des Yellowstone nieder. Aber kaum hatte man ein Blockhaus gebaut, ein Stück Land eingezäunt und mit den Rothhäuten etwas Fühlung gewonnen, als Missionar Bräuninger eines Tages plötzlich verschwand, wahrscheinlich von Indianern ermordet. Die übrigen mußten sich an den Deer Creek zurückziehen, wo sie sich der Arbeit an den Cheyennes (Zistas) widmeten. Es wurde eine Schule begonnen und 1863 der Erstling getauft. Schon im folgenden Jahr aber zwang der große Aufstand der Sioux die von treuen Zistas gewarnten Missionare wiederum zur Flucht. Von drei christlichen Indianerjünglingen, welche sie begleiteten, starben zwei bald an der Schwindsucht. Der dritte kam nach gewissen Irrungen auch noch zur Einklehr und einem christlichen Sterben. Das waren die einzigen sichtbaren Früchte der Arbeit. Alle Wiederanknüpfungsversuche sind umsonst gewesen.

Die Iowa synode hat dann keine eigene Mission mehr getrieben. Das Interesse wandte sich zunächst der nun entstehenden indischen Mission des Generalkonzils zu. Die verschiedene Stellung zum lutherischen Bekenntnis ließ es aber nicht zum vollen Anschluß kommen. Persönliche Beziehungen hatten Verbindungen mit der Leipziger und Hermannsburger Mission zur Folge, in denen der ökumenische Charakter des Luthertums zum Ausdruck kam. Als dann 1885 Neuenbottelsau die Mission in Neuguinea anfang, neigte sich naturgemäß die Missionsliebe in immer steigendem Maß dieser Arbeit zu. Es wurde durch Synodalbeschluß bestimmt, daß alle ohne nähere Bestimmung eingehenden Gelder für Neuguinea verwendet werden sollten. Diese Mission wurde dadurch, wiewohl auch die anderen Verbindungen nicht ab-

gebrochen wurden, tatsächlich zur Synodalmission. Doch ist die Tomashnode, obgleich sie zuletzt etwa ein Drittel der notwendigen Mittel aufbrachte, an der Leitung nicht beteiligt gewesen, hat auch nicht das Bedürfnis empfunden, eine eigene Arbeit zu beginnen, sondern sich auf den Hilfsdienst beschränkt. Erst der große Krieg hat hierin eine Aenderung eintreten lassen. Ueber seine Wirkungen soll sogleich in einem besonderen Abschnitt gehandelt werden.

Der Missionshilfsverein der Tomashnode gibt seit 1913, jetzt in Verbindung mit dem 1917 unter Vorsitz von Rev. Gundel in Superior gebildeten Komitee für Heidenmission, durch Pastor Taubert in Gothenburg, Neb., das Monatsblatt „Die Missionsstunde“ heraus, zu dem sich seit 1921 ein von Professor Zeilinger in Dubuque geleitetes englisches Gegenstück „The Lutheran Missionary“ gesellt hat. Beide Blätter sind im Vergleich zu den Veröffentlichungen der U.S.Ch. äußerlich bescheiden, orientieren aber in schlicht vollstimmlicher, ansprechender Form gut über die Arbeit. Korrespondierender Sekretär für Heidenmission ist Professor D. G. Fritschel in Dubuque.

(Fortsetzung folgt.)



## Geistesucht und Kirchenzucht während der Erweckung auf Nias.

Von Missionsdirektor E. Fries.

(Schluß).

b) Ein anderweitiger Komplex von Fragen, der die Konferenz der Nias-Missionare an der Hand scheinbar ziemlich geringfügiger Dinge zur Nachprüfung und Festlegung der durchherrschenden Grundsätze nötigte, und Auseinandersetzungen mit staatlichen Instanzen zur Folge hatte, entwickelte sich aus der Praxis der Sonntagsheiligung — auch ein Problem, für dessen Lösung, ähnlich wie bei dem der Polygamie, die Kirchenordnung vom Jahre 1911 nicht ausreichend erschien und schließlich doch, gerade wegen ihrer Zurückhaltung in Einzelbestimmungen, wie durch ihre prinzipielle Haltung in der Hauptsache, sich als brauchbar erwies.

Ein paar einleitende Bemerkungen sollen zunächst uns zum Verständnis dafür helfen, wie es kommen kann, daß solch eine, scheinbar auf der Peripherie liegende Frage, in den Mittelpunkt des Interesses rücken und weite Kreise ziehen kann. Es wurde in anderem Zusammenhang schon einmal darauf hingewiesen, wie es dem animistischen Heiden, der durch väterliche Tradition an allerhand kleinliche Enthaltungsvorschriften und rituelle Gebräuche gewöhnt ist, die für ihn und sein persönliches Ergehen allergrößte Wichtigkeit besitzen, beim Anknüpfen der ersten Verbindung mit dem Verständiger christlicher Botschaft nichts näher liegt, als danach zu fragen, welcherlei neuen Anordnungen er sich nunmehr zu unterziehen habe; daß z. B. die „frohe Botschaft“ ohne Speiseverbote auskommt, will ihm ebenso wenig einleuchten, wie die andere Tatsache, daß man ihm bei Austeilung von Medizin keinerlei zeremonielle Regeln vorschreibt; daß er nicht einen Ersatz für heidnische „amonita“ (Enthaltensregeln) zubekommt, ist ihm nicht nur erstaunlich, sondern fast unbegreiflich. Umso mehr wird dann, schon



in der Anfangszeit, in der ein verständiger Missionar noch nichts weiter tut, als nur um das erste Vertrauen zu werben und zum Hören einfachster Verkündigung in sonntäglichen Versammlungen aufzufordern, die Idee der Sonntagsheiligung als eine faßbare Enthaltensvorschrift aufgegriffen; man kann es in dieser Periode als Pioniermissionar nicht nur erleben, daß, noch ehe man irgendwie daran denkt, irgendwelche andere Forderungen als die einer mittelmäßigen Ruhe an die Versammlung zu stellen, von Christen der älteren Gemeinden den zum erstenmal in ein primitives Buschkirchlein eintretenden Heiden das Händefalten und Augenschließen als ein notwendiges „opus operandum“ vorgemacht und vorgeschrieben wird, sondern bald auch, daß die Enthaltung von der Arbeit als der wesentlichste Teil solcher „Sonntagsheiligung“ angesehen wird. Schon in der jungen Gemeinde kann man dementprechend von Christen, die im Besuch des Gottesdienstes lässig werden und an diese Verpflichtung erinnert werden müssen, gelegentlich als vollgültigen Einwand hören, sie hätten doch den ganzen Tag nicht gearbeitet, sondern geschlafen! Da Faulheit nun keine christliche Tugend ist, der Fleiß aber als solcher einem Heiden nicht gerade liegt, so kann es in diesem Stadium sogar Pflicht werden, den Christen einer jungen Gemeinde leichte Sonntagsbeschäftigung zu empfehlen! Wie man aber auch immer einer falschen Auffassung zu wehren sich bemühen mag, der Sonntag als arbeitsfreier Feiertag bürgert sich sehr bald dermaßen ein, daß die Taufbewerber mit dem Namen „Sonntagsleute“ voll charakterisiert erscheinen, und daß unter den Niasern, die mit dem europäischen Kalender die malaischen Bezeichnungen der Wochentage übernehmen, an Stelle der malaischen Bezeichnung des Samstags die Benennung „louo wangohöna“ (der Termin des Ansammelns nämlich von Futter für Mensch und Vieh) allgemein gebräuchlich geworden ist. Da so der Sonntag oder vielmehr die Sonntagsheiligung zum „Schibboleth“ zwischen Christen und Heiden wird, so stellen sich bald auch die genaueren Erkundigungen danach ein, was an diesem Sonntag eigentlich zu tun „erlaubt“ sei; und nichts lieber würden junge Heidenchristen sehen, als daß man ihnen einen Zettel mit einer Fülle deutlicher Paragraphen auszuhändigte, deren Nichtachtung dann an den Uebertretern zu ahnden wäre. Da es begreiflicherweise durchweg nicht nur an innerer Freiheit, sondern auch am Unterscheidungsvermögen zur Beurteilung solcher „adiaphora“ fehlt, so klammert sich die kindliche Folgsamkeit der Sonntagsleute, ebenso schließlich wie die kindliche Unart der lässigen Gottesdienstbesucher halb mit Mengistlichkeit, halb mit Bequemlichkeit an solche Einzelvorschriften an. Schon in solch einem Stadium besteht für den Missionar in seinem Erziehungswerk die Gefahr, solchem Streben nachzugeben, um unter Ausnutzung solchen Verlangens der Eingeborenen die nötige Ordnung durchzusetzen, ohne die man ja doch nicht durchkommen kann. Die wünschenswerte Autorität des Missionars scheint ja noch dazu durch derlei Vorschriften gehoben und ihre Geltung oft genug durch entsprechende Strenge in der Durchführung solcher Ordnung verbürgt zu werden, wenigstens so lange, bis die Eingeborenen ihrerseits merken, daß im Falle der Uebertretung eine Verletzung der in Anspruch genommenen Autorität doch keine empfindliche Strafe nach sich zieht; wenn nicht innere Voll-

macht durch pädagogische Talente erworben und gemehrt werden kann, ver-  
sagt die rein äußere Vollmacht fast regelmäßig in der zweiten Generation,  
die selbstbewußter ihr Haupt erhebt; was die Gemeindeg r ü n d e r dank dieser  
ihrer Eigenschaft an Ansehen erwerben dürfen, fällt einem Nachfolger nicht  
ohne weiteres als Erbteil in den Schoß; und auch deswegen liegt dann  
wiederum die Gefahr nur allzu nahe, den Mangel erzieherischer Weisheit  
durch Verschärfung der Vorschriften auszugleichen.

Die Gemeinde fängt dann an zu wachsen, und die Möglichkeit, eine  
g e n a u e r e Kontrolle durchzuführen, wird von Jahr zu Jahr geringer; der  
Missionar kann, was er in nächster Umgebung seiner Station anfangs er-  
reichen konnte, auf stundenweit entfernten Filialen nicht durchsetzen. Sagt  
er seinen Besuch vorher an, so füllen sich wohl die Räume, kommt er aber  
überraschend, um alle Selbsttäuschung zu verhüten, dann wird er dessen inne,  
daß der wohlmeinenden Ordnung das Verständnis noch nicht entspricht.  
An Entschuldigungen fehlt es den Leuten nicht und wirkliche Hindernisse sind  
mannigfaltig vorhanden; die Alten schicken zu ihrer Ablösung die Kinder  
und glauben, damit genug getan zu haben, und wie oft wird auch, besonders  
in den Monaten der reisenden Reisernte, durch die Feldarbeit deren Kommen  
unmöglich. So müssen viele Ausnahmen zugebilligt werden; aber auch, wenn  
sie nicht zugebilligt werden, bleiben sie unvermeidlich. Bloße Mahnungen  
wollen nicht immer fruchten, und der Missionar kann allein nicht durchgreifen.  
So braucht er zu seiner Unterstützung in der wachsenden Gemeinde Älteste  
und sonstige Helfer; und je mehr er es versteht solche heranzuziehen, desto  
besser ist es. Aber je eifriger dieselben sind, desto leichter gewinnt ihre  
Helfertätigkeit den Charakter polizeilicher Aufsicht; und da nichts  
leichter zu notieren ist, als die Verletzung der Sonntagsruhe, so laufen dann  
durch ihre Vermittlung die Anzeigen ein wegen S o n n t a g s e n t h e i l i -  
g u n g. Die Presbyter bringen dergleichen Dinge in den wöchentlichen Ver-  
sammlungen energisch zur Sprache, und es wird z. B. zu einem wichtigen  
Problem für sie, ob am Sonntag Handarbeit getan und dörfliche Beratung  
gehalten werden darf oder, ob man im öffentlichen Kaufladen Apfelsinen usw.  
erstehen dürfe und dergl.; in ihrer Unfähigkeit, in solchen Dingen frei zu  
unterscheiden und zu entscheiden, fordern sie G e s e z e, und für den Fall  
ihrer Uebertretung fordern sie Verurteilung; und ob auch der Missionar nun  
auf diesen Gedanken nur zögernd eingehen mag, oder ob er sich dagegen sogar  
sträubt, g a n z scheint er um die Klippe einer „kirchlichen Gesetzgebung“ nicht  
herum zu kommen!

Was nun der Weiter einer einzelnen Gemeinde schließlich noch umgehen  
kann, darauf kann der zu einem einheitlichen O r g a n i s m u s sich zusammen-  
schließende Verband vieler Einzelgemeinden schon deswegen nicht verzichten,  
weil unerträgliche Zustände eintreten, wenn etwa in halb independenten  
Gemeinden bei einer teils willkürlichen Handhabung mannigfaltigster Praxis  
v e r s c h i e d e n e verfahren wird; so stellt sich notwendig mit der Zeit das  
Bedürfnis nach Aufstellung einer Gemeindeordnung ein, die dann natürlich  
auch zu der hier vorliegenden Frage Stellung nehmen muß. Das kann nun  
allerdings in sehr verschiedener Form geschehen. Will man ein typisches Bei-  
spiel dafür haben, wie eine sorgfältig ausgearbeitete Zuchtordnung sich bei

Aufzählung strafbarer Handlungen in fast kleinliche Einzelbestimmungen verliert, deren Wert in demselben Maße abnimmt, als die Kontrolle ihrer Durchführung unmöglich wird, so braucht man nur die Kirchenzuchtordnung der Batakirche vom Jahre 1902 zur Hand zu nehmen, wo in ungefähr 25 Nummern in minutiöser Weise auch von der Sonntagsentheiligung die Rede ist, bis zum Brandholzholen und Geräteausleihen am Feiertag — also deutlich mancherlei Sätze, deren Nachprüfung überhaupt nicht vorgenommen werden kann. Eine andere Methode hat man in der niassischen Gemeindeordnung vom Jahre 1911 probiert, wo in ausgesprochenem Gegensatz zu solch einem Versuch kasuistischer Paragraphensammlung in Bezug auf die christliche Gottesdienstordnung keinerlei andere Bemerkung aufgenommen worden ist als nur die eine in der Zuchtordnung V § 21, wo es heißt: „Die Nichtachtung des Wortes Gottes und der Sakramente, sowie Sonntagsentheiligung sind durch nachgehende Seelsorge zu behandeln; doch ist in beharrlichen Fällen oder bei Aergernis erregender Verspottung oder Verachtung des Heiligen ohne kirchliche Zuchtmittel kaum auszukommen.“ Und über die Art kirchlicher Zuchtübung steht dann weiter in § 24 zu lesen: „Kirchliche Zucht ist grundsätzlich von bürgerlicher Strafordnung verschieden; weder Freiheits- noch Geldstrafen dürfen in Anwendung kommen, vielmehr sind kirchliche Zuchtmittel geistlicher Art.“

Was die oben zitierte batakische Gemeindeordnung an kleinen Bestimmungen zu viel hat, das scheint in der niassischen zu wenig vorhanden zu sein. So wenigstens empfanden durchaus die niassischen Ältesten, mit denen vom Jahre 1913 ab auf den regelmäßigen gemeinsamen Konferenzen auch dergleichen Dinge offen durchberaten werden mußten; je ungehinderter sie zum Worte kamen, desto deutlicher ging ihr schon oben ange deutetes Verlangen dahin, kasuistisch anwendbare Verordnungen in die Hände zu bekommen, die ihnen ermöglichen sollten, irgendwie auch disziplinarisch zu verfahren. Nichtsdestotrotz wurden in die, im Jahre 1914 allen Ältesten zugestellten Bestimmungen über ihren Arbeitsauftrag und über ihre Pflichten und Rechte keinerlei derartige Sätze aufgenommen, welche ihnen dergleichen von ihnen gewünschte Befugnisse zubilligten. Und wer je mit Eingeborenen zu tun gehabt hat, wird verstehen, daß das nicht möglich war, wenn sie ihre Rechte und Vorzugsstellung in der christlichen Gemeinde nicht mißbrauchen sollten. Daß nebenher mündlich und auch schriftlich im niassischen Monatsblatt bei mancher Gelegenheit darauf der Finger gelegt wurde, daß rechte Sonntagsheiligung ohne Beachtung der guten sich einbürgern den Sitte nicht durchzuführen sei, und daß absichtlich erregtes Aergernis nach dieser Seite ernstlich von der Gemeindevertretung gerügt werden müsse, ist selbstverständlich.

So lagen die Dinge, als das Jahr anbrach, in welchem sich die Gotteshäuser auf der ganzen Insel nicht nur Sonntags, sondern auch Alltags füllten, ohne daß man ein Wort der Mahnung zu sagen brauchte, und in dem an einer völlig ungekünstelten Andacht weithin deutlich zu spüren war, daß man in den alten Gemeinden nun wußte, was „Sonntagsfeier“ und Sonntagsruhe sei; was keine Gesetze hatten zustande bringen können, das erwuchs nun als ein unmittelbarer Ertrag der Erweckung, nämlich die echte Sonn-



tagsheiligung; trotzdem wurde dann, gerade auf diesem Punkte, in verstärktem Maße das Ansinnen an die Gemeindefeiler gestellt, wenn irgendmöglich neue Listen von Geboten und Verboten schriftlich zu fixieren, damit doch alle Welt besser wisse, was nun auf Grund der neuen Erfahrung zu tun und zu lassen sei. Daß die geschenkte Freiheit sich in selbstständigen Entscheidungen betätigen müsse, wurde nicht allgemein erkannt; dem bisherigen Gedankenkreis der Eingeborenen lag es eben viel näher, nach einzelnen Vorschriften zu fragen und das Heil in einer Verschärfung solcher Regeln zu suchen. So war es eine typische Erscheinung, daß niaassische Namenchristen, die sich vielleicht bis dahin auch bei grober Nichtachtung der Feiertage wenig Sorgen gemacht hatten, nun ängstlich festgelegt wissen wollten, wie groß das Maß Reiz sei, das man im Notfall beim Besuch unerwarteter Gäste oder bei plötzlich eintretender Krankheit auch Sonntags stampfen lassen dürfe, oder etwa, ob man für einen Fieberkranken im nahen Kaufladen an der Straße eine Erfrischung auch Sonntags erstehen könne, ohne das dritte Gebot zu übertreten, oder auch, wie streng man Schulkinder bestrafen müsse, die während des Gottesdienstes vielleicht im nahen Flußlauf Fischfang getrieben hätten. Allen solchen Irrgängen niaassischer Gedanken, als gäbe es für die erwachte Gewissenhaftigkeit kein deutlicheres Merkmal, als auf der Linie einer strupelhaften Gesetzhelikeit, versuchte bereits auf der Konferenz 1917 das schon oben einmal zitierte Referat zu begegnen mit folgender Ablehnung aller Kasuistik: „Wenn es uns offenbar geworden ist, daß die Gleichgültigkeit der allzu vielen Namenchristen nicht den geringsten Grund darin hatte, daß man die christliche Gemeinde nur als eine mit moralischen Regeln gepflasterte Anstalt ansah, der anzugehören allerlei Vorteile zu bieten schien und doch Uebertretung der Gebote in weitgehendem Maße erlaubte, so kann uns nun auch nichts mehr am Herzen liegen, als dem aufgeweckten niaassischen Gewissen, so gut wir immer vermögen, begreiflich zu machen, daß lebendiger Glaube an den Heiland aller Gesetzhelikeit feind ist, damit nicht die innere Erregung unseres Volkes wieder in Bälde auf das gesetzliche Niveau herabsinkt, und so die Lebenskraft des Evangeliums in kasuistischen Vorschriften erstickt, die doch niemals vollständig sein können und ihren Zweck nie erreichen.“ Durch die in solchen Worten gekennzeichnete Stellung der Konferenz wurde auch jene Sucht nach puritanischer Sonntagsheiligung verurteilt, und es gab damals doch viele Niaasser, denen man den prinzipiellen Unterschied der Auffassungen bei solcher Gelegenheit sehr deutlich machen konnte; und für die Weiterführung und Belehrung in neutestamentlichem Sinn erwuchsen uns allen damals große Aufgaben — Aufgaben pädagogischer Art, welche vor das Forum der Öffentlichkeit zu ziehen eigentlich wenig in unserem Interesse lag.

Dennoch entspann sich gerade an diesem Punkte unerwarteterweise ein Konflikt, der vielleicht nicht weiter erwähnenswert wäre, wenn er nicht in höchst charakteristischer Weise an den Streit um die Bedeutung des Sabbats in der evangelischen Geschichte erinnert hätte. Zwar wurden wir nicht, wie einst der „Herr des Sabbats“ von den Phariseern, der Sabbatschändung, sondern umgekehrt von Kreisen, die mit dem christlichen Feiertag überhaupt nicht rechneten, einer peinlichen Sabbatstrenge angeklagt. Von

militärischen Behörden nämlich wurde die Tatsache, daß hier und da Patrouillen, die Sonntags durchs Land zogen, von den feiernden Niasern, welche man z. T. aus den Dorfkirchlein herauszuholen sich nicht genierte, der Verkauf von Feldfrüchten und anderen Lebensmitteln verweigert wurde, dazu benutzt, um gegen die Missionsarbeit Sturm zu laufen. Es wurde uns ein regelrechter Prozeß gemacht, und die Anlagenvorschriften gingen zur Residentur nach Sumatra hinüber; aber schließlich wurde die Klage von dem einsichtigeren Beamten niedergeschlagen, der sich nach Einsicht in die von uns vorgelegte Gemeindeordnung davon überzeugen ließ, daß es sich um verzeihlichen Unverstand christlicher Niaser gehandelt hatte, welche in dem Bestreben, „Gott mehr zu gehorchen als den Menschen“, nur mit Zwang dazu hatten gebracht werden können, den Truppen auch Sonntags notwendige Lebensmittel abzugeben. Im Verlauf dieses Prozesses erwies sich also die Gemeindeordnung von 1911, gerade infolge des Fehlens kleinlicher Geseze über die Sonntagsheiligung, als ein brauchbares Mittel, sodaß der scheinbare Mangel dieser Ordnung uns nicht zum Nachteil, sondern zum Vorteil ausschlug.

Nun konnten sich allerdings die Kläger auf Nias nicht ganz dabei beruhigen, daß der Angriff mißglückt war, und so wurde man gelegentlich des Besuches des Missionskonsuls, Herrn Baron von Boekelaer, noch einmal vorstellig. Auf diese Weise kam es im Oktober 1917 zu ganz interessanten mündlichen Besprechungen, in deren Verlauf schließlich der nicht unwichtige § 2 einer drei Jahre vorher amtlich durch Dr. Kieistra festgelegten „Afsatregeling voor inlandse Christenen“ (Gewohnheitsrecht der Christengemeinden auf Nias) als vollgültig anerkannt wurde; dort heißt es: „Die innere Organisation und Verwaltung der Christengemeinden auf Nias wird durch sie selbst auf eigene Verantwortung geregelt.“ Im Anschluß daran wurde dann, nach dem Protokoll jener Sitzung, nochmals an das Prinzip erinnert, daß bei allen Vergehen sittlicher und religiöser Art die Kirchengucht nur geistlicher Art sein könne; davon seien aber zu unterscheiden die nicht ganz entbehrlichen äußeren Ordnungen der Verwaltung, deren Uebertretung seitens der Gemeindeglieder von der offiziellen Gemeindevertretung gerügt werden dürfe. Dabei vereinigte sich die versammelte Konferenz dahin, daß insbesondere Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung nicht durch rigorose Bestimmungen erzwungen werden können und daß niemals von dem Ältestenkollegium etwa festgesetzte Disziplinarstrafen beim weltlichen Richter eingeklagt werden könnten; ebenso wurde betont, daß in Ausnahmefällen, wozu doch auch die Versorgung einer marschierenden Kolonialtruppe gehöre, niemals Selderdienst gemehrt worden sei, so daß die gerügte Weigerung auf mangelndes Verständnis eingeborener Christen für Behandlung der sogen. „Adiaphora“ zurückzuführen sei. Um weiteren Klagen des Militärs vorzubeugen, wurde abgemacht, daß im niasischen Monatsblatt nötige Aufklärungen erteilt werden sollten. Mit diesem Ergebnis erklärte sich dann auch der holländische Resident durchaus einverstanden, und die Klagen verstummten, sodaß die niasische Gemeindeordnung aus diesem immerhin merkwürdigen Streit geseftigt hervorging — und zwar, um es noch einmal zu sagen, nicht auf Grund einer peinlichen Ausführlichkeit ihrer Instruktionen, sondern auf Grund ihrer einfachen prinzipiellen Grundrichtung.

Da die ganze Angelegenheit in den betr. Gemeinden einigen Staub aufgewirbelt hatte, und da außerdem auch diese spezielle Frage die Möglichkeit bot, größere grundsätzliche Klarheit zu schaffen, so wurde dann auch wirklich in das niasische Gemeindeblatt allerlei aufgenommen, was gewissermaßen als schriftlicher Niederschlag jenes „Sabbatsstreites“ in den älteren Gemeinden zu öffentlicher Verlesung kam. Für einen aufmerksamen Leser des letzten Abschnittes ist es vielleicht nicht uninteressant, zu erfahren, in welcher Form man solche Gedanken den niasischen Gemeinden verdeutlichen konnte. Es hieß dort u. a. in einem Artikel über die Bedeutung des Sonntags: „Gottes Gebot läßt sich nicht einfach amstoßen, von wem auch immer; darum ist es recht, daß wir den „Feiertag heiligen“. Wer also unter euch gottesfürchtig ist, achte auch auf des „Herrn Tag“ und nütze ihn als ein Geschenk, für das er dankbar wird; aber wir wollen das tun nicht aus Furcht vor gesetzlichen Bestimmungen, sondern aus innerem Trieb der Liebe, weil der Ruhetag uns dienstbar wird zum Gehör des Wortes Gottes! So gilt der Sonntag uns als Feiertag; und damit wir wirklich Ruhe haben, rüsten wir uns dazu am Samstag, so daß die Alltagsarbeit uns die Ruhe nicht verdirbt. Das ist eine gute Sitte, um deretwillen wir uns nicht schelten zu lassen brauchen; vielmehr ist es tadelnswert, wenn wir absichtlich diesen Tag mißachten, oder andere gar zum Mißbrauch veranlassen; und weil das übel wirkt und ein Aergernis für andere wird, so dürft ihr die Spötter wohl zur Rechenschaft ziehen. Dabei haben uns Fremde, die außerhalb der Gemeinde stehen, keinerlei Vorschriften zu machen, vielmehr dürfen wir Christen und Mitglieder der Gemeinde nach Uebereinstimmung selbständig Ordnungen treffen; und wer sich denen nicht unterwerfen mag, hat ja freies Recht, aus der Gemeinde auszutreten. . . Aber, auch wenn das alles stimmt, so soll doch auch unser Verständnis dafür zunehmen, worin eigentlich „Sonntagsheiligung“ besteht. Wir wollen es doch nicht den Pharisäern gleich tun, die den Heiland verflagten wegen Sabbatschändung, weil seine Jünger im Felde Aehren abgestreift hatten; dieser Anklage widersetzte er sich doch einst zu Gunsten seiner Jünger mit dem Wort, daß „des Menschen Sohn ein Herr des Sabbats“ sei. Auch wir, die wir uns seine Jünger nennen, sind doch nicht Skaven menschlicher Verordnungen, vielmehr wollen wir den inneren Kern des göttlichen Gebots klar erkennen. Oder wissen wir nicht, daß ohne Barmherzigkeit und Liebe der Feiertag nicht geheiligt wird, und daß ihr dadurch euch keinen rechten Sonntag verschafft, daß ihr etwa den Tag verschläft und dabei die Predigt verachtet? Es gibt doch jetzt so viele hin und her auf Nias, die auf Grund innerer Umkehr durchaus Gehorsam üben möchten, und wir haben Grund, darüber froh zu sein, daß Gewissenhaftigkeit und rechte Vorsicht auf dem Weg der Heiligung wächst; aber wir wollen doch ja nicht Gesetze aufeinander häufen und nicht wähnen, unsere Gerechtigkeit nähme zu, wenn wir Gottes Gebot noch durch viele Zusätze erweitern, als wenn jenes Grundgebot nicht genüge; wenn nur dessen Sinn uns ganz deutlich würde! . . Wenn wir lernen, darauf acht zu haben, dann könnten wir schon wissen, auch ohne neue gesetzliche Vorschriften, was sich mit Sonntagruhe verträgt und was nicht; und wird dieser Grundsatz uns klar, dann bringen wir es auch fertig, in allen einzelnen Dingen selbst-



ständig die richtige Entscheidung zu treffen. Ist z. B. jemand von euch gezwungen, trotz des Ruhetages einen Sarg anzufertigen, weil jemand im Haus am Sonntag starb (in den Tropen werden die Toten binnen zwölf Stunden beerdigt), dann dürfen wir ihn doch nicht etwa wegen „Entheiligung des Sonntags“ verklagen; oder wenn jemand einem kranken Nachbar hilfreichen Dienst tut, dann ist er doch nicht Uebertreter, sondern Erfüller des Gesetzes; und so auch, wenn unerwartet europäische Truppen durch eure Dörfer kommen, und sie nach notwendigem Lebensunterhalt fragen, so ist es recht, wenn ihr behilflich seid, wenn anders ihr etwas abzugeben habt; wollt ihr aber von eurem Eigentum nichts verkaufen, dann kann euch niemand dazu zwingen. So laßt uns in allen Dingen nicht mehr wie kleine Kinder handeln, die rechts und links nicht unterscheiden können, sondern laßt uns nachdenken, um zu eigenem Urtheil zu gelangen; und bei allem gilt, was Paulus sagt: „wohl dem, der keine Gewissensbedenken hat bei dem, was er für recht hält.“

Dergleichen Ausführungen waren damals nicht etwa akademische Abhandlungen, die keiner las, sondern auf Grund der Vorgänge, durch welche sie veranlaßt wurden, fanden sie lebhaftes Interesse und wurden nicht nur in Ältestenversammlungen, sondern auch sonst im Unterricht und Predigt und im Gespräch mit den Leuten untereinander erörtert und verstanden. Und so erwuchs vor allem auch vielen Gemeindeführern das Verständniß für solche Fragestellungen und für ihre neutestamentliche Lösung, und zwar unter Bemerkung einer Gemeindeordnung, die in der Hauptsache nicht mehr sein wollte, als ein Wegweiser, der die wichtigsten Richtlinien angibt.

Was hier nun an den beiden Beispielen von der Polygamie und der Sonntagsheiligung veranschaulicht wurde, könnte ebenso noch mannigfach belegt werden durch die verschiedensten Illustrationen aus dem weiten Gebiet jener, in der Missionspraxis oft so schwierigen Fragen, wie die väterlichen Sitten oder vielmehr Unsitten vom Centrum christlicher Sittlichkeit aus überwunden werden können und müssen, und zwar nicht ohne Ordnung, aber auch ja nicht nur durch bloße Unterordnung, sondern durch ein Hineinwachsen in das „Gesetz der Freiheit“; und die niassische Erweckungszeit lieferte uns den Beweis, daß dies Gesetz der Freiheit auch von „Primitiven“ verstanden und befolgt werden kann, selbst dann, wenn sie es begrifflich noch nicht beschreiben können.

\*                      \*

Die Untersuchung soll damit ihr Ende finden, oder besser gesagt, der kurze Rückblick auf die Entwicklung der niassischen Missionsgeschichte der letzten Jahre unter diesem besonderen Gesichtspunkt soll hiermit abgeschlossen sein; denn nicht um abstrakte Theorien handelte es sich, sondern um die Darstellung historischer Erlebnisse und um den Versuch, aus denselben zu lernen. Es ist dabei im ersten Hauptabschnitt deutlich genug betont worden, daß nicht etwa missionarische Kunst im Spiele war, aus der man normative Regeln für andere Gebiete ableiten könnte, sondern viel mehr unfereß Gottes heiliger Geist, dessen Walten sich in gesetzliche Regeln nicht fassen läßt; so sollten die gemachten Beobachtungen vor allem dazu dienen,

uns das Vertrauen zu unserem Auftrag zu stärken, und zwar in diesem besonderen Zusammenhang das Vertrauen zu unserer gewaltigen pädagogischen Aufgabe an der Erziehung heidnischer Völker. Dabei handelt es sich ja deutlich garnicht in erster Linie um die Uebermittlung elementarer und höherer wissenschaftlicher Kenntnisse, die ebenso gut oder besser noch von ganz anderer Seite erfolgen kann, sondern vielmehr um eine durch erbarrende Liebe und seelsorgerliche Treue geleistete Wegweisung zu einer tief innerlichen Erneuerung des Charakters auf Grund einer religiösen „Sinnesänderung“, die durch Gottes Geist gewirkt sein muß, wenn sie etwas wert sein soll. Eine so aufgefaßte und in diesem Sinn durchgeführte Erziehungsaufgabe an primitiven Völkern wird von keiner anderen Seite geleistet, kann auch durch den Staat nicht geleistet werden, sodaß schon deswegen die Mitarbeit der Mission an der Kultivierung der „Kulturlosen“ unentbehrlich ist. Andererseits können alle die schwierigen Einzelfragen solch eines Erziehungswerkes nur dann richtig gestellt und einigermaßen richtig auch gelöst werden, wenn die mit solcher Aufgabe betrauten Missionare von der Größe ihrer Verpflichtung so durchdrungen sind, daß sie sich die dazu notwendige erzieherische Weisheit aus der Quelle holen, wo sie unerschöpflich für jeden fließt, dem es „an Weisheit mangelt“, und darum geübt werden, in aller Selbstbescheidung und doch in vollem Freimut um den „Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht“ zu bitten, der allein für solche Aufgabe uns geschickt machen kann.

Doch dieser Appell an das missionarische Gewissen entbindet den Verfasser dieser Zeilen nicht von dem anfangs (S. 16) angedeuteten Voratz, zu prüfen, ob sich aus den missiischen Erfahrungen brauchbare Maßstäbe für eine richtige Handhabung der Gemeindezucht auf dem Missionsfeld gewinnen lassen. So soll denn zum Schluß versucht werden, das Ergebnis der Untersuchung auf Grund des mitgeteilten Anschauungsmaterials in Kürze zu formulieren:

1. Keine noch so gewissenhafte Zuchtordnung und keine irgendwie nomistisch orientierte Methode der Gemeindeleitung bringt zustande, was Gottes Geist schöpferisch zu erreichen vermag, sei es an einzelnen, sei es an einem ganzen Volk; keine Ordnung und keine Kirchenzucht kann also als gleichwertiges Surrogat für Geistesucht gewertet und keine Unterordnung unter ein anstaltliches Gesetz als eigentliches Ziel der Missionsarbeit ins Auge gefaßt werden (vergl. Gal. 3, 2: τοῦτο μόνον θέλω παθεῖν ἀφ' ὑμῶν, ἐξ ἔργων νόμου τὸ πνεῦμα ἐλάβετε ἢ ἐξ ἀκοῆς πίστεως).

2. Die europäische Missionsgemeinde ist, auch bei stärkstem Einfluß göttlicher Lebenskräfte, nicht so dauernd und so ausschließlich unter der Leitung heiligen Geistes, daß sie für alle diejenigen in ihrer Mitte, die des „Zuchtmeisters“ noch bedürfen, die regulierende Wirkung geselliger Ordnung ganz entbehren könnte (vergl. Gal. 3, 23: πρὸ τοῦ δὲ ἔλθειν τὴν πίστιν ὑπὸ νόμον ἐφρουρούμεθα συνκλειόμενοι εἰς τὴν μέλλουσαν πίστιν ἀποκαλυφθῆναι).

3. Die christliche Gemeinde auf dem Missionsfeld hat nicht nötig, nach dem Vorbild unserer heimatlichen „Volkskirche“ resigniert auf Gemeindezucht völlig zu verzichten; noch weniger aber darf sie etwa Geselligkeit als das Ziel ihrer Erziehung betrachten für alle die, welche im Glaubensgehorsam

über die Form gesetzlicher Religiosität hinausgewachsen sind. (Gal. 3, 24. 25: ὁ νόμος παιδαγωγὸς ἡμῶν γέγονεν εἰς Χριστόν, ἵνα ἐκ πίστεως δικαιωθῶμεν· ἐλθούσης δὲ τῆς πίστεως, οὐκέτι ὑπὸ παιδαγωγόν ἐσμεν).

4. Maßstab heißt vielmehr Gottes vorbildliche Erziehung, wie sie in der Geschichte vorliegt; doch beginnt dieselbe, nach paulinischem Verständnis, nicht mit der Gesetzgebung am Sinai, um etwa im Pharisäismus ihren Höhepunkt zu erreichen, vielmehr hebt sie an bei der erstmaligen Entstehung des Glaubensgehorsams in Abrahams Geschichte, und kommt zu ihrem Ziel im Geistesempfang derer, die an Jesum Christum gläubig geworden sind. (Gal. 4. 4, 5: ὅτε δὲ ἦλθεν τὸ πλήρωμα τοῦ χρόνου, ἐξαπέστειλεν ὁ θεὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ —, ἵνα τοὺς ὑπὸ νόμον ἐξαγοράσῃ, ἵνα τὴν υἰοθεσίαν ἀπολάβωμεν).

Die Parallelen aus dem, für die Missionsarbeit so wichtigen Mittelstück des Galaterbriefes, in dem Paulus den Heidenchristen Kleinasiens die Wahrheit seines Evangeliums auf Grund seiner notorischen Geisteswirkung nachweist, sind absichtlich beigelegt worden; nicht etwa, weil nach lose herausgegriffenen Zitaten theoretisch eine Geschichtskonstruktion kombiniert wäre, sondern weil wirklich unsere gegenwärtige Missionsgeschichte für die Beweisführung des Paulus anschaulichen Beleg geliefert hat. Die Frage, ob die Geschichte heidenchristlicher Gemeinden normalerweise so sich entwickeln muß, oder ob dergleichen unter gewissen Vorbedingungen irgendwie erreicht werden könne, ist damit garnicht angeschnitten, also auch nicht beantwortet; wohl aber die andere, ob derartige Erfahrungen apostolischer Zeit überhaupt denkbar seien. Auf diese Frage also die zuberstichtliche Antwort: Sie sind nicht nur denkbar, sie sind tatsächlich nachweisbar, und darum historisch wichtige Dokumente für die Brauchbarkeit apostolischer Sendschreiben für unsere missionarische Arbeit; und zwar finden sich nach meiner Ueberzeugung solche Belege gar nicht etwa nur in der, hier zu Grunde gelegten „niassischen Erweckung“; denn für die prinzipielle Bedeutung solcher Erziehungsfragen der missionarischen Praxis kommt es auf die „Massenwirkung“ garnicht an, die trotz ihrer Augenfälligkeit nur vorübergehend ist, und darum auch weder „für“ noch „gegen“ die hier versuchte Lösung des schwereren Problems ins Gewicht fallen kann.



## Chronik.

Vertreter-Konferenz der deutschen Missionsgesellschaften in Halle a. S. am 5. und 6. April 1922. Nach Jahresfrist hatte der Deutsche evangelische Missionsausschuß wieder eine Vertreterkonferenz nach Halle einberufen, die auch von allen angeschlossenen Missionsgesellschaften, mit Ausnahme zweier der Kleinsten, besandt war. Zuerst fanden am Nachmittag des 3. und am Vorm. des 4. April Ausschusssitzungen statt. Dann tagte am Nachm. des 4. und am Vorm. des 5. April die Vertreterkonferenz. Daran schloß sich am Nachm. des 5. April eine Sitzung der Ostasienkommission. Es waren wichtige, tief in das deutsche Missionsleben einschneidende Fragen, die zur Verhandlung standen. Es hat deswegen wohl noch keine Vertreterkonferenz unter



einem solchen Druck innerer Spannung und heiligen Ernstes gestanden wie diese. Der erste wichtige Punkt der Tagesordnung war die Antwort auf die Entschließungen des Internationalen Missionsrates in Lae Mohont betreffs des Wiedereintritts der deutschen Missionen in die Internationale Arbeitsgemeinschaft. Nach langen und sehr eingehenden Beratungen einigte sich die Versammlung fast einstimmig auf die nachstehende Erklärung, die in Form eines Briefes an den Internationalen Missionsrat abgesandt ist:

„Bei seiner ersten Tagung am 1.—6. Oktober 1921 in Lae Mohont hat sich der I.M.R. mit den deutschen Missionen beschäftigt und seine Gedanken und Wünsche für sie in sechs Sätzen ausgesprochen. Wir, die im D.E.M.A. zusammengeschlossenen Missionsgesellschaften, haben auf einem Vertretertag am 4. April 1922 in Halle a. S. über diese Sätze beraten, und mit Dank gegen Gott den christlichen Geist erkannt, der aus ihnen spricht.

Nachdem eine über so umfassende Sachkenntnis verfügende Körperschaft wie der I.M.R. die Vorwürfe, die während des Krieges gegen deutsche Missionen und Missionsgesellschaften erhoben worden sind, nachträglich als unrichtig zurückgewiesen und die Bereitschaft ausgesprochen hat, für die Wegfreiheit der deutschen Missionen einzutreten, haben wir aufs neue erwogen, ob wir nicht jetzt Recht und Pflicht haben, dem Ruf zur Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen zu folgen, und damit eine für uns selbst überaus schmerzliche Schranke fallen zu lassen.

Noch aber leidet die deutsche Mission schwer unter der grausamen und ungerechten Behandlung, die das deutsche Volk fortgesetzt erfährt. Noch steht sie infolge des Versailler Vertrages außerhalb des Völkerrechts. Dadurch wird ihre Mitarbeit auf den Missionsfeldern dauernd gehemmt, und ihr Bestand ist für die Zukunft ernstlich gefährdet. Noch steht auch das Verhalten mancher Missionare und Gesellschaften in den bisher feindlichen Ländern in scharfem Widerspruch zu der Erklärung von Lae Mohont.

Durch diese beklagenswerten Verhältnisse fühlen wir uns äußerlich und innerlich noch zu sehr gehemmt, als daß wir schon jetzt in derselben Weise wie die Missionen anderer Länder vorbehaltlos in die internationale Arbeitsgemeinschaft eintreten könnten.

Wir wissen aber, wie notwendig es ist, durch Pflege brüderlicher Gemeinschaft mit allen Christen ein Grundgesetz christlichen Glaubens zu verwirklichen, und wollen uns an der internationalen Gemeinschaft der christlichen Missionen, so weit es uns jetzt schon möglich ist, beteiligen.

Ohne auf die Vollzahl der uns zufallenden sechs Sitze im I.M.R. für die Zukunft zu verzichten, ermächtigen wir deshalb den D.E.M.A., vorläufig zwei Mitglieder für den I.M.R. zu ernennen.

Zugleich beauftragen wir unseren Schriftführer, mit den Sekretären des I.M.R. in stetiger Fühlung zu bleiben. Wir hoffen darauf, daß der Geist des Zusammenschlusses von Lae Mohont in beharrlichem Kampfe für Wahrheit und Recht die Widerstände überwinden wird, die zur Zeit noch der internationalen Arbeitsgemeinschaft im Wege stehen.

Gott laß den Tag bald herankommen, an dem seine Knechte ohne Unterschied der Nation sich seines Dienstes in aller Welt einmütig wieder freuen dürfen.“

Der zweite Verhandlungsgegenstand betraf die während der letzten zwei Jahre immer von neuem in den Vordergrund geschobene Frage einer umfassenderen Organisation des deutschen heimatlichen Missionslebens. In der Zeit vor dem Weltkriege standen die Fragen der praktischen Missionsarbeit auf den Missionsfeldern so bestimmend im Vordergrunde des Missionsinteresses, daß damals eine Organisation den Bedürfnissen so vollkommen genigte, die fast die gesamte überseeische Missionsarbeit der deutschen Gesellschaften zu vertreten in der Lage war. Durch die unglückliche Entwicklung des Deutschen Reiches während der letzten Jahre sind nun aber die heimatlichen Missionsfragen von so großer Bedeutung geworden, daß es von vielen Seiten un bequem empfunden wird, daß sie in der Vertreterkonferenz in ihrer bisherigen Zusammensetzung nur ungenügend zum Worte kommen, also Gruppen wie die Missionskonferenzen und ihr Gesamtvorstand, die Missionariskonferenz, die Missionslehrerkonferenz, die Missionslehrerverbinde, die Missionsfrauenverbände, das Tübinger Institut für ärztliche Mission, der Verband der ärztlichen Missionsvereine und andere Gruppen. Der Deutsche evangelische Missions-Ausschuß und eine von ihm, dem Verbaude der Missionskonferenzen und der Missionshilfe besandte Kommission hatte diese Frage vorberaten. Aber auch bei den ausführlichen diesmaligen Besprechungen kam man nur so weit, daß von neuem eine Fünfmänner-Kommission eingesetzt wurde, um die Frage gründlich durchzuberaten und, wenn möglich, bis zum Herbst den Entwurf einer neuen Satzung auszuarbeiten. Die Frage ist deswegen so verwickelt, weil wir einmal die Entwicklung der deutschen Mission während der nächsten Jahre vorausszusehen schlechterdings nicht in der Lage sind. Sie ist eben mit dem Geschick unseres Vaterlandes unlösbar verbunden, und ihre Zukunft liegt gleichermaßen im Dunkel. Außerdem sind die Interessentkreise, deren Vertretung man wünscht, so ungemein verschiedenartig, daß der Versuch immer wieder scheitert, sie auf eine gemeinsame Formel zu bringen. Endlich wird doch eben bei weitem das Meiste und das Wertvollste an heimatlicher Missionsarbeit direkt und indirekt von den Missionsgesellschaften bezw. den Missionshäusern geleistet. Und die anderen Organisationen, außer dem Tübinger Missionsärztlichen Institut, leisten doch nur ergänzende Hilfsdienste. Es besteht die Absicht, im Frühherbst einen neuen Vertretertag einzuberufen; hoffentlich ist bis dahin die Frage spruchreif geworden. Jedenfalls hängt von derartigen organisatorischen Umbildungen das Gedeihen des deutschen Missionslebens nicht ab. Es handelt sich also nicht um entscheidende Lebensfragen.

Es traf sich, daß gerade während unserer Tagungen in Halle der indische Sadhur Sundar Singh dort weilte und am 4. und 5. April das eine Mal in der breiten Oeffentlichkeit in der Marktkirche, das andere Mal in kleinerem Kreise in der Diakonissenhauskapelle religiöse Vorträge hielt. Es war den Vertretern der deutschen Missionsgesellschaften erwünscht, diesen frommen, indischen Mystiker persönlich kennen zu lernen und einen tiefen Eindruck von seinem religiösen Ernst und seinem gefunden indischen Christentum zu gewinnen.

Auf den Goldfeldern von Johannesburg sind Streiks von ungewöhnlicher Heftigkeit und zum Teil geradezu von bolschewistischem Charakter ausgebrochen. Die Minengesellschaften hatten seit dem Ausbruche des Weltkrieges in wachsendem Maße die Goldproduktion eingeschränkt, um den Weltgoldpreis hoch zu halten. Infolge der ungemeinen Erhöhung der Lebensverhältnisse und der allgemeinen Depression der wirtschaftlichen Lage sahen sie sich obendrein veranlaßt, 4500 weiße Arbeiter zu entlassen und dafür billigere eingeborene Arbeitskräfte einzustellen, um die Produktionskosten zu verringern. Indem nun die weißen Arbeiter in den Streik eintraten und diesen mit radikalen Mitteln (wie Bomben und Dynamit) durchzuführen versuchten, gaben sie auf der einen Seite der Regierung eine Handhabe, auch ihrerseits mit drastischen Mitteln, wie von Flugzeugen auf die Volksversammlungen gestreuten Bomben, vorzugehen, und trieben einen Keil mehr zwischen die weißen und farbigen Arbeiter, die im Grunde auf den gleichen Interessengegensatz gegen die kapitalistischen Minenaktiengesellschaften eingestellt sind.

Auf der Kongo-Missionärskonferenz, die vom 29. Oktober bis 7. November 1921 auf der Station Volenge der amerikanischen Disciples tagte, stand neben den verwickelten Schulfragen, die anscheinend nur durch weitgehenden Zusammenschluß der in benachbarten Gebieten arbeitenden Gesellschaften gelöst werden können, hauptsächlich die Frage nach einer lingua franca, einer allgemeinen Verkehrs-, Handels- und Regierungssprache für das sprachlich außerordentlich zerrissene Kongobeden zur Verhandlung. Es wurde ein Sachverständigen-Ausschuß eingesetzt, um zu überlegen, ob man sich auf einen gemeinsamen Vorschlag oder Antrag an die Regierung des Kongostaates einigen könne. In Deutsch-Ostafrika war diese Frage durch die Vorzugsstellung des Suaheli entschieden; für unsere Kolonie Kamerun war sie auch gerade in den Jahren vor dem Ausbruche des Weltkrieges brennend.

Es ist seltsam, wie im Zusammenhang mit der äthiopischen Bewegung und der nervösen Unruhe, welche die Farbigen auch in Südafrika ergriffen hat, die kirchliche Zersplitterung und Zersahrenheit überhand nimmt. In einer Missionsstadt bei Johannesburg, wo nur wenig tausend Farbige arbeiten, gibt es 32 „Eingeborenen-Kirchen“; in Pretoria, der Hauptstadt Transvaals, zählt die kirchliche Statistik 63, der Regierungszensus sogar 106 Eingeborenen-Kirchen. Manche davon haben blühende Namen wie: „Bethesda Zion Apostolische Kirche; Afrikanische Vereinigte Gaza Kirche; Natürliche Kirche von Aethiopien; Pfingst Heiligkeitskirche; Christliche Katholische Kirche in Zion“ usw.

Noch merkwürdiger ist es, daß aus verschiedenen Teilen Afrikas sich die Nachrichten mehren von schwarzen Propheten, die vorübergehend großes Aufsehen machen. Wir haben früher solche Berichte aus Nigrien, von der Goldküste, aus Liberia und Sierra Leone gebracht. Die Entwicklung war meist dieselbe. Gesichte und Offenbarungen, eine aufladernde Massenbewegung, Krankenheilungen, äthiopische und weißenfeindliche Agitation, Zugriff der Kolonialbehörden, Verhaftung, Zusammenbruch der Bewegung. Neuerdings hat eine solche Bewegung den unteren Kongo beunruhigt. Ihr Prophet war ein noch nicht einmal getaufter junger Mann Namens



Simon Ribanga. Die Unruhe ergriff die Kreise der englischen und der amerikanischen Baptistenmission. Die Hauptrolle spielten diesmal Krankenheilungen, die sich aber bedenklich den typischen Formen der afrikanischen Zauberdoktoren annäherten; Ribanga forderte unbedingten Glauben an seine Heilskraft selbst im Gegensatz zur offenkundigen Erfahrung. Und das Missionskrankenhaus in Kimpesse war tatsächlich einige Monate so gut wie gesprengt. Als Ribanga die Lösung ausgab, die Schwarzen sollten nicht mehr für die Weißen arbeiten, keine Steuern mehr bezahlen, Gott werde demnächst alle Weißen vom Kongo vertreiben; es lohne nicht mehr, die Acker zu bestellen, da der Herr bald wiederkehren werde, da setzten ihn die belgischen Kolonialbehörden kurzer Hand hinter Schloß und Riegel. (Z.N.M. 1922, S. 27 ff.)

In den Missionskreisen Chinas hat sich ein „Bibelbund“ gebildet, der mit wachsender Sorge das Eindringen der liberalen und radikalsten Theologie in ihren Kreisen, zumal unter dem Lehrpersonal der höheren Schulen und Missionsuniversitäten beobachtet und die Missionsgesellschaften dringend bittet, bei der Aussendung von Missionaren nach China keine Männer und Frauen zu wählen, welche „die Autorität der heiligen Schrift und die großen evangelischen Wahrheiten von Sünde und Erlösung“ leugnen.

In vielen lutherischen Kirchen Deutschlands regt sich ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit gegen die Glaubensgenossen jenseits der Reichsgrenzen, welche ihnen während der letzten Notjahre so hochherzig Hilfe geleistet haben. Die Schleswig-Holsteinische Provinzialsynode hat unter dem 23. Januar ds. J. folgende Rundgebung beschlossen:

Nachstehende Rundgebung der XV. ordentlichen Gesamtsynode bringen wir hiermit zur allgemeinen Kenntnis:

„Während der Zeit größter Nöte unseres Volkes und der deutschen evangelischen Kirchen haben die amerikanischen, norwegischen, schwedischen, holländischen und deutsch-schweizerischen Brüder unseres Bekenntnisses unseren Volks- und Glaubensgenossen im In- und Auslande ein großes Maß von Nächstenliebe in persönlichen und sachlichen Hilfsleistungen angeeignet lassen, welche im Herzen aller deutschen protestantischen Christen draußen und drinnen ein Gefühl herzlichster Dankbarkeit erweckt hat.

Die Gesamtsynode als Vertreterin der schleswig-holsteinischen Landeskirche spricht, indem sie davon Kenntnis nimmt, hiermit warmsten Dank aus.“

Im National Missionary Council von Indien, das zu Anfang dieses Jahres in Puna tagte, ist beschlossen, zur sachgemäßen Bearbeitung der gemeinsamen Fragen des indischen Missionslebens fünf Sekretäre im Hauptamt anzustellen. Teils handelt es sich dabei um eine wirksamere Ausgestaltung der indischen Missionsvolkschulen, zu deren Studium vor einigen Jahren eine eigene Kommission nach Indien gesandt war; teils um eine fruchtbarere Gestaltung des Verhältnisses von ausländischer Mission und eingeborener Kirche.



## Bücherbesprechungen.

**Hofmeister, Erlebnisse im Missionsdienst in Kamerun.** Kommissionsverlag der Missionsbuchhandlung in Neuruppin. Broschiert 18 M., gebunden 21 M. und 3 M. Porto.

Der Baptistenmissionar J. Hofmeister hat 25 Jahre im Dienste der deutschen Baptistenmission in Kamerun gestanden. Er hat sich daran gemacht, in Tagebuchform aus dieser langen Spanne Zeit, die ja weitaus den größeren Teil der kolonialen Ära in jener Kolonie umspannt, zu erzählen. Gewiß hat es erhebliche Nachteile, wenn so durch Jahre und Jahrzehnte hindurch die kaleidoskopisch wechselnden Ereignisse und Eindrücke der Tage aneinander gereiht werden und es dadurch doch nie zu einer eigentlichen geschichtlichen Entwicklung kommt. Auf der anderen Seite hat der Verfasser recht, daß so mit einer großen Unmittelbarkeit die frischen Eindrücke vor dem geistigen Auge des Lesers vorüberziehen. Man wird wahrscheinlich gut tun, das Buch nicht zusammenhängend von Seite zu Seite zu lesen. Aber wo man auch immer hineingreift und einen größeren Abschnitt liest, wird man seine Freude an diesem Eintauchen in frisches Missionsleben und seine wechselnden Ereignisse haben. Zahlreiche Bilder, die meist in früheren Jahrgängen der Missionszeitschrift „Unsere Heidenmission“ veröffentlicht waren, dienen zur Veranschaulichung der Erzählung. Es liegt bisher der 1. Band vor, der von 1898 bis 1908 führt.

**Samuel Zwemer, A Moslem Seeker After God.** New York, Fleming Revell, 1920.

Dr. Zwemer, der rastlose Vorkämpfer für Mohammedanermision, legt uns hier ein eigenartiges und in seiner Weise bedeutendes Buch vor: Eine Lebensbeschreibung und vielseitige Würdigung des größten Theologen und Mystikers, den der Islam hervorgebracht hat, Abu Hamid al Ghazali. Es handelt sich bei ihm um eine Persönlichkeit von überragender Bedeutung, die man wohl neben den Augustinus der Kirchengeschichte setzen darf. Nach einer großzügigen geschichtlichen Orientierung skizziert Zwemer in drei Kapiteln die wechselvollen Lebensschicksale des bedeutenden Mannes, um dann in vier weiteren Kapiteln die literarische Arbeit, die Theologie, Ethik und Mystik al Ghazalis darzustellen. Zwemer hat den Vorzug, daß er Zugang zu fast allen bedeutenden Schriften Ghazalis, die überhaupt gedruckt sind, hat, und da er mit Vorliebe arabische, theologische und mystische Literatur liest und in dieser Literatur gründlich zu Hause ist, so verdient seine Darstellung auch in Kreisen der Islamforscher Beachtung. Wir hoffen, im Laufe dieses Jahres auf Grund dieses Buches in unserer Zeitschrift ein Lebens- und Charakterbild al Ghazalis bringen zu können.

**Dr. H. Söfer, Weltanschauungen in Vergangenheit und Gegenwart,** eine allgemein verständliche Einführung in die Geistesgeschichte der Menschheit. Drei Bände. 1. Band: Die Weltanschauungen der Naturvölker und der orientalischen Völker im Altertum (Naturvölker, Babylonien, indische und buddhistische Mystik, das chinesische Lebensideal, Parsismus, die ägyptischen

und die jüdisch-tabbalistischen Spekulationen). 2. Band: Die Hellenen, das Mittelalter, die beginnende Neuzeit in drei Perioden: die bunten Anfangszeiten des griechischen Philosophierens bis Pythagoras und Anaxagoras; Sokrates, Plato und Aristoteles; die Philosophenschulen bis zum Neuplatonismus und Gnostizismus. Dann das Mittelalter; der Islam; Scholastik und Mystik und die Weltanschauungskämpfe des Reformationszeitalters. 3. Band: Die Neuzeit von Jakob Böhme und Giordano Bruno bis zur Theosophie und Anthroposophie. Nürnberg, Zeitbücherverlag. 3 Bände, gebunden 120 M.

Daß das Ringen um die Weltanschauungsfragen die Gemüter der Älten und Jungen in unseren Tagen in ungewöhnlichem Maße bewegt, ist ein Erlebnis, das wir immer wieder im Umgang mit unseren Studenten wie auch auf Konferenzen aller Art haben. Es ist hoch erfreulich, daß von evangelischer Seite dies Bedürfnis für die breiten Bildungsschichten unseres Volkes in, man möchte sagen, vorbildlicher Weise befriedigt wird. Vor wenigen Monaten ist das ausgezeichnete zweibändige Werk von Lic. Martin Schlunk auf unseren Blättern besprochen. Hier liegt ein an Umfang etwa doppelt so großes Werk vor, das den weitschichtigen Stoff, in meisterhafter Weise gruppiert, darstellt und geistig durchdringt und durchleuchtet. Die meisten der im Ringen um die Weltanschauung hervorgetretenen geistigen Richtungen finden ihre knappe Darstellung und ihre ruhige, besonnene Beurteilung vom evangelischen Standpunkte aus. Natürlich ist das Buch kein Ersatz für ein gründliches Studium der Philosophie, aber alle die Männer und Frauen, die sich in dem wirren Urwald auftauchender und wieder untergehender philosophischer Ideen und Systeme schnell orientieren und sich dabei unter die Führung eines fachverständigen, geistvollen und besonnenen Mannes stellen wollen, sei dies Werk warm empfohlen.

**Rundschreiben des Papstes Benedikt XV.** a) Zum 1500 jährigen Todestage des Hieronymus. Preis 15 M. b) Zum 700 jährigen Todestage des Dominikus, des Gründers des Dominikaner-Ordens. Preis 7 M. c) Zum 700 jährigen Jubiläum der Tertiärer des Franziskaner-Ordens. Preis 5 M. d) Rundschreiben über die Wiederherstellung des Friedens (Pacem, Dei munus). Preis 8 M. Die rührige katholische Verlagsbuchhandlung von Herder in Freiburg im Breisgau veröffentlicht die wichtigeren Enghyllen der Päpste in bequemen Ausgaben, die den lateinischen und deutschen Text nebeneinander haben. Die Hefte werden besonders für Studiengzwecke willkommen sein.

**Dr. W. Spiecker, Die Rheinische Missionsgesellschaft in ihren volks- und kolonialwirtschaftlichen Funktionen.** Gütersloh. 1922. 85 S. Preis 18 M.

Eine höchst interessante Studie. Ein Volkswirtschaftler untersucht eine größere deutsche Missionsgesellschaft unter dem Gesichtspunkte, wie sie nach den in der Nationalökonomie bräuchlichen Kategorien gewirtschaftet hat. Er untersucht, immer unter Berücksichtigung ihrer durch ihre religiös-sittlichen Aufgaben bedingten Eigenart ihre Geldwirtschaft in Ausgabe und Einnahme daheim, ihre landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebe, die Ansätze eines Missionshandels usw. und macht aus seiner Anerkennung der bemerkenswerten, zum Teil



in ihrem Rahmen hervorragenden Leistungen der Gesellschaft kein Gekl. Wir sollten solche volkswirtschaftlichen Studien über die großen Missionsgesellschaften mehr haben; unsere Nationalökonomten würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie noch mehr derartige Doktorarbeiten anregten. Es ist erfreulich, daß gerade der junge Spieder seinem um die Finanzwirtschaft der Rheinischen Mission so verdienten Vater durch diese seinem Gedächtnis gewidmete Studie ein ehrendes Denkmal gesetzt hat.

J. Witte, Missionsdirektor D. Dr., *Das Ringen der Weltreligion um die Seele der Menschheit*. Berlin 1922. Verlag des Allg. Ev.-Prot. WB., Berlin. 32 S. 3 M.

Auf nur zwei Bogen eine großzügige Auseinandersetzung mit den nicht-christlichen Religionen, mehr Zeitsätze für Vorträge und Vorlesungen als flüssige und zusammenhängende Darstellungen. Es ist eine Menge gut durchgearbeiteten Stoffes auf diesen Blättern zusammengeordnet. Gewiß wird Witte, der sich an der Universität Berlin als Privatdozent für Missionswissenschaft habilitiert hat, diesen reichen Stoff in seinen Vorlesungen weiter ausführen. Die Differenz des theologischen Standpunktes tritt nur gelegentlich hervor und wird dann geschickt verhüllt.

*Lutherisches Jahrbuch* für das Jahr 1922. 35. Jahrgang. Leipzig, Wallmann. 6 M. — *Jahrbuch der Vereinigten deutschen Missionskonferenzen*. Kommissionsverlag der Berliner Missionsbuchhandlung. 6 M.

Das Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz erscheint unter der Ägide ihres neuen Vorsitzenden, des Reichswartes Viz. E. Stange, zum erstenmal als „Lutherisches Jahrbuch“. Auf diese Lösung ist auch der größte Teil seines Inhaltes eingestellt: Der Dienst des Luthertums der Erde an der deutschen Mission, von D. Deple; Das Heidenmissionswert der lutherischen Kirche Amerikas, von P. Bielinski; Die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen, besonders der lutherischen Missionen, von P. Melzer; Eine Visitationstseife in Südindien 1921, von Bischof Danell usw. Auch das Jahrbuch der Vereinigten Missionskonferenzen nimmt auf die durch das Zusammenrücken der lutherischen Missionen in der ganzen Welt geschaffene Lage weitgehende Rücksicht. In einem inhaltsreichen und gewichtigen ersten Artikel legt Missionsdirektor Anaf „Die Eigenart und Kraft der auf dem Boden der deutschen Reformation erwachsenen Mission“ dar und sucht damit den kontinentalen wie der angelsächsischen Missionsfreunden Rechenschaft von der eigenartigen, tief gewurzelten deutschen evangelischen Missionsanschauung zu geben. In einem zweiten Artikel gibt Pastor Berlin eine gründliche und sorgfältige Übersicht über die lutherischen Missionen in den skandinavischen Ländern. Zwei weitere Artikel beschäftigen sich apologetisch mit den landläufig von den Bildungsphilistern vorgebrachten Einwänden gegen die Mission (Viz. Dr. Werdermann) und mit der Theosophie und Anthroposophie (D. Julius Richter). Eine kurze Darstellung und orientierende Übersicht über diese moderne, anspruchsvoll auftretende synkretistische Gnosis schien vielseitig erwünscht.

*Theologie des Alten Testaments* kritisch und vergleichend dargestellt von D. E. d. König. Stuttgart 1922, Belfersche Verlagsbuchhandlung.

In diesem Buche legt uns der rühmlichst bekannte Verfasser, wie er selbst im Vorwort sagt, den Kern und Stern seiner Lebensarbeit vor. Die hohen Erwartungen, die er damit wachruft, werden nicht enttäuscht. Man staunt über die Fülle des Stoffes, der auf 317 Seiten geboten wird. Es gibt wohl keine einschlägige Frage, die nicht besprochen wäre. Die gegnerischen Ansichten werden objektiv vorgeführt und nüchtern beurteilt. Zahlreiche wohlausgewählte und mit musterhafter Akribie abgefaßte Zitate, zumteil aus weit entlegenen Quellen, beleben und illustrieren die Darstellung. Die Anordnung ist klar und übersichtlich. Der Hauptvorzug des Buches aber besteht darin, daß es die eigentliche Lebensfrage des Alten Testaments, nämlich ob es ein Produkt menschlicher Entwicklung oder eine Urkunde göttlicher Offenbarung ist, scharf ins Auge faßt und gründlich erörtert. Die religionsgeschichtliche Schule sieht in der Religion Israels eine edle Blüte des Menschentums; die angeblichen Visionen und Auditionen der Propheten seien nur immante Vorgänge und psychologisch zu erklären; was sie als Gottesreden eingekleidet haben, seien ihre eigenen Gedanken. Andere erkennen zwar einen göttlichen Faktor an; aber er ist bei ihnen so stark verklausuliert und von menschlichem Beiwerk überwuchert, daß es jedem einzelnen überlassen bleibt, was er als Gottes Wort gelten lassen will. König weist überzeugend nach, daß die authentischen Zeugnisse der Propheten gar keine andere Deutung zulassen, als daß sie wirklich Mitteilungen aus der transszendenten Welt empfangen haben, und daß ihre Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Nicht um Intuition oder Illusion handelt es sich hier, sondern um etwas Objektives, Reales. Selbstverständlich verteidigt König nicht die Verbalinspiration; vielmehr ist der sprachliche Ausdruck durch die menschliche Individualität bedingt, und die Uebersetzung des Textes war wie alles Irdische mangelhaft. Aber der Charakter der Theopneustie im Vollsinn des Wortes wird dem Alten Testament gewahrt. Und zwar unterscheidet König davon zwei Grade. Primäre Offenbarung ist, was den Propheten, wozu er auch Männer wie Abraham und Moses rechnet, unmittelbar von Gott kundgetan ist; sekundäre, was die Propheten, Dichter, Weisheitslehrer und Geschichtsschreiber davon abgeleitet haben. In letzterer Gruppe findet sich manches Minderwertige. Der zweite, umfangreichere Teil des Buches bringt die Entfaltung der Religion Israels, die unbeschadet des stufenmäßigen Fortschreitens der Offenbarung so einheitlich ist, daß nicht die Lehrbegriffe der einzelnen Autoren gesondert dargestellt zu werden brauchen, in Theologie, Kosmologie und Anthropologie, Hamartologie und Soteriologie. Das ist eine wirkliche alttestamentliche Theologie, nicht nur eine Geschichte der israelitischen Religion oder eine Beschreibung ihrer Lebensformen und -äußerungen, sondern eine systematische Darstellung ihres Inhalts und ihrer Einheit. Die Lehrstücke von der Auferstehungs-offenbarung und von den schon genannten Weissagungen hätte ich gern ausführlicher behandelt gesehen. Es werden dafür auf ein Buch, das vielleicht im Jahre 1922 erscheinen wird, getröstet. Der Druck ist sauber und korrekt. Druckfehler sind mir sehr wenige aufgefallen. Die Transskription der hebräischen Wörter in lateinische Buchstaben wird den Nichtfachleuten willkommen sein. Die beigegebenen Indices und Stellenregister erleichtern die Benutzung des Buches. Möchte es einen weiten Leserkreis finden und vielen zum Segen werden!

**Große Missionsharfe.** Erster Band. Geistliches Liederbuch für gemischten Chor, sowie für Klavier- und Harmoniumbegleitung; herausgegeben von Emil Riemeyer. 25. Auflage. Gütersloh, E. Bertelsmann. Preis 35 M.

Der altbewährte Hausfreund in neuem Gewande. Unser Wissen hat sich kein Liederbuch so in den Gebrauch der evangelischen Familie eingebürgert und sich ein Menschenalter hindurch darin behauptet wie diese große „Missionsharfe“, — sie ist wie ihr kleiner Bruder, geradezu ein wertvoller Dienst der Mission an der deutschen Familie geworden, eins der schlichten, aber deutlichen Zeichen, wie tief der Missionsgedanke mit dem besten evangelischen kirchlichen Leben verwachsen ist. Die neue Auflage ist gründlich durch- und umgearbeitet worden. Zahlreiche Lieder, die sich entweder nicht eingebürgert haben oder außer Gebrauch gekommen sind, sind ausgeschieden. Dafür sind zahlreiche neue von Heinrich Schütz, Joh. Seb. Bach, Beethoven, Schubert und Mendelssohn, aber auch von neueren wie Ehwatal, Hiller, Zischneid, Zehle und Rehlo aufgenommen. Möchte nur die evangelische Familie aller Orten von frohem Gesang zur Ehre Gottes wiederhallen!

Goebel, Prof. D. Siegf., **Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi.** Eine öffentliche akademische Vorlesung. Stuttgart, Chr. Belser. Preis 12 M.

Der Verfasser läßt seinen früher erschienenen Vorlesungsreihen über die „Kindheitsgeschichte“ und die „Leidensgeschichte Jesu Christi“ nunmehr das dritte Bändchen über die Auferstehungsgeschichte folgen. Goebel steht auf streng bibelgläubigem Standpunkt und glaubt die Berichte über die Erscheinungen des Herrn, wie sie in den Evangelien, der Apostelgesch. und dem 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes erzählt sind, fast reiflos zu einer zusammenhängenden Geschichte jener wunderbaren vierzig Tage zusammenarbeiten zu können. Wer seine Voraussetzungen teilt, wird seine religiösen, sachkundigen Ausführungen mit Freude und Gewinn lesen. Wir müssen trotz ausgesprochener biblizistischer Überzeugungen bekennen, daß wir erhebliche Bedenken gegen diese Art harmonistischer Quellenbearbeitung tragen. Der einzig mögliche wissenschaftliche Ausgangspunkt scheinen uns wie in sovielen anderen neutestamentlichen Fragen die grundlegenden Ausführungen des Apostels Paulus zu sein, und von ihnen aus wird man sich sehr zaghaft an den Versuch machen, eine „Geschichte“ jener vierzig Tage zu schreiben. Die auf uns gekommenen Bruchstücke reichen dazu so wenig wie bei irgend einem anderen Teile der Geschichte Jesu, ausgenommen etwa die Leidenswoche, aus.

**Brochhaus, Handbuch des Wissens.** Bd. I. 741 S., bis C330.

Die Verlagbuchhandlung F. A. Brochhaus hat begonnen, von ihrem großen, 17bändigen Konversationslexikon eine Handausgabe in vier Bänden zu veranstalten, die in kleinem, gedrängten Druck eine ungeheure Fülle exakten Wissens zusammenfaßt und überall die Kenntnis bis auf die Gegenwart fortführt. Allerdings der Illustrationen, besonders der farbigen Karten, sind weniger geworden; sie würden das Werk zu kostspielig gemacht haben; und die einzelnen Artikel sind sehr knapp gehalten. Als Nachschlagebuch auf dem Redaktionstisch schier unentbehrlich.



# Selbständige Missionskirchen.

Von D. J. Warned.

Von Asien sowohl wie von Amerika her wird den Missionen das Schlagwort: Freiheit, Selbständigkeit der Missionskirchen, heute noch aufdringlicher zugerufen, als bereits vor den Umwälzungen des letzten Jahrzehnts. Es war uns von jeher bedenklich, wenn die Christen Amerikas die Demokratie als Mittel und Ziel auch der missionarischen Arbeit mit schematischer Gleichmacherei empfahlen und damit einen auch für die politische Entwicklung der unreifen Völker gefährlichen Sauerteig in das Reich Gottes hineinmengten, ohne darüber nachzudenken, wie fern von den Gesetzen des Reiches Gottes und allen Gedanken Jesu zuwiderlaufend das Meditament sei. Wir deutschen Christen wollen, durch die Bibel erzogen und durch die Geschehnisse um uns gewarnt, jene Oberflächlichkeit nicht mitmachen und die Schlagworte nicht nachschreien. Wissen wir doch, daß, wo die innere Freiheit, die nur der Sohn gibt, noch nicht erreicht ist, die äußere nur verderblich und verwirrend wirken kann.

Das Ziel selbständiger Kirchen mit eigener Verwaltung und Pflege ist den deutschen Missionen längst selbstverständlich, und sie haben, solange ich die Mission kenne, zielbewußt und nicht ohne deutliche Fortschritte daran gearbeitet. Vielleicht hat unsere schulmeisterliche Art das Tempo hier und da über Gebühr verlangsamt; vielleicht hat nicht jeder von uns unter dem Druck der täglichen Lasten und Widerwärtigkeiten sich allzeit den Blick für das Ziel offen gehalten und zuviel mit der Angel gearbeitet; vielleicht hat auch das sich so überlegen gebärdende Drängeln von angelsächsischer Seite uns gereizt, absichtlich die schwerfälligeren Rüstung anzulegen. Aber wir weisen den in den Beschlüssen von Lake Mohont eingewickelten Vorwurf zurück, daß wir es besser lernen müßten, unsere Missionen auf die revolutionären Ereignisse der Jetztzeit einzustellen. Es heißt da: „Da seit 1914 grundlegende Veränderungen in dem politischen System vieler Länder und in dem Grade von Freiheit, die jetzt als das Recht einheimischer Kirchen anerkannt ist, eingetreten sind, glaubt der Missionsrat, daß das in dem vorigen Satz bestimmte Ziel nur erreicht werden kann, wenn die zurückkehrenden Missionare bereit sind, in Uebereinstimmung mit den Landesregierungen und mit dem neuen Geist (1) zu arbeiten, der wachsend die Beziehungen der ausländischen Missionare zu der christlichen Kirche jedes Landes kennzeichnet.“ Für mich wenigstens enthalten die politischen und missionarischen Erfahrungen dieses Jahrhunderts mehr ein Rene tefel als Antriebe, die Ziele meiner Arbeit umzustellen. Wir lassen uns heute weniger denn je blenden und verwirren durch Strömungen und Bewegungen, die, wenn auch von Gott zugelassen und zur Erziehung der gottlos gewordenen Völker bestimmt, so wenig aus dem Geiste Gottes stammen wie das Verlangen Israels, einen König zu haben „wie alle Völker“. Gott bewahre unsre Missionskirchen vor der von Amerika verhimmelten Demokratie. Im Reich Gottes regiert die Wahrheit, nicht die Stimmenzahl; der Geist, nicht die Masse. Mit vollem Bewußtsein wollen wir vorsichtiger als je sein

und uns nicht durch Schreien bestimmen lassen. Gottes Wort und Geist allein soll uns führen, nicht Schlagworte der Freunde noch Drohungen der Gegner. Viel wichtiger als Freiheit der Massen und Selbstbestimmung der jungen Kirchen sind führende Männer, sei es aus europäischen oder aus eingeborenen Kreisen. Die Anerkennung der amerikanischen Losungsworte darf uns nicht der Preis sein, um den wir ihre Freundschaft und ihre Dollars erkaufen.

Allerdings halten wir die Augen offen für die Lage der Gegenwart mit den sich daraus für die Mission ergebenden Aufgaben und Warnungen. Die Forderung vermehrter oder gänzlicher Selbständigkeit wird heute wohl in den meisten Missionskirchen mit einer Dringlichkeit erhoben und durch folgenreichere Begleitererscheinungen so nachdrücklich unterstützt, daß die mit Wirklichkeitsinn ausgerüstete deutsche Mission einer Mahnung, die Zeichen der Zeit zu beachten, kaum bedarf. Wir fühlen die Pflicht, unsre Arbeitsweise nachzuprüfen und sorgfältig zu erwägen, wie weit diese Umstände bestimmend für unser Werk werden können und vielleicht auch sollen. Die Entwicklungen in der ganzen Welt vollziehen sich heute in betäubender Schnelle, die zu verlangsamen oder gar auszuschalten in keines Staates und keiner Kirche Hand steht. Große Umwälzungen bereiten sich vor: Werden die europäischen Missionare noch lange bleiben? Deutschlands Verfall macht die Finanzierung der noch werktätigen Missionen vielleicht bald ganz unmöglich. Die mühsam zusammengefügten, jährlich neu zu erbettelnden Unterstützungen von außerdeutscher Seite sind kein stets fortrauschender Quell, sondern ein bald ausgeschöpfter Brunnen. Vielleicht hat bei dem gesteigerten Nationalgefühl der missionierten Völker die Stunde der Kolonien demnächst geschlagen. Werden dann die deutschen Missionare noch geduldet werden, und wird man ihnen weiter die Führerstellung einräumen? Unsere Zahl wird schon jetzt bedenklich kleiner, und die Kraft schwächer. Solche nicht aus Schwarzseherei erwachsenen Erwägungen zwingen dazu, beizeiten alles zu tun, um uns überflüssig zu machen, wenn unsre Stunde kommen sollte. Seit den letzten zehn Jahren wollen auch die auf tieferer Stufe der Kultur stehenden Völker nicht mehr lange warten mit der Mündigkeitserklärung. Der Ruf: Los von Europa, von seiner Bevormundung und von seiner Ausbeutung, geht durch die ganze Welt und ist ernst genug gemeint. In den Batakländern machen die Führer der nationalistischen Bewegung der Mission den Vorwurf, sie hemme bewußt die Aufwärtsbewegung des Volkes und wolle den Fortschritt nicht. In unerfreulicher Weise greift die politische Gährung auf die Kirche über. Unter starker Qualmentwicklung brennt ein Feuer, kein heiliges Feuer, nicht eins, wie es der Heiland brennen haben wollte, vielmehr ein verzehrendes. Man schreit nach neuen Rechten, ohne die damit verbundenen Pflichten auch nur zu sehen. Wenn es bei den Batak vielleicht auch vorläufig mehr einige Schreier sind, ehrgeizige Streber und Agitatoren, die das Wort führen, so greift die Bewegung doch immer weiter um sich und durchsäuert nicht nur das politische und soziale Leben, sondern auch Gemeinden und Kirche. Aufzuhalten ist dieser Sturm nicht. Aber wir haben uns zu fragen: Können wir ihn in unsre Segel fangen, oder treibt er das Schiff von der Bahn ab? Die Beantwortung fordert eindringendes Verständnis der gährenden Kräfte.

Um das Werden und Sein der Kirche Christi ist uns dabei nicht bange. Aber wir sehen hinter diesen Vorgängen doch den die Weltgeschichte bestimmenden Gott und müssen uns darum darüber klar werden, wie weit wir in ihnen Versuchungen und Hemmungen zu sehen haben, oder ob sie bestimmt sind, uns vorwärts zu treiben und das Tempo der Erziehung zur Selbständigkeit zu beschleunigen. Wie immer stellen wir uns gerade in diesen Fragen unter das Wort: Prüfet, was da sei des Herrn Wille. Es sei mir gestattet, darüber einige Gedanken zu äußern, die nicht aus reinen Denkübungen entsprungen sind, sondern aus der Praxis in der Leitung der großen batafischen Kirche, wo wir uns heute mit diesen Motiven und Kräften täglich auseinanderzusetzen haben. Wir werden staunen, was alles die so leicht hingeworfene Aufforderung zur Selbständigkeitserklärung in sich schließt. Wir bemühen uns, nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte, der biblischen Wahrheit einerseits und der heute gegebenen Verhältnisse andererseits, die Linien zu finden, die sich aus dem gesunden Zusammenwirken der zunächst divergierenden Kräfte ergeben.

Selbständigkeit von Individuen wie Kirchen ist von dem Grade ihres geistlichen Lebens abhängig. Keine Kirche kann sich selbst halten und pflegen, die nicht Leben aus Gott hat. Verfassungen, Ordnungen, Synoden, Gesetze tun es nicht. Sie sind ein Rahmen ohne Bild, ein Körper ohne Geist. Wir suchen Selbständigkeit und Freiheit der Missionskirchen, die Fähigkeit, auf eigenen Füßen zu stehen, unabhängig von europäischen Leitern, nicht in Anstaltsformen, sondern im Leben der Gemeinden. Gott bestimmt den Termin der Unabhängigkeitserklärung, nicht Menschen. Ich habe noch keine angelsächsische Rundgebung, die selbständige Missionskirchen auf das Programm setzte, gelesen, wo dieser Fundamentalsatz betont wäre. Was soll es nützen, eine eingeborene Missionskirche auf eigene Füße zu stellen, wenn Wille, Gewissen, Verantwortlichkeitsgefühl, Glaube, Erkenntnis, Sittlichkeit, Liebe noch nicht stark genug sind, um dem Körper Halt und Richtung zu geben? Erziehung zur Selbständigkeit ist im Grunde Hinführen zu Gott, aus dem allein das Leben kommt. Nur wer den Sohn hat, der hat das Leben, und der ist frei. Der Augenblick für Proklamierung der Selbständigkeit ist dann gekommen, wenn die Gemeinden nicht mehr Kinder und nepioi sind, sondern die Grenze des Mannesalters erreicht haben. Das ist ein Gesetz im Reiche Gottes, analog den Naturgesetzen. Jede Uebertretung der Naturgesetze rächt sich unwiderruflich. Nun wird eine Christenheit, die aus lauter lebendigen Gliedern besteht, nie zu finden sein. Wir sagen daher: Die Missionskirche muß eine Schar von in Gott gegründeten Persönlichkeiten besitzen, die stark und lebendig genug ist, um die Art der Kirche zu bestimmen; ihr kann man die Kirche anvertrauen. Sind die Christen in ihrer überwiegenden Mehrzahl nur Herdentiere mit einem im besten Falle christlich gefärbten Instinkt, dann ist die Kirche noch unmündig. Unsere Aufgabe formuliert sich also dahin: wollen wir freie Kirchen, dann bemühen wir uns, durch Wort, Gebet und Wandel Leben aus Gott zu wecken und zu pflegen. Daneben ist alles andre mitschwingendes Erz. Wo Leben ist, schafft es sich auch eigene Formen, und die kirchliche Selbständigkeit, doch auch nur Form, zeigt sich dann als eine der Ausprägungen des Lebens



Prüfen wir nun mit diesem Maßstab, so finden wir die Batal-Kirche zur Zeit noch weit entfernt vom Ziel. Die erste Liebe ist verrauscht, die heutigen Gemeinden der dritten und vierten Generation zeigen betrübend wenig eigenes Leben. Nicht einmal die äußerliche Kirchlichkeit ist befriedigend. Die Zahl gefestigter Christen, die den Gemeinden Halt und Kraft geben, ist so gering, und ihr eigenes Leben noch so zart, daß ihre Tragkraft unmöglich für die ganze Kirche ausreicht. Der Intellekt hat sich schneller entwickelt als der Charakter. Auch die Besten enttäuschen immer wieder durch Gebrechen und Rückstände. Sie können noch nicht einmal die kirchlichen Rassen allein verwalten. Wenn sie nach Selbständigkeit rufen, so denken sie an Rechte, nicht an Pflichten, an Herrschen, nicht Dienen, an Geld und Ehre. Auch die eingeborenen Pastoren sind noch viel zu wenig Führer der Christenheit, es fehlt ihnen an Lauterkeit, Pflichtbewußtsein, Selbstlosigkeit. Dazu ließe sich noch viel sagen, wozu hier der Ort nicht ist. Ein schlimmes Zeichen ist es, daß neuerdings das Heidentum wieder Anziehungskraft auf viele Namenschristen gewinnt. Es droht ein unheilvoller Synkretismus die Massen zu vergiften, und nur wenige sehen den Feind und bekämpfen ihn.

Eine solche Kirche selbständig zu erklären, oder auch nur ihr größere Freiheiten einzuräumen, wäre ein Verbrechen an ihr. Das Ziel der Selbständigkeit, das wir immer im Auge behalten, stellt uns daher vor die Pflicht, in diese Kirche Leben zu bringen. Alle auf Unabhängigkeit abzielenden Wünsche der batalischen Christen müssen daher dahin umgebogen werden: mehr eigenes Leben aus Gott! Nun liegen aber hier für den Missionar in einer so ausgedehnten Missionskirche die größten Schwierigkeiten. Leben entsteht nur durch Berührung von Person zu Person. Wie aber ist persönliche Beeinflussung, Seelsorge, Gemeinschaft möglich, wenn ein Missionar 10–18000 Christen zu versorgen hat? Wenn er mit Büroarbeit für Gemeinde und Schule, Zeitungsgeschäften, Reisen, Rassenverwaltung, Konferenzen, Besprechungen überhäuft ist? Wir müssen gegenüber der alterprobten Arbeitsweise umlernen: wie Leben wecken und pflegen ohne Einzelseelsorge? Wie durch weitreichende Mittel die Menge beeinflussen? Wie auf die Helfer und den Kern der Gemeinde nachhaltig und tief so einwirken, daß von uns Leben auf sie und von ihnen wieder auf die Gemeinden ausgeht? Ich achte, die Missionsarbeit stellt in dieser Periode an die Belastung der Seele, die geistige Spannkraft, die Gebetsleistung, die innere Reife des Gemeindeführers höhere Anforderungen als an den Pioniermissionar, der vielleicht mehr Strapazen durchzumachen und mehr Mut aufzubringen hat. Die Frage spitzt sich schließlich dahin zu: Wie erhält sich der größere Gemeinden leitende Missionar der Gegenwart das eigene geistliche Leben, um fortgehend von seinem Leibe Ströme lebendigen Wassers ausgehen lassen zu können? Soll die wachsende Kirche auf dem Wege zur geistlichen Selbständigkeit gefördert werden, dann muß der Missionar ein Glaubensheld und Gebetsmann sein, den keine seiner zeitraubenden Büroarbeiten, kein Betrieb, kein ungelöstes Problem aus der Bahn wirft, der sich nie den Blick für das Große trüben läßt, in dem der Quell des Lebens immer frisch sprudelt und andern sich mitteilt. Gebt uns solche Missionare, und wir kommen der Selbständigkeit näher als mit allen andern Mitteln und großsprechenden Resolutionen. Durch sie schafft Gott

Leben, auch wenn sie zwei Drittel des Tages Listen schreiben, rechnen, konferieren müssen. Denn Leben springt über in Momenten, dazu bedarf es nicht langer Zeiträume. Als in Nias die Erweckung kam, trat alles gegenüber den Fragen des Lebens zurück. Da fanden sich auch sofort eingeborene Männer, nach denen wir sonst mit brennenden Augen Ausschau halten, die mit Geist predigten, Seelsorge übten, Fürbitte leisteten, Gemeinden übernahmen. Da gab's einen Ruck vorwärts auf dem Wege zur Freiheit. Ganz ungesucht, denn niemand dachte in jenen bewegten Jahren an Fragen der kirchlichen Selbständigkeit und an Zugeständnisse von Freiheiten. Die Freiheit kam in dem Maße, als Gott ins Leben eintrat. Auch in der Batak-kirche betätigen sich die Männer mit Leben aus Gott ganz von selbst in der Kirche, und es geht Segen von ihnen aus. Die schreien nicht nach Rechten, sondern greifen die Pflichten, die vor ihnen liegen, frisch an. So lernen sie in Gottes Kraft auf eigenen Füßen stehen und werden selbständig, ehe die Forderung noch erhoben und zum Schlagwort geworden ist.

Was weiter zu sagen ist, sind neben dem eben Erörterten nur technische Fragen. Was kann unsrerseits geschehen, um einen gesunden Trieb nach Selbständigkeit zu befriedigen und Hemmungen des Lebens aus dem Wege zu räumen? Dieselbe Frage wie auf pädagogischem Gebiet: Welche Fehler muß der Erzieher vermeiden und welche Grundsätze muß er beobachten, wenn ihm als Resultat seines Erziehens ein gesunder, freier, sich selbst beherrschender Mensch vorschwebt? Jene Hauptsache, Werden und Wachsen des innersten Lebens, immer vorausgesetzt.

Da heißt es zuerst, das achten, was jenen Trieb fördert, den Spuren des sich regenden Lebens nachgehen! In diese Richtung weisen die Wünsche der eingeborenen Christen. Ist Berechtigtes darin, dann ist es nicht nur billig, darauf einzugehen, sondern die Berücksichtigung wird auf dem erstrebten Wege auch ein gut Stück vorwärts bringen. Das ergibt praktisch die unendlich komplizierte Frage: Was ist an dem Verlangen nach Selbständigkeit in den Christen dieser Generation echt und gesund? Jeder ehrliche Missionar fühlt sich in der Beantwortung dieser Frage schwer behindert dadurch, daß er weiß, wie wenig er im Grunde sein Volk kennt. Je älter man wird, umso mehr leidet man nicht nur bei Predigt und Unterricht, sondern bei der gesamten Beurteilung der einzuschätzenden Verhältnisse unter diesem Mangel, gerade dann, wenn man ein Leben daran gesetzt hat, in die Psyche des Heidenchristen einzudringen. Die Frage: was ist an jenen oft flegelhaft in die Erscheinung tretenden Aeußerungen gesund, ist unendlich schwer zu beantworten. Sicher ist in dem enormen Bildungsdrang des modernen Batak, der schon die Univerſität als Ziel sieht, viel Erfreuliches, worauf ein gutes Fundament gelegt werden kann. Aber wo ist die Grenze des Ueberstiegenen? Verlangen die eingeborenen Pastoren von heute nach einer umfassenderen Bildung, so sind die Motive gewiß nicht gerade geistlicher Art; aber sachlich haben sie recht. Nie dürfen wir mit der Geste der Ueberlegenheit ihre vielleicht überspannten Wünsche ablehnen, etwa gar in ironischer Weise. Der Wunsch wird fruchtbar, wenn er dazu treibt, über die Wege, die zu seiner Erfüllung dienen, mit nachzudenken. Nur nichts vertuschen oder ignorieren, was ihnen für ihre Kirche am Herzen liegt; auch Dinge, die uns peinlich sind, offen behandein

und ihnen so Gelegenheit geben, ein Ventil zu öffnen. Behandeln wir alle Angelegenheiten mit ihnen wie mit Kameraden, dann nehmen wir den Böswilligen den Wind aus den Segeln. Es ist viel besser, das Feuer brennt offen, als daß es schwelt. Mit hellem Feuer kann man kochen, mit schwelendem nicht.

Wer den Puls seiner Missionskirche fühlt, hört freilich manches, was ihm demütigend ist. Heute decken die batakschen Christen manches auf, was wir verfehlt oder versäumt haben. Dazu wird es jedem Missionar vor andern schwer, sich für entbehrlich zu halten und Fähigkeiten und Gaben des eingeborenen Christen zu entdecken und gelten zu lassen. Auch wird es uns schwer, das unbedingt nötige Vertrauen immer wieder aufzubringen, nachdem es hundert und aber hundert mal mißbraucht ist. Aber der Fehler sitzt noch tiefer: Wir sind in Gefahr, dem Geist Gottes zu wenig zuzutrauen, weil wir sein Wirken nicht immer mit dem Thermometer nachmessen können. Direktor Fries hat darauf aufmerksam gemacht, daß die überraschenden Erlebnisse auf Nias uns zur Auflage werden: Haben wir nicht im allgemeinen zu wenig mit den biblischen Verheißungen und Gaben als bestimmt auch für unsere Heidenchristen auf dieser Stufe der Entwicklung gerechnet? Ist der Heilige Geist nur in Antiochien und Korinth ausgegossen worden, in Sumatra und Afrika aber nicht mehr? Oder noch nicht? Das führt in diffizile Erwägungen: Muß erst eine gewisse Stufe der christlichen Entwicklung erreicht sein, ehe der Geist sich niederlassen kann? Oder bedeutet er den Anfang, den Keim des neuen Lebens? Glauben wir in dieser Beziehung zu wenig, was Wunder, wenn wir wenig von der Herrlichkeit Gottes sehen. Erwarten wir zuviel, werden wir damit zu unnüchternen Schwärmern? Ist Nias Typus oder Ausnahme? So führt auch dieser Gedanke, weiter durchgedacht, zur Selbstprüfung und Buße. Das eigentlich grundlegende Manko, aus dem die andern alle erwachsen, ist es nicht bei uns zu suchen? Wir hätten eher und mehr selbständige Gemeinden, wenn wir den Geist Gottes als realsten Faktor in unsre Rechnung einsetzen. Vielleicht haben wir fleißig darum gebetet, aber doch mit dem Zweifel jenes Kindes, das nicht mehr beten wollte: Lieber Gott, mach mich artig, denn, sagte es, es niht ja doch nichts. Der Berg der Unmündigkeit unserer Gemeinden, ihrer inneren Unfähigkeit, zur wahren Freiheit durchzudringen, wird nur durch Glauben verfehlt.

Ich fürchte, über allem Grübeln, Theoretisieren und Organisieren vernachlässigen wir das königliche Mittel, das schlichte Gebet, das Gott zutraut, er werde vollbringen, was psychologisch nicht wahrscheinlich ist. Das Gebet als Bekenntnis der Seele: ich vermag nichts, gar nichts, aber Dein ist die Kraft. Wenn etwas die Entwicklung zur Selbständigkeit fördert, und die im Volkscharakter, in seiner Uureife, in unserm mangelhaften und mit Sünde besetzten Dienst liegenden Hindernisse wegräumt, dann ist es der betende Glaube, der ganz ehrlich und überzeugt von Gott allein erwartet, was Gott allein leisten kann, und sich selbst die Stelle anweist, die dem armen Diener Jesu gebührt, die des Werkzeuges in der Hand des Meisters.

Ich nenne weiter (immer in dem Sinne, daß periphere Fragen bei rechter Behandlung ins Zentrum führen) als wichtig für die Erziehung zur Selbständigkeit zu achten auf das, was sie hemmt und nach Lage der Dinge



hemmen muß. Jedes Volk hat eigentümliche Charakterzüge, die dem Angebot des Reiches Gottes entgegenkommen, und andere, die es ablehnen, Züge, die durch Zeitgeist und Beeinflussung von außen bis zu schier unbefiegbaren Hindernissen gesteigert werden können. Dazu scheint mit nötig, daß die Mission auf den verschiedenen Stufen der werdenden Kirche sich der Mühe unterzieht, das Erreichte genau auf Wert und Unwert zu prüfen und die Christen der jeweiligen Periode in ihrem religiösen und sittlichen Leben zu analysieren. Was ist da? Was fehlt noch? Was kann nach Lage der Dinge noch nicht da sein? Parallelen aus der Kirchengeschichte sind dabei sehr lehrreich. Wer in diesen Fragen nicht klar sieht oder wenigstens um Klarheit kämpft, soll von allem Gerede und Getue von Selbständigkeit die Finger lassen. Es sind brennende Fragen, ob die Heidenchristenheit in der dritten und folgenden Generation ab oder zugenommen hat, ob, was sich noch von heidnischen Vorstellungen und Resten findet, harmlose, noch anklebende Eierschalen sind, oder schleichendes Gift? Neigt die junge Kirche zum Romismus?lebt sie noch am Fatalismus? Weist das, was christlich genannt werden darf, in die Richtung beschaulicher Mystik oder tätiger Energie? Hat sich der Volkscharakter unter dem Einfluß von Wort und Geist Gottes nach irgend einer Seite beeinflussen lassen, oder sind nur Individuen angerührt? Zeigt das sich entfaltende Christentum irgend welche originellen Züge?

Nun muß die Erziehung nicht da einsehen, wo die Mängel die natürliche Folge der betr. Altersstufe sind; verlangt man doch von Kindern nicht Tugenden des Mannes und vom Jüngling nicht die Weisheit des Alters. Vielmehr liegen die Aufgaben des Erziehers da, wo das Wachstum verkrüppelt, wo Keime unentfaltet, Kräfte gebunden bleiben. Wenn die batafschen Christen nach 50jähriger Kirchengeschichte in Geldsachen durchweg noch unzuverlässig sind, wenn ihnen die Lüge lieber ist als die Wahrheit, wenn sie noch ohne viele Gewissensbisse stehlen und streiten, dann sind das keine mit jugendlicher Unreife zu entschuldigenden Defekte. Das deutet auf Mängel in der Erziehung. Damit legt sich wieder auf das Gewissen der Arbeiter die schwere Frage: Trifft uns die Schuld ganz oder teilweise? Haben wir zuviel Gesetz getrieben und aus dem Herrn Christus einen Polizeimeister gemacht, mit dem Resultat, daß das Gesetz die Sünde mehrt? Oder haben wir die Gesetzespredigt vernachlässigt und geglaubt, die Verkündigung der Gnade werde allein die Herzen erneuern und die Gewissen schärfen? Es gilt zu denken, daß die niasischen Brüder unter der Bucht der „großen Reue“ sich unter die Anklage stellten: wir haben bislang zu wenig Evangelium und zu viel Gesetz getrieben. Dort hat Gott den wohlgemeinten Irrtum seiner Diener korrigiert.

Ist es verzeihlich, wenn heute noch der Glaube an das Fatum und aller damit verquidter Aberglaube in der batafschen Christenheit ein unausrottbarer kräftiger Irrtum ist? Wir haben doch wahrlich in Predigt, Unterricht und Seelsorge unerschütterlich auf den Vater im Himmel hingewiesen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt — woher das Unkraut? An der Lehre hat es nicht gefehlt. Vielleicht an dem Glauben, daß Gott diesen Berg versehen kann und will? Wie ist es zu erklären, daß das Heidentum wieder auflebt, da doch Gottes Wort lauter und rein gelehrt

wird? Ach wer doch die Fäden dieses Gewebes verfolgen und den grundlegenden Fehler an der Wurzel aufdecken könnte! Wem es Gott gelingen ließe, diesen Riesen zu fällen, so daß für keinen Christen mehr die Verührung mit Vertretern des Heidentums eine Versuchung wäre, der hätte mehr zur Selbständigkeit der batakschen Kirche beigetragen als alle Konferenzen, die weise Resolutionen fassen und stilvolle Organisationen ausklügeln.

Andererseits, wie kommt es, daß der Islam auf den weitaus größten Teil unseres Volkes keine Anziehungskraft ausübt, während er sonst in Niederländisch Indien überall mühelos Eroberungen macht? Ist das eine Sauerteigskraft des Christentums über die Peripherie der Kirche hinaus, oder liegen vollstiche Gründe vor? Eine Analyse unsers Volkes tut uns bitter not; wir glauben es zu kennen, und können die einfachsten Vorgänge nicht erklären. Es hat uns freudig überrascht, daß die in Indien verstreuten batakschen Christen im allgemeinen an ihrem Christentum fester halten als daheim. Wer weiß diese Erscheinung zu erklären? Wie kommt es, ..., die soziale Auswirkung der christlichen Gedanken hier so gut wie noch gar nicht eingeseht hat? So ließen sich noch viele Fragen aufwerfen, die keiner von uns befriedigend beantworten kann, weil wir unsre Christen nicht durchschauen. Wollen wir sie aber zur Selbständigkeit führen, so müssen wir genau wissen, was ihnen fehlt, und die Gründe dafür verstehen. Denn eine Sache verstehen, heißt den Weg zu ihrer Besserung finden.

Auf dem Wege zur Freiheit braucht eine Kirche Führer, in einer jungen heidenchristlichen Gemeinde noch dringlicher als daheim. Gebt einer Kirche Führer, und sie kann allein stehen. Die Massen werden nie selbständig; aber gebt uns Männer, europäische oder eingeborene, denn Personen bauen das Reich Gottes, nicht Organisationen und Kirchenordnungen. Ich brauche hier das Problem der Erziehung eingeborener Helfer nicht aufzurollen; es ist uns allen geläufig, und wir sind wohl in seiner Behandlung im allgemeinen auf dem rechten Wege. Nur das sei gesagt: Wenn eine Kirche in der dritten und vierten christlichen Generation noch so unreife Prediger hat, dann legt sich die Frage auf die Seele: wo liegt die Schuld? Haben wir ihnen zu viel Freiheit des Handelns eingeräumt oder zu wenig? zu viel Vertrauen entgegengebracht oder zu wenig? Sie überbildet oder unterbildet. Noch schmerzlicher ist die Gewissensfrage: ist zu wenig für sie gebetet worden? Denn Mitarbeiter wollen erbetet sein. Die Entwicklung der Schule ist einen andern Weg gegangen, als man erwartet hatte. Die heutige Schule dient zu wenig der Kirche, sie wird immer einseitiger Ausbildungsstätte des Verstandes. Viele Lehrer tun den Dienst an der Gemeinde mit innerem Widerstreben. Soll man solche Schulen fallen lassen? Kann eine Kirche selbständig werden ohne ein entschieden christliches Schulsystem? Gehört zu den erforderlichen Leistungen der Kirche auch das höhere Schulwesen, das unaufhaltsam seinen Einzug nimmt? Also die grundsätzliche Frage: muß die Kirche das gesamte Schulsystem in der Hand haben? Ist das für ihre Zukunft und für ihre Selbständigkeit dem Stande gegenüber zu empfehlen? Wir wollen kein Renommierschulwesen von Salonmissionaren mit Treibhauspflanzen; uns liegt nicht an reich fundierten Schulpalästen, wo alle Weisheit Angelsachsens verzapft wird. Vielleicht werden da einige wenige Männer ausgebildet, die später eine füh-

rende Rolle in ihrem Volke spielen. Soviel ich weiß, haben in Britisch-Indien die Resultate den hochgespannten Erwartungen und Kosten an Menschen und Geld nicht entsprochen. Sollen wir auch diesen Weg gehen? Ist die werdende heidenchristliche Kirche den damit verbundenen Anforderungen gewachsen? Müssen wir diesen Weg gehen im Blick auf die anzustrebende Selbständigkeit?

Wer wünscht, daß seine Kinder später im Leben selbständig dastehen, kann der Zucht nicht entbehren. Wir sind leider nicht allzuseiten genötigt, sie auch an unseren Predigern und Lehrern zu üben. Selbst Amputationen müssen gemacht werden. Auffallenderweise hört man von diesem Kapitel in den angelsächsischen Missionen nie etwas. Ueben sie gar keine Zucht, oder ist die bei ihren viel vollkommeneren Arbeitern nicht nötig? Hier haben wir es mehrmals erleben müssen, daß Lehrer, die bei uns wegen Verfehlungen entlassen wurden, bei benachbarten Amerikanern, nicht nur bei Sabbatisten, sondern auch bei Methodisten, unbesehen aufgenommen und bei stattlicher Besoldung, an die wir nicht heranreichen, in Amt und Würden gesetzt wurden. Das hat unsere Achtung vor der Gründlichkeit und Weisheit ihrer Arbeitsweise gerade nicht gesteigert.

Endlich muß eine selbständige Kirche alle in ihr von Gott bereit gestellten Kräfte zur Entfaltung kommen lassen und ausnützen. Hierin sind die Angelsachsen vielleicht uns schwerfälligen Deutschen voraus. Es sind Gaben mannigfaltiger Art da, und eine Fülle von Arbeit wartet auf die Willigen. Sollen sie gegen uns den Vorwurf erheben: es hat uns niemand gedinat? Nur eine arbeitende Kirche ist selbständig und gesund; eine lediglich empfangende gleicht den Heidenchristen alter Observanz, die von lieben Christen dabeiin Hofen und Tadeln und an Festen noch Tabak und Kuchen kriegten, damit sie hübsch artig blieben. Das sind keine Christen neutestamentlicher Art, denen Jesus zugerufen hat: Handelt, bis daß ich wiederkomme. Wenn nicht sie, sondern wir ihr Talent vergraben, dann trifft uns das Richterwort vom Schallstnecht. Man stelle die Christen an die Arbeit in der Evangelisation, Verwaltung, Unterricht, seelsorgerlichen Besuchen, mache sie mit verantwortlich für das Heil der Brüder, und man wird sehen, wie die Kirche auflebt. Bringen wir unsere Kirchen an die Arbeit, und wir werden erleben, wie sie unter der Zucht und Befruchtung des Geistes aufleben.

Ich fasse zusammen: nicht das ist eine selbständige Kirche, die Geld aufbringt, demokratisch wählt, korrekte Synoden abhält, die Europäer je eher je lieber beiseite schiebt, sondern die eigenes Leben besitzt, in der Gottes Geist regiert und alle Kräfte zur Entfaltung bringt, aus der Männer hervorgehen, die führen können. Ist eine Missionskirche so weit, dann vollzieht sich die Loslösung von der europäischen Bevormundung von selbst, dann brauchen die eingeborenen Christen nicht ungestüm zu fordern, und die bisherigen Führer haben es nicht nötig, zu bremsen. Dahin muß die Erziehung zur Selbständigkeit und Freiheit führen.

Anhangsweise sei es mir noch vergönnt, auf einige Schritte hinzuweisen, die wir in den letzten Jahren auf obiger Bahn gemacht haben, nicht weil sie vorbildlich wären, sondern nur um daran zu zeigen, wie wir versuchen, die Erkenntnis in die Praxis umzusetzen, entsprechend gerade unseren Verhältnissen. Nach drei Seiten hin haben wir versucht, unseren Gemeinden



den Weg zur Freiheit zu weisen: Wir haben den Gemeinden Kirchenräte (Presbyterien) gegeben, haben ihre Vertreter zur Synode einberufen und haben der sogen. batakschen Missionsgesellschaft weitere Ziele gesteckt.

Als Vertretung der Gemeinde galt bisher die Versammlung der Ältesten, an der auch wohlgesinnte Häuptlinge teilnahmen. Doch waren diese Männer mehr Vertrauensleute der Missionare als Vertreter der Gemeinden. Jetzt wählt die Gemeinde ihre Vertrauensmänner. Sie sind die rechtlichen Repräsentanten der Gemeinde, verwalten die Kirche und ihr Eigentum, vor ihr Forum gehören die das innere und äußere Leben der Gemeinde angehenden Fragen. Manches von diesem Programm ist noch Zukunftsmusik und will noch gelernt sein. Aber die Richtlinien liegen fest. Diese Körperschaft mag nun den Beweis erbringen, daß sie imstande ist, selbständig einzugreifen. Natürlich sind Mißverständnisse und Entgleisungen noch wahrscheinlich; manche von ihnen fragen, wie viel Gehalt sie für ihre Mühe bekommen. Das soll uns aber nicht schrecken, den gesunden Gedanken durchzuführen, auch wenn wir uns damit eine Instanz schaffen, die nicht immer bequem ist. Noch müssen wir auch hier die Erziehenden sein, und noch müssen wir Erfahrungen sammeln. Aber es ist zu hoffen, daß die Kirchenräte die Kirche vorwärts bringen.

Diese Presbyterien senden nun ihre Deputierten sowohl zu den Distriktsynoden als auch zu der großen Jahresynode der Batakische Kirche. Ein schon früher gemachter derartiger Versuch scheiterte an der völligen Unreise und Verständnislosigkeit der Abgesandten. Heute glauben wir diesen Schritt wagen zu dürfen. Voraussetzung ist freilich weise Oberleitung und Befruchtung der Synode durch die Missionare. Es werden Fragen und Anträge zur Erörterung gestellt, die für sie von Belang sind und die Gesamtkirche angehen. Gerade dies ist so wichtig, daß in ihnen das Bewußtsein geweckt wird, eine Kirche, ein Leib zu sein, wo ein Glied auf das andere angewiesen ist. An diesem Gemeininn fehlt es noch sehr. Und doch ist gerade er für eine werdende Volkskirche unerläßlich. Wahrscheinlich werden die Leistungen zunächst gering sein; sie werden beobachten, wie weit es uns mit dem Programm der Zusammenarbeit ernst ist. Es gehört Mut dazu, den batakschen Christen Gelegenheit zu geben, alle sie beschäftigenden Fragen vorzutragen, es wird nicht an kritischen Momenten und an Gewitterstoff fehlen. Es gilt dann, sie zu veranlassen zu positiver Mitarbeit, die sich nicht mit Klagen und Kritik begnügt. Wir sind dabei ganz nüchtern und glauben nicht, daß nun alle Schwierigkeiten in brüderlicher Umarmung erstickt werden, meinen auch nicht, daß Ströme von Geist und Licht von diesen Deputierten ausgehen werden. Die ersten Synoden werden gewiß etwas mager und dürr. Vielleicht erfolgt auch bei manchen Christen eine Enttäuschung, die heute meinen, mit diesen Versammlungen breche eine neue Ära an, die Heil und Glück in jede Hütte tragen werde. Das muß man sich vorher klar machen, damit man nichts Unmögliches erwarte und hernach enttäuscht werde. Andere Missionsgebiete haben das vielleicht schon lange. Uns scheint erst jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen, wo die gemeinsamen Beratungen nicht Spießerei sind, sondern ernst gemeinte Mitarbeit fordern. Hoffen wir, daß die Frucht jetzt gepflückt werden kann. Die einzige Konzeßion, die wir dabei der Neuzeit machen, ist die,

daß die Vertreter der Gemeinden gewählt werden; aber nicht in Urwahlen,\*) sondern von den Mitgliedern des Kirchenrats. Die Deputierten der Distriktsynoden wählen dann die Mitglieder der großen Synode. Und nun heißt es für uns im Ernst: wir müssen abnehmen, sie zunehmen. Denn Selbständigmachung der Gemeinden wird nur erkaufte mit Selbstentäußerung ihrer bisherigen Führer.

Am originellsten ist die Entwicklung, die unsere sogen. Zending bataf, die batafsche Missionsgesellschaft, genommen hat. Hoch erfreulich war vor etwa zwanzig Jahren ihr Entstehen, denn sie verdankt ihr Dasein nicht Anregungen von unserer Seite, sondern wurde von batafschen Christen begründet und jahrelang bedient. Leider genügte aber die Kraft nicht zur selbständigen Weiterführung, und da die Missionsleitung ihren Führern zu viel Freiheit ließ, kamen Streitigkeiten und Unstimmigkeiten in der Verwaltung der Gelder und Anstellung der Arbeiter vor. Man fand damals nicht den Weg, die brauchbare Organisation der batafschen Kirche in gesunder Weise einzugliedern und fiel nun in das andere Extrem, indem man die einkommenden Gelder einfach in die Generalkasse abführte, über die die Eingeborenen nichts zu sagen haben. Damit erlahmte ihr Interesse an der Sache, und die Gesellschaft ging zwar nicht ganz ein, konnte aber nicht recht leben. Nun ist es gelungen, sie auf einer breiteren Basis unter dem Namen Zending bataf wieder aufleben zu lassen. Einfach dadurch, daß (unter Oberleitung des Ephorus) die batafschen Christen nun alle Arbeit selbst zu leisten haben. Alle Mitarbeit und alles Geben ist ganz freiwillig. Sie bestimmen über die Gelder, die eingehen, und stimmen über alle von mir oder aus den Gemeinden einlaufenden Anträge ab. Nun galt es, ein Gebiet zu finden, wo sie sich verhältnismäßig selbständig und mit Interesse betätigen konnten, ohne von uns tot regiert zu werden. Gott hat uns drei Wege gezeigt: Auch heute soll die Missionsarbeit an Heiden und Mohammedanern im Mittelpunkt stehen. Da aber zur Zeit Gott uns keinen Weg in angrenzende heidnische Gebiete aufzutut, so füllt diese Aufgabe die vorhandene Kraft nicht voll aus. Wir hoffen zuversichtlich, daß, wenn diese Zeit der Enge vorüber ist, sich wieder Türen öffnen; denn auch die batafschen Christen ahnen heute, daß die batafsche Kirche noch eine große Aufgabe für die Missionierung von Sumatra hat. Sinegen eröffnete sich der Ausblick auf einen anderen, heute brennend notwendigen Dienst, nämlich die geistliche Versorgung der nicht nur in Sumatra, sondern im ganzen indischen Archipel verstreuten batafschen Christen. Heute sind Tausende batafscher Christen in städtischen Kontoren, auf Plantagen, in Geschäften, bei Eisenbahn, Telegraphendienst, Post, Kataster, Wegebau usw. in Indien hin und her angestellt, da man die brauchbaren, fleißigen und intelligenten Bataf überall gut verwenden kann. Diese Leute, allermeist

---

\*) Wie wenig reif die Menge für das Wählen ist, zeigt ein humoristisches Vorkommnis in Toba. Als zur Wahl von Ältesten die Einzelnen zur Stimmenabgabe aufgerufen wurden, wollte einer durchaus sich selbst wählen, und als er endlich begriffen hatte, daß er das nicht durfte, erklärte er frisch und fröhlich: Nun, dann wähle ich meine Frau.

willig, dem christlichen Glauben treu zu bleiben, müssen, wenn sie nicht den Gefahren der nichtchristlichen Umgebung erliegen sollen, bedient werden. Bereits sind viele von ihnen durch uns aufgesucht worden. Ich konnte nach langwierigen Unterhandlungen einen Pandita bataf an die Spitze der batafschen Gemeinde in Batavia berufen, einen Lehrer in Padang stationieren, einige Evangelisten bei den Verstreuten auf der Ostküste reisen lassen und einen unserer Missionare als ersten Pfadfinder herumschicken. Wir senden ihnen, soweit wir die Adressen wissen, monatlich eine gedruckte Predigt und unser christliches Familienblatt zu, versorgen sie mit Büchern und planen weitere Gemeindegründungen mit batafschen Kräften. Dieses Werk nun hat die Zending bataf mit Freuden auf sich genommen. Sie sehen ein, daß hier Pflichten für sie liegen, daß Gott ihnen die eigenen Söhne und Verwandten in der Fremde auf die Seele legt. Sobald wir ihnen Wege der Hilfe zeigten, griffen sie mit Freudigkeit zu. Gott hat sich zu dieser neuen Arbeit gnädig bekannt: Die Diasporachristen sind herzlich, oft geradezu rührend dankbar und nehmen die von ihrer Kirche zu ihnen Gesandten „wie Engel Gottes“ auf, kommen mit Freuden zu den Versammlungen und bedauern nur, daß die Boten sich so selten sehen lassen. So ist beiden gedient, den Vereinsamten und der batafschen Kirche. Jene sehen, daß man ihrer gedenkt, atmen auf und gewinnen ihren Glauben noch lieber, weil sie etwas von der Gemeinschaft der Heiligen spüren; diese üben sich in der Nächstenliebe und stärken die Schwachen, sich selbst zur Auferbauung. Dieser Reisedienst kostet viel Geld, aber das wird willig gegeben. Was bisher geschehen, ist nur ein bescheidener Anfang. Aber hier leuchtet ein Ziel, nach dem man sich strecken kann, und die Einnahmen werden wachsen.

Nun soll aber die Zending bataf noch mehr leisten. Ich trug den an ihr Mitarbeitenden vor, daß sie sich m. E. auszuwachsen müßte zu einer Zusammenfassung aller kirchlichen Arbeit, soweit sie die Batakische Kirche als Gesamtheit angeht. Der Gedanke fand überraschend Anklang. So wird nun die Zending bataf nicht nur Missions- und Diasporadienst tun, sie will auch die schwachen Gemeinden stützen, beitragen zu den Gehältern der batafschen Pastoren, Lehrer und Evangelisten, wo die Kräfte der kleinen Gemeinden nicht ausreichen, und vor allem mit ihrem Gebet die Gesamtkirche tragen. Das ist nicht nur darum zu begrüßen, weil es so gelingen wird, die viel zu geringen Gehälter der Gemeindebeamten aufzubessern und kleine Gemeinden zu halten, sondern mehr noch, weil auf diese Weise das Bewußtsein, daß sie eine Kirche, ein Leib, ein Organismus sind, lebendig wird. Das bisherige Gelingen ist mir ein Anlaß, daß wir auf dem rechten Wege sind und daß eine gewisse, der Lage angepasste Selbständigkeit und Initiative des Handelns doch heute möglich ist. Ich meine, das ist ein bedeutsamer Wink: man zeige den Missionskirchen ein bestimmtes, erreichbares, greifbares Ziel, male ihnen nicht ferne Lustschlösser von Selbstverwaltung vor, die sie dann mit grellen Farben übermalen und ausdeuten. Ihr wollt eigene Arbeit, hier ist sie; ihr wollt auf eigenen Füßen stehen, hier könnt ihr es; nun zeigt, was ihr fertig bringt. Nun haben sie ein eigenes Gebiet der Betätigung, das wir unauffällig überwachen. Mag manches von den Plänen seine Geburtsstunde in unseren Köpfen haben, wenn es nur von ihnen aufgegriffen und ausgeführt wird.



Daß dies der Weg zur Freiheit ist, leuchtet ihnen ein; erst eigene Arbeit und Verantwortlichkeit, dann die entsprechende Form der Verfassung.

Darum muß auch die Organisation der Zending bataf so gestaltet sein, daß die Arbeit ihnen zur Freude wird und sie immer wissen: *tua res agitur*. Um zunächst vorwärts zu kommen, berief ich ein Komitee, bestehend aus drei Missionaren und fünf batafschen Christen, das die Sache in die Hand nahm. Dieses Komitee, das die Billigung der Gemeinden fand, berät nun und legt seine Beschlüsse in Form von Anträgen den Gemeinden vor. In den Gemeinden beraten alle die, die Mitglieder der Z.B. sein wollen, und je nach ihren Voten werden die Anträge des Komitees ausgeführt oder nicht. So liegt die Entscheidung nicht bei den Missionaren, sondern bei den Gemeinden, die nun mit Wonne ihre Sitzungen halten, lokale Präsidenten ernennen, Protokolle abfassen und mit kindlicher Freude in die Genüsse des Parlamentarismus eintauchen. Tatsächlich wird kein Cent ausgegeben, den sie nicht bewilligt haben. Einmal im Jahre findet eine Konferenz der Deputierten statt, wo Rechenschaft abgelegt und Richtlinien festgelegt werden. Ein evangelistisch begabter Lehrer ist als Werbe- und Reiseprediger für die Zending bataf angestellt. Das Resultat dieser Selbstverwaltung ist, daß alle gern mittun. Das letzte Jahr brachte eine Einnahme von 12000 Gulden, die nicht nur genügt zur Aufbesserung von Gehältern, sondern auch zur Unterstützung des Pandita in Batavia, zum Unterhalt von Reisepredigern und Evangelisten, für die oben erwähnten Drucksachen und Reisekosten.

So ist es gelungen, viele zur freudigen Mitarbeit heranzuziehen. Wir hoffen, daß auch das Gebet als wertvollster Beitrag immer treuer geübt wird. Ferner ist als Gewinn zu buchen zunehmende Gebesfreudigkeit. Bisher war es damit nicht glänzend bestellt, und über Säumigkeit im Zahlen der geringen Kirchensteuer mußte bitter geklagt werden. Dieses rein freiwillige Geben aber erzieht besser als die obligatorische Kirchensteuer, die deshalb nicht ausfällt. Vor allem aber erwacht der Gemeinsinn; man denkt an das Wohl anderer Gemeinden, an die Kleinen und Schwachen, an die Diasporachristen, deren sich bisher niemand annahm. Nebenbei haben die batafschen Christen Freude an der Organisation, bei der sie mit zu reden haben. Ihre allzugroße Bereitwilligkeit, Anträge zu stellen und Beamte mit vollstehenden Titeln zu ernennen (Präsident, Sekretär, Penningmeester) kann man gern tragen. So ist zu hoffen, daß die Zending bataf sich mit der Zeit auswächst zu einem Zentralorgan für alle kirchliche Arbeit. Noch sind die Linien undeutlich, aber die Richtung scheint bestimmt. Das Komitee hat mir bisher durch seine verständigen, oft originellen Gedanken und durch seine Arbeitsfreudigkeit Freude gemacht. Ruhige Leitung wird als heilsam empfunden. Auch hier werden Entgleisungen nicht ausbleiben,\*) enttäuschte Erwartungen werden vielleicht manchen erkalten lassen. Aber recht gehandhabt kann die Zending

---

\*) So wurde mir der Wunsch vorgetragen, alles einkommende Geld für einen Studienfonds zu sammeln, dessen Zinsen dazu verwandt werden sollten, batafsche Jünglinge in Holland Theologie studieren zu lassen, sodaß sie als Domines zurückkämen und die Leitung selbst in die Hand nehmen könnten. Es war nicht allzuschwer, die Antragsteller ad absurdum zu führen.

batak viel dazu beitragen, nicht nur die eigenbrödlischen Stämme und Gemeinden einander näher zu bringen, sondern auch das Band innerer Gemeinschaft zwischen Missionaren und batakischen Christen fester zu knüpfen, wenn jene selbstlos sich des Werdenden freuen, und diese ohne Mißtrauen die Hilfe der Missionare als vorläufig noch heilsam anerkennen.

Die Bäume werden nicht gleich in den Himmel wachsen. Was bisher geworden ist, sind bescheidene Anfänge, die unter Gottes Gnade Reime gesunden Lebens in sich tragen. Wir tun gut, mit dem jeweilig Erreichbaren zu rechnen und keine Lustschlösser zu bauen, die den Eingeborenen die Köpfe verdrehen und uns nachträglich Kopfschmerzen machen, wenn wir einlösen sollen, was allzu schnell versprochen ist. Ich resumiere: wir wollen heute in der Batakmission noch nicht eine Kirche, die ihre Prediger und Lehrer selbst ausbildet und wählt, wenn auch der Wunsch von ihnen bereits geäußert wird, die ohne uns Konferenzen hält, Organisationen schafft und Gelder verwaltert. Das alles würde schief gehen, und wir trügen dann die Schuld, nicht die Unmündigen. Wir wollen nicht Revolution, sondern Evolution, darum können wir auch die Früchte der Weltrevolution nicht auf die Seite der Aktiva buchen und verwerten. Wir wollen nicht Demokratie sondern Theokratie in den Gemeinden. Wir gewähren nicht jeden vorschnellen Wunsch, auch wenn wir darüber geschmäht werden, und täuschen uns nicht über das Alter und die Reife unserer Christen. Die Verständigen unter ihnen billigen und wünschen das.

So geben wir unseren Christen, was sie nach unserer Meinung tragen können, und zwar gern, ehe sie es uns abtrotzen. Wir zeigen ihnen erreichbare, innen verständliche Ziele, deuten wohl auch weitere Entwicklungsmöglichkeiten an, mahnen aber allen Vorwärtstümmern gegenüber zur Vorsicht, auch auf die Gefahr hin, vorübergehend als Hinderer des Fortschritts verschrien zu werden. Böse Gerüchte dürfen Diener Jesu nicht aus der Bahn werfen. Ueber allem aber gilt es unter Gebet und stetig aus Gottes Wort schöpfend Leben zu wecken, weil nur die in Gott Lebenden frei werden. An diesem Maßstab will alles geprüft sein: dient es zur Förderung des Lebens? Wir vertrauen Gott, daß er seine Kirche hier wachsen läßt, vielleicht in anderen Formen, als uns geläufig und lieb sind, vielleicht langsamer, als unsere Ungeduld träumt, vielleicht in anderen Linien, als sie uns aus der Kirchengeschichte vertraut sind, sicher aber originell und lebensfähig. Wenn wir nur den Geist Gottes nicht hemmen durch Eigensinn, Unverstand und Ungeduld oder gar aus Verlehrtheit und Mangel an eigenem Leben. Das auf Erden erreichbare Ziel überlassen wir Gottes Weisheit, ihm es anheimstellend, ob diese Missionskirchen je ganz unabhängig auf sich selbst stehen werden, denn das Ende der Wege Gottes geht nicht auf Kirchen, ob selbständig oder geleitet, sondern auf das Reich Gottes, dessen Bürger jeder wird, der als sein Jünger sich von ihm führen läßt. Die Kirche ist nur das Baugerüst, zum Abbruch bestimmt; Ziel ist das alle Kinder Gottes umfassende Reich, der Himmel.



# Gandhi.

Es ist merkwürdig, wie einzelne Inder gegenwärtig so in den Vordergrund rücken, daß man in der ganzen Welt von ihnen redet und daß sie teils für die hunderte Millionen der Inder, teils für die ganze Menschheit Bedeutung gewinnen, Männer wie Rabindranath Tagore, Sadhu Sundar Singh und der Mahatma Gandhi. Gandhi ist zweifellos gegenwärtig die wichtigste Persönlichkeit Indiens, wichtiger selbst als der Vizekönig. Mohandas Karamchand Gandhi ist geboren im Jahre 1869 in Porbander, einer Stadt in Kathiawar in Gudscherat. Zu einer Vaisya-Kaste gehörend, entstammte er einer alten, angesehenen Beamtenfamilie, in der die religiöse Tradition Altindiens zähe festgehalten wurde. Er besuchte das Realgymnasium (high school) in Kathiawar und schloß sich zwar als Knabe schon einer Vaischnava-Sekte an, war aber so von Bewunderung für Englands Größe erfüllt, daß er, als er zu der Ueberzeugung gekommen war, die Engländer wären so stark, weil sie viel Fleisch äßen, kurz entschlossen im Bruch mit seiner ganzen religiösen Vergangenheit Fleisch zu essen begann. Der begabte junge Mann sollte in England Jura studieren. Vor seiner Abreise ließ ihn seine Mutter einen feierlichen Eid ablegen, daß er sich von drei Dingen in England fernhalten wolle: Wein, Fleisch und Weiber. In London tauchte er alsbald in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens ein. Eines Abends wurde bei einem Festessen im Kreise indischer Landsleute Braten serviert. Das war ein kritischer Augenblick für ihn. Er stand auf, verließ das Festmahl und entschloß sich, in seiner Lebenshaltung zur indischen Ueberlieferung zurückzukehren. Dabei war er christlichen Einflüssen zugänglich. Er hörte gern Spurgeon und Dr. Parler predigen. Er hatte viele christliche Freunde. Einer von ihnen gab ihm eines Tages eine Bibel. Er las sie treulich. Besonders die Bergpredigt und die Persönlichkeit Jesu machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn.

Gandhi trat zum ersten Mal öffentlich hervor, als er von seinen indischen Freunden den Auftrag erhielt, die Sache der indischen Einwanderer in Natal und Transvaal gegenüber der dort leidenschaftlich erregten weißen Bevölkerung und der harten Gesetzgebung zu vertreten. Als er mitten in seiner indischen Mission war, brach im Oktober 1899 der Burenkrieg aus. Sofort brach er seine indische Agitation ab, organisierte ein indisches freiwilliges Krankenpflegerkorps und bewährte sich glänzend an dessen Spitze in den heißen Kämpfen in Natal. Als der Krieg vorüber war, glaubte er nun um so mehr auf Rücksicht für seine indischen Landsleute rechnen zu können. Er täuschte sich. Eine drückende Verfügung nach der anderen wurde gegen sie erlassen. Durch eine unverständlich hohe Kopfsteuer sollte die Einwanderung von Indien nach Natal fast unmöglich gemacht werden. Alle in Natal und Transvaal angefahrenen Inder sollten den kleinlichen Paßschikanen unterworfen werden wie die Neger. In Südafrika geschlossene Ehen der Inder wurden für ungesetzlich erklärt. Gandhi griff damals schon zu dem Mittel des passiven Widerstandes, und seine Agitation war so geschickt, sein Einfluß bei seinen Landsleuten so unbedingt, daß in der Tat jene törichtsten Gesetze und Verfügungen widerrufen wurden. Gandhi lehrte nach Indien zurück.



Wieder enthielt er sich während der ganzen Dauer des Weltkrieges jeder feindlicher Agitation gegen England und die englische Herrschaft. Aber als im November 1918 der Friede geschlossen war und die Inder mit Recht darauf hinweisen konnten, daß sie während der kritischen Jahre riesengroße Opfer für das britische Weltreich gebracht hatten, präsentierte er die Gegenrechnung der indischen Ansprüche an England. Und nun folgten die bekannten schroffen Maßnahmen der englischen Behörden im Pandshab: die Rowlatt-Bill; das unverantwortliche Blutbad, das der General Dyer in der Gegend von Amritsar unter einer waffenlosen Menge anrichtete. England war in den Montagu-Chelmsford-Reformen den berechtigten Wünschen Indiens auf Selbstverwaltung in weitem Maße entgegengekommen. Aber teils waren Indiens Ansprüche im Laufe des Krieges bis zur Forderung eines Dominion mit Home-rule nach dem Vorbilde Kanadas und Australiens gewachsen, teils hatte die unverantwortliche Schroffheit des englischen Vorgehens leidenschaftlichen Widerspruch und Abneigung hervorgerufen. Gandhi wurde der Führer der antienglischen Bewegung. Auf dem Nationalkongreß Weihnachten 1921 ist er geradezu zum Diktator Allindiens ernannt mit allen Machtvollkommenheiten, über die überhaupt jener Kongreß verfügt.

Gandhi ist gerade so eine rätselhafte Persönlichkeit wie Rabindranath Tagore oder der Sadhu Sundar Singh. Wie jene beiden hat er eine Seite, die wir ganz verstehen und die uns hohe Bewunderung abnötigt, und eine andere, die uns ganz rätselhaft, ja geradezu unverständlich ist. Die Inder sehen in Gandhi neuerdings mit Vorliebe den Mahatma, also den großen geistlichen Führer, den Uebermenschen. Auch Christen haben mit voller, fast rüchhaltloser Bewunderung von dem Adel seines Charakters, von seiner Frömmigkeit und Selbstlosigkeit geredet. Sie scheuen sich nicht, ihn unmittelbar neben Jesus Christus zu stellen. Sie nennen ihn eine vulkanische Persönlichkeit, ein ethisches Genie ersten Ranges, der uns die geheimnisvolle Macht des tief in unseren Herzen lebenden Freiheitsdranges kundtut, der uns lehrt, unter Verzicht auf alle äußeren Hilfsmittel uns nur auf uns selbst zu stützen. Ein bekannter indischer Missionar schreibt: „Mein ganzes Herz schlägt ihm entgegen. Ich habe große Hoffnung, daß Indien schließlich auf dem Pfade, den er weist, die Unabhängigkeit erlangen wird. Solche Persönlichkeiten wie der Mahatma Gandhi können eine ganze Nation mit Begeisterung erfüllen. Sie sind selten in der Geschichte der Menschheit.“

Und doch — die Methoden, die Gandhi benutzt, und die Ziele, die er verfolgt, sind so phantastisch, daß man nicht begreift, wie ein ganzes großes Volk ihn zum Propheten seiner Freiheit machen kann. Wir führen nur auf gut Glück einige Zitate aus seinem Buche: „Indian Home Rule“ an:

„Parlamente sind in Wahrheit Embleme der Sklaverei. Wenn die englische Nation das Geld, was sie für ihr Parlament verschwendet hat, ein paar guten Männern anvertraut hätte, so würde sie heute auf einer viel höheren Stufe stehen. Jeder, der Indien liebt, muß sich an die alte indische Kultur anklammern wie ein Kind an seiner Mutter Brust. Um Indien wieder in seiner ursprünglichen Kultur herzustellen, müssen wir zu ihr zurückkehren. Maschinen sind das Hauptthema der modernen Zivilisation; sie sind nur Zeichen der Sünde. Soweit irgend möglich,

sollten wir nur mit unseren Händen und Füßen arbeiten. Wenn Indien die moderne Zivilisation gänzlich beseitigen wollte, so könnte das nur von Vorteil sein.“

Es ist bekannt, daß Gandhi auch in der gegenwärtigen, leidenschaftlich erregten Agitation hauptsächlich die Mittel des passiven Widerstandes, des Abbruches aller Lebensbeziehungen zur englischen Kultur empfiehlt, d. h. keinen Kauf englischer Waren, keine Benutzung der Eisenbahn, der Post, des Telegraphen, keinen Besuch der englischen Schulen, keine Inanspruchnahme der englischen Gerichte, keine Zahlung der Steuern usw. Wie weit die blutigen Aufstände wie der Moplaaufstand 1921 in Malabar oder die aufrührerischen Bewegungen in Bengalen und im Pandjchabdistrikt mit Gandhis Agitation zusammenhängen, ist schwer zu sagen. In der politischen und missionarischen Presse liest man bald hoffnungsvolle Berichte, die den Anschein erwecken, als sei die von Gandhi geführte Bewegung bereits im Abflauen und Zusammenbrechen, bald aufregende Stimmungsbilder, welche die indische Lage in dunkeln Farben malen. Jedenfalls: die Schlüsselpersonlichkeit ist der Mahatma Gandhi.

**Aus Indien.** Die großen Industrieunternehmungen der Basler Missionshandelsgesellschaft, einer selbständigen, mit schweizerischem Gelde neben der Basler Mission arbeitenden G. m. b. H. ist bekanntlich unter seltsamer rücksichtsloser Nichtachtung der schweizerischen Neutralität einer sogen. Commonwealth Ltd. unterstellt. Das Reingewinn des Jahres 1921 hat die stattliche Summe von 227 860 Rupie ergeben. Dieser reiche Ertrag ist in der Weise verteilt, daß die wahrscheinlich wenig leistungsfähige Eingeborenentirche von Malabar 100 000 Rupien, der kanaresische evangelische Missionsverein 90 000 Rupien, die Weslehanische Missionsgesellschaft für die Unterhaltung der Arbeit auf den Nilagiri und in Kurg 15 000 Rupien, die indische nationale Missionsgesellschaft für die Arbeit in Südkanara 5400 Rupien und das Christliche College in Madras für die Unterhaltung des Missions-College in Calicut 4000 Rupien erhalten hat. Außerdem sind für den nicht leistungsfähigen alten Basler Pensionsfonds für Katechisten und Lehrer 12 500 Rupien ausgesetzt. Eingeweihte Mitarbeiter der Basler Mission werden über verschiedene dieser Zahlen den Kopf schütteln. Der Jahresertrag der Missionsindustrien ist ungewöhnlich hoch und erweckt den Verdacht, daß da Raubbau getrieben wird, der sich später rächen wird. Es wird denn auch in den betreffenden Mitteilungen einfach erklärt, es sei wahrscheinlich, daß der Ertrag der Industrien sich in den nächsten Jahren erheblich verringern werde. Daß der Pensionsfonds für Katechisten und Lehrer unzulänglich sein soll, ist gleichfalls verwunderlich. Die Basler Mission glaubte gerade ihn gut und solide fundiert zu haben. Die kanaresische evangelische Mission ist bekanntlich das Stüd der alten Missionsarbeit, das in Süd-Kanara und Süd-Mahratta schweizerische Missionare selbständig unter Loslösung aus dem Verbande der Basler Missionsgesellschaft übernommen haben. Bisher stand dies Gebiet unter der Oberleitung eines Engländers im Rahmen des indischen nationalen Missionsrats. Im Februar dieses Jahres ist der bekannte Welsch-Schweizer Dr. de Benoit nach Indien hinausgegangen, um die Leitung der

Danarcsenmission zu übernehmen. Das wird offenbar als ein weitgehendes Entgegenkommen gegen die Schweizer Mission als solche angesehen.

Die Märznummer des Harvest Field teilt einige Abschnitte aus den neuen Verfügungen mit, welche die Zulassung deutscher und anderer Missionare ehemals feindlicher Nationalität in Indien fortan regeln sollen. Danach kommt die Zulassung nach Indien nur in Frage für solche Missionare, die sich unter eine Missionsleitung stellen, deren verantwortliches Oberhaupt ein britischer Untertan ist. Anträge auf Zulassung müssen von den Leitungsbehörden einer der britischen Regierung genehmen Gesellschaft gestellt und von einer der anerkannten nationalen Missionskonferenzen, also der englischen, amerikanischen oder der indischen befürwortet werden. Es muß weiter der Nachweis erbracht werden, daß in dem Gebiete, für das Zulassung eines deutschen Missionars erbeten wird, ein dringender Mangel an Missionskräften vorhanden ist, der auf andere Weise nicht befriedigt werden kann. Außerdem müssen natürlich alle erdenklichen Garantien für die politische Verlässlichkeit und die einwandfreie Vergangenheit der betreffenden Personen gegeben werden. Man sieht, daß kaum erst ein Löchlein da ist, durch das etwam der eine oder andere deutsche Missionar nach Indien hineinschlüpfen kann. Wir hören mit Ueberraschung, daß auf Grund dieser neuen Verfügung bereits 150 deutschen katholischen Missionschwestern die Einreiseerlaubnis nach Indien erteilt ist.

Ueber die vom 11. bis 17. Januar in Puna stattgehabte Sitzung des indischen nationalen Missionsrates teilten wir bereits in der vorigen Nummer einige wichtige Beschlüsse mit. Die Tagung gewann an Bedeutung dadurch, daß eine ganze Reihe hervorragender englischer und amerikanischer Gäste an ihr teilnahmen, unter ihnen Mr. Oldham und eine gerade in Indien weilende Deputation der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft. Es wurden in der auf englischen Konferenzen üblichen Weise fast alle großen schwebenden Missionsfragen verhandelt oder wenigstens berührt. Nur nahmen die Verfassungsfragen, die zur Anstellung von fünf Berufsekretären führten, so viel Zeit in Anspruch, daß fast alle anderen Gegenstände nicht ganz zu ihrem Rechte kamen. Vielleicht der interessanteste sonstige Beschluß war, daß in absehbarer Zeit, etwa in zwei Jahren, eine neue allgemeine indische Missionskonferenz, d. h. eine allindische Christentagung, stattfinden soll. Das ist nämlich auch auf diesem Gebiete der interessante Umschwung, daß nicht mehr die Missionare und Missionsorganisationen, sondern die eingeborene Christenheit im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht.





# Die uns stammverwandten lutherischen Missionen der Vereinigten Staaten nach Geschichte und Eigenart.

Von D. Deppe = Leipzig.

(Fortsetzung.)

## 5. Die Wirkungen des Weltkrieges.<sup>1)</sup>

Mitten hinein in das fröhliche Aufblühen der Missionsarbeit fiel die Geißel des Krieges. Deutsche Missionskreise mögen, vorwiegend mit ihren eigenen schmerzlichen Erfahrungen beschäftigt, leicht zu dem Urteil geneigt sein, daß von den verhängnisvollen Folgen des Krieges im wesentlichen nur die deutsche Mission betroffen worden sei. Ganz so ist es doch nicht. Auch die angelsächsischen Missionen sogar sind durch den Krieg in ihrem Wachstum stark zurückgehalten worden. Nach einer Zählung der F.M.M.<sup>2)</sup> hatten die zwölf bedeutendsten englischen Gesellschaften 1914 im ganzen 4899 weiße Arbeiter (einschließlich Frauen) auf den Missionsfeldern, 1918 nur noch 4630, und während sie 1914/15 245 Personen zur Verstärkung aussenden konnten, waren es 1915/16 nur 177, 1916/17 98, 1917/18 gar nur 63. Die amerikanische Mission hat weniger verloren. Die Kräfte zehn wichtiger Gesellschaften sind sogar von 3837 im Jahre 1914 auf 3899 im Jahre 1918 gewachsen und die Verstärkungen bis zum Eintritt Amerikas in den Krieg ähnlich (1914/15 269; 1915/16 292; 1916/17 285). Von da ab aber tritt auch hier ein Rückschlag ein. 1917/18 konnten nur noch 184 Personen ausgesandt werden.<sup>3)</sup>

Wer die Stimmung in den angelsächsischen Ländern zur Kriegszeit einigermaßen kennt, wird von vornherein vermuten, daß die lutherischen Missionen Nordamerikas von den Kriegsfolgen verhältnismäßig hart betroffen worden sind und zwar um so härter, je näher sie ihrer ganzen Eigenart nach dem Deutschtum standen oder zu stehen schienen. Diese Vermutung bestätigt sich. Während sich in den ausgeprägt amerikanischen oder englischen Gesellschaften nur ein leises Schwanken zeigt, sind die Auswendungen der United Lutheran Church von 19 im Jahre 1914/15 auf 2 im Jahre 1917/18 gesunken. Und wenn trotzdem die Zahl der Arbeiter verhältnismäßig stark gewachsen ist — von 89 auf 116 — so kommt darin doch wohl vorwiegend die Schwierigkeit der Urlaubszureisen zum Ausdruck. Ein Missionar der U.L.Ch. wurde als Deutscher aus Indien ausgewiesen, ein anderer, obsson

<sup>1)</sup> Stange, Hat die Christenheit der neutralen Ländern in der Kriegsnot der deutschen Mission versagt? Jahrbuch der Sächsischen Missions-Konferenz 1918, S. 75 ff. Deppe, Der Dienst des Luthertums der Erde an der deutschen Mission und ihrer gegenwärtigen Not. Luth. Missionsjahrbuch 1922, S. 5 ff.

<sup>2)</sup> 1919, S. 479 ff.

<sup>3)</sup> Wobei allerdings zu beachten ist, daß die Angaben der Presbyterianer für 1918 fehlen (1917: 70 Auswendungen).

lange britischer Untertan, nicht wieder zugelassen, zwei Amerikaner indirekt verdrängt, andere in ihrer Tätigkeit beeengt, und eine ganze Anzahl schon abgeordneter Missionare, meist von schwedischer Abstammung, erhielt keine Einreiseerlaubnis. Von 1916 bis 1919 konnten nach Indien nur eine Missionarin und ein Missionsarzt ausgesandt werden. 1919 hat die U.S.Ch. nach Indien gar keine Aussendungen vornehmen, sondern nur eine Missionarin nach Japan und einen verheirateten Missionar nach Liberia aussenden können, dagegen sind 1920 nach Indien sechs verheiratete Männer und acht Missionarinnen, nach Japan zwei verheiratete Missionare, nach Liberia ein verheirateter Missionsarzt wie ein verheirateter Missionar und drei ledige Frauenkräfte, im ganzen also 31 Personen ausgesandt worden.<sup>1)</sup> Nachdem die Schleusen aufgetan waren, haben die künstlich zurückgestauten Kräfte sich um so stärker über die Missionsfelder ergossen. Auf das Ganze gesehen ist die Arbeit der U.S.Ch., wie schon die oben mitgeteilten Zahlen der Getauften beweisen, aus dem Feuer des Krieges nicht nur unversehrt, sondern gestärkt hervorgegangen.

Schwerer ist ihrem vorwiegend deutschen Charakter entsprechend die Arbeit der Missourier in Indien getroffen. Von den 15 Missionaren wurden drei als deutsche Untertanen ausgewiesen, einem aus demselben Grunde die Rückkehr verwehrt. Mehrfache Versuche, australische Pastoren für die Arbeit in Indien zu gewinnen, blieben erfolglos; einem wurde, obschon er britischer Untertan war, die Erlaubnis zum Landen in Indien nicht gewährt. Einem Ehepaar, das für die Bergstation Kodaitanal bestimmt war, der Mann amerikanischer Bürger geworden, die Frau von Geburt Amerikanerin, ging es ebenso, es mußte nach Amerika zurückkehren. Die Zahl der Missionare, zeitweilig auf 4 gesunken, ist jetzt wieder auf 8 erhöht. Für Herbst 1921 war die Aussendung eines Arztes, zweier Pflegerinnen und dreier Lehrerinnen geplant. Erfreulicherweise ist die Arbeit trotz der Störungen ihren Weg wesentlich ungeschädigt weitergegangen. Das sind im wesentlichen die zu erwähnenden Kriegsschäden. Sie sind gering zu nennen.

In viel höherem Maße hat der Krieg dem Luthertum Amerikas neue Aufgaben und Arbeitsmöglichkeiten gebracht. Doch ist die Ausrichtung des Hilfsdienstes an verwaisten Missionsfeldern durch die Kriegswirkungen sehr erschwert worden. Für die Einzelheiten darf auf meine Mitteilungen im Jahrgang 1921 dieser Zeitschrift,<sup>2)</sup> bes. S. 276 f., 279 f. verwiesen werden, denen nur hinzugefügt sei, daß an der Aufsicht über die Hermannsburgers Telugumission auch Generalkonzil und Generalsynode beteiligt gewesen sind. Welche dauernde Bedeutung diese Vorgänge für das Missionsleben Amerikas haben werden, wird sich erst beurteilen lassen, wenn über die Rückkehr der deutschen Missionare endgültig entschieden ist. Von nicht geringer Bedeutung

<sup>1)</sup> Handbuch 1921, S. 19 ff, 22, 23. Für 1921 war nach einer Mitteilung D. Drachs die Aussendung von etwa 20 Personen, von denen die meisten nach Indien bestimmt waren, geplant.

<sup>2)</sup> Wie wird die Arbeit auf den uns entrissenen Missionsfeldern weitergeführt? A.M.Z. 1921, S. 271—282.

sind sie ohne Zweifel schon jetzt. An der Ostküste Indiens beginnt vorwiegend unter amerikanischer Leitung ein höchst lebensfähiger, sich schnell mehrender lutherischer Kirchenkörper zusammenzuwachsen, der, auch abgesehen von der unter schwedischer Aufsicht stehenden Tamulenkirche, heute bereits gegen 200 000 Seelen umfaßt. Seit langem wird als nächstes Ziel die Schaffung eines gemeinsamen lutherischen theologischen Seminars, als letztes die Vereinigung aller lutherischen Missionen und Kirchen in Indien erstrebt. Vielleicht daß diese Ziele jetzt näher rücken. An dem Hilfsdienst hat räumlich angesehen die U.S.Ch. den größten Anteil. Stärker aber noch als sie ist durch ihn die Ohio-Synode in ihrer Missionsaktivität angeregt worden. Zwar sie konnte zunächst nicht einmal ihre beiden eigenen Stationen mit Missionaren besetzen, da ihre beiden Pastoren Plüger und Schmidt von Ceylon aus zurückgeschickt wurden.<sup>\*)</sup> Seit aber die Schranken gefallen sind, hat sie das ganze Hermannsburg'sche Feld mit 10 Stationen, 86 Außenstationen, 2211 Christen, 100 Elementarschulen, 1 höheren Elementarschule, 2 Mittelschulen, 1 Hochschule, 4 Kostschulen, 1 Industrieschule, 1 Ausfäzigenasyl, 2 indischen Pastoren, 25 Katechisten, 122 Lehrern und etwa 30 Heidentausen pro Jahr übernommen. Sie hat jetzt 6 Missionare (dazu drei auf dem Wege) und 1 Missionsärztin, die 567 Kranke behandelte. Noch bedeutamer ist der Fortschritt, den die Iowa-Synode gemacht hat. Während sie vor dem Kriege überhaupt keine eigene Missionsarbeit trieb, ist sie jetzt zusammen mit dem australischen Kirchenbund verantwortlich für die hoffnungsvoll aufblühenden Missionsfelder der Neuendettelsauer und Rheinischen Mission auf Neuguinea, von denen das erste allein 43 Weiße, 6024 eingeborene Christen, 1200 Taufbewerber, 2100 Schüler und 236 eingeborene Gehilfen zählt. Innerhalb sieben Jahren, wenn die getroffenen Bestimmungen innegehalten werden, sollen diese Felder völlig neu mit Missionaren besetzt werden.<sup>\*)</sup> Trotz dieser nicht geringen Belastung hatte die Iowa-Synode noch den Mut, sich an der Visitation der Leipziger Kilimandjaronmission mit einem Vertreter, der dauernd dort bleiben soll, zu beteiligen, sogar eine Besetzung auch dieses Feldes in Verbindung mit dem National Lutheran Council ins Auge zu fassen, mußte dem freilich zu ihrem Schmerz erklären, daß ihre Kräfte diese nicht zuließen.

Auch die pekuniäre Belastung der amerikanischen Missionen ist infolge des Krieges außerordentlich groß geworden. Schon die Unterhaltung der eigenen Arbeit stellte erhöhte Ansprüche. Die Kosten für die Lebenshaltung sind allenthalben gestiegen. Daneben war bekanntlich die indische und ostasiatische Valuta infolge des großen Metallvorrats in diesen Ländern und des hohen Silberpreises außerordentlich hoch, so daß selbst der amerikanische Dollar zeitweilig dagegen nicht aufkam. Nach Kriegsende ist darin allerdings eine Besserung eingetreten. Die U.S.Ch. rechnete Ende 1920 in

<sup>\*)</sup> Ueber die Verhandlungen vergl. Synodalbericht 1916, S. 35 ff., 1918, S. 46 f.

<sup>\*)</sup> Vergl. Rheinische Missionsberichte 1921, S. 165 ff. Auch das Neuendettelsauer Missionsblatt und das Kirchenblatt der Iowa-Synode haben über die dramatischen Verhandlungen fortlaufend berichtet.



dem Voranschlag ihrer indischen Mission für 1921 mit dem Wechselkurs 1 Dollar = 2, 2 Rps. Sind dabei, wie anzunehmen, Silberrupies gemeint, so würde damit der Friedensstand noch nicht erreicht sein. Dagegen galt tatsächlich der Dollar Mitte 1921 bereits 3, 7 Rps., was ein erhebliches Plus gegenüber dem Friedensstand bedeutet. Wird somit jetzt die Missionskasse durch die Valuta entlastet, so sind andererseits die Leistungen für zeitweilig übernommene oder unterstützte auswärtige Missionen sehr emporgeschwollen. Während des Krieges haben sich in dieser Hinsicht das Generalkonzil und die Generalsynode besonders hervorgetan. Aus den Mitteln einer von D. Aberly eingeleiteten Sammlung, an der sich die Missionskasse des Konzils mit größeren Mitteln beteiligte, erhielt die Leipziger Mission in Indien nach und nach 6500 Dollar. Das Generalkonzil übernahm für den Unterhalt der Breßlauer Mission 1916 monatliche Zahlungen von 1000 Dollar, konnte dann allerdings nur etwa 400 im Monat leisten. Die Norddeutsche Mission erhielt nach Westafrika vom Konzil 1915: 2063 *M* und 1916: 3685 *M*. Die Ohiosynode verbürgte sich für den Unterhalt der Hermannsbürger Tefugumission. Die Jowashnode unterstützte die Leipziger Tamulenmission mit ca. 6000 *M*, übernahm zusammen mit australischen Freundeskreisen den Unterhalt der Neuendettelsauer Neuguineamission und in Verbindung mit der Generalsynode den der Leipziger ostafrikanischen Mission, wohin sie bis Kriegsende 41,11,6 Pfd. Sterl. und 2000 Dollars, zusammen 6757,03 Rps., nach Kriegsende bis Ende 1921 etwa 21 000 Dollar lieferte, während die Unterhaltung der Neuguineamissionen jetzt über 37 000 Dollar pro Jahr erfordert (1919/20: 35987,12 Dollar für die Neuendettelsauer, 500 Dollar für die Rheinische Mission, zusammen 36 487,12<sup>\*)</sup>). Der größere Teil der Hilfeleistung besonders aus den östlichen Kirchen wird gegenwärtig durch das National Lutheran Council vermittelt. Ueber die Leistungen sind aus amerikanischer Quelle im Juni/Juliheft 1921 dieser Zeitschrift, S. 163 f. genauere Mitteilungen gemacht. Soweit deutsche Missionen in Frage kommen, kann ich zum Vergleich noch folgende durch gütige Mitteilung der Missionsleitungen mir bekannt gewordene Zahlen hinzufügen, wobei ich die entsprechenden von Amerika gemeldeten Zahlen in Klammern setze, ohne allerdings völlige Übereinstimmung erzielen zu können. Breßlauer Mission: jetzt vom N.L.C. 25000 Doll. p. a. (23 000 Doll.), 8000 mex. Dollar zur Deckung der Schulden der Kiefer China-Mission (7255 Doll.), 7000 mex. Doll. p. a. Gehälter für China, 1000 engl. Pfd. für Reisekosten. Gößnersche Mission: von der U.L.Ch. 1918/19 10 160 Rps. (23 735,51 Doll.), seit März 1920 vom N.L.C. monatlich über 3750 Rps. (35 000 Rps. p. a.), dazu Gehalt und Reisebezüge für die ausshelfenden Missionare, (600 Dollar von der Ohiosynode). Hermannsbürger Mission: Aufwendungen der Ohios. für Indien (Betrag von Hermannsburg nicht gemeldet, laut Synodalbericht 1920, S. 116 von 1918—20 43 038,54 Dollar). Vom N.L.C.: Erstattung des Ruhegehalts- und Witwenfonds in Südafrika = 28 000 *M*,

<sup>\*)</sup> Synodalbericht 1920, S. 156. Die Ausgaben für die Rheinische Mission betragen nach Barmer Angabe bisher insgesamt 3800—4000 Pfund Sterling, so daß sich der Gesamtbetrag entsprechend erhöht.

tausende Jahresausgaben für Südafrika 5000 Pfund Sterling = 102 000 Goldmark (5420 Doll.). Mission der Hannov. Freikirche: von der kleinen, nicht selbständig missionstreibenden Buffaloshode in den Kriegsjahren und 1919 je 200 Pfund Sterling als Gabe, 1920 300 Pfund Sterling, 1921 entsprechend. Rheinische Mission: Einige tausend Dollar Missionsgaben (1000 Doll.). Norddeutsche Mission: 1919: 1000 *M*, 1920: 20 289 *M* Missionsgaben, vermutlich aus deutsch-lutherischen Kreisen. Berliner Mission: etwa 170 000 Doll. Schulden geregelt, 48 000 amerik. Dollar von N.E.C. p. a. (4000 Doll., monatlich?) Diese bedeutenden Summen, zu denen noch etwa 500 000 *M* in bar und sehr bedeutende Naturalgaben zur Linderung der Not der deutschen Mission in der Heimat hinzukommen, von der weiteren Liebestätigkeit besonders des N.E.C. ganz zu schweigen — verdankt doch auch unsere Allgemeine Missionszeitschrift amerikanischen Zuschüssen ihr Weiterbestehen — jene Summen sind, wenn nicht geschenkt, durchweg als zinslose Darlehen vorgeschossen, ohne daß Bürgschaften verlangt wurden. Rückzahlung soll nur dann geleistet werden, wenn die deutschen Gesellschaften ihre Missionsfelder wieder übernehmen können und wenn die deutsche Valuta sich erheblich gebessert hat. Diese reiche Hilfeleistung wird für immer ein denkwürdiges und ehrenvolles Kapitel in der Geschichte des amerikanischen lutherischen Missionslebens und in der Missions- und Kirchengeschichte überhaupt bleiben.

Ihre Voraussetzung und zugleich in etwas ihre segensreiche Folge war eine erhebliche Steigerung der Missionsopfer in den amerikanischen Kirchen. Einige Beispiele: Die Missionseinnahmen der U.S.Ch. (bezw. der in ihr vereinigten Kirchen) stiegen von 250 000 Dollar auf annähernd 650 000 Dollar,<sup>9)</sup> die der Ohioynode von 31 410 Dollar (1912—14) auf 51 187 Dollar (1918—1920). Die Missourishode meldet für das Jahr 1913 eine Einnahme von 40 402 Dollar, dazu für das Bergheim 3066 Dollar, zusammen 43 468 Dollar, für das Triennium 1917/20 für Indien 117 240 Dollar, für das Bergheim 6559 Dollar, für China 42 633 Dollar, zusammen 166 432 Dollar, im Durchschnitt 55 477. Tatsächlich war die Jahreseinnahme für 1920 noch etwa 40 000 Dollar höher.<sup>10)</sup> Für die Iowaynode liegt mir eine entsprechende Aufstellung nicht vor. Doch ist das Bild ohne Zweifel ähnlich. Die Steigerung der Missionsgaben ist in allen Ländern zu beobachten und hat sehr mannigfaltige wirtschaftliche und religiöse Gründe. Für Amerika liegt aber einer der Gründe in dem Hilfsdienst an verwaisten Missionsfeldern.

Eine weitere segensreiche Folge des Krieges sind die Zusammenschlußbestrebungen innerhalb des amerikanischen Luthertums. Das öfter erwähnte National Lutheran Council, ein Zweckverband der meisten lutherischen Kirchenkörper der Vereinigten Staaten, ist in den Jahren 1917 und 1918, nachdem Amerika in den Weltkrieg eingetreten war, zunächst für Zwecke der Kriegshilfe und Soldatenfürsorge gebildet worden. Daß es nicht eine ephemere

<sup>9)</sup> Briefliche Mitteilung D. Drach vom 9. Juli 1921.

<sup>10)</sup> Synodalbericht 1913 S. 218 f., 1920, S. 145 f. Briefliche Mitteilung D. Drach vom 9. Juli 1921.

Kriegserscheinung geblieben ist, verdankt es mit in erster Linie den großen gemeinsamen Missionsaufgaben des Luthertums im Gefolge des Weltkrieges. Der gegenwärtige Präsident ist D. Lauritz Larsen in New-York-City, N.Y., 457 Fifth Ave. Die Missourishode hat sich dem Nationalkonzil nicht und die Sowashode ihm nur zeitweilig angeschlossen. Für das heimatlliche Missionsleben des amerikanischen Luthertums noch bedeutsamer war die Begründung der amerikanischen lutherischen Missionskonferenz im Jahre 1920. Sie tagt als Vertreterversammlung der lutherischen Missionsbehörden mindestens einmal im Jahre. Tagungsort war bisher Chicago.

Der Krieg hat die Verantwortung neu verteilt und neben den skandinavischen den amerikanischen lutherischen Missionen, unter denen die uns stammverwandten weitaus den größten Einfluß besitzen, einstweilen die Führung im Missionsleben des Luthertums der Erde in die Hand gelegt. Um so wichtiger ist es, sich mit der Eigenart dieser Missionen vertraut zu machen.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Mission im Urteil moderner Forscher, Denker und Dichter.

(Fortsetzung.)

Weitaus der bedeutendste moderne Kritiker der indischen Mission ist Graf Rehsefeling, dessen „Reisetagebuch eines Philosophen“ von den Gebildeten geradezu verschlungen wird. Vornehm, selbstbewußt, bis zu einem gewissen Grad wissenschaftlich, dabei stark subjektiv, systemlos, skizzenartig, sprunghaft, entspricht es ganz dem Geschmack des modernen Menschen. Ist es doch nach des Verfassers eigenem Ausdruck wie eine Dichtung, ein Roman zu lesen. Erfreulich ist an dem Buch das starke Betonen des Geistigen und das fast einseitige Ueberwiegen des religiösen Interesses. Religionsgeschichtlich und auch missionarisch ist aus diesen Freilichtaufnahmen außerchristlicher Religiosität mancherlei zu lernen. Was den Verfasser zum Kritiker der Mission macht, ist einmal sein leidenschaftlicher Widerwille gegen alles Belehrenwollen. „Wie taktlos sind alle Menschenverbesserer! Wie beschränkt sind alle Missionare!“<sup>1)</sup> Sodann seine Stellung zu den Religionen der Erde. Hier laufen zwei Gedankenreihen nebeneinander her, die sich gegenseitig zu stören drohen. Einmal betont R. aufs stärkste den Zusammenhang zwischen Klima, Volkstum und Religion. Diesen Zusammenhang zerreißen zu wollen ist absurd! „Alle autochthonen Religionen haben vor importierten den absoluten Vorzug voraus, daß sie dem Volkscharakter entsprechen.“ „Es wäre an der Zeit, die Idee einer „Weltreligion“ ein für allemal fallen zu lassen.“ Sodann aber versucht R. doch, die großen Kulturreligionen „philosophisch“ gegeneinander abzuwägen. Dabei kommt er zunächst zu einem für das Christentum überwiegend ungünstigen,

<sup>1)</sup> S. 42. Vergl. zur Kritik Witte, Graf Rehsefelings Reisetagebuch eines Philosophen und das Christentum. Berlin 1921.



für die anderen Religionen überwiegend günstigen Ergebnis. Der Durchschnittschrist ist eng, intolerant gegenüber Andersgläubigen, trotz alles Redens von Liebe selbstjüchtig durch und durch; die christliche „Frömmigkeit“ ist im wesentlichen äußerlich aufgetragener Firnis und nachgerade überhaupt kaum mehr lebensfähig. „Es ist nicht wahr, daß der Geist Jesu Christi die Massen der Völker, die sich zu ihm bekannten, je innerlich erfasst hätte; er hat überall von außen nach innen gewirkt, und in den meisten Fällen ist es bis zuletzt bei einer äußerlichen Gestaltung geblieben. Wie schroff ist der Gegensatz zwischen dem Bekenntnis des durchschnittlichen Christen und der Art, wie er sich im Leben bewährt! Diesen Gegensatz gewahrt man bei den buddhistischen Massen nicht.“<sup>2)</sup> „Es ist von der größten Bedeutsamkeit, daß die Religion des Friedens par excellence am meisten Unfrieden gestiftet hat: der noch so hohe Geist ihres Begründers war kein weltlich überlegener Geist.“<sup>3)</sup> „In der Tat, menschliche Liebe ist wesentlich nicht selbstlos. Wer daran zweifelt, der betrachte unbefangen die Geschichte der Christenheit: Diese Menschheit, vom Geist der Liebe bejeelt, hat die Ära des krassesten Egoismus herbeigeführt, die je geherrscht hat; von allen Anhängern höherer Religionen ist der Christ der Unfreieste.“<sup>4)</sup> Der Buddhismus dagegen ist mild durch und durch. Er weiß seine Ideale abzustufen und läßt jeden Standpunkt gelten. Der Islam hat eine ungewöhnliche Gestaltungskraft und fördert auf dem Boden des schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühls eine wahrhaft demokratische Gesinnung. Der Moslem ist ebenso vornehm wie der Christ unvornehm. „Der Mohammedaner schießt nicht, wie der Christ, nach dem Himmelreich, obgleich er seiner viel gewisser ist.“ „Die Unvornehmheit des typischen buchstabengläubigen Christen beruht auf seiner plebejischen Bangigkeit. . . Welcher Pastor war je so weitherzig wie Mohammed, von dem der Ausspruch überliefert ist: „Die Meinungsverschiedenheit in meiner Gemeinde ist ein Zeugen göttlicher Barmherzigkeit.“<sup>5)</sup> Der Hindu ist frommer als der Christ. „Jedem angehenden christlichen Geistlichen wäre es anzuraten, ein Jahr des Theologiestudiums draußzugeben und diese Zeit am Ganges zu verbringen; hier würde er erfahren, was Frömmigkeit heißt. Denn in Europa lebt nur mehr ein Abglanz von ihr. Wer kann dort noch inbrünstig beten? Wer kennt dort noch die andächtige Sammlung, welche sich selbst genügt, keiner Veranstellung bedarf, den Einfluß der störenden Umwelt selbständig ausschaltet? Kaum einer unter Millionen; die am frommsten zu sein wähnen, sind es in Wahrheit meist am wenigsten; denen gilt Glauben als identisch mit Für-wahr-halten und Beten für eines Sinnes mit Witten, was beweist, daß sie von tieferer Frömmigkeit nichts ahnen. So elementaren Mißverständens scheint kein noch so einfältiger Hindu schuldig.“<sup>6)</sup> Die Tiefe der indischen Weltanschauung erweist sich daran, „daß diese den Irrtum überall als Ausdruck der Wahrheit versteht.“<sup>7)</sup>

<sup>2)</sup> S. 45.

<sup>3)</sup> S. 47.

<sup>4)</sup> S. 241.

<sup>5)</sup> S. 203.

<sup>6)</sup> S. 227 f.

<sup>7)</sup> S. 258.

Es ist kein Wunder, daß diese Gedanken jetzt überall in unsern gebildeten Kreisen rumoren. Schon der Stimmungsreiz des Reisetagebuchs nimmt gefangen. R. ist in seiner Art ein Künstler. Man lese, wie er am Anfang des 2. Bandes in wenigen Zeilen Krankheit und Genesung schildert! Die tropische Natur, das fremde Volkstum, die Religion des Orients — dies alles sammelt das Tagebuch im Brennspiegel einer starken, hochgestimmten Persönlichkeit. Für Kritik am Christentum und Verherrlichung außerchristlicher Mythen ist das Geschlecht von heute längst empfänglich. Und nun gar, wenn beide auftreten im Mantel unbefangenster Objektivität und metaphysischer Ueberlegenheit! Sachlich angesehen werden uns jedenfalls zwei hier und da vergessene Wahrheiten tief eingehämmert: daß auch außerhalb des Christentums manches Licht und auch innerhalb der christlichen Grenzpfähle nicht wenig Schatten ist. Im übrigen haben wir doch einiges zu erwidern:

1. Kehlerlings Kenntnis Indiens ist nicht eindringend genug. Zwar er hat sehr vieles überraschend fein und genau beobachtet. Der innere Sinn indischen Geisteslebens hat sich ihm erschlossen. Er war auch durch vielfaches Studium auf seine Reise vorbereitet. Aber eben das liebevolle Interesse für das Wunderland uralter Religiosität hat ihn geblendet. Er sieht mit dem Auge des Reisenden, dem die Kenntnis der Landessprachen abgeht. Er steht unter dem Reiz des Neuen, den indischen Alltag erreicht er vielfach nicht. So urteilte uns gegenüber ein hinduistischer Brahmane. Daß der philosophische Hinduismus dem Humbug der Volksreligion gegenüber kaum einen Finger rührt, deutet R. als einen Beweis seiner Tiefe. Am Kastensystem findet er wohl einige Schwächen, bewundert aber vor allem die „Weiterzigkeit“, die jeden Typus als „gottgewollt“ versteht, und die „reiche Gliederung“ der indischen Menschheit) usw.

2. Kehlerling kennt auch das Christentum nicht recht. Allerdings, seine Kritik des landläufigen „Christentums“ ist leider weithin beschämend richtig und gibt viel zu denken. Aber während im Heidentum die Volksreligion von der esoterischen Frömmigkeit nicht nur geduldet, sondern in ihren Ausartungen vielfach geradezu gefördert wird, liegt mit dem Namen-Christentum das wahre Christentum in einem zähen, bald lauten, bald stillen Kampfe. Für dieses Christentum, das von der Bibel her segnend durch die Jahrhunderte fließt und bald hier bald da in großen Persönlichkeiten hell aufleuchtet, hat R. zunächst keinen rechten Blick. Dazu steht er dem Sinn dessen, der gekommen war zu dienen, steht er der göttlichen Torheit des Kreuzes viel zu fern. Einen Erlöser will er nicht. Allenfalls nur als „Auslöser“ möchte er Christus und Buddha gelten lassen. Und warum braucht er keinen Erlöser? Weil er im Grunde weder von den sittlichen Aufgaben des Gemeinschaftslebens noch von dem lebendigen, persönlichen Gott, dem Richter über Unrecht und Sünde weiß — wenigstens nicht für den gebildeten Aristokraten! Von den Auswirkungen lebendigen Christentums hätte er wohl auf seiner Weltreise einiges erfahren können, wenn er sich auch einmal um die Mission und ihre Arbeit gekümmert hätte. Aber anstatt sich der Gefahr auszusetzen, sein Urteil über das Christentum durch die Mission korrigieren zu lassen, hat

er es auf das Ganze gesehen ohne gewissenhafte Nachprüfung auf diese übertragen. In den wenigen Fällen, wo er auf die Mission zu sprechen kommt, ist sein Urteil durch wenig Sachkenntnis getrübt. Er redet als völliger Dilettant. Aus dem Gesagten ergibt sich das Dritte:

3. Seinem Urteil liegt eine optische Täuschung zu Grunde. Schon bei seiner Abschätzung der christlichen Konfessionen läßt sich beobachten, wie er das Nächstliegende, das Luthertum seiner baltischen Heimat, karikiert, das Fernerliegende, den Calvinismus, den römischen und noch mehr den orthodoxen Katholizismus idealisiert. Es ist nur folgerichtig, daß die Religionen Asiens zu überragender Größe emporwachsen. Wer die Frömmigkeit wesentlich quantitativ nach dem Maß des Stimmungsgehalts, der Weltentrückung beurteilt, kann ohnehin kaum anders, als zur indischen Religiosität hoch hinaufsehen und hat damit, von der geistlosen, zersplitternden Oberflächlichkeit moderner Großstadtkultur herkommend, zu zwei Dritteln recht. R. zumal ist infolge innerer Verwandtschaft von vornherein für Asien voreingenommen. Entschlüpft ihm doch einmal im Blick auf chinesisch-japanische Verhältnisse das Selbstbekenntnis: „Ich kann hier schwer objektiv urteilen, weil mir am Europäer hauptsächlich auffällt, was ihm fehlt, und am Asiaten, was ihn vorteilhaft auszeichnet“ (S. 498).

4. Trotz allem aber finden sich bei Rehserling selbst bedeutsame Ansätze zur Kritik der indischen Religionen und zur Rechtfertigung des Christentums. „Wie dürftig und kindisch sind die Vorstellungen, die das Birmanerbewußtsein mit der Religion verknüpft!“ „Der durchschnittliche Christ, welcher Freud und Leid mutig bejaht, ist gegenüber dem durchschnittlichen Buddhisten auf dem besseren Wege.“<sup>9)</sup> Das Sündigkeitsbewußtsein, mag es an sich noch so töricht sein, „schafft ein Pathos, das nichts ersetzen könnte, gibt dem Erleben eine spezifische Tiefe, die mit ihm steht und fällt. Von allen Menschen haben die Puritaner und die Muslim am meisten, die Hindus wohl am wenigsten Charakter.“ „Nirgends auf der Welt . . . bekommt man mehr Aberglauben und mehr Unverständnis, mehr markantiles Pfaffentum und wohlberchneten Schwindel zu sehen,<sup>10)</sup> als im heiligen Benares.“ Je mehr der Reisende dem Orient gegenüber Distanz gewinnt, desto mehr vertieft sich sein Verständnis für den Mangel des Inders an aktiver Lebensbejahung und für den entsprechenden Vorzug der christlich beeinflussten Kultur. Von da aus kommt es endlich sogar zu einer Art Ehrenrettung des Christentums, von der noch die Rede sein wird.

Leider war es völlig unmöglich, in diesen kurzen Andeutungen einen wirklichen Einblick in den Reichtum der Ausführungen des Reisetagebuches über Indien, geschweige denn eine gründliche Auseinandersetzung mit ihnen zu bieten. Wir müssen aber weiter eilen zur Mission in Ostasien. Hier werden wir erst der schroffsten Kritik an der Mission begegnen.

Graf Rehserling hat sich in einem Augenblick des Anmuts zu folgender wenig philosophischer Anpöbelung der Missionsarbeit in China

<sup>9)</sup> S. 55.

<sup>10)</sup> S. 257.



fortreißen lassen: „Ich wünschte, den Missionen würde seitens der Regierungen ein Riegel vorgeschoben. Ihre einzelnen Glieder sind oft ganz ehrenwert, allein sie stehen an moralischer Bildung fast ausnahmslos zu tief unter denen, die sie „befehlen“ kommen, um nicht viel mehr zu schaden, als zu nützen. Zu gebildeten Leuten soll man keine Hüpfel als Lehrer ausenden selbst wenn diese die besseren Menschen sind.“<sup>11)</sup> Und zum „Metaphysiker“ gesellt sich der Mann der empirischen Wissenschaft. Dr. Eduard Erkes, Sinologe an der Universität Leipzig, schreibt in seinem frisch geschriebenen, aber von auffallender Animosität gegen die Mission erfüllten Buch über China, erschienen in Perthes *Kleiner Völker- und Länderkunde*, fast wörtlich ebenso: „Es versteht sich, daß Chinas Lage gegenüber diesen fremden Agitationen ganz unhaltbar ist, und daß das Reich, sobald es die ausreichenden Machtmittel besitzt, aller Propaganda christlicher Religionen mit ihren Folgen einen dauerhaften Riegel vorschieben muß.“<sup>12)</sup>

Also ein polizeiliches Verbot für die Mission! Dieser Forderung liegt ein Bild von der Mission zu Grunde, das von sachkundiger Seite bereits mehrfach richtig gestellt worden ist.<sup>13)</sup> Daß der politische Einschlag die ältere chinesische Missionsgeschichte in mancher Hinsicht unheilvoll beeinflusst hat, ist heute ziemlich allgemein zugegeben. Aber mit dem T'ai-p'ing-Aufstand hat die Mission nur insofern zu tun, als der sich für den „jüngeren Bruder Jesu“ ausgebende, im übrigen stark von der revolutionären Trias-Gesellschaft beeinflusste Rebelle Siu-t'än einmal eine Güßlaffsche Bibelübersetzung in die Hände bekommen und bei dem amerikanischen Missionar Roberts, der ihm jedoch die Taufe verweigerte, einige Wochen christlichen Unterricht genossen hatte. Höchstens Mangel an Nüchternheit haben sich gewisse Missionskreise anfangs zu schulden kommen lassen. Aber auch nichtchristliche Sekten machten mit (S. 55), und schon im älteren China folgte Empörung auf Empörung (S. 51). Erkes freilich macht daraus: „Der T'ai-p'ing-Aufstand war unmittelbar das Werk protestantischer Missionare in englischem Solde, der Güßlaff, Roberts und anderer.“ Der Deutsche Güßlaff nahm nach seiner Trennung von der Niederländischen Missionsgesellschaft eine Stelle im englischen Dienste an, um im eigenen Solde missionieren zu können. Welches politische Interesse sollte die hinter ihm stehenden deutschen Missionskreise, die im Anschluß daran in China eintretenden deutschen Missionen Basel, Warmen und Berlin geleitet haben? Welche statistischen Unterlagen stützen die Behauptung, daß die Angaben nicht nur der katholischen, sondern auch der protestantischen Missionsberichte über die Zahl der eingebornen Christen (1917: 654 658) zu fünf Sechsteln gefälscht seien? Wenn diese Christen „durchgehends“ aus „Verbrechern“ und „verkrachten Existenzen“, den sogenannten „Reichsristen“ sich rekrutieren, wie ist es dann zu erklären, daß im Schreckens-

<sup>11)</sup> S. 477. Vergl. Dehler, Sind die Chinesen uns als Volk moralisch überlegen? *Ev. M. M.* 1922. 48—52. Witte a. a. O.

<sup>12)</sup> S. 161.

<sup>13)</sup> Besprechung des Erkeschen Buches von Dehler, *E. M. M.* 1921, S. 88 f., einer anderen Schrift desselben Verf. von Witte, *B. M. M.* 1921, S. 224.

jahre 1900 Tausende von ihnen den Märtyrertod gestorben und durch ihr Blut ein Samen der Kirche geworden sind, daß während des Weltkrieges die Regierung im Bunde mit weiten Teilen des Volkes für die deutsche evangelische Mission eintrat, daß als Vertreter der Sinesen nach Versailles ein Christ, C. T. Mauw entstand wurde, daß selbst hinter den Mauern der buddhistischen Klöster neues, christliches Leben sich regt?<sup>14)</sup> Es sind schwerlich sachliche Gründe, die Erkes zu dem Satz bestimmt haben: „Daß China außerdem den weitaus größten Teil der Mißachtung, die es im Ausland genießt, den Verleumdungen der protestantischen, vor allem natürlich der englischen Missionare zu danken hat, sei nur nebenbei erwähnt; wie sich denn dieses Element auch in der sinologischen Wissenschaft als ein arger Schädling erwiesen hat.“<sup>15)</sup> Natürlich ist nicht zu erwarten, daß alle Arbeiten von Missionaren auf sinologischem Gebiet so mustergültig ausgefallen sind, wie die nach E. noch immer nicht überholten Werke der alten Jesuitenmissionare. Aber auch der von Kenferling dreimal, einmal mit dem Prädikat unübertrefflich, zitierte Uebersetzer des Tau-teh-King, Richard Wilhelm, der ihm zu wertvoller Bekanntschaft mit hochgestellten Konfuzianern verhalf, ist Missionar im Dienst des Allg. Ev.-prot. Missionsvereins, was R. allerdings nicht erwähnt.<sup>16)</sup> Dem Fachmann sind auch die gelehrten Arbeiten von J. Chalmers, J. Legge, Soothill, Faber, Schüler und Hermann wohl bekannt, die E. freilich nicht aufführt. Wenn Missionskreise versuchen, mittels einer Buchstaben-schrift auch den unteren Schichten der chinesischen Bevölkerung, denen die Zeichenschrift verschlossen ist, eine gewisse Bildung zu vermitteln, so müssen diese Bestrebungen entweder ein „bedenkliches Zeugnis für die Unbekanntschaft ihrer Urheber mit der chinesischen Sprache“ sein oder vielmehr dem „unlauteren Motiv“ entstammen, mit der das Reich einenden Schrift auch die Einheit der Nation zu zerreißen und die letztere an das Ausland auszuliefern.<sup>17)</sup> In Wahrheit bestand der Fehler der Missionare wohl darin, daß sie den Finger auf gewisse brennende Wunden Chinas gelegt haben, was dem Gelehrten, der in sein Spezialgebiet verliebt ist, und dem modernen Menschen, dem die Moral und die Autonomie der Vernunft über alles geht, natürlich auf die Nerven fällt.

(Fortsetzung folgt.)



<sup>14)</sup> Verhandlungen der XIV. Kontinentalen Missionskonferenz 1921, S. 76 f.

<sup>15)</sup> S. 161.

<sup>16)</sup> S. 388 f. 393. 455.

<sup>17)</sup> S. 124.

## Chronik.

**Räuberunwesen im westlichen China.** Die allgemeine Unsicherheit des Eigentums und Lebens, welche mit dem immer wieder entsachten Bürgerkriegen und der riesengroß angewachsenen Räuberplage große Teile von China beunruhigt, zieht auch die Missionzkreise in ihren verhängnisvollen Strudel. Im Jahre 1919 war der zu den amerikanischen Disziples gehörige Dr. Albert Shelton von Yoloräuberbanden in der Nähe von Batang, einem der vorgeschobenen Posten chinesischer Kultur an der öden, menschenleeren Grenze Tibets, gefangen genommen und hatte Monatelang in großer Lebensgefahr geschwebt, war aber schließlich durch eine zu seiner Befreiung ausgesandte Streiffchar gerettet. Nun kommt die Trauerkunde, daß er am 17. Februar d. Js. in der Gegend von Batang von Räubern ermordet ist. — Am 16. August 1921 wurde der China-Inland-Missionar Herbert Parker in seiner Außenstation Hsinshaw in Yunnan von einer großen Räuberbande unter dem „Obergeneral“ Pu gefangen genommen und in die Berge verschleppt. Erst am 23. September gelang es ihm, in einer mond hellen Nacht zu entkommen und unter romantischen Gebetserhörungen nach seiner Außenstation Chaotien und von da nach der Provinzialhauptstadt Yunnanfu zu entkommen. Obwohl die China-Inland-Kreise mithin die greuliche Unsicherheit jener Gegend kannten und wußten, daß der Räuberhauptmann Pu und seine Horden weit und breit die Bevölkerung tyrannisierten, reiste im Februar d. Js. Dr. Howard Taylor, der Sohn Hudson Taylors, mit seiner Frau, der bekannten Schriftstellerin Geraldina Guineß, durch dieselbe Gegend und fiel gleichfalls in die Hände der Räuber. Seine Gattin wurde freigelassen und heimgeschickt; aber Dr. Taylor ist in die Berge verschleppt, um für seine Freilassung ein besonders hohes Lösegeld zu erpressen. Seine Lage ist um so bedauerlicher, da er taub ist und sich deshalb mit seinen Peinigern nicht verständigen kann.



## Bücherbesprechungen.

H. A. Krose, 57. Kirchliches Jahrbuch für das katholische Deutschland. 10. Band. 1921/22. Freiberg, Herder. 1922. 343. Geb. 100 M.

Daß unserem Schneiderschen Jahrbuche entsprechende und vielfach nach diesem Vorbilde angelegte katholische „Kirchliche Jahrbuch“ hat in Vater Krose einen erfahrenen und sachkundigen Statistiker. Es ist in acht Abteilungen geordnet. Die erste führt die Hierarchie der deutschen katholischen Kirche auf; die letzte gibt die amtliche kirchliche Statistik über den inneren kirchlichen Dienst. Auch die umfangliche siebente Abteilung gibt in der Hauptsache statistische Tabellen und Übersichten, und zwar über die Organisation der katholischen Kirche in Deutschland, wobei die Tabellen der religiösen Orden, Kongregationen und Genossenschaften (S. 267—298) Beachtung verdienen. Von



den übrigen fünf Abteilungen zählt die zweite die wichtigeren Erlasse und Entscheidungen der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung auf; die dritte handelt von Konfessions- und Unterrichtswesen; die vierte stellt die charitativ-soziale Tätigkeit der katholischen Kirche in Deutschland dar; die sechste, sehr ausführliche (S. 180—247) behandelt die eigentliche Konfessionsstatistik. Uns interessiert besonders das von dem Jesuitenpater Bächt bearbeitete Kapitel über die katholische Heidenmission, das leider nur 20 Seiten umfaßt (159 bis 179). Der Bericht gipfelt (S. 172) in den erstaunlich hoffnungsfreudigen Worten: „So steht zu erwarten, daß sich die deutschen Glaubensboten nach wenigen Jahren wieder in demselben Verhältnis wie vor dem Krieg an der Weltmission beteiligen werden.“ Es ist besonders lehrreich zu hören, wie viele neue Missionsfelder der katholischen Missionen an Stelle der ihnen entzogenen bereits wieder in Angriff genommen haben.

**Die Welt der Stillen im Lande.** Bilder aus zwei Jahrhunderten herrnhutischer Geschichte und brüderischen Lebens. Herausgegeben von S. Baudert und Th. Steinmann. Berlin, Furcheverlag. 1922.

Ein stimmung- und stilvolles Gedächtniswerk zur Zweihundertjahrfeier der Brüdergemeine: dreizehn Federzeichnungen, sieben mehrfarbige und fünf- und zwanzig einfarbige Bildertafeln nach bisher meist unveröffentlichten Vorlagen, mit einem kurzen, aber in seiner Sachlichkeit und Gediegenheit sich dem Bilderbuch wohl anpassendem Texte. Der Eindruck des vornehmen, aber schlicht ausgestatteten Buches findet einen treffenden Ausdruck in folgenden Sätzen des Textes: „Es ist (in der Brüdergemeine heute) nicht mehr in demselben Maße (wie in den ersten Jahrzehnten) ein herrschender Frömmigkeitstypus von stark ausgeprägter Eigenart; auch nicht die religiöse Hochspannung der Anfangszeit. Vergleichen erhält sich nicht durch zwei Jahrhunderte. . . . Ein geschichtliches Erbe ihrer besonderen Vergangenheit ist aber doch ganz ersichtlich vorhanden. Man lebt hier wirklich auf dem Boden einer spürbaren religiösen Kultur. Es ist ähnlich wie mit der besonderen Kulturatmosphäre alter Familien; auch da empfindet man ganz unmittelbar eine geistige Besonderheit, die sich gleichfalls nicht leicht in bestimmte Begriffe fassen läßt. Solche alte vornehme Familienkultur macht den Eindruck des Natürlichen. Entsprechend fehlt hier alles dem Leben nur von außen angetane Kirchentwesen.“ . . . So taucht man auf diesen Blättern in eine nicht moderne, aber harmonisch anmutende „Welt der Stillen im Lande“ ein, wie wenn man die Freude hat, eine Zeitlang in dem stillen Frieden des alten Herrnhut einzutreten und an seinem geistlichen Leben teilzunehmen.

**G. Seyde, Fünfzig Jahre unter Tibetern.** Herrnhut, Missionsbuchhandlung. 1921. Brosch. 7,50 M., geb. 15 M.

Einer der Söhne setzt seinen Eltern, dem Missionar Wilhelm Seyde in Avelang in Klein-Tibet und seiner treuen Lebensgefährtin Marie, geb. Hartmann, ein pietätvolles Denkmal in Gestalt einer Lebensbeschreibung. W. Seyde, ein aus ärmlichen Verhältnissen herkommender Klempner, wurde mit Miss. Pagell im Jahre 1853 abgeordnet, um die auf Gützlaffs Anregung hin ins Auge gefaßte „Mongolen Mission“ zu beginnen. Zu den Mongolen

kamen sie nun zwar nicht; aber nach Ueberwindung ungewöhnlich großer Schwierigkeiten ließen sie sich in Tibet nieder. Dort hat er in weltabgekehrter Einsamkeit in einem einsamen Hochtale des Himalaya von 10 000 Fuß Höhe ein volles halbes Jahrhundert gearbeitet, ohne auch nur ein einziges Mal auf Urlaub heimzukommen. Und auch an ihm bewies die Mission ihre erziehende Kraft; Seyde lebte sich in die außerordentlich schwere Sprache und das fremdartige Volkstum so tief ein, daß er die letzten Jahre der tibetischen Bibelübersetzung widmen konnte. Ein ganz schlichtes Missionsleben, aber voll tiefer innerer Anziehungskraft.

Fr. Würz, *Die Mission der ersten Christen*. Stuttgart, Evangelischer Missionsverlag. 1922. 64 S. 6 M.

Eine feine und sorgfältige, neutestamentliche Studie, die zwar ohne den schwerfälligen wissenschaftlichen Apparat und in einer auch für den schlichten Bibelleser lesbaren und verständlichen Form geschrieben ist, aber deshalb doch für die Geschichte des Christentums in der apostolischen Zeit beachtet zu werden verdient. Würz geht von der Beobachtung aus, daß der Schwerpunkt im Neuen Testament teils in der Darstellung der Missionswirksamkeit des Petrus und Paulus, teils in dem Kampf um den inneren und äußeren Ausbau der Gemeinden liegt. Daneben ist von einer Missionstätigkeit der ersten Christen nur gelegentlich, beiläufig die Rede. Sie „wird nur im Vorbeigehen, wie im flüchtigen Durchblick durch eine Seitengasse, dem Auge sichtbar. Wenn wir aber diese Durchblicke festhalten, vereinigen sie sich zu einem reichen Bilde. Wir sehen die Christen bald als Mitsreiter der Apostel, bald selbständig an der Arbeit. Wir beobachten bald einzelne Gestalten, bald ganze Gemeinden, bald in bewußter Werbearbeit, bald in ungesuchtem Einfluß auf ihre Umgebung. Zum Wort gesellt sich der Wandel, zur Arbeit das Gebet; auch unter dem Verfolgungsdruck gibt es noch einen Zeugendienst.“ (S. 4.) „Wir finden viele kleine Einzelheiten, oft auch nur einzelne Striche, und bemerken keinen Versuch, sie zu einer Einheit zusammenzufügen. Daher fügen sie sich gewöhnlich auch in unserem Geist nicht zusammen, sondern verlieren sich, gleich den Steinchen eines unfertigen Mosaiks“ (S. 56). Man muß Würz dankbar sein, daß er sich bemüht hat, die verstreuten Züge und Mosaiksteinchen zu einem Bilde zusammenzufügen, und er tut es wie ein im Neuen Testament gründlich bewandelter Forscher.

D. Alb. Deple, *Moderne Indiensfahrer und die Weltreligionen*. Eine Antwort an Waldemar Bonsels, Hermann Hesse und Graf S. Rechterling. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1921. 31 S. Preis 6 M.

Wir hatten eine Zeit lang geglaubt, daß die frühere Unart deutscher Schriftsteller, sich durch abschätzige und spitzige Urteile über die Mission interessant zu machen, überwunden sei. Eine Menge neuerer Veröffentlichungen beweist das Gegenteil. Mit dreien unter ihnen rechnet D. Deple in dieser Broschüre ab; sie ist aus einer Artikelreihe des Leipziger Evangelisch-lutherischen Missionsblattes erwachsen, um deren Sonderabdruck gebeten war. Wir bringen aus derselben Feder eine kritische Abhandlung ähnlichen Inhalts.

# Die uns Stammverwandten lutherischen Missionen der Vereinigten Staaten nach Geschichte und Eigenart.

Von D. D e p l e - Leipzig.

(Schluß.)

## 6. Die Eigenart der uns Stammverwandten lutherischen Missionen Nordamerikas.

Die uns hier beschäftigenden Missionen sind aus Auswanderer-Kirchen hervorgegangen. Daraus erklärt sich ein gut Teil ihrer Eigenart. Auswanderer pflegen weniger problematische als praktische Naturen zu sein. Sie sind zumeist gezwungen, ihre praktische Energie in hartem Kampf ums Dasein zu stählen und werden durch die sichtbaren Erfolge ihres Fleißes auf wenig bebautem, zahlreiche neue Möglichkeiten bietendem Arbeitsfelde zu immer neuem Eifer angespornt. Auf amerikanischem Boden wirkte der Einfluß der angelsächsischen Umgebung notwendig in derselben Richtung; dem englisch-amerikanischen Geistesleben ist ja der Sinn für das Praktische und unmittelbar Nützliche von Haus aus eigen.

Auch die aus den Verhältnissen sich ergebende kirchliche Entwicklung hat diesen Zug verstärkt. Bei dem völligen Fehlen aller landeskirchlichen Gewöhnung hat es zunächst zähester Arbeit bedurft, die Gemeinden zu sammeln und zu größeren Verbänden zusammenzuschließen, und immer noch können sich die so entstandenen Kirchenkörper gegenüber dem andringenden religiösen Nihilismus und inmitten einer fieberhaft arbeitenden kirchlichen Konkurrenz nur durch steten Kampf hindurch behaupten. So sind Kirchengebilde entstanden, welche bei durchgehender Selbstverwaltung und völliger Freiwilligkeit in der Mehrzahl ihrer Glieder und besonders in den führenden Persönlichkeiten ein erheblich höheres Maß zielbewußten Willens verkörpern, als es in dem landeskirchlichen Rahmen des europäischen Luthertums durchweg der Fall ist oder doch bislang der Fall war. Ein frühreifes Wunderkind oder ein sich in der Stelle bildendes Talent konnte darnach die lutherische Kirche und Mission Amerikas nicht werden, wohl aber konnte sie Charaktere hervorbringen, im Sturm der Welt gehärtet. Charaktere sind selten ohne Stanten und pflegen sich gelegentlich unsanft aneinander zu stoßen. Die kirchliche Zersplitterung des amerikanischen Luthertums spiegelt sich auch in seiner Missionsleistung. Denn auch darin liegt weiter ein Stück innerlich notwendiger Eigenart der Verhältnisse jenseit des Ozeans, daß die Missionsarbeit nicht oder doch nicht in erster Linie von freien interkirchlichen Vereinen oder Gesellschaften, sondern unmittelbar von Kirchen wegen betrieben wird. Die freie Betätigung ist nicht ausgeschlossen, aber sie gliedert sich dem kirchlichen Rahmen organisch ein. Sind die daraus sich ergebenden Spaltungen auf der einen Seite zu bedauern, so haben sie andererseits doch auch die Entfaltung des Missionswesens sowohl quantitativ wie qualitativ gefördert.



Wollte man die einzelnen Missionen nach ihrer Eigenart fragen, so würden sie vornehmlich auf ihre Stellung zum lutherischen Bekenntnis hinweisen. Gegenüber dem Angelfachsentum, dem Verfassungsfragen obenan stehen, bewähren die Lutheraner Amerikas darin ihre geistige Zugehörigkeit zur Reformation Luthers, daß sie die Frage nach der reinen Lehre obenan stellen. Ihre Stellung zum Bekenntnis ist aber ihrer ganzen Geistesrichtung wie auch dem gegensätzlichen Verhältnis zur Umgebung entsprechend weniger theologisch als praktisch bedingt. Die Subtilität der verhandelten Lehraabweichungen steht damit nur scheinbar im Widerspruch. Das Maß des Wertlegens auf das Bekenntnis ist je nach dem Grade des bewahrten Deutschtums und Luthertums verschieden. In der Missionsynode überaus scharf ausgeprägt, ist es in der U. S. Ch., vor allem in der früheren Generalsynode, stark gemildert, während die Iowa- und Ohioynode mit leiser Abschattung nach der einen oder anderen Seite etwa die Mitte bilden. Eigenartige Vorzüge wie Gefahren sind auf beiden Seiten vorhanden und im Verlauf der Kirchen- und Missionsgeschichte öfter hervorgetreten. Jedenfalls verkörpert sich auch in dem Halten am Bekenntnis ein Stück achtunggebietender Energie.

Auf intensive Willensarbeit sind auch die Leistungen auf den Missionsfeldern gestimmt. Die fromme, nüchterne Innerlichkeit des Luthertums mit einem Einschlag calvinistisch-angelsächsischer Tatkraft: günstigere Voraussetzungen — so möchte man urteilen — könne es für gesegnete Missionsarbeit kaum geben. Wozu allerdings zu bemerken ist, daß geistige Potenzen sich niemals mit mechanischer Notwendigkeit zur glücklichen Diagonale einen, sondern sehr wohl auch einander stören oder aufzehren können. Die Führung haben die stärker anglikierten Kirchengemeinschaften. Sie haben die praktischen Aufgaben auf den Missionsfeldern je länger desto mehr mit einer wahrhaft großzügigen Energie und glücklichem Geschick angefaßt. Die Schultätigkeit zumal und die philanthropische Seite der Missionsarbeit haben sie, wie wir sahen, zu glänzender Entfaltung gebracht. Aber auch die Evangelisation treiben sie mit glühendem Eifer. Mit dem 1917 gefeierten 75jährigen Jubiläum der Gunturmission war eine vom 16. Januar bis zum 4. April, also elf Wochen, dauernde Predigt- und Evangelisationsreise verbunden, an der sich zwölf Missionare und gegen zwanzig indische Arbeiter beteiligten. Ein Teil der Arbeit galt den neugewonnenen Christen, vorzüglich in den Distrikten, in denen Massenbefehrungen stattgefunden hatten. Daneben wurde aber auch großen Scharen von Heiden das Evangelium gepredigt. Die Versammlungen für Christen fanden am Morgen statt, am Nachmittag Bazarversammlungen für Männer und Frauen und abends Massenversammlungen mit kinematographischen Vorführungen aus dem Leben Jesu und anschließenden Ansprachen. Ähnlich war es beim 75jährigen Jubiläum der Rajahmundrymission im Januar 1920. Solche Reisen stellen an die physische und geistige Leistungsfähigkeit der Teilnehmer ganz außerordentliche Anforderungen. Die Tatkraft darf auch der bewundern, der die möglicherweise hier liegenden Gefahren, Treiberei, Verflachung und Massenbetrieb, nicht übersieht. Gewisse Schäden, die an angelsächsische Einseitigkeiten in der Behandlung der Eingeborenen und im Zuschnitt der Schularbeit erinnern, haben

wir in der Liberiamission gefunden. Es ist aber anzuerkennen, daß sie z. T. in den eigenartigen Verhältnissen begründet sind und daß man neuerdings an ihrer Abstellung mit einer Gründlichkeit arbeitet, die die besten Traditionen deutsch-lutherischer Missionsgrundsätze aufnimmt.

Mehr Sorge verdient die Frage, ob man sich in der Scheidung des Geistlichen und Weltlichen wirklich auf der bewährten lutherischen Linie hält. Den 76. Jahresbericht der Gunturmission leitet Missionar G. A. Rupley, derselbe, der der Gohnersche Kolalkirche ihre anscheinend mehr als nötig „amerikanisierende“ Verfassung gegeben hat, mit einer Farsare für die Demokratie ein. „Die Demokratie hat auf dem Schlachtfeld gesiegt, möge sie völlig siegen im Geiste aller Nationen und Völker! Die Alliierten haben triumphiert!“ Das klingt der sattfam bekannten englisch-amerikanischen Gleichsetzung von Demokratie und Reich Gottes verzweifelt ähnlich. Angesichts solcher Worte sind wir versucht, unseren amerikanischen Brüdern zuzurufen, was ein bekannter Schweizer Missionsmann in einem ähnlichen Zusammenhange den englischen Christen zugerufen hat: „Brüder, laßt Eure Hand von diesem Handel. Er ist nicht lauter.“ Jede Staatsform hat ihre Licht- und Schattenseiten, auch die Demokratie. Lutherische Missionsleute bemühen sich, als Christen über den politischen Gegensätzen zu stehen. Wieviel Unheil die Verquickung von Religion und Politik über die Mission gebracht hat, haben wir alle noch in frischer Erinnerung. Wie verhängnisvoll die unbedingte Propagierung der Demokratie durch die Mission etwa in Japan, einem bekanntlich ganz auf Autorität und Disziplin gegründeten Lande, wirken müßte, ist schwer zu sagen. Es steht zu hoffen, daß lutherische Nüchternheit sich doch je länger desto mehr durchsetzt. Die übernationale Liebestätigkeit des amerikanischen Luthertums gibt dafür ein verheißungsvolles Angeld.

Ein überwiegend gesunder „demokratischer“ Zug tritt dagegen in der starken Heranziehung der Eingeborenen zu den Aufgaben des Gemeindelebens zu Tage. Auf die verhältnismäßig geringe Zahl weißer Arbeitskräfte wurde bereits oben aufmerksam gemacht. Die Missionare arbeiten vorwiegend nach der Art deutscher Superintendenten als Führer, während die Kleinarbeit den farbigen Helfern überlassen wird. Die etwa gleichaltrige Leipziger Tamulenmission hatte vor dem Kriege auf 33 Hauptstationen mit 714 zugehörigen Orten bei 19 408 Christen 25 ordinierte Missionare und 822 eingeborene Helfer, wobei die zugleich in Kirchen- und Schuldienst stehenden doppelt gezählt sind, so daß sich die Zahl tatsächlich wesentlich herabsetzt. Die Rajamundrymission dagegen hat bei 489 Stationen in acht Bezirken und 28 394 Getauften 762 eingeborene Helfer und nur sechs Missionare, die Gunturmission bei 750 Gemeinden und 63 370 Getauften 1132 eingeborene Helfer und nur neun Missionare. Auffallend gering ist unter den vielen farbigen Arbeitern die Zahl der Pastoren: acht in der Rajamundry-, fünfzehn in der Gunturmission gegen 23 in der Leipziger Tamulenmission. Die Aufbringungen für kirchliche Zwecke und Liebeswerke (außer Schulgeld) betrugen in der Tamulenmission vor dem Kriege etwa 0,7, 1920 1,4 Rps. auf den Kopf, in der Gunturmission (1918) 2,1 Rps. Diese starke Beteiligung der Gemeinden ist gleichzeitig Beweis und Mitursache für die außerordentliche Lebensfähigkeit der entstehenden Missionskirchen.

Auch die kleineren Missionen zeigen auf den Missionsfeldern eine bemerkenswerte Rührigkeit besonders in Schultätigkeit und ärztlicher Mission. Die Gefahren angellächlicher Missionspraxis sind bislang bei ihnen kaum hervorgetreten. Fraglich scheint mir, ob überall auf das Studium der Eingeborensprachen der nötige Fleiß verwandt wird.

Wir verstehen das geringe Hervortreten missionswissenschaftlicher Bestrebungen. Das Interesse liegt eben wesentlich auf praktischem Gebiet. Weder hören wir von Missionaren, die sich als Sprachgelehrte, Völkerpsychologen oder Religionsforscher hervorgetreten hätten, noch sind in der Heimat die Geschichte und Theorie der Mission besonders gepflegt worden. Auch Statistiker ist trotz der ausführlichen Zahlenreihen in den Missionsberichten der Amerikaner eigentlich nicht, wenigstens nicht über seinen engeren Kreis hinaus. Eine zusammenfassende wissenschaftliche Missionszeitschrift fehlt unseres Wissens bislang. Mit das Beste, was an Literatur vorhanden ist, sind die 1920 in dritter Auflage erschienenen Missionsstudien von D. Pfeiffer, eine Art Gegenstück zu D. Richters Evangelischer Missionskunde, wiewohl den Stoff nach amerikanischer Auffassung anders abgrenzend und hinsichtlich der wissenschaftlichen Höhenlage mit ihr doch nicht ganz zu vergleichen.

Das Buch ist ausgearbeitet als Grundlage für Missionsvorlesungen am theologischen Seminar der Ohioynode in Columbus. Dieselben dienen einmal zur Belebung des Missionsinteresses unter den angehenden Pastoren. Aber auch die Missionare empfangen ausnahmslos eine reguläre theologische Ausbildung auf kirchlichen Seminaren. Die U. S. Ch. läßt ihren Kandidaten außerdem eine besondere missionarische Ausbildung auf der White Bible School, New-York-City, geben. Diese Schule besuchen in der Regel auch die angehenden Missionsarbeiterinnen, welche daneben eine spezielle Schulung in Diakonissenmutterhäusern erhalten. Laienkräfte werden auch für kürzere Zeiträume ausgesandt. Doch strebt man darnach, ihre Zahl möglichst zu verringern und nur solche auszusenden, die die Mission zum Lebensberuf erwählt haben. Vom Missionsfeld heimkehrende Missionare werden wegen ihrer gleichartigen Ausbildung und der engen Beziehungen zwischen Mission und Kirche ohne Schwierigkeit in heimischen Kirchenämtern untergebracht.

Wie man keine besonderen Ausbildungsstätten für Heidenmissionare kennt, so sind auch die persönlichen Beziehungen der beurlaubten Missionare zu den Missionsverwaltungen nicht sehr eng. Einzelne Missionen, die hier behandelten aber meines Wissens bis jetzt nicht, haben Häuser in verschiedenen Teilen des Landes, in denen beurlaubte Missionare Wohnung erhalten können. Im übrigen wohnen die letzteren, wo es ihnen beliebt. „Missionshäuser“ in dem uns geläufigen Sinn haben die amerikanischen Missionsgesellschaften nicht, sondern nur Büros für technische Verwaltung und heimische Verarbeitung in irgend einem großstädtischen Bollenstraker. Und auch das gilt nur für die großen Missionen, welche Berufsarbeiter für Heimatarbeit angestellt haben, wie die U. S. Ch. Die kleineren Kirchenkörper haben nur Synodalausschüsse für Heidenmission mit einem Vorsitzenden, einem korrespondierenden Sekretär und Schatzmeister. Diese Körperschaften treten nur gelegentlich zu Sitzungen zusammen. Der Schwerpunkt der Lei-



tung liegt auf dem Missionsfelde, eine Methode, die auch von manchen deutschen Missionsführern im Interesse einer schnellen und sachkundigen Geschäftsführung befürwortet wird.

Die heimische Verarbeitung wird, wo man Berufsarbeiter hat, mit großer Intensität betrieben. Der Nachdruck fällt auf das unmittelbar Wirksame und ins Auge fallende. Vom umfangreichen Buch — wir erwähnen noch einmal das schöne Drach-Rudersche Werk über die Telugumission — bis zum anfeuernd geschriebenen Jahresbericht und zum zierlichen Handbuch oder Flugblatt ist fast alles auf bestem Papier gedruckt und meist mit guten Kunstdruckbildern geschmückt. Die Porträts der Missionare und Missionarinnen wechseln mit Gruppen von Heiden und eingeborenen Christen, möglichst auch aus höheren Ständen. Es läßt sich denken, daß mit solcher geschäftlich zubereiteten Literatur viel Erfolg erzielt wird. Wo die Verarbeitung nebenamtlich in den Händen vielbeschäftigter Kirchenmänner liegt, kann naturgemäß weniger geschehen. Das Missionsfest deutschen Stils scheint wenig eingebürgert zu sein, im Osten noch weniger als im Westen. Dem amerikanischen Empfinden entspricht mehr das Meeting.

Wie groß sind nun die tatsächlichen Missionsleistungen? Die Gesamtzahl der Lutheraner in den Vereinigten Staaten betrug 1917 14 700 000. Dieselben brachten i. J. 1920 für Heidenmission abgesehen von einigen kleinen Missionsverbänden, über welche die Angaben fehlen; 1 101 288 Dollar auf und hatten 413 Missionsarbeiter (Männer und Frauen) in ihrem Dienst, sowie 119 539 eingeborene Christen gewonnen. Diese Zahlen, besonders die beiden ersten, scheinen verhältnismäßig gering. Es ist aber dabei zu bedenken, daß von jenen 14 Millionen Lutheranern nur knapp 4 Millionen in Gemeinden gesammelt sind und daß diese sowohl ihr gesamtes Kirchen- und Schulwesen einschl. der Bildungsanstalten für die Kirchendiener selbständig erhalten wie auch die ständig durch Einwanderung zuströmenden Glaubensgenossen kirchlich sammeln müssen. Wesentlich anders wird das Bild, wenn man die Zahl der organisierten Gemeindeglieder zu Grunde legt. Eine sinn-gemäße Vergleichung mit unseren deutschen Verhältnissen läßt sich freilich weder auf die eine noch auf die andere Weise gewinnen. Das Bild würde im ersterem Fall für Amerika zu ungünstig, im zweiten zu günstig ausfallen. Die vorliegenden Zahlen sind aber doch von hohem Interesse. Die folgende Zusammenstellung beruht auf dem Ergebnis einer Rundfrage D. Drachs in der ersten Hälfte des Jahres 1921. Zum Vergleich geben wir auch die Zahlen für die beiden bedeutsamsten skandinavisch-amerikanischen lutherischen Missionen mit an.<sup>1)</sup> (Siehe umstehende Tabelle.)

Diese Zahlen zeigen die außerordentliche Verschiedenheit der Missionsleistungen. Sie könnten fast den beschämenden Schluß nahe legen, als ob die Missionskraft im umgekehrten Verhältnis zum Deutschtum und zum Lutherium stünde. In dieser Form wäre das Urteil aber zweifellos ungerecht.

<sup>1)</sup> Die in Foreign Missions Year Book of North America 1920 für 1919 mitgeteilten Zahlen weichen von den nachstehenden nicht unerheblich ab, was sich doch wohl nicht allein aus der Jahresdifferenz erklärt, sondern eine wohlthätige Erinnerung an die Unsicherheit aller Statistik ist.

	Getaufte Mitglieder <sup>1)</sup>	Eingeborene Christen	Missions- arbeiter	Auf wieviel Mitglieder 1 Missions- arbeiter?	Einnahmen 1920 in \$	Durchschnittl. pro Kopf \$
Bereingte luth. Kirche	1 117 988	92 600	152	7 354,9	575 722	0,51
Diözesynode . . . .	280 400	3 000	8	28 800,0	45 000	0,20
Synodalkonferenz (Missouri) . . . .	1 289 213	2 631	31	41 587,5	95 000	0,07
Zowasynode . . . .	207 226	6 024	43	4 819,2 <sup>2)</sup>	40 000	0,19
Augustanasynode .	287 476	1 100	41	7 011,6	98 085	0,32
Norwegische Kirche	425 065	14 184	135	3 148,6	352 481	0,88
Gesamtergebnis	3 557 318	119 539	410	8 676,4	1 101 288	0,31

Es muß berücksichtigt werden, daß der Osten dem Westen hinsichtlich der Kirchen- und Missionsentwicklung um etwa zwei Menschenalter voraus ist. Auch wird die Wohlhabenheit der Gemeinden hier und dort verschieden sein. Auf das Ganze gesehen sind die Leistungen doch recht erheblich, und es ist bestimmt zu erwarten, daß auch die jetzt noch zurückstehenden Kirchenkörper mehr und mehr in ihre Missionsaufgabe hineinwachsen werden.

Wie werden unsere amerikanischen Stammes- und Glaubensbrüder ihren bevorzugten und verantwortungsvollen Platz im Missionsleben der Zukunft ausfüllen? Jede tüchtige Arbeit hat ein Recht auf sachliche Kritik. Wir haben darum im vorstehenden damit auch nicht ängstlich zurückgehalten. Zum Schluß aber sei das Positive noch einmal hervorgehoben: das Chersisma unser Brüder jenseits des Ozeans ist die Kraft und das Geschick zur praktischen Tat! Mag ihre Arbeit im Ganzen des amerikanischen Missionslebens immerhin nur einen kleinen Teil ausmachen, sie bildet darin doch einen höchst wertvollen Einschlag. Möchte sie stets Marthas Fleiß und Mariensinn glücklich verbinden!



## Die Mission im Urteil moderner Forscher, Denker und Dichter.

Von D. Deple-Leipzig.

(Schluß.)

Einige Beispiele dafür, wie unsere Kritiker den Konfuzianismus idealisieren. E. behauptet, der Chinese sei tolerant und ohne Rassenbünkel, die Ehe sei monogam, die Wohltätigkeit spiele eine große Rolle, Scheu vor der Verletzung der Erde und Kindermord seien in der Praxis so gut wie unbekannt, beruhten auf albernen Behauptungen und Verleumdungen von Missi-

<sup>1)</sup> Lutheran World Almanac 1921, S. 525.

<sup>2)</sup> Diese Zahl ist insofern irreführend, als die Zowasynode die Missionare auf Neuguinea nicht selbst ausgesandt, sondern übernommen hat.

onaren. Das Blüten der Vögel ist wohl nicht gerade ein Zeichen von Mäßigung, aber daran sind selbstverständlich die „unaufhörlichen Quälereien der Missionare“ und des christlichen Gefindels schuld (S. 58). Eine Ehe mit zwei, drei oder gar zwölf Nebenfrauen ist nicht monogam, und daß die Maitressenwirtschaft in Europa heimlich betrieben wird, in China dagegen legitimiert ist, bedeutet, wie uns scheint, für China keinen Ruhm, ebensowenig freilich für Europa. Der deutsche Arzt Dr. Tafel, der in seinem zweibändigen Prachtwerke „Meine Tibetreise“ (Berlin 1914<sup>1)</sup> die Mängel der Missionsarbeit und ihrer Früchte durchaus nicht verschweigt und ihr auf das Ganze gesehen kühl gegenübersteht, hat gesehen, wie eine Frau um 10 Tael (30 M.) auf offener Straße wider ihren Willen von ihrem Mann an einen anderen verhandelt wurde (I, 51; II, 96). Er berichtet, wie die Frauen, besonders nach Geburten, für unrein gelten und als Lust behandelt werden (I, 241.) Er hat das Wimmern des Mädchens gehört, dem die Mutter die verkrüppelnden Fußbinden stärker anzog (I, 6) und sah die Frauen auf ihren Puppensfüßen oder gar auf den Knien in Schlamm und Schnee den steilen heiligen Berg Wu-dau-schan hinanpilgern (I, 28, 31) um Kindersegen und Seligkeit zu erlangen. Nicht nur der Schweizer Karl Sjösch hat beobachtet, daß in seiner Umgebung 6% der geborenen Mädchen getötet wurden und viele außerdem an absichtlicher Vernachlässigung starben.<sup>2)</sup> Auch Dr. Tafel hörte, nachdem er einer jungen Frau in Kindesnöten geholfen, die rauhe Frage einer alten Chinesin im Blick auf das neugeborene Mädchen: „Willst du, willst du nicht?“ und die bestimmte Antwort der Mutter: „Will es nicht (bu hau)“ und sah bald darauf die Alte mit dem Würmchen in der Richtung auf den großen Strom verschwinden. Für die Fortführung der Ahnenkette sind die Mädchen ja wertlos! Vom Hsi ninger Tal erzählt T.: „Von Mädchentötung erfuhr ich hier nie etwas, (offenbar eine Ausnahme!) denn Mädchen aufzuziehen rentiert sich hier.“ Warum? Weil chinesische Mädchen dort sehr gesucht sind. Ein noch nicht dreißigjähriger Diener Tafels, der zum vierten Mal Hochzeit machte, erzählte stolz, daß er seine ersten Frauen immer losgeworden sei, wenn er ihrer überdrüssig war, so daß er nie die hohen Kosten der Beerdigung zu bezahlen brauchte. (II, 96). Tafel schildert, selbst ergriffen, die entsetzliche Verkommenheit der entmenschten Bettlerscharen, die Auswütsigen, juchend verstümmelt mit ihren kaum noch menschenähnlichen Gesichtern den Schmutz der Straße schlagend, denen die Pilger beim Aufstieg zum heiligen Berg — falsches Geld geben (I, 25). Um ihre Kadaver streiten sich die räubigen Hunde. Man wird es hiernach dem Missionar Dr. Dohler glauben, daß trotz der prächtigen Eingangshallen chinesischer Wohltätigkeitsanstalten oft nichts dahinter steckt, oder daß geschäftliches Interesse mitspricht, weil man für Mädchen einen guten Preis erzielt. Das nach Erkes in Pragis nicht vorhandene Föng schui, den geomantischen Wind- und Wasseraberglauben, ließ sich T. von einem Professor dieser Lehre erklären. Es bildet nach ihm „den Kern der chinesischen Volksreligion“ (I, 21). Der Sinologe de Groot sagt: Unzähligen raubt es die Seelentrübe (Univerfismus S. 381). Die

<sup>1)</sup> Vergl. die Besprechung von Witte J. M. R. 1916, 276 ff.

<sup>2)</sup> „Mädchenmord in China“. Ostasiat. Mond vom 6. Januar 1914.



„Geistermauer“ im chinesischen Hause erwähnt E. selbst S. 110(. L. hat noch vieles anderes gesehen, das qualvolle Töten der Verbrecher und Martern der Zeugen, Spielwut und Opiumrausch, Anbetung des Flügeltotengottes in einer kleinen Schlange, die man kurz darauf tot warf usw. Daß dazwischen auch freundlichere Bilder nicht fehlen, versteht sich von selbst.

Manche dieser dunklen Züge werden von Kehlerling ausdrücklich bestätigt. Aber dieser befolgt nun eine andere, höchst merkwürdige Methode der Schönfärbung. Er sucht hinter aller Verdorbenheit, die er garnicht leugnet, tiefste Moralität, eine ungeheure sittliche Kultur, während er im Blick auf Europa hinter allem scheinbar Guten das Schlechte hervor sucht. Der europäische Geschäftsmann ist widerwärtig überall, wo große Gesichtspunkte ihn nicht malgrè lui aus seinem beruflichen Vandalentum herausdrängen. Die chinesischen Händler hauen unsern Grafen nach allen Regeln der Kunst übers Ohr, sind aber möglicherweise dabei hochstehende Menschen. „Roheit ist es, eines Menschen Wesen nach seinem Tun zu beurteilen“.<sup>1)</sup> Etwas Stilleres, Friedlicheres als eine nächtliche chinesische Spielhölle gibt es kaum. Der Chineser geht, nachdem er seinen Tagesverdienst verspielt hat, gelassen und friedlich dreinschauend heim. Allenfalls wiegt er sich, wenn er gar zu viel verloren, zum Trost in süße Opiumträume ein.“ Die Rehrseite der chinesischen Formkultur ist nach Kehlerling eine ungeheuerliche Aeußerlichkeit. Aber bei uns ist es im Grunde dieselbe Sache. „Mit dem Sehen des Rücksichtsnehmens als Wert wird die bloße Möglichkeit einer Kongruenz von Sein und Tun, oder von Sein und Schein, im Prinzip aufgehoben. Man führe hiergegen nur nicht die christliche Liebe an: gerade sie ist wesentlich rücksichtslos; sie schert sich den Teufel um die Gefühle des Nächsten; sie will ihm gut um des Guten willen. Nur insofern wir schlechte Christen sind, nehmen wir Rücksicht auf unsere Mitmenschen. Die chinesische Gesellschaft bringt also Egoismus extrem, meinetwegen larifiziert zum Ausdruck. Die Chinesen sind die konsequentesten Menschen. Und in gewissem Sinne sind sie die aufrichtigsten.“<sup>2)</sup> Die Chinesen finden ihr noch so korruptes Regime erträglich, weil sie von Menschen wenig erwarten und weil es dem Sinne nach höher steht. Ihr System ruht auf moralischer Grundlage, unseres nicht; diese Erwägung entscheidet.“ „Unsere hochfahrenden Ethiker und Moralisten sollten alle ein Jahr lang gezwungen werden, mit gebildeten Chinesen umzugehen; die, deren Seelen nicht völlig blind sind, werden mit Erstaunen gewahren, daß diese Herren, so „unmoralisch“ sie nach europäischen Begriffen sind, so viel sie Schauspielern, verheimlichen, lügen, so ungeniert sie in Wordellen verkehren, ja so wenig imponierend in der Regel ihr Charakter ist, an moralischer Bildung doch unbergleichlich viel höher stehen, als die meisten unserer Rassegenossen.“<sup>3)</sup> Man könnte des Philosophen Meinung dahin verstehen, daß das sittliche Bewußtsein in China sehr weit verbreitet

<sup>1)</sup> E. 386 f.

<sup>2)</sup> E. 392.

<sup>3)</sup> E. 407.

<sup>4)</sup> E. 427.

<sup>5)</sup> E. 477.

und fein entwickelt sei, wenngleich die Wirklichkeit des Lebens oft dahinter zurück bleibe. Aber weit gefehlt! Die Erreichbarkeit des chinesischen Ideals ist sein Vorzug.<sup>1)</sup> Ein in Indien tiefer Erkanntes und Verstandenes erscheint in China besser in Leben umgesetzt.<sup>2)</sup> Der Chineser ist vielleicht der tiefste aller Menschen.<sup>3)</sup>

Wie sollen wir diesen seltsamen Zickzacklinien einen Sinn abgewinnen? Den Schlüssel gibt uns vielleicht eine Aeußerung, in der R. die vollendete Courtoisie des gebildeten Chinesen als ästhetischen Genuß rühmt.<sup>4)</sup> Mag man von einem wirklich sittlichen Standpunkte noch so viel gegen die „naturhafte Tiefe“, gegen das Moralische als „primären Faktor“ der chinesischen Seele sagen können, bei Kenjerling überwiegt die ästhetische Einstellung, das Stilgefühl für wohlgeordneten Faltentwurf, das Wohlgefallen des Reisenden an neuen Eindrücken so völlig alles andere, daß gegen die einfältigen Missionare, die mit verschwindenden Ausnahmen „verständnislosen, engherzigen und feilisch rohen“, die es in wahrscheinlich „gottbegnadeter Blindheit“ zuwege bringen, jahrelang in China zu wohnen und von den Vorzügen des Konfuzianismus nichts zu merken, sich sein ganzer Bohn richtet und er am liebsten die Polizei gegen sie zu Hilfe rief.

Lut es not, den Reisenden noch nach Japan zu begleiten? Natürlich wird hier der Mann, der sich selber wiederholt einen Proteus nennt, im Handumdrehen zum wackelhaften Japaner. Nun ist der kleine Mann nirgends auch nur annähernd so gebildet wie in Japan, und der abendländische Philosoph beugt sich tief vor der Ueberlegenheit des Mahayana-Buddhismus. Das alles ist uns nichts Neues. Neu ist nur die Naivität, mit der er am Schluß — man möchte sagen die Karten aufdeckt. Japanische Hörer wundern sich, daß er in den Religionen des Ostens Tiefen entdeckt, über die sie gewohnheitsmäßig hinweglesen. „Genau so, in der Tat,“ fährt der Verfasser fort, „geht es vielen unter uns mit den Christlichen, und dies ist gewiß ein wichtiges Motiv des Interesses, das Europa jüngst den Religionen des Ostens entgegenbringt. Es ist das Christentum überdrüssig geworden, wie solches irgendeinmal allem Vertrauten gegenüber geschieht, vermag seine Tiefen nicht mehr zu würdigen. Nur das Nichtgewohnte wirkt anregend; es löst lebendigere Schwingungen aus selbst dann, wenn die Gleichmäßigkeit des Neuen mit Gewohntem zutage liegt, welche Wirkung sogar bestehen bleibt, wenn unverzüglich (wie häufig geschieht) daran gegangen wird, gewohnte Vorstellungen in das Ungewohnte hineinzudeuten. So finden die japanischen Gelehrten mehr Anregung vom Christentum als vom Buddhismus und überschätzen jenes dementsprechend, während wir heute zum entgegengesetzten Fehler hinneigen.“<sup>5)</sup> Wir haben also richtig gesehen. Was Kenjerling zum Kritiker des Christentums und der Mission macht, sind wesentlich nicht objektive, in der Sache liegende Gründe, sondern — der Ueberdruß am Alten und Gewohnten, der Reiz des Neuen

<sup>1)</sup> S. 461.

<sup>2)</sup> S. 386.

<sup>3)</sup> S. 410.

<sup>4)</sup> S. 399.

<sup>5)</sup> S. 583.

und Ungewohnten. Es zeugt aber von Selbsterkenntnis und Ehrlichkeit, daß der Graf dies so offen ausspricht, und seine kritiklosen Bewunderer mögen daraufhin auch einmal ihre eigenen Motive prüfen. Zu leugnen, daß an sich die Beschäftigung mit außerchristlichen Religionen sehr viel Anregendes haben kann, fällt uns selbstverständlich nicht ein, sondern das ist ganz unsere Meinung. Und wenn die Betrachtung in die Tiefe dringt, — aber nur dann — wird sich zuletzt in der That erfüllen, was Kehlerling einmal ausspricht: „Meist bedeutet dies Uebernehmen (fremder Form) ja doch nur einen Umweg zum Alten zurück, wie denn im Westen schon heute ersichtlich ist, daß die Begeisterung für Indien lezthin dem Christentum zugute kommt“<sup>1)</sup> — wenn auch in anderem Sinn, als dies Wort vom Verfasser gemeint ist.

Einstweilen tut unter viel Anfeindung der Missionar, auch der deutsche, soweit England ihm gegenüber nicht nach Kehlerlings und Erkes Rezept gehandelt hat, seinen stillen, selbstlosen Dienst. Davon empfangen auch Fernerstehende immer wieder tiefe Eindrücke. Dr. Tafel hat es miterlebt, wie ein Missionars Ehepaar von der China-Inlandmission in wenig Tagen zwei Kinder an Scharlach und Diphtherie verlor. Er schreibt dazu: „Nie habe ich gleichermaßen die Missionare bewundern müssen, die mit ihren Familien in die fernsten Länder ziehen, um anderen, dem alten Bibelwort folgend, die Segnungen des Evangeliums zu bringen, dafür aber zumeist nur Undank ernten und schließlich selbst ihre eigenen Familien opfern. Man mag über die Missionsfrage denken, wie man will, tiefen Respekt verlangt dieser Opfermut.“<sup>2)</sup> Bei Kehlerling kommt es von hier aus sogar zu der früher erwähnten Ehrenrettung nicht nur der Mission, sondern auch des Christentums, die freilich wieder durch einige Stiche und orientalischen Zusatz pikant gemacht werden muß. Er schreibt: „Das Christentum ist keine Religion der Erkenntnis, sondern eine der praktischen That, und als solche überragt sie alle anderen. Wie ich's schon schrieb: unter den christlichen Völkern allein sind die Ideen der Liebe, der Barmherzigkeit, der Humanität zu objektiven Mächten geworden, und dies bedeutet, daß das noch so unvollkommen erkannte Metaphysisch-Wirkliche durch das Christentum in der Erscheinung besser verwirklicht wird, als durch irgendeinen anderen Glauben. . . Dies ist der Sinn jener Ueberlegenheit des Christentums, welche die Geschichte beweist, so sehr der einseitige Geistesmensch an ihr zweifeln mag. Und dieses rechtfertigt zugleich die Mission. Die beschränkten Menschen, welche ausziehen, ihre unmaßgeblichen Meinungen anderen Deuten aufzudrängen, verkünden durch ihr Sein doch ein echtes Evangelium: das der Arbeit und der schöpferischen That. Sie geben ein Beispiel hohen Opfermuts, nie ermüdender Initiative, unbeirrbarer Konsequenz, des festen Willens, dem Guten zum Sieg zu verhelfen. . . Dieser Geist der Kampflust, des Muts, des Optimismus ist dem Orient fremd; er steht Menschenkraft zu skeptisch gegenüber, er weicht zu viel. . . Und nun erkenne ich, daß die praktische Ueberlegenheit des Christentums ihrerseits Ausdruck eines unbedingten metaphysischen Vorzugs ist: es verkörpert, wie keine andere Religion, den Geist der Freiheit. Auf

<sup>1)</sup> S. 583.

<sup>2)</sup> II, S. 84.



zwei Weisen allein kann der naturbedingte Mensch sich frei erweisen: indem er innerlich ja sagt zum Geschehen und indem er ihm initiatorisch die Richtung gibt. Dementsprechend resumieren die christliche Ethik zwei Gebote: daß jeder sein Kreuz auf sich nehmen soll, und jeder furchtlos und opferfreudig kämpfen für den Sieg des Guten. Diese leiten wahrhaftig einen jeden zu einem Leben der Freiheit an. Wenn die Inder, die tiefsten Erkenner, praktisch versagen, so liegt das daran, daß sie innerhalb der Erscheinung ihr freies Wesen nicht auszuprägen wissen. Anstatt ihr Kreuz auf sich zu nehmen, gedenken sie seiner Unwesenhaftigkeit, was sie ebensowenig entbindet, wie das Verleugnen eines unliebsamen Verwandten die Verwandtschaft aufhebt; anstatt ihre Erkenntnis ihrer Wesenseinheit mit Brahman, der sich in dieser Welt immer voller und voller manifestieren will, zur Tat werden zu lassen, indem sie überall Initiative bekunden im Sinne des Gottgewollten, schauen sie bloß zu, wie Gott sich selber hilft. Wir nun wissen nicht entfernt so viel wie jene; aber Christi Lehre leitet uns an, unbewußt im Sinn ihres Wissens zu leben. So sind wir zur Tat berufener als sie. Wir sind Gottes Hände. Diese Hände sind blind, und ihre Blindheit hat viel Unheil angerichtet. Aber werden sie einst geführt vom erkennenden Geist, so wird ihnen gelingen, soweit solches überhaupt möglich ist, das Himmelreich auf Erden zu begründen.“ (S. 631 f.) —

Wir fassen zusammen. Einen Augenblick konnte es so scheinen, als stehe nach dem Urteil Fernstehender die Mission unter Primitiven zwar künftighin, diejenige unter Kulturvölkern aber gerichtet da. R. schreibt noch eine Seite vor seiner „Ehrenrettung“: „Es ist ein Unglück, daß die Missionare Indien und China heimsuchen. . . Aber zu roheren Völkern mögen sie gehen.“ Allein so einfach liegen tatsächlich die Dinge nicht. Bei näherem Zuschauen konvergieren auch im Blick auf die Völker Süd- und Ostasiens die Linien zuletzt zugunsten der Mission. Der Lübinger Indologe R. Garbe wünscht mit seinem Werk „Indien und das Christentum“ der Arbeit der Mission zu dienen. Der kürzlich verstorbene Sinologe der Berliner Universität, Professor de Groot, schildert am Schluß seines Buches „Universalismus“ den chaotischen Zustand, in dem sich die Kulturverhältnisse Chinas z. Zt. befinden und macht darauf aufmerksam, daß China selbst kein zweites System an die Stelle des alten zu setzen hat. Das klingt wie ein verhaltener, vielleicht unbewußter Ruf nach dem Christentum für China. Der Bonner Geograph F. J. Rein, der ein grundlegendes Werk über Japan geschrieben hat, faßt sein Urteil über die religiösen Verhältnisse des Landes in folgende Worte zusammen: „Eine Reform und Neu belebung des Buddhismus scheint denen, welche die Verhältnisse näher kennen und darüber nachgedacht haben, ebenso unmöglich, wie die versuchte des Ahnentumulus. Das Christentum allein ist geeignet, den tiefen religiösen Zug, der im besseren Teile, im Kern des Volkes, bei verschiedenen Gelegenheiten sich kundgibt, völlig zu befriedigen und ihm bei seinem geistigen Erwachen ein treuer und sicherer Leitstern zu sein.“ Allerdings solche Aussprüche und alle Erwägungen, die wir hier angestellt haben, erweisen das innere Recht der Mission nicht. Das hängt allein an der Frage, ob wir eine Botschaft, eine einzigartige, unvergleichliche Botschaft zu bringen haben. Ist wirklich das Evangelium eine Kraft Gottes zur Rettung

für jeden Glaubenden, dann muß es auch heißen: Ich bin ein Schuldner der Weisen und der Unweisen. Steht das fest, dann mag man sehr sorgfältig die Frage prüfen, wie man immer noch besser auch den gebildeten Schichten der nichtchristlichen Kulturvölker das eine Evangelium so, wie es ihrer völkischen Eigenart entspricht, psychologisch nahebringen kann. Dafür ist aus den abweisenden Urteilen, mit denen wir uns zu beschäftigen hatten, wie aus den kritischen Ratschlägen von grundsätzlich missionsfreundlichen Männern wie Paul Rohrbach,<sup>1)</sup> F. v. Bernhardi<sup>2)</sup> u. a. auch bei verschiedener Stellung nicht wenig zu lernen. Die deutsche lutherische Mission hat, wenn nicht alles täuscht, die besondere Gabe empfangen, den nichtchristlichen Völkern in selbstlosem Eingehen auf ihre Eigenart und gründlicher Arbeit nahezu kommen. Dann hat sie aber auch die Aufgabe, sich durch keine Not der Zeit irre machen zu lassen, sondern rastlos um die Verwirklichung ihres Ideals zu ringen.



## Methodische Aufgaben der Missionschule.

(Vortrag bei der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft am 14. Oktober 1921 in Herrnhut. Gehalten von Martin Schlunt; Hamburg).

Alle Missionsarbeit ist angewandte Pädagogik, Erziehung der Völker wie der einzelnen zu bewußtem Christentum. Dennoch hat man die Gesetze und Erfahrungen der Pädagogik bisher auf die Missionsmethode noch recht wenig angewandt, und wo es geschehen ist, mehr unbewußt, suchend, tastend, weil die vielen Missionaren durch Anlage und Berufsschulung eignende erzieherische Fähigkeit notwendig nach Ausdruck verlangte, als aus planmäßig methodischem Ueberlegen heraus. Hier und da sind wohl Missionare mit besonderer pädagogischer Ausbildung oder Pädagogen im Dienste der Mission auf das Missionsfeld ausgegangen, und sie haben besonders bei längerer Wirksamkeit Mustergültiges schaffen können. So gehört es zu den besonderen Gnadenführungen der Norddeutschen Mission, daß ihr in ihrem eben heimgekehrten Präses Ernst Bürgi für das Anabenschulwesen und in ihrer erst in reiferem Alter ausgegangenen und in zwanzigjährigem Dienst bewährten Diakonisse Hedwig Rohms für das Mädchenschulwesen pädagogisch geschulte Kräfte mit organisatorischer Begabung geschenkt wurden, die unter der verständnisvollen Leitung Michael Zahns die Schulen im britischen und deutschen Togo zu Musteranstalten machen konnten, und man wird kaum fehlgehen in der Vermutung, daß da, wo gute Schularbeit getrieben wurde, wie bei den Baslern auf der Goldküste, in Kamerun und in Südbindien, oder in der Leipziger Mission in Deutsch-Ostafrika, an dem Ausblühen Pädagogen

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 96 ff.

<sup>2)</sup> Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands (Leipzig 1920).

von Beruf mitbeteiligt waren. Dennoch fehlen bis heute theoretische missionspädagogische Arbeiten fast ganz. Sie sind um so nötiger, als die Schularbeit heute noch eins der wesentlichsten Missionsmittel bildet und die Verantwortung der Gegenwart zu rationellster Kraftausnützung aufruft. Die Schularbeit lenkt ja gegenwärtig in hohem Maße die Aufmerksamkeit der europäischen Kolonialregierungen auf sich, und schon werden der Wettbewerb der Regierungsschulen und die Forderungen an die Missionen so lästig, daß es mir nur eine Frage der Zeit zu sein scheint, wie lange die Missionen ihre Schulen noch halten können. Aber gerade weil die Entwicklung der Regierungsschulen — man denke an das Britische Reich, an Madagaskar, an Korea und Japan, aber auch an China die Heranbildung tüchtiger Lehrer zur unabweisbaren Notwendigkeit macht und zu einer Pflicht, an der sich die Missionen noch beteiligen können und müssen, kann dem Missionschulwesen der Gegenwart gar nicht genug Aufmerksamkeit und Förderung — auch durch die Wissenschaft — zuteil werden.

Den Anregungen Carl Pauls dankbar folgend, habe ich seit neun Jahren diesen Zweig der Arbeit genauer studiert, nicht nur für die uns geraubten Schutzgebiete, sondern auch für das übrige Missionsfeld. Deshalb darf ich es vielleicht wagen, wenn auch mit großer Zurückhaltung, auf einige methodisch-psychologische Aufgaben hinzuweisen, die in der Missionschule zu lösen sind, wenn das Ziel der Missionschule unter möglichster Ersparnis an Zeit und Kraft erreicht werden soll. Ich maße mir aber nicht an, die Aufgaben zu lösen oder Einzelanweisungen zu geben, das wird Sache der Berufspädagogen sein. Mir liegt nur daran, eine Lücke in der wissenschaftlichen Durcharbeitung des Missionschulwesens zu zeigen und zur Ausfüllung anzuregen. Ich berücksichtige dabei vor allem Verhältnisse kulturarmer Völker, glaube aber, daß vieles auch auf Indien und China Anwendung finden muß. Aus der pädagogischen Zielsetzung der Mission als der Verpflanzung des Christentums durch Träger der europäisch-amerikanischen Kultur in die Völker andersartiger Kulturen ergibt sich die alle Missionsarbeit, auch alle Missionschularbeit, beherrschende Aufgabe ganz von selbst. Es gilt nicht, den Kulturgegensatz dadurch auszugleichen, daß man auf die europäisch-amerikanische Kultur ganz verzichtet und sich in die andere Kultur einordnet, das wäre erstens ein Ding der Unmöglichkeit und würde zweitens die eigentümliche Schwierigkeit nur verdecken, denn indem der Träger der europäisch-amerikanischen Kultur sich seinen Erziehungsbefohlenen angleicht, vollzieht er den Prozeß, der den Pflegebefohlenen zugemutet werden muß, zu seinem und seiner Pflegebefohlenen Schaden in sich selbst und dient so weder dem Kulturfortschritt noch dem Christentum. Es gilt aber auch nicht, den Kulturgegensatz dadurch auszugleichen, daß man die europäisch-amerikanische Kultur den Erziehungsbefohlenen aufzwingt. Das ergäbe Unwahrheit und machte wertvolles Eigengut der anderen Völker nutzlos zunichte. Es gilt vielmehr, alle Mittel einer gesunden Pädagogik anzuwenden, um unter der Predigt des Evangeliums eine eigenständige, vom Geist des Christentums möglichst beherrschte Kultur werden zu lassen.

Um das zu können, muß sich der Erzieher dessen bewußt werden, was seine Pflegebefohlenen von ihm trennt. Das ist zuerst die Sprache, von dem



Aufbau der Phonetik an, bis zum Ausbau der Grammatik und der Syntax. So selbstverständlich das ist, so wenig sind die Folgerungen für die Methodik bisher gezogen. Und so ergibt sich die Regel mit innerer Notwendigkeit: alle für die zu missionierenden Völker bestimmten Schulbücher haben phonetisch, grammatisch und syntaktisch von deren Sprache, nicht von der Europäersprache auszugehen. Das hat Carl Meinhof, dessen Verdienst hier nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, in den letzten Jahrzehnten unermüdlich wiederholt. Es ist aber noch nicht Allgemeingut der deutschen, geschweige denn der christlichen Mission geworden. Fibeln, die es den Eingeborenen zumuten, unaussprechbare Konsonantenverbindungen und unfassbare Wortformen zu lesen, sind methodisch ein Verbrechen, und Lehrbücher, aus denen die Europäer die Eingeborensprache lernen, sind nicht ohne weiteres für die Eingeborenen zur Erlernung der Europäersprache verwendbar. Die 1908 in zweiter Auflage gedruckte, von Friedrich Flothmeier verfaßte Ewesifibel mag etwa billigen Anforderungen genügen. Aber wieviel Zeit und Mühe hat es gekostet, bis sie fertig vorlag. Als man im Jahre 1855 in Aeta mit der Schule begann, lehrte man zunächst nur die englische Sprache und benutzte beim Unterricht ein englisches spelling book. Die Schwierigkeiten, Schüler eine Fremdsprache zu lehren ohne vorangegangene Schulung in der Muttersprache, zeigten sich bald. Man kam daher nach einigen Jahren dahin, den Elementarunterricht in der Landessprache zu erteilen. Dazu fehlten jedoch alle Hilfsmittel. Die Missionare pflegten ihre Schüler an die Wandtafel zu stellen und ihnen die Buchstaben der Schreib- und Druckschrift vorzuschreiben bzw. vorzuzeichnen und zu erklären. Das war ein schwieriger und mühsamer Weg, der nur langsam zum Ziele führen konnte. Die erste Fibel verfaßte Missionar Binder im Jahre 1862. Gedruckt wurde sie erst einige Jahre später. Sie ist von 1866—1880 in unseren Schulen in Gebrauch gewesen. An der späteren Auflage haben Merz, Anisli und Spieth gearbeitet, und Flothmeyers Bearbeitung von 1905 hat dann, den Grundsatz vom Leichten zum Schweren folgerrecht durchführend, ein Buch geschaffen, das durchaus der Phonetik und der inneren Struktur der Ewesprache angepaßt ist.

Ein gutes Beispiel einer den Gesetzen der Phonetik und der Sprachstruktur folgenden Fibel ist auch die Rhassafibel „Teti Teti“, die von der Mission der Brüdergemeinde 1914 herausgegeben ist, wie denn deutsche Missionare in letzter Zeit vor dem Kriege diesen Fragen regeres Interesse zuzuwenden anfangen. Aber es will mir scheinen, als ob noch nicht überall ein Verständnis für die Verschiedenheit der Lautbildung in den verschiedenen Sprachen erwacht wäre. Jedenfalls ist es Tatsache, daß ein so hochstehendes wissenschaftliches Institut wie das Phonetische Laboratorium unserer Universität Hamburg mit seinen glänzenden Forschungsmethoden von den Missionen noch längst nicht genug beachtet wird.

Daß auch die Denkformen der zu missionierenden Völker von den Denkformen, an die wir gewöhnt sind, abweichen, ist schon mit der Verschiedenheit des sprachlichen Aufbaus gegeben. Auch darauf hat Carl Meinhof immer wieder hingewiesen. Aber auch Wilhelm Wundts Völkerpsychologie und A. Th. Preußens feine Bemerkungen über das komplexe Denken der Naturvölker sind hier zu beachten. Unsere logischen Kategorien, unsere Ver-

Knüpfung von Ursache und Wirkung haben für jene Menschen ebensowenig Kraft wie für uns die ihnen selbstverständlich scheinenden Ideenassoziationen. Vom Negerjungen sagt Erich Franke im 35. Heft der Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte in seiner Studie über die geistige Entwicklung der Negerkinder (Leipzig 1915, S. 178): „Er scheint mehr assoziativ als apperzeptiv zu denken, es scheinen in seinem Bewußtsein noch relativ ungegliederte Komplexqualitäten vorzuherrschen, er scheint noch nicht die erhöhte Fähigkeit des Bewußtseins zu besitzen, einen Gesamteindruck zu gliedern, seine wesentlichen Bestandteile herauszuheben und zu anderen in Beziehung zu setzen. Zwar kann ein Neger wohl in den Dingen des täglichen Lebens eine gewisse Logik zeigen, und so zum Beispiel in der Gerichtsversammlung durch die Spitzfindigkeit, mit der er etwas verteidigt, in Erstaunen setzen; auch kann er unter Umständen durch schlaue Kombinationen einen Weißen übertölpeln. Aber eine bewußte logische Normierung seines Denkens scheint nicht stattzufinden.“ Ich möchte mir dieses Urteil nicht in allen Einzelheiten aneignen, aber dazu kann es dienen, die von den unseren völlig abweichenden Denkformen der Naturvölker ins Bewußtsein zu bringen und die methodische Folgerung daraus zu ziehen, daß der Missionslehrer die Denkformen seiner Kinder gründlich beobachten und sich zu eigen machen muß. To think black war der Wunsch Mary Kingsleys, und Jakob Spieth sehnte sich danach, nur einmal vierzehn Tage in einer afrikanischen Haut zu stecken.

Das führt noch einen Schritt weiter. Auch die Anschauungswelt der Missionare ist eine andere, als die ihrer Pflegebefohlenen. Das heißt aber, da der alte pädagogische Grundsatz vom Anschauungskreis des Schülers, vom Bekannten zum Unbekannten fortzuschreiten, so sehr wir als Missionsleute seiner einseitigen Betonung entgegen treten müssen, zweifellos richtig bleibt, daß Schulbuch und Unterrichtsverfahren auf den Anschauungskreis der Schüler eingestellt sein müssen. In den deutschen Schutzgebieten wurden bis zuletzt für den Unterricht im Deutschen Fibeln und Lesebücher für deutsche Kinder verwandt. Das hatte, wie ich bereits in meinem Reisebericht: Die Norddeutsche Mission (Band 2, Seite 92 f.) ausgeführt habe, den ungewollten Erfolg, daß die Schüler über die Flora und Fauna Deutschlands, über den Wechsel der Jahreszeiten in Europa, über das Leben des deutschen Landmannes und Handwerkers nachdenken, sprechen und Aufsätze anfertigen mußten, während das eigene Leben ihnen fremd blieb. Ueber Schnee und Schlittschuhlaufen wußten sie Bescheid, aber über das Pflanzen einer Kokosnuß nicht. Ein nach besseren Grundsätzen gearbeitetes, vom Anschauungskreis des Afrikaners ausgehendes deutsches Lesebuch für die kolonialen Schulen war eben vor Kriegsausbruch erschienen, konnte aber nicht mehr in Gebrauch genommen werden. Ich habe bisher kein Exemplar zu Gesicht bekommen können.

In dem von Diedrich Westermann verfaßten Übungsbuch der deutschen Sprache für deutsche Schulen in Togo ist der Fehler auch glücklich vermieden (Bremen 1913). Im Vorwort sagt Missionar Spieth darüber: „Das Übungsbuch geht ganz von dem Anschauungskreis des Schülers aus und behandelt in jedem Abschnitt einen in sich abgerundeten Teil desselben. Naturgemäß wird der Inhalt der Vorstellungen, welche ein Eweschilder hat, nicht so

mannigfaltig und reich sein wie derjenige eines gleichaltrigen Schülers in Deutschland. Ein Blick in die einzelnen Kapitel dieses Büchleins zeigt, daß dem Bewußtsein des Ewes durch die Schule und andere Kulturarbeiten eine Fülle neuer Vorstellungen vermittelt werden. Aber auch ohne diese geistige Bereicherung würde der Anschauungskreis eines Ewefnaben doch ein mannigfaltiger und vielfach zusammengesetzter sein. An der Hand dieses Übungsbuches wird der Schüler vor die Aufgabe gestellt, seine Vorstellungen in ihre einzelnen Bestandteile zu zergliedern und diese dann mit dem Namen aus der fremden Sprache zu benennen. Dadurch wird in dem Bewußtsein des Schülers die so unentbehrliche lebendige Beziehung zwischen Wort und Sache hergestellt und ein bloß mechanisches Lernen ausgeschlossen. Die einzelnen Übungsstücke beweisen aber, daß der Verfasser seine Schüler nicht vor den Teilen ihrer Anschauungswelt stehen läßt, sondern sie nötigt, sofort sich wieder im Zusammensetzen dieser sprachlich einfachsten Teile zu üben, sich also in fertigen Sätzen mündlich und schriftlich auszudrücken. Dieses Verfahren bringt dem Lernenden stete Wiederholung, weckt die Lust, das Gelernte im täglichen Leben anzuwenden und bildet in langsamem Fortschritt die Fähigkeit, frei und richtig über die Sprache zu verfügen.“ Hier ist also nicht nur der Anschauungskreis des Schülers berücksichtigt, sondern auch auf stufenmäßigen Fortschritt bedacht genommen. Ermittelt ist der Anschauungskreis des Schülers lediglich praktisch, durch den täglichen Umgang des Missionars mit seinen Schülern, und den Ausgangspunkt bietet das Schulzimmer mit seiner bekannten Einrichtung.

Es bedeutete einen wesentlichen Fortschritt über dieses Verfahren hinaus, daß der Leipziger Missionslehrer Karl Knittel in Deutschostafrika an einer Anzahl von Schülern planmäßige Untersuchungen über ihren Anschauungskreis anstellte. Er hat seine Forschungen im Archiv für Anthropologie, Jahrgang 1913 (Braunschweig, Fr. Vieweg), Seite 273—316 als Beitrag zur Analyse des Gedankenkreises von Negern Deutschostafrikas veröffentlicht und damit der Schulpsychologie einen wesentlichen Dienst geleistet. Er benutzte dabei außer dem Wort auch das Bild, die Schülerzeichnung. Das tut in noch umfassenderer Weise Erich Franke in seiner bereits genannten Studie „Die geistige Entwicklung der Negerkinder“, die zugeich sehr viel weiter geht als Knittel, insofern als sie die physische Entwicklung der Negerkinder und ihre Beziehung zur psychischen Entwicklung und schließlich auch die geistige Entwicklung in den Kreis ihrer Beobachtung hineinzieht. Ist das Buch auch aus ganz anderen Motiven geschrieben, so kann es doch, zumal es erstaunlich viel Material aus den entlegensten Quellen zusammenträgt, für Herausarbeitung einer sicheren Methode in den Missionschulen gute Dienste leisten. Das gleiche gilt auch von der höchst wertvollen Arbeit von L. Levy Brühl: „Das Denken der Naturvölker“, die in deutscher Uebersetzung von Wilhelm Jerusalem bei Wilhelm Braumüller in Wien und Leipzig 1921 erschienen ist und wohl noch viel Beachtung fordern wird, zumal da sie außer dem Denken auch der ganzen psychischen Anlage der Eingeborenen ihre Aufmerksamkeit zuwendet.

(Schluß folgt).





# Das Problem der christlichen Ehe unter den südwestafrikanischen Heidenchristen.

Von Missionar A. Kuhlmann.

Die seit einigen Jahren in den Gemeinden aller Volksstämme Südwesafrikas in erhöhtem Maße auftretende Sitten- und Zuchtlosigkeit hat wie ein verheerender Sturm die christliche Eingehe ergriffen und eine fast trostlose Zerrissenheit unter den Eheleuten hervorgerufen. Die sich häufenden Anfragen, die von seiten der Missionare an ihren Präses gerichtet wurden, haben diesen zur Erteilung eines Referats über diese Angelegenheit veranlaßt. Hierbei war eine Untersuchung des Untergrundes, der Ursachen und Wirkungen des in die Erscheinung getretenen Unheils unbedingt erforderlich. Ohne die tieferen Wurzeln desselben zu kennen, würde es uns in der Behandlung der an uns herantretenden Ehestreitigkeiten an den unbedingt erforderlichen Richtlinien fehlen.

Unsere südwestafrikanischen Christen entstammen heidnischen Völkern, deren Sinnen und Denken ganz auf die materielle Welt gerichtet war, und denen kein Fragen und Suchen nach geistigen und ethischen Werten innewohnte. Das enge Zusammenleben mit ihrem Vieh steigerte in ihnen von Jugend auf ihre an sich stark entwickelte Sinnlichkeit und ihr Triebleben und beeinflusste die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter so nachteilig, daß in ihnen kein Gefühl für Menschenwürde aufkommen konnte, und sich somit keine höhere Auffassung vom Weibe bildete. Alles ordneten die Vorfahren ihren rohen Anschauungen über Natur, Naturgenuß und Naturleben unter. Das Weib, dessen höhere Stellung und Verehrung auf die Umgebung veredelnd zurückzuwirken berufen ist, gehörte bei ihnen zu den Sachgütern, deren Wert oder Unwert nach ihren Vorzügen eingeschätzt wurde.

Von Urzeiten her im Anschauen der sie umgebenden Tierwelt, auf die sie zur Beschaffung von Nahrung, Kleidung und Handelsgütern ohnehin angewiesen waren, lebend, ist es nur zu selbstverständlich, daß ihr menschliches Dasein in mancher Beziehung von dieser beeinflusst wurde: die Kinder in ihrem Nahrungstrieb in ihren Spielen und schädlichen „Kindereien“; die knospende Jugend in ihren natürlichen Annäherungsbestrebungen; die Erwachsenen in ihren Ehereinrichtungen und Freundschaftsbündnissen, die besonders bei den Hetero gemeinsamen Besitz ihrer Weiber und Güter in sich schlossen.

In dieser Verlehrung von Menschenwürde und der Menschheit würdigen Formen und Einrichtungen des Zusammenlebens mußten seit undenklichen Zeiten die Volksstämme Südwesafrikas heran. Damit sie nicht ganz vertierten, hatte der menschliche Geist auch in diesem Teile der Welt Schutzeinrichtungen erdacht und den beiden Geschlechtern gewisse Grenzen gezogen, die der nicht zu derselben Sippe gehörende selten zu überschreiten wagte, da er die auf ihn fallende Strafe fürchtete. Auch suchte man durch zweckentsprechende Anlegung der Schlafgelegenheit die halbreife Jugend vor zu großen, ihre Kräfte aufreibenden Ausschweifungen zu schützen; nach ihren Begriffen zu frühe Heiraten versagte man. So war man schon in Urzeiten sich der

bösen Folgen der vorzeitigen Annäherung der Geschlechter untereinander wohl bewußt und sann intuitiv auf Erhaltung der Volkskraft.

Aber auch diese letzten schützenden Wälle wurden in der in späteren Zeiten eintretenden Berührung mit Gliedern weißer Völker verschiedener Nationalitäten hinweggesetzt. Es trat mit der Zeit völlige geschlechtliche Freizügigkeit ein, in der das mittlerweile eingebürgerte Christentum die einzige Macht war, die durch eingeführte Sitten und Ordnungen den völligen Ruin der schwarzen und farbigen Rasse aufzuhalten vermochte.

An der durch das Christentum sanktionierten und gleich im Anfang hier eingeführten Eihe nagt außer anderen, vom Heidentum verbliebenen Anschauungen und Gewohnheiten wie ein zerstörender Bohrwurm vor allen Dingen die realistische Auffassung von Verwandtenliebe, die bei Verwandten zweiten und weiteren Grades (wenn die Väter nicht Brüder und die Mütter nicht Schwestern waren, deren Kinder demnach als leibliche Brüder und Schwestern, also als nahe Blutsverwandte gelten) in intimer Annäherung ihren selbstverständlichen Ausdruck findet, vor allen Dingen auf Besuchsreisen von Verheirateten und Unverheirateten als Beweis ihrer verwandtschaftlichen Gefühle. Eine eheliche Untreue wird hierin von Haus aus nicht erblickt. Jedoch kann durch aufkommende Eifersucht hierdurch ein Ehestreit hervorgerufen werden.

Der Begriff der Unlösbarkeit der christlichen Ehe erleidet immer wieder Einbuße durch das Recht der Eltern, unter irgendeinem Vorwande die verheiratete Tochter wieder zu sich nehmen zu können. Hinreichende Gründe sind folgende: 1. Nichtinnehaltung der vor der Ehe eingegangenen Verpflichtung der Zahlung einer Morgengabe an die Eltern der Frau; 2. angebliche oder wirklich schlechte Behandlung der Frau durch ihren Mann; 3. eheliche Verbindung der jungen Leute ohne vorherige Erlaubnis der Eltern oder naher Verwandter. Einfache eheliche Untreue kann gesühnt werden durch Zahlung von Geld oder Geldeswert.

Im obigen habe ich nur den für unseren Gegenstand erforderlichen Teil des dunklen Untergrundes, dem so unendlich viel Schwierigkeiten des Ehelebens unserer Christen entwachsen, gezeichnet; dies war zur Urteils-gewinnung in dem an uns herantretenden Ersuchen zur Schlichtung von Ehestreitigkeiten unerlässlich.

Hinzu kommen noch die Schwierigkeiten, die auf die entstandenen Lebensgewohnheiten der einzelnen Volksstämme zurückzuführen sind. Da, wie wir oben gesehen haben, Mann und Weib vielfach von Kind auf geschlechtlich überreizt und teilweise direkt entnervt sind, so tritt durch ausbleibendes Glücksempfinden schnell gegenseitige Abneigung und Ablehnung ein. Ein normales ehelichen Zusammenleben ist wegen des fehlenden steten Reizes des Neuen und Außergewöhnlichen bei vielen fast zur Unmöglichkeit geworden. Vielleicht dürfen wir — von Sterilität durch Geschlechtskrankheiten abgesehen — gerade auf diese physischen und psychischen Zustände unter unseren Eingeborenen die vielfache Kinderlosigkeit der Eheleute zurückführen. Auch fände hierin die auffällige Tatsache ihre treffendste Erklärung, daß die heutige Eingeborenen als Mädchen Kindern das Leben schenkt. Die von Ansiedlern aufgestellte Behauptung, daß die eingeborenen Eheleute keine Kinder wollten, entspringt

entweder einer Unkenntnis der Verhältnisse unter den Eingeborenen und einer Verkennung von der außerordentlich großen Sehnsucht nach Kindern oder ist eine Unterschiebung von Zuständen, wie sie sich unter weißen Völkern finden. Aussagen von eingeborenen dummen Bambusen, die nach diesen Sachen gefragt wurden, besagen gar nichts; sie geben oft nur zu gern wieder, was sie von Weißen hörten, um Aug zu erscheinen.

Wer ein oder mehrere Jahrzehnte hindurch das Eheleben der Eingeborenen beruflich neben anderen Aufgaben zu beobachten gezwungen war, weiß, daß es zu den Ausnahmen gehört, wenn ein Ehestand ohne schlimme Störungen verlief. Dies ist es auch, was die Heranbildung eines eingeborenen Lehrerstandes bis heute unmöglich machte. Die Macht uralter Stammesgewohnheiten, die von Generation zu Generationen vererbt und von zartester Jugend an ausgeübt werden, wirft fast alle zeitweilig aus den normalen Bahnen des christlichen Ehelebens heraus. In früheren Jahren tauchte wohl die Meinung auf, daß eine Besserung in diesen Dingen nur durch eine gründliche Aenderung der ganzen Lebenshaltung der Eingeborenen hervorgerufen werden könnte. Diese Aenderung ist unterdes bei manchen Stämmen ganz oder teilweise infolge von Kriegen eingetreten, ja, es haben unter ihnen tiefgehende wirtschaftliche Umwälzungen stattgefunden; die Wandlung der von den Vätern überkommenen Gewohnheiten im privaten und Familienleben blieb aber aus, wenn die offizielle Vielweiberei auch zur Unmöglichkeit wurde; die „Nebenweiberei“ ist aber bei allen Stämmen geblieben. Schicksalsschlägen an sich oder Umwälzungen im bürgerlichen Leben wohnt nicht die ethische Kraft inne, etwas, was ein Bestandteil des Charakters eines Menschen oder Volkes geworden ist, bald in sein Gegenteil zu verkehren; dies kann nur die den inneren schlechten Wesenskern des Menschen auflösende Sauerteigkraft des Evangeliums Christi in langer, steter, geistiger und geistlicher Pflege bewirken, nicht in der kurzen Spanne Zeit einer oder zweier Generationen, sondern in Zeiträumen, die sich durch Jahrhunderte erstrecken, in denen ein neues Geistes- und Volksleben aufkommen kann, das von den alten Zeiten und Lebensgewohnheiten nichts mehr weiß und sich neue Daseinsformen geschaffen hat.

Was sich in Vergangenheit und noch mehr in der Gegenwart an sittlichen Verwirrungen unter den Eingeborenen findet, ist nicht vergleichbar mit sittlichen Auswüchsen unter einigermaßen normalen Verhältnissen weißer Völker; da ihnen der Begriff der bürgerlichen Ehre fast ganz abgeht, so ist auch der Begriff von Schande kaum vorhanden; so kann einer in moralischer Beziehung so ziemlich alles Böse getan haben, ohne unter seinen Volksgenossen entehrt zu sein und im Verkehr Bohloft zu erleben; Mädchen, die bereits geboren haben, werden ebenso gut, oder gar noch eher, geheiratet als andere. Mir sagte noch vor kurzem ein Gemeindeglied, das es scheinbar mit dem Christenleben ernst zu nehmen versucht, wie zügellos die Leute untereinander lebten und wie geil viele Weiber seien: seine Frau habe ihn wiederholt von sich gewiesen mit den Worten, er möge sich doch andere junge Frauen suchen oder junge Mädchen. Da sie ein recht häßliches Weib ihrem Manne gegenüber ist und ihn bei den geringsten Anlässen verläßt, so hatte ich ihm geraten, freundlich und nett zu ihr zu sein. Das entweibte Weib



blamierte ihn darob öffentlich, indem es den Nachbarinnen zurief: „Seht mal, wie verliebt er sich stellt!“ Er fügte hinzu: „Muhonge wird es kaum glauben, welche Nachtzustände unter unseren Leuten walten.“ Ein treuer und mir gegenüber selten offener Christ und Evangelist gestand mir gegenüber, daß es unter ihnen noch nie eine enthaltsame Jugend gegeben habe, und der intime Verkehr der Verwandten untereinander sei auch unter den Christen ganz allgemein, nur wenige, die wirklich belehrte Christen seien, hielten sich davon frei. Eine alte Christin, von der ich durch Jahre lange Beobachtung den Eindruck hatte, daß sie die anderen durch treues Festhalten an Gottes Wort überrage, hörte ich, ohne daß sie es ahnte, einen jungen Verwandten, der im Gespräch nach einer ihm nicht näher bekannten jungen Person fragte, die wohl zu seiner weiteren Sippe gehörte, scherzend fragen: „So, die ist es, zu der du dich nachts begeben möchtest?“ Wir haben gottlob selten Gelegenheit, den sittlichen Tiefstand der Gespräche der Eingeborenen persönlich festzustellen, es wäre des Schmutzes zu viel, den wir dann anhören müßten.

Das sind dunkle, betäubende Bilder! Es soll für uns weder ein Trost, noch eine Beruhigung sein, wenn ich hinzufüge, daß bei aller Versumpftheit der Eingeborenen Perversität und Blutschande ihnen von Haus aus unbekannte Dinge sind, die sie höchstens als importierte kennen lernten; selbst der Verkehr Erwachsene mit Minderjährigen, von den Bastards abgesehen, scheint ihnen fremd zu sein. Ihre Verwilderung hält sich somit noch an den Grenzen der natürlichen Beziehungen der Geschlechter untereinander und auf den zuständigen Altersstufen. Ich denke dabei nur an das Zusammenleben der Eingeborenen untereinander und nicht an das der Weißen mit ihnen, bei dem leider böse Sachen vorkommen. Widernatürliche Dinge werden bis heute tief verabscheut, es fehlt ihnen dafür jedes Verständnis; sie gehören zu den ihnen verbliebenen Urbegriffen von Unrecht und Schuld und werden mit Verbrechen gleichgestellt. Alles andere erscheint ihnen natürlich und darum erlaubt und fällt in ihrem ureigensten Empfinden nicht unter den Begriff von Sünde und Schande vor Menschen und Gott.

Das Eheleben unserer eingeborenen Christen bedeutet nach diesem allen für unsere missionarischen Aufgaben ein Gebiet der schwersten Probleme, deren allmähliche Lösung unsere ernsteste Aufmerksamkeit und hingebendste seelsorgerliche Tätigkeit erheischt. Es ist darum bei allen Eheangelegenheiten, die uns zur Behandlung vorgelegt werden, größte Vorsicht und möglichst zögerndes Vorgehen geboten. Nur tiefes Erbarmen mit den, menschenwürdigen Verhältnissen in ihren Vätern Entglittenen, stetes Orientieren an der Heiligen Schrift, und unverbrüchliches Festhalten an ihren ethischen Forderungen kann uns in jedem einzelnen Falle die rechte Art seiner Behandlung und friedlichen Erledigung finden lassen.

Was nun die praktische Seite der Behandlungen von Ehestreitigkeiten angeht, so lehnt man am besten jede Sonderbehandlung derselben mit dem einzelnen Ehegatten ab und fordert ein Erscheinen beider Parteien in Gegenwart von einem oder mehreren Ältesten, die ihr Vertrauen besitzen. In der Verhandlung läßt man jeden Ehegatten den Fall vortragen, indem man der Frau als dem schwächeren Teil den Vorrang läßt. Durch ruhiges Anhören und sachgemäße Fragestellung während der Darlegung ihrer Anklagen wird

man nach und nach den Urgrund des Streites erkennen. Finden wir, daß er aus den allen Menschen anhaftenden Naturellfehlern entstanden ist, die im häuslichen Dasein, im Sippen- und Weltleben oft durch geringfügige Anlässe in die Erscheinung treten und eine schwere Kränkung oder gar rohe Behandlung des einen Teils im Gefolge hatte, so können wir Hoffnung auf seine Beilegung hegen, wenn auch in der ersten Verhandlung nichts erreicht werden sollte oder die Sache sich gar Monate oder Jahre hinzieht. Seien wir in einem solchen Falle mit unserem Urteil und Entscheid auf Grund unserer deutschen gründlichen und konsequenten Arbeitsweise nicht zu schnell; solche Zwistigkeiten haben immer Aussicht auf friedliche Beilegung, selbst wenn in der Zwischenzeit infolge fehlender ehelicher Gemeinschaft bei dem einen oder anderen Teil moralische Verfehlungen bekannt werden sollten. Diese werden von den Streitenden selbst dem anderen nicht weiter angerechnet, sie können aber, wenn der Zwist zu lange anhält oder später wieder ausbricht bei der Forderung endgültiger Trennung mit in die Waagschale geworfen werden.

Legt man uns aber Fälle von ehelichen Zerrwürnissen vor, deren Wurzeln auf Verkehr mit Gliedern eines fremden Sippenverbandes zurückführen, so liegt die Sache schwerer; der Hintergangene, sowie dessen Verwandte fassen es als ein besonderes ihnen zugefügtes Unrecht auf, und die Verhandlungen nehmen einen ernsteren Charakter an. Auch in diesem Falle ziehe man, wie in allen anderen, die Sache möglichst lange hinaus, um den Widerstrebenden durch immer wiederkehrende Besprechungen, christliche Ermahnungen und freundliches Zureden schließlich doch noch willig zur Versöhnung zu stimmen.

Liegen die Anlässe zum Ehezerwürnis in geschlechtlicher Ueberreizung oder zeitweiliger Störung oder dauernder Zerrüttung im zentralen Nervensitz, was sowohl durch krankhafte körperliche Störungen als auch besonders durch Geschlechtskrankheiten hervorgerufen worden sein kann, wodurch eine starke gegenseitige Abneigung wie auch der entschlossene Wille zur dauernden Trennung erzeugt wird, so haben wir ebenso wenig Aussicht auf Erfolg unserer Bemühungen, als wenn Impotenz oder Hermaphroditismus (Zwitter) als Scheidungsgrund vorliegt. In letzten beiden Fällen ist unbedingt das Attest eines Arztes einzufordern; sehr häufig sind sie nicht, kommen aber tatsächlich vor und werden je und dann von Frauen fälschlich angegeben.

Gibt ein Teil der Ehegatten als Grund ihrer Trennung an, daß ihre Ehe nach den Anschauungen ihres Stammes nicht rechtsgültig sei, weil sie nicht vor ihrer Verbindung die Einwilligung der Eltern oder Verwandten eingeholt oder sich als Glieder nicht verwandter Sippen geeheligt hätten, oder erstreben gar die Eltern der beiden Teile aus solchen Gründen die Trennung der Ehe, so sind die Angaben, weil außerordentlich schwerwiegend, sehr genau zu prüfen, außerdem ist alsdann mit großer Vorsicht und Zurückhaltung im weiteren Verlauf der Verhandlung zu verfahren. Stellt sich in irgendeinem Fall einwandsfrei heraus, daß nur die Eltern oder Verwandten an dem ganzen Eheunglück schuldig sind und von ihren Forderungen oder Verheißungen aller Zwist kommt, so haben wir ein Recht, rücksichtslos gegen diese mit Kirchenstrafen vorzugehen, die wir einleiten können durch Wegnahme ihrer kirchlichen Ausweisungspapiere, damit sie auch für andere Gemeinden

geächtet sind. Ich rate deshalb zur äußersten Schärfe, weil in den weitaus meisten Fällen von zerrissenen Ehen die Eltern oder Verwandten eines der Ehegatten dazwischen stehen.

Ist ein Fall nach sehr langem Zuwarten aussichtslos auf versöhnende Beendigung geworden, so weise man die entzweiten Ehegatten an den Magistrat mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Kirche niemals eine Ehescheidung vornehmen könne. Heute ist den Eingeborenen dieser Gang der Dinge vielfach schon bekannt, auch kennen sie unser Bestreben nach ihrer Wiedervereinigung, und so gehen sie je und dann von vornherein zum Magistrat und stellen uns dann hin und wieder vor eine vollendete Tatsache. Lassen wir uns aber nicht dadurch beirren, wir sind in unserem kirchlichen Betriebe absolut unabhängig vom Staat. Gegen die ausgesprochene Scheidung haben wir gewiß keinerlei Recht, Einwendungen zu machen; wir können uns aber weigern, eine neue Ehe des schuldigen Teils kirchlich einzussegnen, ein solcher möge sich vom Magistrat standesamtlich zusammen schreiben lassen.

Da in den letzten Jahren das Auseinanderlaufen der Ehepaare in erschreckendem Maße um sich gegriffen hat, so sollten wir zur Stabilisierung der Eheverhältnisse und zur Erhaltung des Begriffs der Integrität der Ehe uns mit allen Mitteln gegen den Strom der Zeit stemmen und mit Wort und Tat jede Ehetrennung verurteilen. Gehen darüber etliche Eheleute für dieses Leben scheinbar zugrunde, so kommt dies garnicht in Frage gegenüber dem großen Schaden, der der Gesamtheit unserer Christen droht, wenn ihnen durch eifertiges Scheiden von Ehen der Begriff der Heiligkeit der Ehe verloren geht. Ich stütze mich bei den Fällen dieses scharfen Urteils auf einen Ausspruch Goethes, der gewiß ein großer Kenner des Menschen an sich wie auch der menschlichen Verhältnisse war und am besten wußte, welche Tragik das Tun der Menschen im Gefolge haben kann. Aus dieser Erkenntnis heraus ließ er nach jahrelangem Konkubinats sich kirchlich trauen. Dies geschah zur Zeit des furchtbaren Sturzes und moralischen Tiefstandes unseres deutschen Volkes. Da neuerdings die Behörde alle sich streitenden Ehegatten, deren kirchliche Trauung bezeugt wird, zurückweist mit der blindigen Erklärung, daß auch sie keine rite geschlossenen Ehen scheide, so haben wir in unserem ablehnenden Verhalten eine bedeutende Rückenstärkung.

In den Verhandlungen mit Eheleuten wäre die Befolgung nachstehender fünf Grundsätze empfehlenswert:

1. Als Missionare willigen wir grundsätzlich in keine Ehescheidung.
2. Dem relativ unschuldigen Teil, der wider seinen Willen geschieden wurde, gestatten wir nur dann das Eingehen einer neuen Ehe, wenn er vom Magistrat eine Bescheinigung erfolgter Scheidung der ersten Ehe beibringt.
3. Dem Schuldigen versagen wir bei Wiederverheiratung die kirchliche Trauung und weisen ihn an den Magistrat.
4. Den schuldigen Teil lassen wir erst nach langer und gründlicher Beob-



achtung seines Wandels wieder zum Abendmahl zu; sonstige kirchliche Rechte aber bleiben ihm dauernd versagt.

5. Ist die Unschuld des einen Ehegatten einwandfrei festgestellt, so werden ihm nach einer gewissen Wartezeit alle kirchlichen Rechte zuerkannt.



## Chronik.

**Nordische Delegiertenversammlung.** Nach langer Unterbrechung, einer Folge zunächst der durch die Unionauflösung zwischen Schweden und Norwegen entstandenen Spannung und dann des Weltkrieges, war es den dänischen Missionsmännern gelungen, für den Mai d. Js. wieder eine nordische Missionsversammlung nach Kopenhagen zu berufen, die sich aber als „Nordische Delegiertenversammlung für Äußere Mission“ von den früheren „Nordisch-lutherischen Missionsversammlungen“ dadurch unterschied, daß auch die freikirchlichen und konfessionell weniger scharf bestimmten Missionen teilnahmen — eine Nachwirkung des Edinburger Missionskongresses —, daß, um die Zahl der Teilnehmer in zweckmäßigen Grenzen zu halten, nur Delegierte der einzelnen Missionen eingeladen waren, und endlich dadurch, daß ihr ein zehntägiger Kursus für Missionare auf Heimurlaub voranging, mit Vorträgen von akademischen Dozenten u. a. über biblisch-theologische, kirchen-, missions- und religionsgeschichtliche u. a. Gegenstände, und reichlicher Gelegenheit zum Austausch der Erfahrungen, eine Veranstaltung, die die etwa 80 Teilnehmer allgemein befriedigte. Am 11. Mai begann die Delegiertenversammlung, an der auch die Kursisten teilnahmen. Vertreten waren zehn schwedische, sieben norwegische und achtzehn dänische Organisationen, unter ihnen auch die schwedische und dänische Judenmission; Finnland war wegen der Verkehrsschwierigkeiten leider fern geblieben. Beide Veranstaltungen fanden in dem stattlichen Gebäude des Christlichen Vereins junger Männer statt, das mit seinen kleineren und größeren Sälen ihnen eine gute Stätte darbot und zugleich auch Gelegenheit zu leiblicher Stärkung und geselligem Beisammensein gewährte. Ein besonderer Eröffnungsgottesdienst, wie er in Deutschland bei solchen Veranlassungen gehalten zu werden pflegt, war nicht vorgesehen. Dagegen predigten am Sonntag Cantate eine Anzahl von Mitgliedern der Delegiertenversammlung in Kopenhagener Kirchen. Die einzelnen Sitzungen begannen und schlossen mit Gesang und Gebet. Die Leitung wechselte zwischen Vertretern der drei Länder. Die Verhandlungen wurden jedesmal von zwei Referenten eingeleitet. An die Könige von Dänemark, Schweden und Norwegen ergingen Huldigungstelegramme, die freundliche Beantwortung fanden. Von der Finnischen Missionsgesellschaft, den dänischen Missionaren in Indien u. a. gingen Begrüßungen ein. Eine vergleichende Statistik der nordischen Länder über die Jahre 1910, 1915 und 1920 mit elf dänischen, zehn norwegischen, vierzehn schwedischen Organisationen und der Finnischen Missionsgesellschaft wurden den Teilnehmern dargeboten, leider nicht ganz vollständig wegen ausgebliebener Mitteilungen, trotzdem erfreulich durch den Ueberblick über ungemeines Wachstum in diesen zehn Jahren. Sie war ausgearbeitet von dem Sekretär der dänischen Orient-

mission, Pastor Jørgensen, der sich überhaupt um die Vorbereitung und die glatte Durchführung der Versammlung große Verdienst erworben hat.

Am Namen des dänischen Missionsrates eröffnete Professor Amundsen die Verhandlungen mit einer Begrüßung der Versammlung, indem er auf die überaus schwierige Lage hinwies, welche in den letzten Jahren überall auf der Missionsfeldern entstanden ist und zu erhöhten Leistungen nötigt, damit das Ziel der Mission erreicht werden kann. Verhandlungsgegenstand des ersten Tages war die „Die Stellung der Missionare zur Kirche auf dem Missionsgebiet“, eingeleitet durch Missionar D. Laman (Schwed. Missionsbund) und Missionar Espegren (Norwegisch-China-Missionsbund). Ersterer betonte, im Blick auf die animistischen Völker, die Notwendigkeit für den Missionar, sich eine — allerdings nicht immer leicht zu gewinnende — genaue Kenntnis seines Volkes zu verschaffen und von vornherein auf die Begründung einer selbständigen Kirche hinzuwirken, die ihr eigenes vollständiges Gepräge tragen muß; er soll nur pflanzen, sie soll nach ihrer eigenen Art wachsen und die im Evangelium ihr gegebenen Kräfte sich auswirken lassen. Letzterer, die chinesischen Verhältnissen vor Augen, ging zur Ergänzung mehr auf die Stellung des Missionars zu den äußeren Ordnungen ein, Oekonomie, Regierung der Gemeinde usw. Er hob die wirtschaftliche Befähigung der Chinesen hervor, die auch ohne missionarische Bevormundung tüchtiges leisten kann, und machte, in oft scharf zugespitzter Rede, auf Fehler der Vergangenheit aufmerksam. Beide verlangten mit Nachdruck vom Missionar, sich auf seine eigentliche Aufgabe, Gemeindepflanzung durch treue Evangeliumsverkündigung, zu beschränken, Apostel zu sein, nicht Hirte, nicht herrschen zu wollen, sondern sich den anderen gleichzustellen. Die sehr lebhafte Besprechung (zehn Redner) verhielt sich im allgemeinen zustimmend; die einmal geäußerte Befürchtung, es könnte mit der Selbständigkeit der Gemeinden zu weit und zu schnell gehen, fand keinen Anklang. Mehrfach wurde auf die starken nationalen Bestrebungen hingewiesen, welche die Stellung des Missionars zu Gemeinde und Landesregierung erschweren und von ihm viel Takt und Weisheit erfordern. Die nationale Entwicklung, an der das Evangelium nicht unbetiegt sei, müsse ihren Gang gehen, auch in äußerlichen Dingen (Bau und Einrichtung von Kirchen u. a.), der Missionar müsse sich aber gegenüber den nationalen Bestrebungen seiner übernationalen Stellung bewußt bleiben und das Evangelium unparteiisch verkündigen. Es wurde auch Paulus als Vorbild für den Missionar in den werdenden Gemeinden hingestellt, der nicht nur die Gemeinden zur Selbständigkeit, auch ökonomisch, erzog, sondern auch seiner Verantwortlichkeit für die Gemeinde und ihre Glieder sich bewußt blieb und auch das Gewicht seines Wortes zur Geltung zu bringen wußte.

Der Nachmittag brachte Berichterstattungen über die Lage der Mission in den einzelnen Ländern, meist in großen Zügen, ohne viel auf Einzelheiten einzugehen oder die einzelnen Missionsunternehmungen besonders zu berücksichtigen. Auch die Finnische Missionsgesellschaft kam hierbei durch Vermittelung eines schwedischen Missionars zur Geltung.

Auf den Freitag fiel der dänische Bußtag. Der Vormittag blieb daher frei. Am Nachmittag wurde über die Ausbildung der Missionare verhandelt. Der Leiter der Missionschule in Stavanger, frühere Missionar Smith, be-

nährte die verschiedenartigen Ausbildungsweisen in den einzelnen Missionen und den Wert der Ausbildung nach den verschiedenen Missionsfeldern; theologische Ausbildung allein genüge nicht, sondern erfordere Ergänzung durch Missionsgeschichte, Missions- und Volkskunde, Phonetik u. a. In Norwegen werde eine neue Missionarsausbildung in siebenjährigem Kursus (vier Gymnasial- und drei Universitätsjahre) geplant. Der zweite Referent, Pastor Steintal (Santalisten) führte aus, daß die — an und für sich notwendige — wissenschaftliche Ausbildung noch keinen Missionar mache, und entwickelte die aus dem Berufe des Missionars, ein Zeuge Christi zu sein, sich für ihn ergebenden sittlich-religiösen Anforderungen. Auch diesmal folgte eine angeregte Besprechung, die mit besonderer Vorliebe bei der Ausgestaltung der christlichen Persönlichkeit des Missionars verweilte und zum Schluß dahin zusammengefaßt wurde, daß zur Ausbildung des Missionars genaue Kenntnis des Missionsfeldes und seiner Bewohner ebenso notwendig sei, wie gründliche Kenntnis des Alten und Neuen Testaments, evangelische Verkündigung gemäß der Schrift ebenso wie persönliches Lebensbekenntnis gemäß dem Worte Pauli: Christus lebt in mir.

Der Freitagabend war für die Missionsfreunde der Hauptstadt bestimmt durch eine — starkbesuchte — Versammlung in einem großen Konzertsaal. Hier sprach Bischof Stølen (Norwegen) im Anschluß an 1. Tim. 2, 1 über den Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Wertschätzung des Menschen und wies in der christlichen Wertung, die auch für den am tiefsten stehenden Menschen noch danken kann, wo die heidnische nur verachtet, den tiefsten Grund des Missionssinnes nach. Professor Larsen legte auf Grund seiner indischen Erfahrungen die Bedeutung des persönlichen Moments in der Missionsarbeit im Gegensatz zu Organisationen und Maschinerie dar, wie sie sich auf den verschiedenen Stufen der Gründung und Entwicklung der indischen Kirche zu erweisen hat, um ihr zu einem segensvollen Wirken zu verhelfen.

Ein besonderes Interesse beanspruchten die Verhandlungen des Sonnabend. „Die Einwirkungen des Krieges auf den Blick der nichtchristlichen Völker auf das Christentum“ ist ein Gegenstand, der die Mission überaus stark angeht, hatte man doch während des Krieges genug von dem Schaden erfahren, den er der Mission brachte. Da war es sehr erfreulich, von den beiden Referenten zu hören, daß der Krieg auf die Wertschätzung des Christentums bei den nichtchristlichen Völkern keinen schädigenden Einfluß ausgeübt habe. Professor Larsen berichtete über Indien. Er unterschied die Kriegs- und die Nachkriegszeit und schilderte die verschiedene Stellung in Indien an dem Verhalten des so viel genannten Gandhi, der während des Krieges eifrig für die englische Kriegsmacht warb, weil er den Krieg als zum Schutze der schwächeren Völker, also auch Indiens, geführt ansah, aber nachher, als die europäische Machtpolitik deutlich zur Geltung kam, sich gegen England wandte und, weil das schlecht mit Gewalt nicht zu überwinden sei, der europäischen physischen Kraft die indische, geduldig leidende Seelenkraft gegenüber gestellt haben wollte. Die Indier haben gelernt, zwischen dem europäischen Christentum und dem Christentum Christi zu unterscheiden; jenes ist ihnen verdächtig, ein Christentum der Liebe ohne Nachdruck



ist ihnen willkommen. Ähnlich berichtete Missionar Olsen (Norwegische Missionsgesellschaft) über Madagaskar. Die Christen dort waren sehr zurückhaltend in ihrem Urteil über den — ja meist in französischer Beleuchtung gesehenen — Krieg; sie sahen den Unterschied zwischen den Lehren der Missionare und dem Kriegsführen und begehrten eine Lösung dieses Ärgernisses, erkannten aber auch den großen Unterschied zwischen den Christen, die nehmen und den Christen, die geben wollten. Die Stellung der Leute zur Mission hat durch den Krieg nicht gelitten, er hat sogar weidend gewirkt: bei den Gemeinden zum Gebet, bei den Missionsgehilfen zu Verzichtleistungen, zur Unterstützung der Missionare, zum Streben nach Selbstunterhaltung und Selbstregierung. Die Besprechung erbrachte bestätigende Mitteilungen aus China, Ostafrika u. a., und so konnte als das erfreuliche, zum Dank treibende Ergebnis der Verhandlungen festgestellt werden, daß der Weltkrieg dem Ansehen des Christentums keinen besonderen Schaden gebracht hat.

War hier der Blick auf das Missionsfeld im ganzen gerichtet, so bezog sich der letzte Verhandlungsgegenstand auf die skandinavische Missionsarbeit im besonderen. „Eine praktische Form für die Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Äußerer Mission zwischen den nordischen Ländern“ lautete das Thema. Der erste Referent, Missionsdirektor Brundin (Schwedische Kirche) ging von der zwiesachen Strömung aus, die sich in der christlichen Kirche immer gefunden hat: Besonderung und Vereinigung. Auch auf dem Missionsgebiete zeigt sie sich. Seit der Edinburgher Konferenz ist das Streben nach engerer Gemeinschaft mächtig geworden; durch den Krieg hat es Schaden gelitten, hat aber in den nordischen Ländern nachgewirkt und durch Bildung von Missionsräten zu gemeinsamen Vertretungen geführt. Sprache, Bekenntnis, kirchliche Entwicklung und die großen Fragen der Gegenwart lagen einem näheren Zusammenschluß nahe durch gemeinsame Konferenzen, durch Besprechungen der leitenden Missionsmänner, durch einen gemeinsamen Missionsrat. So können die nordischen Länder sich und ihre Anschauungen im Internationalen Missionsrat wirksamer zur Geltung bringen, können besser bei der Wiederherstellung des Friedens auf dem Gebiete des Missionslebens wirken, eine Aufgabe, zu der die neutralen Länder ganz besonders geeignet und verpflichtet sind, und können auch auf ihren Missionsgebieten eine gemeinsame Tätigkeit mehr pflegen.\*) Der zweite Referent, Missionsdirektor Busch (Dänische Missionsgesellschaft) betonte gleichfalls das Wünschenswerte einer solchen näheren Verbindung, wies ihr zugleich Aufgaben nach, z. B. eine gemeinsame höhere Ausbildungsanstalt für Missionare, und begründete eine Erklärung, in der der Wunsch nach Bildung eines „nordischen Missionsrates“ aus Vertretern der Missionsräte der vier nordischen Länder ausgesprochen wurde. Die lebhafteste Besprechung ergab allgemeine Zustimmung, wenn auch hier und da Befürchtungen wegen abweichender Konfessioneller Stellung und wegen der Kompetenz des gemeinsamen Missions-

---

\*) Man denke an die Santalsmission in Indien. Auch die von der Schwedischen Kirchenmission und von der Dänischen Missionsgesellschaft unterstützte Reichelt'sche Arbeit unter den Buddhisten in China könnte zu einer gemeinsamen skandinavischen sich ausgestalten.

rates geäußert wurden. Doch hatte schon der erste Referent solchen Besürchtungen vorgebaut und auch in der Besprechung wurde betont, daß keine irgendwie behördliche Stellung, kein „Generalkonsistorium“, wie ein freikirchlicher Redner sich ausdrückte, geplant sei, vielmehr solle jedem Lande und jeder Organisation ihre Selbständigkeit gewahrt sein. Auch allerlei Gedanken für die künftige gemeinsame Arbeit wurden dabei laut, die zeigen, daß es dem neuen Verband an Tätigkeit nicht fehlen wird. Einstimmig wurde dann die Bildung des gemeinsamen Missionsrates beschlossen, und da nicht daran zu zweifeln ist, daß die vier Missionsräte darauf eingehen und ihre Vertreter bezeichnen werden, so ist den nordischen Missionen eine neue Entwicklungsmöglichkeit gegeben, für uns in Deutschland um so erfreulicher, als der entschiedene Wille ausgesprochen ist, den Zwiespalt in der evangelischen Mission überwinden zu helfen und so für unsere so schwer geschädigte Mission einzutreten.

Den Abschluß der Delegiertenversammlung bildete am Sonntag ein Teabend, zu dem sich auch viele Gäste aus der Stadt eingefunden hatten. Viele Ansprachen, ernstern und launigen Inhalts wurden dabei gehalten. Die Gäste sprachen ihren Dank für die empfangene Gastfreundschaft aus, und die Wirte ihre Freude an dem wohl gelungenen Werk, und Hoffnungen für die zukünftige gemeinsame Arbeit. Auch ich hatte Gelegenheit, ein Wort über meine Tätigkeit als Freund der skandinavischen Mission zu sagen und mit meinem Dank für Einladung und gastliche Aufnahme als Vertreter Deutschlands einen allgemeineren Dank für das zu verbinden, was unsere Mission, unsere Kinder usw. der skandinavischen dienstbereiten Liebe verdanken. Ich darf meine Einladung zu dieser so schön verlaufenen Missionskonferenz — ich war der einzige Deutsche dort — wohl als ein neues Zeugnis betrachten, wie hoch die deutsche Missionsarbeit, praktische, wie wissenschaftliche, bei den nordischen Brüdern geschätzt wird.

E. Berlin.

**Stimmungsbild aus Indien.** Die Hauptfrage auf den indischen Missionsfeldern, die Frage, der sich die anderen Fragen heute ganz von selbst unterordnen, ist die Rassenfrage. Nicht das Problem der Rasse, d. h. des Verhaltens der Stände und Schichten des indischen Volkes zueinander, sondern die Rassenfrage, der Gegensatz zwischen Weißen und Farbigen. Welches Recht und welche Aufgabe hat der weiße Mann, der Missionar, der werdenden indischen Kirche gegenüber? Manche meinen, er hat überhaupt keine Aufgabe und kein Recht mehr. Wie vor vierhundert Jahren in England die Parole ausgegeben wurde: „Der Bischof von Rom hat kein Recht mehr in unserem englischen Reiche,“ so soll heute die indische Christenheit sich lossagen von jeglicher Beeinflussung durch die christlichen Kirchen Europas. Andere gestehen dem weißen Missionar die Stellung eines beratenden Freundes zu. Allgemein ist man sich einig, daß die Zeit zu Ende ist, wo die Europäer die Leitung der Gemeinden in Händen hatten. Wo das noch der Fall ist, kann es nur als Notbehelf gelten, als eine niedrige Stufe, die bald überwunden werden muß. Kein Zweifel: die Schärfe und die Lebendigkeit, mit der solche Selbständigkeitsgedanken von indischen Christen ausgesprochen werden,

kommt auf Rechnung der nationalen Bewegung, deren Führer Gandhi ist. Diese Gedanken liegen so sehr in der Luft, daß mehr oder weniger auch die davon angesteckt sind, die nicht die weiße Gandhi-lappe als äußeres Zeichen ihrer Zugehörigkeit zur Gandhipartei tragen. Die indischen Christen sind keine Anhänger Gandhis, aber von europäischen Missionaren wollen sie sich nicht mehr leiten lassen. Es gibt doch zu denken, wenn in einer Anstalt wie Bishop's College in Calcutta die Klassen, in denen junge Inder für den Predigerberuf vorbereitet werden, sich leeren, wenn dort aus dem Norden und dem Westen Indiens überhaupt kein Student der Theologie mehr ist; oder wenn seit zehn Jahren von all den Abiturienten von St.-John's College in Agra kein einziger in den Kirchendienst getreten ist. Einer von diesen Abiturienten, dem das nahegelegt wurde, antwortete kein Inder, der etwas auf sich hielte, könne mehr in irgendeiner Mission in Indien arbeiten. Sein Direktor gibt diesem jungen Menschen das Zeugnis, er sei durchaus kein extremer Heißsporn. Es scheint dem gebildeten Inder heute unerträglich, sich unter eine europäische Leitung zu stellen. Die Gohnersche Mission kann aus ihren jüngsten Erfahrungen Ähnliches sagen: Für die Fülle der deutschen Missionare auf ihr Missionsfeld ist die erste Bedingung, daß sie nicht wieder die Leitung übernehmen wollen, sondern sich dem aus eingeborenen Christen gebildeten Kirchenrat unterstellen. Das ist durchgehend die Meinung in unseren Missionsgemeinden.

Man kann dieser Bewegung den Vorwurf mangelnder Dankbarkeit gegen die geistlichen Väter der indischen Christengemeinden machen, kann sie unreif nennen und auf Fehltritte hinweisen, die gewiß nicht ausbleiben. Aber das wäre nicht der höchste Standpunkt der Beurteilung, den man annehmen könnte. Und nur der höchste Standpunkt ist hier der richtige. Wir wollen uns von Herzen freuen, wenn die indischen Christen aus dem Stande der Kindheit ins Mannesalter herübergeführt werden und wollen ihnen die Hilfe geben, die sie brauchen. Dies ist der Weg, den führende englische Missionsmänner ihren Gesellschaften weisen. Wenn Indien einmal ein christliches Land werden soll, so kann das nie durch Europäer geschehen, sondern nur durch Inder; das ist jetzt klarer als je. Es wird deshalb schon empfohlen, junge Inder, die sich zu Führer eignen, in andere Länder zu schicken und sie dortselbst suchen und sehen zu lassen, was sie aus anderen kirchlichen Organisationen für ihre eigene werdende Kirche lernen können. Die C.M.S. hat den Schritt getan, beim hundertjährigen Jubiläum ihrer Mission in Tinnevely ihrer etwa hunderttausend Christen zählenden Missionsgemeinde das ganze Missionseigentum zu übertragen, ein Entschluß, der um so wertvoller ist, da er in keiner Weise von der eingeborenen Gemeinde gefordert war.

Einen schweren Stand haben die eingeborenen indischen Christen jetzt. Als Inder gehören sie zu ihrem Volk, als Christen zu den weißen Völkern. Dies letzte wird ihnen von den indischen Nationalisten verdacht, sie erfahren Mißtrauen, ja Haß. Die versöhnlichste Beurteilung ist noch die, wenn man auf Seiten der heidnischen Inder sagt: bis jetzt seid ihr indische Christen. („Christen“ das Hauptwort, „indisch“ das Beiwort). Ihr müßt christliche Inder werden, frei von der Bevormundung eurer Missionare und von ihrem Gelde, höchstens noch in Freundschaft ihnen zugehen; dann wollen wir euch



gelten lassen. Andere sagen: wenn die Zeit kommt, wo alle Engländer ins Meer geworfen werden, sollen die indischen Christen mit hineingeworfen werden. Dann erst wird Indien frei sein. Die indischen Gemeinden gehen harten Proben entgegen, und unser einziges Vertrauen für die kommende Zeit steht auf den Gottesgeist, der sie in alle Wahrheit leiten wird.

Präsident Liz. Stosch.

**Zwei Gedächtnisse.** Im Monat Juni fanden in Deutschland zwei Gedächtnisse statt, an welchen die große Missionsgemeinde allgemein und lebhaft Anteil genommen hat: Am 16.—18. Juni die Zweihundertjahrfeier der Begründung von Herrnhut und damit der Brüdergemeine am 17. Juni 1722. Wir werden aus berufener Feder einen ausführlichen Artikel darüber und über die Stellung und Bedeutung der Brüdergemeine im deutschen Missionsleben bringen. Wir möchten nun heute schon erwähnen, daß die Missionsjubiläumsgabe, welche aus diesem Anlaß unter der Leitung eines kleinen Komitees, die Geheimräte Professor D. Wirbt und D. Hauptleiter, D. Zul. Richter und Missionsdirektor D. Schreiber erbeten war, eine so freudige Beteiligung gefunden hat, daß bei der Festfeier 1½ Mill. Mark überreicht werden konnten; und die Sammlung ist noch nicht abgeschlossen. Zudem hatten drei theologische Fakultäten die Feier zum Anlaß genommen, um hervorragende Vertreter der deutschen Bräderkirche durch Verleihung des theologischen Doktorgrades auszeichnen: Göttinger promovierte den Leiter der Unitätsdirektion Theodor Jensen, Jena der Unitätsdirektor und Missionsinspektor Samuel Baudert und Leipzig den Dozenten von der Herrnhuter Theologischen Fakultät Liz. Gerh. Reichel, den eifrigen Forscher auf dem Gebiete der bräderlichen Geschichte. Am 25. Juni fand in Königsberg i. Pr. das hundertjährige Jubiläum der Königsberger Missionsgesellschaft statt. In ihren Händen hat ein Jahrhundertlang zu einem großen Teile die Pflege des heimatlichen Missionslebens in Ost- und Westafrika gelegen. Ein wichtiges Stück dieser Erinnerungsfeier bildete ein Pastorallehrgang für die Mission in Königsberg. Die Königsberger Theologische Fakultät promovierte aus diesem Anlaß den bewährten Herausgeber des Evangelischen Missionsmagazins Pfarrer Friedrich Würz zum Doktor der Theologie und den früheren Brädermissionar in Deutschostafrika Stern, jetzt Pfarrer in Ostpreußen zum Lizentiaten. Es ist wohl in Deutschland noch nicht vorgekommen, daß in einem Monat drei führende Missionsmänner durch verschiedene Fakultäten promoviert sind. Wir nehmen es als ein Zeichen der aufrichtigen Teilnahme der deutschen Christenheit an dem Leidensweg der deutschen Mission im Gegensatz zu ihrer ungerechtfertigten Verunglimpfung in den Kreisen der feindlichen Länder.



## Bücherbesprechungen.

Deutsche Missionsarbeit im Rahmen der deutschen kolonialen Missionen.

Von D. Julius Richter. Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.

Basel 1922. Geb. 12 M.

Kurz vor Ausbruch des Krieges kam in der Reihe der Missionsstudienbücher des Missionsverlages mein Missionsstudienbuch: „Das deutsche Kolonialreich und die Mission“ heraus; es ging im Kriegelärm unter. Die Idee des Buches war eine doppelte gewesen: einmal an der Hand der deutschen Kolonialmissionen deutsche Missionsfreunde in das Verständnis und die Eigenart deutscher Missionsarbeit einzuführen, und zum anderen, ihnen die Mission in den deutschen Kolonien bekannt und lieb zu machen. Wir haben jetzt den Titel des Buches geändert, haben im Vorwort die Geschichte der deutschen Kolonialmissionen durch die Kriegs- und Nachkriegszeit bis zur Gegenwart fortgeführt und haben einen neuen Schlüssel zur Behandlung des Buches in Missionsstudienkreisen herausgegeben. Auf Grund dieser mühsamen Arbeiten wagen wir nun doch zu hoffen, daß das Buch seinen Dienst noch leisten wird, zumal da wir in der glücklichen Lage sind, es trotz seiner 180 Seiten geb. für den außerordentlich geringen Preis von 12 M. abzugeben. Wir bitten Teilnehmer an Missionsstudienkreisen oder solche, die sich zu einem Missionskränzchen zusammenfinden wollen, sich die erforderliche Anzahl von Exemplaren von dem Sekretär der Missionsstudienkommission, Herrn Missionsinspektor Viz. Schlunk, Hamburg-Blumenau 144, schicken zu lassen.

Hans Bauer, *Islamische Ethik*, Band 3, *Al Ghazali, Erlaubtes und verbotenes Gut*; das 14. Buch von Al Ghazalis Hauptwerk. Halle a. S. Max Niemeyer. 212 S. Preis brosch. 40 M.

Von den Uebersetzungen und Bearbeitungen ausgewählter Kapitel von Al Ghazalis „Wiederbehebung der Religionswissenschaften“ liegt hier der dritte Band vor. Bekanntlich ist die islamische Ethik, entsprechend dem nomistischen Charakter dieser Religion, objektiv, dinglich; d. h. die Handlungen als solche werden in fünf Klassen eingeteilt: gute und schlechte, empfehlenswerte und abzuratende, und gleichgültige. Speziell die dritte und vierte Gruppe der Handlungen, wie Hans Bauer es übersezt, „Erlaubtes und verbotenes Gut“ werden in diesem Buche behandelt. Die Methode ist aus den früheren Bänden bekannt. Zu jeder Frage werden zuerst die etwa vorhandenen Koransprüche, dann Hadithe des Propheten und seiner Genossen, dann einschlägige Beispiele aus der kanonischen Zeit des Islam lose zusammengestellt. Dann folgt die eigentliche Darstellung in einer Mischung moralistischer Kasuistik und scharfsinniger, oft spitzfindiger Gesetzeskunde. Anerkennenswert ist dabei, daß Ghazali sich, soweit das in diesem spröden Rahmen einer objektiven, in lauter Fälle sich auflösenden Sittlichkeit möglich ist, dem Gewissen und damit der persönlichen Entscheidung Raum zu schaffen sucht. Dieser sittliche und religiöse Ernst versöhnt einigermaßen mit der wunderlichen Kasuistik, die den Hauptinhalt des Buches ausmacht.

Liz. G. Reichel, *Die Anfänge Herrnhuts*. Ein Buch vom Werden der Brüdergemeine. Zur Erinnerung an die Gründung Herrnhuts am 17. Juni 1922. Herausgegeben von der Direktion der Evangelischen Brüder-Unität in Deutschland. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. Preis 24 M., geb. 36 M.

Eine auch kirchengeschichtlich wertvolle Studie über die Anfänge der Brüdergemeine. Hauptsächlich die religiöse Entwicklung des Grafen Zinzendorf und die Bemühungen seines reformierten Hofmeisters Heitz um die erste Ansiedelung am Gutberge werden mit gründlichem Eindringen in die Quellen anschaulich dargestellt. Damit wird mit Fleiß vermieden, ein rosiges Idealbild zu zeichnen. Die ganz auf Seelenwerbung eingestellte, echte Frömmigkeit Zinzendorfs tritt ebenso deutlich hervor wie sein unruhiger Tatendrang und seine wechselnde Plänemacherei; andererseits die ärmlichen Anfänge Herrnhuts, die Spannungen zwischen dem lutherischen Gemeinschaftspastor Rothe und dem geschäftstüchtigen, stramm reformierten Stundenhalter Heitz u. a. Man tut einen Blick in die pietistischen Adelskreise Mitteldeutschlands und der Lausitz und das ganze Milieu, aus dem allen Hindernissen zum Trotz die Brüdergemeine durch ein wunderbares Zueinandergreifen göttlicher Vorsehung, menschlichen guten Willens und uferloser Pläne herausgewachsen ist.

*Verhandlungen der XIV. kontinentalen Missionskonferenz*. Bremen 1921. 124 Seiten. Preis 5 M.

Also die Verhandlung der vorjährigen Bremer kontinentalen Missionskonferenz liegen nun vor und werden zu dem erstaunlich billigen Preis von 5 M. im Buchhandel angeboten. Wir können dem Buche nur weite Verbreitung in den Missionskreisen wünschen. Wir haben ja die Juni/Julinummer 1921 (S. 121—160) fast ganz diesen Verhandlungen gewidmet. Wir konnten da nur einen kleinen Teil der Referate abdrucken. Auch die großen Vorträge von D. Jhmels, *Sola fide* und von Missionsdirektor Dipper über die Finanzierung der Missionsarbeit bei der allgemeinen Weltteuerung, die Schilderungen der gegenwärtigen Missionslage im Bereiche der verschiedenen kontinentalen Missionsgesellschaften, und die vollstündlicher gehaltenen Berichte auf dem öffentlichen Teeabend und am Sonntag Rogate verdienen weitgehende Beachtung.

F. Witte, Missionsdirektor D. Dr., *Graf Knyserlings Reisetagebuch eines Philosophen und das Christentum*. Berlin, Guttentagverlag 1921. 48 S. 9 M.

Nicht eine Analyse des geistvollen Reisetagebuches, noch weniger eine zusammenfassende Darstellung der neuen, aus ihm etwa zu gewinnenden Erkenntnis der asiatischen Religion will Witte geben, sondern eine Apologie des Christentums gegenüber den Angriffen, die sich wie eine mephistophelische zweite Stimme durch das ganze Werk hindurchziehen. So skizziert er zunächst nur mit ein paar Strichen, unserem Empfinden nach unzureichend, die Grundanschauung des Grafen, um dann in fünf Kapiteln einander gegenüberzustellen, was immer im Vergleich Knyserling über das Christentum und den Buddhismus bzw. den Hinduismus usw. zu sagen hat. Man bekommt bei dieser Nebeneinanderstellung der meist geistreichen, oft paradoxen und zum Wider-



spruch herausfordernden Urteile des Grafen einen deutlichen Eindruck davon, wie unausgeglichen, wie stimmungsmäßig zufällig sie vielfach sind. Kienferling beherrscht in hohem Grade die Technik, sich in fremde Gedankenwelten und Kulturen erst einmal tief und liebevoll hineinzuverwerfen, — so verständnisvoll, daß ihm darüber das Verständnis der gewohnten europäischen Kulturverhältnisse und christlichen Anschauungskreise zu Zeiten verloren geht, — und dann wieder übt er an der von ihrem inneren Wesenskern heraus erfaßten Kultur eine scharfe Kritik, die denn doch die Vorzüge des Christentums und des Abendlandes in einem unerwartet günstigen Lichte erscheinen läßt.

- a) Nils Ohlander, *Morgontjus*. 2. Auflage. Stockholm. 257 S. b) Derselbe. *Karl Cederquist. Ein Bahnbrecher für die Gallamission*. 78 S.  
c) Elsie Winqvist. *Lebensbilder Frau Eritrea*. Stockholm 1921. 72 S.  
Sämtlich im Verlage der Evangelischen Vaterlandsstiftung.

Wenn ein Missionsunternehmen durch so viel Leiden und Opfer hindurchgegangen und trotzdem bei seinem ursprünglichen Ziel geblieben ist, wie das der Evangelischen Vaterlandsstiftung in Ostafrika, dem „Land des Blutes und der Tränen“, so ist es doppelt erfreulich, aus einer neuen Bearbeitung seiner Geschichte, wie sie unter a) vorliegt, einen stetigen, wenn auch langsamen Fortgang zu erkennen und zu sehen, wie die Arbeit sich weiterhin verzweigt und trotz aller Schwierigkeiten Segen gebracht und Bestand gewonnen hat. Die ursprünglich ins Auge gefaßte Völkerschaft der Galla hat nun wirklich eingeborene und europäische Evangeliumsverkündiger erhalten — nach langen und immer wieder vergeblichen Versuchen. In die Verwirklichung dieses Planes führt Missionspastor Ohlander, selbst einst dabei mit-tätig in seiner Erinnerungsschrift über Missionar Cederquist (b) hinein, indem er ein Bild seiner unermüdblichen Reise-, Unterrichts-, ärztlichen und missionarischen Tätigkeit von 1893 bis zu seinem Tode 1919 entwirft. In die auf diesem ostafrikanischen Missionsfelde herrschenden Verhältnisse gewähren die „Lebensbilder aus Eritrea“ (c) von Frau Dr. Winqvist, die lange Jahre am Roten Meer und dann im Hochlande an der Seite ihres Mannes gearbeitet hat, einen oft ergreifenden Einblick. Sie bilden eine innerliche Ergänzung zu Ohlanders unter a) genannter Geschichte der ostafrikanischen Mission der Evangelischen Vaterlandsstiftung.

Chr. Rehber, *Was die Papuas dawider zu sagen wußten*. — *Wie einer umlernte*. Neuendettelsau, Verlag des Missionshauses. 1921.

Zwei ausgezeichnete Flugschriften des bekannten Neuguinea-Missionars Rehber. Die erste enthält „die Antworten der Eingeborenen auf allerlei Vorwürfe der Weißen gegen die Mission und ihre Befehlten unter den Papuas“. Die andere ist novellistisch eingeleitet und läßt den Speikbürger Kaufmann Ritter die landläufigen Einwände gegen die Mission gegen seinen Jugendfreund, den Missionar Fischer, vorbringen. Beiden Broschüren wünschen wir auch wegen des frischen und fröhlichen Humors, in dem sie geschrieben sind, und wegen ihrer lehrreichen Bilder weite Verbreitung. Sie sind in der Tat geeignet, mit den eingefleischten Vorurteilen gegen die Mission endlich einmal aufzuräumen.

# 200 Jahre Herrnhut.

Von Th. Bechler-Herrnhut.

## 1. Herrnhut, ein Wunder.

Im Jahre 1735 erschien in Holland ein Buch, betitelt: Gods Wonderen met zyne Kerl. Ein Herr Velong war mit Bischof Spangenberg bekannt geworden, und was dieser ihm von der jungen Exulantenkolonie Herrnhut erzählte, machte solchen Eindruck auf den Holländer, daß er alsbald zur Feder griff und diese sächsische „apostolische Gemeinde“ als ein Wunder Gottes pries.

Er hatte recht. Herrnhut war und ist noch ein Wunder. Der erste Prediger Herrnhuts, Martin Dober, der Bruder des ersten Heidenboten Herrnhuts, der frühere Töpfer, der aber dann in Hebräisch und Griechisch vor dem Generalsuperintendenten in Holstein gut bestand, sang eben auch in jenen Tagen:

Ein großes Gnaden- und Wunderwerk  
Ist uns, Herr Jesu, dein Augenmerk,  
Unsre Brüderkirche,  
Der du das Leben  
Und mit der kleinen Kraft hast gegeben  
Eine offene Thür.

Herrnhut war ein Wunder, ein Gotteswerk, schon in seinem Entstehen. Es ist nicht nur nicht mit Zinzendorfs Willen und etwa nach seinen Plänen, sondern in seiner Abwesenheit entstanden und war so wenig in seinen Gedankenkreis getreten, daß er bei seinem ersten Besuch fragte, was da im Walde für ein Haus stehe. Gewiß, er war um seine Erlaubnis gebeten worden, aber er hatte, nachdem er sie erteilt, doch noch gesagt: „Ich glaube nicht, daß es mich treffen soll.“ Er hatte andere Pläne. Auch „Dresden“ war nicht sein Plan. Mit Widerwillen ging er in den Staatsdienst. Im Gehorsam gegen seine Großmutter. Aber auch nach Gottes Willen, denn dort schon konnte er die Arbeit versuchen an solchen, an die sich sonst niemand machte. Seine Sonntagnachmittags-Bibelstunden standen jedermann offen. Dort lernte ihn der erste Geistliche Sachsens (D. Böcher) kennen, und weil er Mitleid mit ihm hatte, mit seiner gezwungenen Stellung, ließ er ihn gewähren. Auch das war für die Zukunft von Bedeutung, wenn sich auch andere Differenzen mit der Kirchenleitung später ergaben.

Gottes Werk, ein Wunder, war es, daß des Reichsgrafen Sehnsucht nach Berthelsdorf stand, nach der Bildung einer kleinen apostolischen Gemeinschaft nach Brandeschem Muster. Dort starb zu rechter Zeit der Pfarrer, der anderen Sinnes gewesen war. So konnte Zinzendorf dem Kandidaten H. A. Rothe die Rotation überreichen, seinem Gefinnungsgenossen, dem er nicht nur Patron, sondern „Freund und Mitarbeiter“ sein wollte und wurde.

Wohl bei dieser Gelegenheit scheint es gewesen zu sein, daß ihm der „Buschprediger“ Chr. David vorgestellt wurde, der für unterdrückte mährische Glaubensgenossen ein Asyl suchte. „Geld habe ich nicht,“ meinte der Graf, „ich bin auch ein Exulant bis dahero gewesen, aber wenn jene hier ihres Glaubens leben wollen, dann sollen sie mir willkommen sein.“

Als dann David am 8. Juni die ersten Mähren, die zwei Familien Meißer, nach Berthelsdorf brachte, da mußte sie des Grafen Hofmeister (Heiß) in Empfang nehmen, ein sehr praktischer und doch auch frommer Mann. Und nicht im Dorfe, wie die Mähren wünschten, sondern an der Landstraße von Löbau nach Zittau, wurde die Siedelung der Flüchtlinge begonnen. Sie fürchteten, auf dieser wüsten, mit Gestrüpp bestandenen Höhe kein Wasser zu finden. Gott aber schickte auch dieses. Und konnte Heiß den Kolonisten auch kein Ackerland geben, so konnten sie sich doch nähren auf ihrem Handwerk.

Welch ein Wunder nun die äußere Entwicklung Herrnhuts! Die Dörfler spotteten, niemand half bauen, und doch wuchs das erste Haus in die Höhe. Schon im Oktober bezogen es Chr. David und die beiden Meißers mit ihren Familien. Hatten sie auch schon beide Zwillinge, die den Meißerstrapazen nicht gewachsen gewesen waren, dem Herrn zurückgeben müssen; sie waren froh, ihres Glaubens frei leben zu können. — Im Jahr darauf kamen schon fünf neue Häuser hinzu; so wuchs der Zuzug der Mähren. Und nun verband Zinzendorf mit der neuen Auswandererkolonie die Verwirklichung seiner Pläne, und er ließ ein „großes Haus“ errichten, ein Adelspädagogium.

So konnte Chr. David schon aus dem Jahr 1729 (im 7. Jahre nach der Gründung des Ortes) über 45 Haus-Nummern berichten, 1750 standen 64, 1755 75 Häuser uff. Und die Gassen und Straßen, die Heiß schon bei der Bauberatung am 15. Juni (1722) im Geiste geschaut hatte, waren inzwischen alle gezogen.

5 Jahre nach der Gründung Herrnhuts hatte der Ort schon 300 Menschen ein Asyl gegeben, darunter 150 Mähren, 1750 zählte man 1000 Menschen und bei Zinzendorfs Tode 1760, also nach einem reichlichen Menschenalter, 1200.

Ja in den letzten Jahren vor des Grafen Abscheiden waren stattliche Neubauten entstanden: das neue äußerlich und innerlich stilvolle Gotteshaus, die sogenannten „Chorhäuser“, in denen Jünglinge, Jungfrauen, Witwer und Witwen ihren Christusdienst in christlicher Lebens- und Arbeitsgemeinschaft auslebten, und einige schmutze Privatwohnungen.

Die stramme Arbeit in den Chorhäusern wurde der eine Faktor, der Herrnhut zur äußeren Blüte verhalf. Im Brüderhause waren zeitweise 20 Gewerbe vertreten, was aus dem Grunde gewinnbringend war, als sie mit dem Kapital der Allgemeinheit arbeiteten, während den einzelnen Privatgeschäftsleuten natürlich weniger Kapital zur Verfügung stand. Der andere Faktor war selbstamerweise der Siebenjährige Krieg. Vor der Gründung der Chorhäuser und vor diesem Krieg war Herrnhuter Ware trotz deren soliden Herstellung und ihres preiswerten Angebotes noch nicht sehr allgemein bekannt geworden. Die Nachbarn hatten ja auch alles getan, um die unbequeme Konkurrenz, nicht aufkommen zu lassen. Während des genannten Krieges aber verkehrten nun Fürstlichkeiten und Offiziere jeden Ranges in Herrnhut; diese erkannten den Wert der Herrnhuter Waren und deckten nicht nur ihren eigenen Bedarf in Herrnhuter Geschäften, sondern machten auch weite Kreise auf diesen Ort aufmerksam. Inzwischen hatte auch, und das ist ein dritter Faktor zu Herrnhuts Emporblühen geworden, ein Mann Einzug gehalten, der an sich schon eine bemerkenswerte Erscheinung, für Herrnhut aber gradezu ein Gottes-



geschenkt war. Abraham Dürninger, der Sohn eines Straßburger Patriziers, der eine suchende Seele von Jugend auf war, in der Herrenhaager Brüdergemeine die Darstellung einer apostolischen Gemeinde erblickt und sich darum derselben angeschlossen hatte und von Zinzendorf bald nach Herrnhut berufen worden war, um dort seinen genialen Handelsgeist frei zu betätigen. Dies Ideal eines frommen Kaufmannes, nach Zinzendorfs Wort eine „merkantile Christus-Seele“, hob das kleine Herrnhuter Geschäft, das man kürzlich angefangen hatte, zu einer Firma von Weltruf empor. Er schuf eine Kolonial- und eine Manufakturwarenhandlung, ja baute das Geschäft zu einem Fabrikwesen aus, machte es zur ersten Leinwand-Firma der Oberlausitz und knüpfte durch seine weltweiten Beziehungen mit Spanien und Neu-Spanien (Mexiko), aber auch mit Westindien, Nord- und Süd-Amerika Handelsverbindungen an. Kein Wunder, daß schon der Gesichtskreis der Herrnhuter sich weitete, sodaß man in der Folge mit jedem Herrnhuter Schuhmacher und Schneider über Länder und Völker reden konnte, die den Dörfern ringsum kaum dem Namen nach bekannt waren.

Dies Geschäft diente nun aber mit seinen Einnahmen der Allgemeinheit, diente somit indirekt auch zum Unterhalt der Missionsunternehmungen. Und wenn auch die Kolonial-Missionen, die man gegen Zinzendorfs Wunsch in einzelnen Fällen begonnen hatte, keinen Bestand hatten, so hat man später auf einzelnen Missionsfeldern Geschäfte in größerem Stil in Gang gebracht, die zum Teil heute noch wesentlich zum Unterhalt des Missionswerkes beitragen.

War nicht ein Wunder, was nach wenigen Jahrzehnten schon äußerlich aus Herrnhut geworden war, wo anfangs die beiden Reißer-Familien so kümmerlich nur vorwärts gekommen waren, daß sie in den ersten Monaten kaum zwei Groschen aus ihrem Messervertrieb lösten? Diese Messer übrigens wurden dann in ihrem Wert erkannt und haben auch auf den Missionen Absatz gefunden, wurden z. B. sogar in Südafrika hergestellt und dort auf der Missionsstation mit einem Schaf das Stüd bezahlt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fanden sich in Herrnhut alle Gewerbe, die in einer größeren Mittelstadt im Betrieb sind. Ja darunter waren auch solche, die durchaus nicht nur die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens vermittelten, sondern zum Schmuck des Lebens beitrugen. Herrnhut hatte z. B. eine Ladvierfabrik, 2 Gerbereien, 1 Kupferstecher, 1 Petschierstecher, 1 Konditor. In Herrnhut wurden Feuerspritzen, Kutschwagen hergestellt; der Niemer lieferte Brieftaschen und englische Reitpeitschen. Auch die schönen Künste wurden getrieben; es gab 1 Maler, im Schwesternhaus wurden Papier, Seidenband und kostbare Stidereien hergestellt. Im Brüderhaus gab es eine Goldschmiede uff.

Heut hat Herrnhut mehr Geschäftsbetriebe, als ein Ort von 1500 Einwohnern braucht. Ja es läßt seine Erzeugnisse immer noch weithin übers Meer gehen, soweit dies nicht zur Zeit sich durch die Kriegsfolgen verbietet. Die nähere Umgegend ist geschäftlich ein wenig von Herrnhut abgerückt, weil sich in den letzten Jahrzehnten in all den stark industriellen Dörfern um Herrnhut her eben auch Geschäfte aufgetan haben. Vielleicht hätte Herrnhut in der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwas mehr darauf Bedacht nehmen können, eine solche Konkurrenz nicht aufkommen zu lassen. Aber Herrnhut legte ja

doch den Hauptnachdruck nicht auf seine äußere, sondern auf seine innere Entwicklung, und das so sehr, daß, als z. B. die erste größere Bestellung im Siebenjährigen Krieg an die Herrnhuter Geschäfte herantrat, die Handwerker sich fragten, ob es auch recht sei, sie auszuführen, oder ob sie sich dadurch nicht zu sehr in Handel der Nahrung verslechten würden? Diese Veromung der Innerlichkeit war kein Wunder bei diesen Erulanten, die große Wirtschäften in ihrer Heimat zurückgelassen und um ihres Glaubens willen für nichts geachtet hatten, bei Männern, die dann auch in Herrnhut ihr Gewerbe an den Nagel hingen oder an die Gemeinde oder an andre Brüder verkauften, wenn sie — mit zwei Dukaten in der Tasche — zu den Negerflaven nach Westindien, nach Grönland oder sonst wohin in den Dienst für ihren Herrn ziehen wollten.

Daß sie diese Selbstlosigkeit üben konnten, war wieder ein Wunder Gottes. Es war die Folge der Geistesausgießung in den Augusttagen des Jahres 1727, die Herrnhut zu einer wirklichen Gemeinde Gottes umschuf und der Anfang der gesamten inneren Entwicklung Herrnhuts wurde. Diese war das größte Wunder Gottes. Denn wie war es gegangen? Wie bei Auswandererkolonisten so oft, ja an anderen Orten noch weit verhängnisvoller als in Herrnhut, waren auch hier Meinungsverschiedenheiten entstanden. Man stelle sich solche Leute vor: aller Habe beraubt, wohnen sie eng zusammengepfercht und haben kümmerlichen Verdienst. Da stellt sich leicht Unzufriedenheit mit ihrer Lage ein. Und in Herrnhut waren es ja noch gar nicht einmal diese äußeren Nöte, über die sie klagten, sondern Meinungsverschiedenheiten über die Methode der Befehrung, Lehrdifferenzen, also innere Fragen über denen sie sich entzweiten. Genährt und verschärft worden war die Lage 1726 durch einen überspannten Juristen aus dem Vogtland, der mit seiner Tugendhaftigkeit blendete. Aber Zinzendorfs treue Seelsorge und Gottes Geistesarbeit hatten die Auswanderer innerlich vorbereitet und geschickt gemacht zu dem Erlebnis des Jahres 1727.

Und zu diesem kam im Jahre 1734 ein Zweites. Zinzendorf und seine Brüder wurden zu der Erkenntnis von der einzigartigen Bedeutung des Todes Jesu geführt, zu der Blut- und Wundentheologie, die dann zeitenweise, besonders im Herrnhag, in Formen gefeiert wurde, die uns Menschen von heut nicht mehr nüchtern erscheinen, wodurch sie aber um so sicherer Gemeingut der ganzen kleinen frommen Schar wurde und das, was man nun Herrnhutisches Christentum, d. h. das Christentum der Freude, nennen kann, zu ihrem eigensten Besitz machte. Nicht umsonst sprach Zinzendorf damals das Wort: Wir sind des Heilands fröhliche Leute. Tief ins Herz schrieb er da den Herrnhutern, daß die Freude am Herrn unsre Stärke ist. Sie haben diese Freude dann auch über die Meere getragen, und bei Schwarzen und Roten anstimmen lassen die Lieder jener Tage, wie z. B. den Hymnus der Brüder von Herrnhut: Voll Gottes, die Freud am Herrn ist deine Stärke . . . oder Die Freude an dem Heil des Herrn ist seiner Leute Stärk; und dankbar ihn dafür zu ehren, ihr liebstes Tagewerkl. Man hat über jene Zeit der Herrnhuter Geschichte vielfach ein scharfes Urteil gefällt; man wird sie gerechter beurteilen, wenn man diesen innersten Gehalt jener Festfeiern und Lieder sich immer wieder vorhält. Herrnhut verdankt jedenfalls jener Zeit seine schönsten Feste, seine innigsten Lieder und kirchlichen Sitten, wie z. B. den Gebrauch der weißen Farbe beim Talar seiner Geistlichen, beim

Sarg seiner Heimgegangenen, beim Festkleid seiner Frauen, bei der Trauerkleidung seiner Kinder, die ebenfalls nichts anders sein soll als ein Ausdruck der Freude der Christen an ihrem Heil.

Daß Herrnhuts Geschichte auch eine Zeit geringer Dinge gehabt hat, ist nicht zu verwundern, denn jede Generation, die vom Anfang Herrnhuts weiter entfernt lebte, hatte den Glaubensgehalt der Väter nicht ohne weiteres in dem Grade wie jene, die eine Heimat und Freundschaft um des Glaubens willen verlassen hatten. Auf dem Missionsfeld war von einem solchen Rückgang nichts zu spüren. Aber in der Heimat war im Anfang des 19. Jahrhunderts der Streiterfenn in gewissen Kreisen erlahmt und der anfängliche Spartanismus schlug bei dem wachsenden Wohlstand in ein behagliches Leben um. Da, wieder ein Wunder Gottes: Er gab der Gemeinde geisteserfüllte Männer, die durch Wortverkündigung und Seelsorge allmählich wieder tiefer gruben. Ja er sandte vor allem im Jahr 1841 der theologischen Jugend der Gemeinde ein neues Pfingsten, das sich bald im Leben und Arbeiten der Gesamtgemeinde wieder bemerkbar machte.

Ein neues Wunder: Als Vertreter der überseeischen Zweige der Brüdergemeine, die sich gleich in den ersten Jahrzehnten der Herrnhuter Geschichte auch nach England und Amerika hin ausgebreitet hatte, auf der Synode des Jahres 1857 den Wunsch nach einer eigenen, selbstständigen Leitung ihres Unitätszweiges zur Geltung brachten, ja auch die Finanzverwaltung von Herrnhut lösen wollten, ist diese Loslösung, wenn sich die Verhandlungen über sie auch durch ein Vierteljahrhundert hingen, glatt vollzogen worden und die Unitas fratrum ist dadurch nicht angetastet worden. Ja neuerdings haben auch die Erschütterungen des Weltkrieges sie nicht zu lösen vermocht. Sollte uns das nicht ein Argeld für die Zukunft sein?

Heut ist Herrnhut auch weit über seine Grenzen hinaus ein Programm geworden, ein Programm dieser Einheit der Gläubigen. Nicht unio, sondern unitas, das proklamierte D. Buchner bei der Missions-Jahrhundert- bzw. Zingendorf-Gedächtnisfeier im Jahre 1900, und das war, was bei unsern konfessionellen Freunden dankbaren Widerhall fand, sodaß auch sie ihr Freundschaftsverhältnis zu Herrnhut bekundeten. Auch sie haben an jeder Missionsversammlung in Herrnhut teilgenommen. Ja Herrnhut ist Programm. Wo es sich irgendwie um Gemeinschaften handelt, die auf einen neutralen Boden flüchten wollen, so kommen sie nach Herrnhut, um dort unter einer größeren Einheit sich zusammenzufinden. Auf die Missionsjahrhundertfeier sind inzwischen sieben Tagungen der „Missionswoche“, also der Zusammenkünfte der Vertreter jener Tausende von Missionsfreunden gefolgt, die sich in Deutschland um die 24 Missionskonferenzen scharen. Sie finden sich immer wieder gerade in Herrnhut gern zusammen.

Auch die theologischen Kreise blicken auf Herrnhut. Wie werden sich in Herrnhut, so fragen sie, die theologischen Fragen der Zeit lösen? Gerade in Herrnhut, mit seiner religiös so interessierten Laienwelt, die ja, weil religiös interessiert, auch bei theologischen Fragen mit denkt und mit urteilt, wird es von Bedeutung sein, wie eine und welche Lösung gefunden wird. Diese Frage stellte z. B. im Jahr 1900 Professor Klawerau aus Breslau. Sie ist seitdem oft wieder gestellt worden. Wir aber dürfen Gott danken, daß er



uns eine Lösung, soweit sie menschenmöglich erscheint, denn gewisse Differenzen werden immer bleiben, geschenkt hat.

Herrnhut ist auch ein Programm, wenn es die praktische Theologie gilt. Wenn D. Sulze seine Kirchbauten-Theorie umschrieb, so tat er es nicht ohne Seitenblide auf Herrnhut, auf Herrnhuter Kirchensäle, die ihm die für die evangelische Gottesdienstordnung und für evangelische Wortverkündigung idealsten Gottesdienststräume erschienen. Auch wenn die Abendmahlsfeier und deren etwaige Umgestaltung behandelt wird, denkt man nach Herrnhut hinüber, wo sie eine wirkliche Gemeindefeier ist.

Und warum ist Herrnhut ein solches Programm? Weil es keine kirchlichen Parteien in seiner Mitte kennt, weil in seiner Mitte keine Kirchenpolitik gemacht wird, weil Herrnhut im Grunde nur das Programm hat, das Zinzendorfs Sohn in die bekannten Worte von der einen Passion zusammenfaßte, die Er, nur Er sei. Weil es selbst nichts anders kennt als den Heiland, in dem unsere Väter den vollkommensten Offenbarer der Gottesliebe und darum den Inbegriff alles dessen sahen, was sie für Leben und Sterben brauchten. Wie die ersten Gottentotten-Missionare in die Heimat schrieben: Wir kennen nur drei Dinge, die Heimatgemeinde, die uns sandte, die Heiden, an denen wir arbeiten, und den Heiland, in dessen Kraft wir alles tun. Diesen Heiland der Welt zu verkündigen, das allein war und ist Herrnhuts Arbeitsprogramm noch heute. Diese Heilandsreligion ist die Summa des ganzen Christentums und ist doch zugleich die ganz einfache Zusammenfassung der gesamten Heilswahrheit. Zu dieser finden sich die Gläubigen jeder Richtung, jedes Bekenntnisses und die Vertreter jeder praktischen Liebesarbeit und jeder Nation in Herrnhut gern zusammen. Dieser Christus, den auch Schleiermacher als Erbgut aus der Brüdergemeinde hinausgenommen hatte und in den Mittelpunkt seiner Glaubenslehre stellte, ist das A und O Herrnhuts und das Hauptmoment der Anziehungskraft, die Herrnhut noch heute auf viele ausübt.

## 2. Die Herrnhuter Feier.

Nach dem allen mußte Herrnhut feiern. Am 17. Juni gedachte es des Tages, da vor 200 Jahren Zinzendorfs Hofmeister (Heiß) den Erulanten im Walde die Bäume zeigte, die für ihren ersten Hausbau bestimmt waren. Zwei Tage zuvor schon hatte Christian David die Art in das Holz geschlagen und die prophetischen Worte des 84. Psalms gesprochen: Hier hat der Vogel sein Haus gefunden. . . . Herrnhut hat gefeiert. Tief beschämt und innerlich dankbar nahm es die gottgeschenkten, gesegneten Tage hin. Mit Freunden von nah und fern durfte es feiern. Freunde, die zum Teil von Herrnhut aus geladen waren, zum Teil aus eigener Initiative uns die Freude der Mitfeier machten. Viel Liebe ist Herrnhut gespendet worden in Wort und Tat, und Herrnhut erfuhr wieder einmal, wie viel Freunde und Gesinnungsgenossen es hat, die mit ihm Gott für seine Wunder preisen und mit ihm dem einen Herrn leben und dienen wollen.

Nachdem die Herrnhuter Gemeinde im engsten Kreise Gott ihren Dank dargebracht hatte, fand sie sich am Vorabend des Festes zu einer Begrüßungsversammlung mit den Freunden zusammen. Feierte Herrnhut auch nicht den Anfang seiner Mission, sondern die Gründung seines Orts- und Gemeintwesens, so ist Herrnhut eben doch Missionsgemeinde, und es war darum recht, daß die

Missionsmänner in der Reihe derer, die uns begrüßen wollten, voran standen. Freundliche Worte spendeten Herrnhut die Vertreter des Evangelischen Missionsausschusses (Professor D. Richter), der Missionskonferenzen (Geh. Rat D. Hausleiter), der Schwester-Missionsgesellschaft, die im Lande beheimatet ist (der Leipziger Missionsinspektor Weißhaupt). Dann traten die Repräsentanten der ausländischen Missionsgesellschaften auf: Der schwedische Missionsvertreter (Prof. D. Kolmodin aus Upsala, der mit Herrn Liz. Gundahl und Domkapitular Lektor Jakobson aus Linköping mit einer Empfehlung des Erzbischofs D. Söderblom erschienen war); der dänischen Mission (P. Holt), der norwegischen Mission (Schr. Andahl), der holländischen Missionskreise (Ds. van Bhl). Die Freunde der Brüdermission in Holland, in Schweden, in Dänemark und in der Schweiz waren natürlich auch vertreten. Wir nennen Desan Zimmermann aus Greifensee, der in der Schweiz freundlichst für unsere Arbeit eintritt.

(Fortf. folgt.)



## Die nationale christliche Konferenz in Schanghai.

(Vom 2.—11. Mai 1922.)

Von Pastor Johannes Müller-Schanghai.

Seit zwei Jahren geplant und vorbereitet ist nun endlich die große Konferenz zustande gekommen, die den Grundstein zu einer chinesischen Volkskirche legen soll. Ueber elfhundert Vertreter nahmen an der Konferenz teil. Sie verteilten sich auf die einzelnen Denominationen und Gruppen in folgender Weise:

	Chinesen	darunter Frauen	Ausländer	darunter Frauen
Anglikaner	37	5	38	15
Baptisten	43	5	39	10
Kongregationalisten	47	5	29	9
Lutheraner	16	1	31	4
Methodisten	88	16	88	31
Presbyterianer	80	8	93	30
China-Inland-Mission	46	2	63	18
Andere	152	29	24	8
Berein Chr. j. Männer und Verein				
Chr. j. Frauen	31	12	17	7
Erziehungs- u. and. -organisationen	25	3	66	8
Heimatliche Leitungen	—	—	45	—
Zugewählte 130, darunter 33 Frauen				
Besucher	—	—	75	—
Nachbarländer	5	—	11	—
	570	86	619	140

**zusammen: 1189**

Die Hauptgedanken, mit denen sich die Konferenz beschäftigen sollte, waren in fünf Gruppen eingeteilt worden, und jede dieser Gedankengruppen war einem besonderen Ausschuss zur Ausarbeitung und Vorbereitung übergeben worden.

Ausschuss I hatte zum Gegenstand: Der gegenwärtige Stand der Christenheit in China.

Ausschuss II hatte zum Gegenstand: Die zukünftige Aufgabe der Kirche.

Ausschuss III hatte zum Gegenstand: Die Botschaft der Kirche.

Ausschuss IV hatte zum Gegenstand: Die Entwicklung der Führerschaft ~~für~~ die Arbeit der Kirche.

Ausschuss V hatte zum Gegenstand: Zusammenschluß (Coordination) und Arbeitsgemeinschaft in der Arbeit der Kirche.

Dazu war dann noch ein Vorbereitender Ausschuss getreten, der alle Angelegenheiten der Konferenz in die Hand genommen, alle Außerlichkeiten geregelt und überhaupt den Zusammentritt der Konferenz ermöglicht hatte.

Was gerade dieser Ausschuss zu leisten hatte, um eine Versammlung von über 1100 Menschen in Schanghai unterzubringen, wo ebenso Wohnungsnot herrscht wie in Europa, um Raum zu finden für die Konferenz selbst und die zahllosen Nebenkonzferenzen, die unmittelbar und mittelbar mit ihr zusammenhingen, davon machten sich wohl die wenigsten Teilnehmer an der Konferenz die richtige Vorstellung.

Die Berichte der verschiedenen Ausschüsse sollten vorher den Vertretern zugehen, aber leider war dies nur in beschränktem Maße der Fall. Nur zwei Ausschüsse waren mit ihren Berichten soweit fertig geworden, daß dieselben vor Beginn der Konferenz schon ausgesandt werden konnten, die andern erhielten die Vertreter erst in Schanghai, als sie sich im Büro der Konferenz meldeten, was die Arbeit der Vertreter insofern erschwerte, als in Schanghai nur schwer die Zeit zu gewinnen war, um die Berichte derartig durchzuarbeiten, wie es eigentlich notwendig war, um bei den Sitzungen genau orientiert zu sein. Eine weitere, allerdings viel geringere Schwierigkeit war die, daß das genaue Programm erst bei Beginn der Tagung den Vertretern übergeben wurde, so daß die Einschlebung von doch durchaus notwendigen Besprechungen der einzelnen Gruppen über Fragen, die gemeinsam entschieden werden mußten, außerordentlich schwierig war. Solche Besprechungen konnten zudem eigentlich nur vorgenommen werden, indem man an irgend welchen anderen Konferenzsitzungen und -Veranstaltungen nicht teilnahm. Der vorbereitende Ausschuss war sich dieser Schwierigkeiten wohl bewußt, hatte aber trotzdem sich nicht für berechtigt gehalten, eine Änderung vorzunehmen, weil dadurch die Dauer der Konferenz verlängert worden wäre, was man schon um der entstehenden Kosten willen, dringend zu vermeiden wünschte. Die ganze Konferenz litt ja schon an sich unter der großen Schwierigkeit, daß jedes gesprochene Wort übersetzt werden mußte: Englische Ansprachen und Bemerkungen wurden ins Chinesische (Mandarin-Dialekt) übertragen, Chinesische Ansprachen ins Englische, was nicht nur etwa der Europäer wegen nötig war, sondern z. T. auch der Chinesen wegen, die den Mandarin-Dialekt nicht beherrschten. So war von den etwa 28 wirklichen Plenarsitzungsstunden



(nach Abzug der Andachten usw. waren es nicht mehr) in Wirklichkeit nur die Hälfte zu rechnen, so daß in zirka 14 Stunden alle die obigen Fragen durchberaten werden mußten.

Die Eröffnungsversammlung am Nachmittage des 2. Mai machte einen gewaltigen Eindruck. In ganz Schanghai war nur ein Saal imstande, diese Menge von Menschen zu fassen, das war der große Saal der Stadthalle. Keine Gäste und Freunde waren zugelassen; nur wer das Abzeichen der Versammlung, eine Medaille mit dem Kreuz am chinesischen fünffarbigen Bande trug, war zugelassen. Die Vertreter der heimatlichen Zeitungen waren durch ein gelbes Band ausgezeichnet; die von der Konferenzleitung hinzugewählten Ehrenmitglieder und Besucher hatten ein rotes Band. Die freiwilligen Helfer, die während der ganzen Versammlung die Andachtsblätter, das täglich erscheinende Konferenzblatt, die Karten, auf denen man sich zum Reden meldete usw. verteilten, trugen rosa Abzeichen. Jeder mußte vor Betreten des Saales sein Abzeichen vorweisen.

Bischof Graves von der amerikanischen Kirchenmission, der der Vorsitzende des vorbereitenden Ausschusses gewesen war, eröffnete die Versammlung, deren Gesang den gewaltigen Raum erfüllte. Nach einigen einleitenden Worten erteilte er dem Stellvertretenden Vorsitzenden des Ausschusses, Pastor Kaung, das Wort, der sofort auf den Kern der Zusammenkunft hinwies. Es konnte einem etwas angst werden, wie er so ohne jede Scheu und Einschränkung erklärte, nach den Jahren der Pionierarbeit durch die Missionen solle jetzt die Errichtung der „Chinesischen Kirche“ folgen. Die Zeit für das, was sie, die Chinesen, ersehnt hätten, wäre da, diese Versammlung würde der Geburtsort der christlichen Kirche von China werden. „Wir, das chinesische Volk, müssen jetzt die Führung unserer eigenen Kirche übernehmen.“ Und der rauschende Beifall aus der Versammlung, der durchaus nicht nur von den chinesischen Vertretern herrührte, zeigte, daß dieser Gedanke vielen Teilnehmern an der Konferenz als der einzig richtige erschien.

Der amerikanische Generalkonsul brachte dann die Grüße der ausländischen Bevölkerung Schanghai, während der Kommissar für ausländische Angelegenheiten im Namen des Gouverneurs der Kiangsu-Provinz und der christliche Vorsitzende der chinesischen Handelskammer in Schanghai im Namen der Kaufmannskreise sprachen. Auch der sogenannte christliche General Feng, der gerade gegen Tschang-Tso-Lin ins Feld gezogen war, ließ seine Grüße übermitteln, was wieder ein gewaltiges Händellatschen heraufrief, eine Form der Kundgebung, die dauernd zur Zeit und zur Unzeit angewandt wurde. Die Wünsche, die er an die Konferenz richtete, waren: Mehr Arbeiter für die Verbreitung des Evangeliums in Schensi (seiner Provinz); Errichtung von Industrieschulen für die christliche Jugend als Mittel, sie selbst und auch die Kirche unabhängig zu machen; Geisteskraft in der Kirche und ihrem Tun und irgendwelches geeintes Handeln der ganzen Kirche in China. — Mit einem Gruß der ausländischen Gemeinden Schanghai und der Verlesung von allerlei telegraphischen Segenswünschen schloß die Eröffnungsversammlung, die den Teilnehmern äußerlich und innerlich zum Bewußtsein gebracht hatte, welche Wandlungen sich vollzogen haben, seitdem zum letzten Male die große Missionärskonferenz im Jahre 1907 die Missionsvertreter in Schanghai versammelt hatte. Damals eine Zusammenkunft von Missionaren, heute eine

solche von Vertretern der Kirchen und Missionen; damals nur Ausländer, heute überall Chinesen und Chinesinnen; damals der Saal des Christlichen Vereins junger Männer ausreichend, heute der fast doppelt so große Saal der Stadthalle kaum groß genug, damals das Thema der Tagung: Vereinigung und Verbindung (Union and Federation), heute: die Kirche Chinas.

Vom Mittwoch Morgen an begannen dann die wirklichen Sitzungen. An jedem Morgen fand vor Beginn der Sitzung eine halbstündige Andacht statt, die Dr. Hodgkin, aus englischen Quäkerkreisen stammend, leitete, ebenso wie die in der Mitte jeder Vormittagsversammlung stattfindende kurze Andacht. Die Versammlungen selbst wurden nur mit einem Gesang und kurzen Gebet begonnen und mit dem Segen geschlossen. Im Anfang hatte diese Zwischenandacht die Form einer kurzen Ansprache, worauf die Anwesenden im stillen Gebet verharreten, das durch einzelne Worte des Leiters auf bestimmte Gedanken gerichtet wurde, dann aber ging Dr. Hodgkin zu der Form über, die in seiner Gemeinde üblich ist, daß betet, wer dazu sich getrieben fühlt, was natürlich ohne eine gewisse Unordnung, Durcheinanderbeten, Nichtverstehen der Gebete und dergleichen nicht abging.

Nach dieser religiösen Einleitung begann dann alsbald die Sitzung, deren Leitung zuerst wieder Bischof Graves hatte. Als bald zeigten sich die Schwierigkeiten der Mehrsprachigkeit. Durch ein Versehen waren die nötigen Dolmetscher nicht gleich zur Hand. Die Chinesen fühlten sich zurückgesetzt, wenn sie nicht gleich erfuhren, was eben in Englisch gesagt worden war, oder wenn sie etwas nicht völlig verstanden hatten. Mitten aus der Versammlung heraus rief dieser, jener, riefen mehrere gleichzeitig den Vorsitzenden an, einzelne redeten vom Platze aus, ohne ums Wort gebeten zu haben, schon fielen einzelne scharfe Worte aus den Kreisen der chinesischen Vertreter, da kam endlich die Wahl des Vorsitzenden der Konferenz heran, und als der Pastor Dr. Tscheng Tsching Zi gewählt war und seinen Platz oben auf der großen Rednerbühne eingenommen hatte, da glätteten sich die Wogen und alles ging überraschend glatt weiter. Die nötigen stellvertretenden Vorsitzenden wurden gewählt, ebenso die Uebersetzer, ferner entstand der Geschäftsführende Ausschuß unter der Leitung von Dr. Hui mit einer Menge von Chinesen und Ausländern, in dessen Händen die Vorbereitung der Beschlüsse und Vorschläge, sowie aller möglichen Außerlichkeiten lag. Sowohl Tscheng Tsching Zi wie Hui zeigten sich ihrer Aufgabe glänzend gewachsen und leiteten das Konferenzschiff sehr geschickt durch die zahlreichen Klippen, die immer wieder einmal auf seinem Wege auftauchten.

Pastor Tscheng war auf die Wahl völlig vorbereitet gewesen, denn er begrüßte die Versammlung mit einer langen Rede, die er zuerst in Chinesisch und dann in Englisch hielt. Die ganze Ansprache war Wort für Wort genau überlegt, war ebenso für die Chinesischen wie für die ausländischen Hörer berechnet und zeichnete sich durch große Klarheit der Gedanken und Ziele aus. Er führte ungefähr folgendes aus:

Alles käme darauf an, daß sich die Konferenz von Gott leiten ließe. Es sei eine Zeit der Krisis, aber gerade darum liege die Konferenz besonders günstig. Die chinesischen Kirchen befänden sich in einem Zustand der Unruhe, weil dauernd neues auf sie einstürmte. Da könnte die Konferenz, ohne daß man sie überschätzen solle, epochemachend sein. Ihr einziges Thema sei „die

Kirche in China". Die Chinesischen Vertreter begrüßten die Gelegenheit mit Freuden, mit ihren westlichen Vertretern die Angelegenheiten der Kirche zu besprechen. In allen Ländern erstände früher oder später das Selbstbewußtsein der Kirche des betreffenden Landes, so auch hier. Die Hauptsache dabei sei nicht die Abhängigkeit der chinesischen Kirche von dem Gelde der westlichen Kirche sondern von ihrem Denken. Die junge Kirche in China bedürfe der richtigen Unterscheidung betreffs ihrer Änderungen der Riten und Ceremonien, der Lehren und Regierungsformen. Aber das Christentum sei eine Weltreligion und könne sich allen Ländern anpassen. Die christliche Religion sei auf dem Wege über das Ausland nach China gekommen, China solle jetzt das beste nehmen, was es bekommen könne; das könne es nicht bei andern finden, es müsse zu den Quellen des Christentums zurückgehen. Zur Zeit sei es ein schweres Hindernis für das Christentum in China, daß es als eine ausländische Religion angesehen werde. Dies Hindernis würde schwinden, wenn das Christentum chinesisch würde. Geschehe das, so könnte die chinesische Kirche allerdings nicht die Sicherheit geben, daß die Arbeit in genau derselben Weise und derselben Form weitergeführt werden würde wie früher. Aber diese Punkte seien es, wozu die Versammlung zusammengetreten sei, sie sollten sorgfältig und unter Gebet überlegt werden. Nicht wolle die Versammlung etwa eine bestimmte Organisation schaffen, die müsse von Chinesen einmal selbst geschaffen werden. Was sich in Japan oder in Indien bewährt habe, brauche deshalb noch nicht für China zu passen. Ja China selbst sei groß, sei so verschieden entwickelt, inbezug auf seine kirchliche Entwicklung, die Zahl der Missionsgesellschaften sei so groß, daß keine Verallgemeinerung möglich sei, und keine Organisation zur Zeit den Bedürfnissen aller Teile des Landes und aller christlichen Kirchen gerecht werden könne. Trotzdem aber müsse es als der richtige Grundsatz ausgesprochen werden, der überall passe, daß die Kirche streben müsse, sich von fremder Aufsicht freizumachen und von dem Schandfleck, sie sei eine fremde Einrichtung. Darin stimmten wir alle überein. Wir sprächen also nur von der natürlichen Entwicklung der Kirche und es liege kein Plan vor, der den verschiedenen Kirchen in China aufzuzwungen werden sollte. Aber man müsse dem obigen Ideal näher zu kommen suchen, es wahr zu machen suchen. Theoretisch sei man schon seit vielen Jahren darüber einig gewesen, Missionare wie Chinesen, aber man habe zu wenig getan, um es in die Tat umzusetzen. Der Erfolg jeder Mission müsse schließlich danach beurteilt werden, inwieweit es ihr gelungen sei, dies Ideal zur Wirklichkeit zu machen. Dies Problem könne auch nicht etwa damit gelöst werden, daß man hier und dort einmal einen Chinesen, der geeignet ist, in eine verantwortliche Stellung schiebt, nein, es komme darauf an, wie sich die Missionen und Kirchen in China in ihrer Gesamtheit zu der Frage stellten. Freilich würden Fehler und Fehlschläge dabei nicht ausbleiben, aber er stehe nicht an zu erklären, daß selbst ein Mensch in Sterbkleidern ihm noch wichtiger sei als ein Mensch im Grabe, wie Jesus von dem Jüngling gesagt habe: Löset ihn und laßt ihn gehen. Es sei leicht, in der Begeisterung einer Konferenz Beschlüsse zu fassen, aber schwer sie nachher in die Tat umzusetzen. Dazu gehörten gut erzogene und gut vorgebildete Führer, und zwar viele. In dieser Richtung müsse gearbeitet werden. Keinen Augenblick solle aber der Gedanke kommen, daß man nun etwa ohne Missionen und Missionare aus-



kommen wolle. Nein, Chinesen und Ausländer müßten Hand in Hand gehen bei dem Wechsel, der eintreten solle. Wenn sie um eine viel größere Anteilnahme der Chinesen an der Leitung und in der Verantwortlichkeit bäten, so hieße das nicht etwa, daß man den Missionar bäte, zurückzutreten, nein, man erbitte damit erst recht seine Teilnahme, seinen Rat, seine Brüderlichkeit, seine Mitarbeit. Ja, man brauchte sie mehr als vorher, da die Aufgabe der jungen Kirche so groß sei. Und auf solche Zusammenarbeit würden wir hoffentlich nach Schluß der Konferenz einen noch viel größeren Wert legen als früher. Darum müßten wir Gott bitten.

Wie Pastor Tscheng ausgeführt hatte, so stand „die Kirche in China“ völlig im Mittelpunkt der ganzen Konferenz. Alle Berichte der Ausschüsse führten nur immer auf diesen Punkt hin, hoben ihn noch mehr hervor. Besonders tat dies der Bericht des Ausschusses 1 über den gegenwärtigen Stand des Christentums in China. Der 125 Seiten starke Bericht dieses Ausschusses zeigt eine gewaltige Menge von Material, die zusammengetragen worden ist. In fünf Kapiteln wird berichtet: 1. über die Besehung des Landes durch die Missionen und Kirchen, über die Missionare, die Missionsfelder, das kirchliche Leben, über die christliche Erziehung, über die religiöse Erziehung, über die christliche Literatur, über die ärztliche Mission, über Arbeitsgemeinschaft und dergleichen. Kapitel 2 handelt dann von dem Fortschritt der Kirche in den letzten zwei Jahrzehnten, Kapitel 3 spricht von der gegenwärtigen Lage, über die nichtchristlichen Bewegungen in China, über die „Neues Denken“-Bewegung, über die politischen, wirtschaftlichen, sozialen Bewegungen in China und ihre Beziehungen zum Fortschritt des Christentums, schließlich über die internationalen politischen Bewegungen und die chinesischen Ansichten darüber. Kapitel 4 besprach den Einfluß des Christentums, während Kapitel 5 Stärke und Schwäche der christlichen Bewegung in China besprachen, wie sie heute zu Tage treten. Die beiden Berichtersteller für den Ausschuß Bischof Rootz von der Amerikanischen Kirchenmission und Professor Tschau von der Sutschau Universität konnten natürlich nur Schlaglichter auf dies gewaltige Material werfen, indem er eine darstellte, wie der Ausschuß gearbeite hatte, um das ganze Material zusammenzubekommen, und der andere näher auf die Stärke und auf die Schwächen des heutigen Christentums in China einging. Ein besonders für die Konferenz und alle Missionsarbeiter herausgegebener Band „Die christliche Besehung Chinas“ gibt eine genaue Übersicht über die ganze in China geleistete Missionsarbeit.

Die Stärke des Christentums in China zeigt sich beim Betrachten der Zahlen und Statistiken. Im Jahre 1920 waren, um nur einiges herauszugreifen: 1268 ordinierte Missionare und 1305 ordinierte chinesische Pastoren in China tätig. 60 v. H. der männlichen und 40 v. H. der weiblichen Glieder der Kirche sind imstande, ihr Neues Testament zu lesen, im Gegensatz zu der gewaltigen Masse von Analphabeten in China; auf 6 männliche Glieder der Kirche kommen 4 weibliche, ein gewaltiger Fortschritt besonders durch den damit zusammenhängenden Einfluß auf das Familienleben und die christliche Erziehung im Hause. Immer mehr wächst die Zahl der Kirchen, die sich selbst unterhalten; immer mehr treiben die Chinesen selbst Evangelisationsarbeit wie z. B. die Chinesische Missionsgesellschaft in Jünnan. Auch die ausländischen Missionsarbeiter gehören natürlich mit zur Stärke des Christen-

tums in China. 6250 Missionare und Missionarinnen, von denen ungefähr immer zwei Drittel in der Arbeit stehen, sind in China tätig.

Aber die Schwächen dürfen darüber nicht übersehen werden. Nur einer unter je tausend Chinesen ist ein Abendmahls-berechtigtes Mitglied einer protestantischen Kirche, unter zweihundert chinesischen Häusern ist nur eins christlich; unter hunderttausend Menschen ist nur ein ordinierter Pastor; es fehlt an Arbeitern und an den nötigen Mitteln. Ein weiterer Grund der Schwäche liegt darin, daß 130 verschiedene protestantische Missionsgesellschaften gesondert in China arbeiten. Die Hauptgruppen sind: Baptisten, Congregationalisten, Bischöflich, Lutheraner, Methodist und Presbyterianer. — Ferner ist die christliche Bewegung noch zu schwach unter den Gebildeten, insbesondere der gebildeten Jugend; ebenso tritt das Christentum den sozialen Fragen noch nicht genug nahe. Die Mitarbeit der Laien ist noch lange nicht stark genug, und ebenso mangelt es vielfach an geistlicher Erkenntnis. Auch die christlichen Familien sind nicht frei von Säkular, was sich z. B. auch beim Geldverleihen zeigt, wo von den Heiden gewaltige Zinsen gefordert werden, ja selbst Diener der Kirche haben sich nicht immer zuverlässig in der Verwaltung der Kirchengelder gezeigt. Mangel an Wahrheitsliebe, Hängen am Aberglauben, Unmäßigkeit, ja selbst Polygamie sind immer noch Schwächen der Kirche. Weitere Schwächen wurden mit ungescheuter Offenheit enthüllt, wobei auch besonders die Abhängigkeit vom Missionar als eine Schwäche des heutigen Christentums in China gezeigt wurde.

Der Bericht zeigte Satz für Satz den tiefen Ernst, der den Ausschuß beherrscht hatte, als er ihn zusammenstellte, und die Sehnsucht, die Schwächen zu vermindern und die christliche Bewegung in China zu stärken.

Pastor Tschia vom Theologischen Seminar in Nanjing sprach dann über das persönliche Leben des Christen, ganz den vorhergehenden Gedanken angepaßt. Mit starker Betonung, daß nur das Leben in Christus wirklich christliches Leben hervorbringe, bekannte er sich zum biblischen Christentum, wie überhaupt immer wieder gerade diese Töne in den Versammlungen aus den Kreisen der Redner wie der Vertreter angeschlagen wurden, wenn es auch an Deuten der modernen Richtung nicht fehlte. —

Einen kurzen Überblick über die neunjährige Tätigkeit des „China Continuation Committee“, das mit Zusammentritt der Konferenz seine Tätigkeit in die Hände der Konferenz legte, gab dann der Vorsitzende, Bischof Root. Er betonte die großen Schwierigkeiten, denen das Committee gegenübergestanden hätte, wo es dauernd Unterschiede zu überwinden, Gegensätze zu vereinen gehabt hätte. Gegründet im Jahre 1913 hätte es naturgemäß in seiner Tätigkeit sehr durch den Krieg gelitten, aber der beste Beweis dafür, daß es wirklich geleistet hätte, wozu es zusammengetreten war, sei der, daß es noch weit in den Krieg hinein in brüderlicher Zusammenarbeit mit den deutschen Missionen gestanden hätte, während alle sonstigen Bünde schon zerrissen waren. Das Committee legte nun seiner Bestimmung gemäß seine Arbeit in die Hände der Konferenz, die für einen Nachfolger sorgen müsse, der hoffentlich umfassender und dadurch weit wirksamer in irgend einer Form gebildet werden würde. Die Tätigkeit des Committee, dieser Frucht der Edinburgher Missionskonferenz, habe folgende Erfolge zu verzeichnen: 1. in regelmäßigen jährlichen Zusammenkünften seien christliche Arbeiter ganz

Chinas in warme persönliche Berührung gekommen, hätten chinesische und missionarische Führer sich besser verstehen gelernt, wäre der Gedanke, daß die Kirche in China gegründet werden müsse, immer mehr gewachsen. 2. hätte das Committee bei verschiedenen Gelegenheiten als Mundstück für alle christlichen Arbeitskräfte in China gedient. 3. Durch seine Bemühungen seien Statistiken entstanden, die alle auf gleicher Basis beruhten. 4. Durch die evangelistische Bewegung „Vorwärts“ und die „China für Christus-Bewegung“ hätte es die Evangelisation Chinas betrieben und den missionarischen Geist in verschiedenen chinesischen Kirchen gefördert. 5. Es habe zur Förderung der christlichen Literatur in China beigetragen. 6. Seine Ausschüsse für theologische und religiöse Erziehung haben den Blick auf diese beiden wichtigen Punkte gerichtet. 7. Zusammen mit der Christlichen Erziehungs-Gesellschaft für China habe es den Besuch ausländischer Führer im Erziehungswesen herbeigeführt, die diese Frage in China studiert hätten. 8. Es habe Arbeit unter den Muhammedanern, den Buddhisten und den Blinden teils angeregt, teils gefördert. 9. Es habe das Sprachstudium der Missionare in neue Bahnen gelenkt, so daß allgemeine Sprachschulen für Missionare in Peking, Hanking, Tutschau, Tutschau, Canton und Tschengtu errichtet worden seien. 10. Es hätte das Büro der Vereinigten Missions-Schatzmeister und Baumeister organisiert. 11. Es hätte als zusammenschließende Agentur für die christliche Erziehungsvereinigung und die Vereinigung der Missionsärzte in China gedient. 12. Es hätte diese und andere Vereinigungen in einem Gebäude zusammengebracht, sich einen Bauplatz und die nötige Bausumme für ein großes Missionsgebäude gesichert. 13. Es hätte jährlich seine Berichte an alle Missionen und Missionsleitungen gesandt, hätte einen Adresskalender der christlichen Missionen in China, das China Mission Year Book in Englisch und fünf Ausgaben des Chinesischen Kirchlichen Jahrbuchs in Chinesisch herausgegeben.

Der Dank, den die Konferenz den Mitgliedern des Komitees aussprach, war wirklich wohlverdient. Uns Deutschen tat es dabei wohl, daß hier so freimütig anerkannt wurde, daß es eine Pflicht des Komitees gewesen wäre, mit den deutschen Missionen auch im Kriege weiter in Verbindung zu bleiben. Es kamen auch sonst Augenblicke vor, wo Kleinigkeiten Schlaglichter auf die Ansichten einzelner Personen oder Gruppen warfen. So wurden wir einmal in einer Aufzählung von einem Amerikaner nur zum Schluß und ganz undeutlich erwähnt. Der übersetzende Chineser aber drehte die Sache um und brachte uns laut und deutlich an die erste Stelle. Wohl tat es uns auch, als bei einer Zwischenandacht Dr. Hodgkin das Lutherlied „Ein feste Burg“ mit seinem deutschen Namen einführte, anstatt den englischen zu benutzen, der in der Liederammlung darüber stand. Ein wundes Herz ist eben empfindlich und achtet auf leise Berührungen. Um so leichter wurde es uns dadurch, den Worten von Bischof Roots zuzustimmen: „Wir müssen alle dahin kommen, es einzusehen, wir können nicht nur zusammen arbeiten, nein, wir müssen zusammen arbeiten; die Aufgabe ist zu groß, als daß einzelne oder auch einzelne Gruppen sie ausführen könnten, jeder wird gebraucht, jeder muß helfen.“

Auch dieser Bericht, wie die ganze Tätigkeit des „Continuation Committee“ waren nur Vorbereitungen auf das, was nun als Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Konferenz zur Besprechung kam, das war



### Die Kirche Christi in China.

Der Theologieprofessor Liu, der an der in Peking befindlichen Missionsuniversität (im Unterschied von der Reichsuniversität) angestellt ist, hielt das Referat darüber. Er begrüßte die Versammlung als die erste Zusammenkunft der Kirche Christi in China, denn zum ersten Male sei eine Körperschaft zusammengetreten, die wirklich die ganze Kirche vertrete und die willens sei, die Fragen der Kirche zu besprechen. Die 360 000 Christen (d. h. Kommunikanten) in China fühlten die Verantwortung für ein neues nationales Leben, ihre Kirche müsse den Bedürfnissen der 99½ v. H. der 400 Millionen Landsleute entsprechen, die noch außerhalb des Christentums ständen. Diese Kirche stände nicht nur der Finsternis, der Unwissenheit und Sünde der Vergangenheit gegenüber, nein ebenso der Dämmerung des schnell wachsenden Materialismus. Es müsse eine Kirche sein, die den unzähligen eigenartigen Änderungen dieses Zeitalters gewachsen wäre, die nicht nur das ererbte Gute bewahren und entwickeln müsse, sondern auch kämpfen müsse gegen die Übel, die sich schon in der Kirche durch menschliche Schwachheit eingenistet hätten. Was für eine Kirche wünschten sich die chinesischen Christen? Die chinesische christliche Kirche solle sein 1. ein furchtloser Kämpfer gegen die Sünde. Die Kirche des Westens sei diesem Feind wieder und wieder erlegen, den sie bekämpfen wollte. Die chinesische Kirche solle tagaus, tagein die Sünden der Einzelnen wie die Sünden der Gesellschaft ohne Ausgleich, ohne Nachsicht, ohne schweigende Erlaubnis, ohne passive Mitarbeit mit ihren furchtbaren Folgen vor aller Augen stellen. 2. solle die Kirche ein gläubiger Ausleger Jesu sein. Durch die theologischen sich widersprechenden Auslegungen hindurch solle sie das Volk dahin führen, den Sohn Gottes in seiner ethischen Glorie, in seiner überragenden Einfachheit, in seiner majestätischen Göttlichkeit zu sehen. Sie solle den Chinesen helfen die wirkliche Bedeutung seines versöhnenden Todes zu verstehen und Anteil zu haben an der göttlichen Macht seiner lebenden Gegenwartigkeit. 3. solle die Kirche dastehen als ein flammender Prophet Gottes. Inmitten all des Elendes im Volke solle sie die Gerechtigkeit und die Liebe Gottes verkünden, wie sie Jesus Christus den Menschen geoffenbart hätte. 4. solle die Kirche ein gehorsamer Jünger der Heiligen Schrift sein. Sie solle gläubig der Führung des Heiligen Geistes folgen. 5. solle die chinesisch-christliche Kirche ein würdiger Lehrer der Bibel sein. Keine besondere theologische Schule solle sie verkünden, kein Sektierertum, sondern sie solle einfach die Chinesen dazu führen, den Willen Gottes zu erkennen und danach zu leben und das ewige Leben zu finden. Wissenschaftliche Forschung solle sie nicht fürchten sondern willkommen heißen, selbst die kritischsten Studien menschlicher Weisheit oder Unvernunft. Sie solle nicht nur die Bibel allein sondern auch alle Lehren der Kirche gern wahren wissenschaftlichen Untersuchungen unterwerfen. 6. solle die Kirche sein ein echter Diener des chinesischen Volkes. Sie solle das bewahren, was Gott der chinesischen Rasse anvertraut hätte, sie solle das Volk freimachen und zu Gott führen und zu allen Verbesserungen, die Gott für das Volk bestimmt habe. Ihre Organisation, ihre Pläne, ihre Entwürfe sollten bis ins Kleinste echt chinesisch sein, damit sie nicht nur imstande sei, sich von dem Vorwurf frei zu machen, sie sei eine ausländische Einrichtung, sondern auch damit sie der Welt dienen könne als ein chinesischer Ausleger von Christus. 7. solle die Kirche sein ein Verteidiger christlicher

Einigkeit. Sie träte ein für Einigkeit, weil sie Christus liebe, weil sie an Gott glaube, weil sie die Menschen verstehe. Sie solle ihre Glieder lehren, dem beizustimmen, daß es Unterschiede gäbe, aber entschlossen zu sein zu lieben; sie solle eintreten, ja kämpfen für Einigkeit bei aller Verschiedenheit.

8. Die Kirche solle mutig Versuche machen mit Arbeitsgemeinschaft. Sie glaube daran, weil das Gottes Wille sei. Gott habe Sendboten von verschiedenen Völkern nach China gesandt, nun solle die Kirche in China die Einheit der Menschheitsfamilie zeigen. Ihre eigenen Bedürfnisse sagten ihr, daß Arbeitsgemeinschaft nötig sei. Die Größe ihrer Aufgabe, die Vielheit ihrer Forderungen verlange jede nur erreichbare Kraft. Sie müsse christliche Zusammenarbeit zwischen den Missionaren und den chinesischen Arbeitern kräftig durchführen, wenn es nötig sei, durch revolutionäre Änderungen der Pläne und Politik unter Gottes Führung. Sie müsse darauf bestehen, daß Rassenvorurteile, persönliche Gewohnheiten und sektiererische Vorzüge alle dem Ruhm Gottes geopfert würden. Sie müsse darauf bestehen, daß die Jungen, Unerfahrenen unter den Missionaren wie unter den chinesischen Arbeitern achtungsvoll die Weisheit und Leitung der Älteren anerkennen müßten, ebenso müßten die erfahrenen Älteren aber auch dem Mut, der Reife, der Energie der kirchlichen Jugend Spielraum lassen. Das seien die Bedürfnisse der chinesischen Christen, dafür beteten sie, dafür seien aber auch viele willig, ihr Leben hinzugeben. Seien wir dazu willig, so würde auch in uns das Wort wahr, bei Chinesen und Ausländern: Eph. 2, 19—22.

(Fortsetzung folgt.)



## Methodische Aufgaben der Missionschule.

(Vortrag bei der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft am 14. Oktober 1921 in Herrnhut. Gehalten von Martin Schlunf, Hamburg.)

(Schluß.)

Die psychische Anlage der Eingeborenen! Das ist ein weiteres Gebiet, das in der Missionschule Berücksichtigung fordert, wenn das Unterrichtsverfahren richtig sein soll. Aber hier liegt eine Schwierigkeit. Die Urteile der Erzieher über die psychische Anlage ihrer Schüler weichen noch ziemlich erheblich voneinander ab, und man wird vorerst nur für die Ergebnisse der psychologischen Forschung Nachahmung fordern dürfen, die allgemein anerkannt sind. Es sind, soweit ich sehe, das fabelhafte Gedächtnis, die außerordentliche Nachahmungsgabe, während die Phantasie weniger stark ausgeprägt ist, weiter der mit Einsetzen der Pubertät einsetzende Mangel an Tatkraft und Ausdauer und endlich eine erstaunliche Gewandtheit der Rede, und zwar sowohl im mündlichen Gebrauch wie in der schriftlichen Arbeit, die unterstützt wird durch natürliche Unbefangenheit und Sicherheit des Auftretens. Alle diese Eigenschaften haben für die Methodik der Missionschule ihre Vorzüge und ihre Gefahren. Das Gedächtnis ist für allen intellektuellen Unterricht eine große Hilfe, und intellektuell ist leider der Unterricht in den allermeisten Missionschulen, weil man in der Regel das Vorbild der Heimat fast unverändert auf dem Missionsfelde nachgemacht hat. Wie weit das

mechanische Gedächtnis primitiver Kinder geht, dafür hörte ich vor einigen Tagen ein bezeichnendes Beispiel. Beim Uebergang der Mandatsregierung in Rome von den Engländern an die Franzosen lernten die Missionschüler mit so gutem Erfolg die ganze Marseillaise französisch auswendig, daß sie ein Lob des höchsten französischen Beamten ernteten, verstanden aber hatten sie kaum etwas von dem Sinn, und zu übersehen, was sie gesungen, wären sie nicht fähig gewesen. Ähnliche Erfahrungen wiederholen sich in den verschiedensten Unterrichtsfächern. Ganze Lesestücke können die Abschützen auswendig, aber sie lesen sie, während das Buch auf dem Kopf steht. Schwere Rechenaufgaben lösen sie spielend richtig, aber rechnen können sie sie nicht. So täuscht sich der Lehrer leicht über seine Erfolge und betont, ohne sich dessen bewußt zu werden, das Gedächtnismäßige im Unterricht so, daß darüber das Sachverständniß zu kurz kommt. Die Gabe der Nachahmung, im Schreiben und Zeichnen oft bis ins Lächerliche gesteigert, so daß man die Handschrift des Lehrers in der des Schülers wieder entdeckt, also nicht nur Haltung, Kleidung, Aussprache, Redewendung des Lehrers kopiert findet, mag den Betroffenen manchmal schmeichelhaft, manchmal recht unangenehm sein, der Methode, im Unterricht stellt sie das Problem, wie man Schema und Schablone vermeidet, um originelle Charaktere zu erziehen, die den Mut haben, sich ihrer eigenen Art gemäß zu geben. Wenn hier die Jugendberziehung versagt, vielleicht nur deshalb, weil man die Gefahr nicht gesehen hat, darf man sich nicht wundern, wenn den Erwachsenen Europäertracht vornehmer vor- kommt, als das heimatlische Gewand. Gleichviel, ob es sich um den Zopf des Chinesen oder das Kraushaar des Negerz handelt, ob um chinesische Seide oder afrikanisches Gewebe — im Volkstümlichen steckt das Echte, Heimatlische! Das Christentum sollte nicht schon in der Schule mit dem Makel der Fremdtümlei belastet werden, sondern die Schulkinder von Anfang an zur Selbstständigkeit in jeder Beziehung, in Tracht und Denkweise, in Handschrift und Redeweise erziehen.

Vielfach ist festgestellt, daß die Unbeholfenheit, mit der die Missionare die fremde Zunge stammelten, zu einer Missionsprache geführt hat, die ein scheußliches Mittel Ding zwischen der Europäersprache und der Eingeborenen- sprache darstellte und aller klassischen Reinheit und Schönheit entbehrte. Die vorhin von mir gelobte Ewesibel trägt in dieser Beziehung noch deutlich ein Europäergesicht. Sie enthält viel Uebersetzung, die als solche den Eingeborenen sofort bewußt wird, und wenig Originalbeiträge Eingeborener. Die Nachahmungsgabe der Eingeborenen kann also auch hier zu einer Gefahr werden, und es gehört viel Selbstverleugnung und viel Sprachverständniß dazu, bis der Missionar es erkennt, daß die Erziehung zur Originalität schon ganz früh einsetzen und sich bis in die Ausdrucksweise hinein erstrecken muß. Den Schulkindern der Missionschulen eignet drittens fast durchgehend keine so rege Phantasie, wie wir sie bei Europäerkindern beobachten. Sie sind stumpfer. Sie fragen nicht soviel nach dem Warum und Wozu. Sie nehmen das, was Sitte und Brauch ist, geduldig als Sitte und Brauch hin. Von dem Negerkinde sagt Weule und bezieht sich dabei auf Deutsch-Ostafrika, daß es weder in der Mannigfaltigkeit seiner Spiele noch in der Vertiefung in sie, die unsere Kleinen so oft für viele Stunden die Außenwelt völlig vergessen läßt, auch nur entfernt an unsere



Jugend heranreicht. Dementsprechend klagt Frau Missionar Jähmann: „Spielen nach deutschen Begriffen können Dschaggamädchen nicht.“ (Frankle, Seite 163). Doch stehen solchen Beobachtungen, die von Gutmann, Routledge, Bechuel Löfche unterstützt werden, andere gegenüber, die vor übertriebenen Vorstellungen schützen, als hätten die Naturkinder gar keine Phantasie. Nicht nur der Spieltrieb findet sich, sondern vor allem eine Lust zu fabulieren, die oft an das Wunderbare grenzt. In Westafrika können die Kinder stundenlang beieinander sitzen und einander Fabeln erzählen, und dabei handelt es sich offenbar nicht nur um Fabeln, die aus dem Gedächtnischatz hervorgeholt werden, sondern auch um eigene Schöpfungen, Kinder des Augenblicks, erfunden, um zu erfreuen und alsbald der Vergessenheit anheimzufallen. Die Phantasie der Schüler ist für den Lehrer ein sehr wichtiges methodisches Hilfsmittel. So muß er ihre Grenze und ihre Kraft kennen. Er muß wissen, daß Eingeborenenkinder nicht ohne weiteres imstande sind, ein Bild zu verstehen, daß vielmehr oft Zug um Zug der Deutung bedarf. Man beachte unter diesem Gesichtspunkt einmal die Bilder zu den biblischen Geschichten. Ist wirklich Schnorr von Karolsfeld der Künstler, der Negern oder Chinesenkindern die biblische Geschichte am besten veranschaulicht, oder Gebhardt oder Hofmann oder Uhde oder Stud? Christus in einer deutschen Landschaft oder in einer ostfriesischen Bauernstube würde in den Tropen oft kaum verstanden werden, aber, ob die idealisierten Bilder, die zur Wirklichkeit des Lebens im Morgenlande vielleicht stimmen, besser verstanden werden? Ob nicht die Chinesen recht tun, wenn sie den verlorenen Sohn zu einem Chinesen machen und ihn in eine chinesische Landschaft versetzen? Und ob das denn nicht auch seine Konsequenzen für die Illustration der biblischen Geschichtsbücher haben sollte? Hier muß dem Mangel an Phantasie durch wirklich verständliche Bilder Rechnung getragen werden. Andererseits darf der Lehrer den Reichtum an Fabeln, über den seine Schulkinder verfügen, nicht ungenutzt lassen. Im Fabelschatz wie im Sprichwörterrätselfchatz der Eingeborenen steckt eine Fülle von Mutterwitz, von Lebensklugheit und sittlicher Erfahrung; hier können die Kinder einmal selbsttätig etwas zur Unterrichtsstunde beitragen, und das alte Gesetz, daß der Erzieher nichts tun soll, was das Kind tun kann, fordert hier gebieterisch sein Recht. Der mit der Pubertät einsetzende bei Knaben und Mädchen gleich auffallende Mangel an Energie kommt naturgemäß nur für die älteren Klassen der gehobenen Schulen und der Seminare in Betracht, bedeutet aber in jeder Hinsicht ein ernstes Hindernis für den Fortschritt des Unterrichts, das zu überwinden kaum möglich ist, weil es eben auf Naturgrundlage beruht. Um so wichtiger wird die Frage, ob der Lehrplan so gestaltet werden kann, daß die Störung nicht allzufühlbar wird. Man muß ja bedenken, daß bei den auf Freiwilligkeit gegründeten Missionschulen, die Anreize des Zwanges und der Strafe fast fehlen und Ehrgeiz und Wettstreit dort längst nicht so mitspielen wie bei uns. Ist das seelische Gleichgewicht wieder hergestellt, so kehrt meist die Energie wieder, aber das fordert Jahre. Die Missionschule muß mit dem Nachlassen des Eifers und der Aufmerksamkeit der heranreisenden Schüler und Schülerinnen rechnen.

Die besonders bei den Negervölkern auffallende rednerische Begabung, verbunden mit einer verblüffenden Sicherheit des Auftretens, erweckt leicht

den Schein, als seien die Missionschüler besser begabt als die Schüler der Heimat. Aber das ist ein Jrtum. Gewiß ist Redefertigkeit, die sich durch nichts irre machen läßt, etwas sehr Begehrntwertes — aber Redefertigkeit ergibt noch keinen Gedankenreichtum, und Sicherheit des Auftretens noch keinen Charakter. Schwachhaftigkeit und Aufgeblasenheit sind üble Charakterfehler in jeder Schule, in der Missionschule ganz besonders. So gilt es, die natürliche Veranlagung zu pflegen und die formelle Begabung durch reichen Gedankengehalt zur Vollendung zu bringen. Ich kann mich des Eindruks nicht erwehren, als wuchere in unseren Missionen die religiöse Phrase und als bestünden viele Predigten aus vielen Worten ohne rechten Inhalt. Um so wichtiger wird es, daß schon die Missionselementarschule und noch mehr das Seminar jede Redensart ohne Inhalt geißelt, den Wortschwall eindämmt und auf Knappheit und Gedankeninhalt von früh an hinarbeitet.

Indem wir auf die psychologische Veranlagung der Missionschüler achteten, haben wir schon je und je noch ein großes Gebiet gestreift, in dem die Kluft zwischen dem Europäer und dem Nicht-Europäer schon in der Schule zu überbrücken ist, ich meine das Gebiet der Kultur in allen seinen Verzweigungen, besonders Kunst, Sittlichkeit und Religion. Von der Kunst berücksichtigt ich hier nur die Musik. Auch die Naturvölker singen. Aber ihre Tonleiter, ihr Takt, ihre Liedform weichen ganz erheblich von den unseren ab. Muß man nun wirklich schlechte Uebersetzungen deutscher Choräle oder englischer Sanktyleieder mit europäischer Weise von schwarzen, braunen, gelben Kindern lernen und singen lassen? Daß sie dazu imstande sind, das ist keine Frage, und daß uns unsere schönen Lieder und Weisen schöner dünken als die inhaltsarmen, monotonen, endlosen Gesänge der Eingeborenen ebenso wenig, aber die Frage ist, wie weit wir wirklich Volkstümliches neuschaffen können, und ob wir nicht Unnötiges austrotten. Jedenfalls sollte auch die Schule dem hier und da erwachenden christlichen Volksgefang — ich denke z. B. an Indien —, ihre Häuser nicht verschließen und die Pflege nicht versagen. Volkstümlich Echtes erscheint mir kulturell wertvoller als unverstandenes Behngut, und die von unseren Logoschülern bei der Flaggenhissung in Dome gesungene Marseillaise ein Hohn auf Menschentwürde und echte Kultur. Die Sittlichkeit, die in den heidnischen Missionschülern lebt, wenn sie in die Schule eintreten, läßt viel zu wünschen übrig. Sie wissen kaum, was Wahrheitsliebe ist. So sagt Kibb in seinem Buch „Savage childhood“ (London, 1906, S. 127) von den Kaffern: „Wenn ein Weißer einen Kaffern etwas fragt, so denkt der Kaffer, es sei besser, die Antwort zu geben, die der Weiße haben will, und so sagt er das, von dem er meint, daß es angenehm sei, nicht in dem Streben zu täuschen, sondern in dem Streben, jemandem einen Gefallen zu tun. Oft würde es aber auch den Interessen des Clans geradezu entgegen sein, wahre Auskunft zu geben.“ Dies Urteil darf man getrost verallgemeinern. Auch in bezug auf das Stehlen und in sexueller Hinsicht weicht das Gewissen der Naturkinder, so weit es sich regt, oft erheblich von dem Gewissen des Missionars ab. Hier gehört viel Takt und Weisheit dazu, Erzieher zu sein. Auch ein irrendes Gewissen ist für seinen Träger eine unbedingte Norm, und das apodiktische Urteil des Missionars: „Du hast Unrecht getan,“ wird vielleicht eher verwirren oder gar verlegen als

helfen. Jedenfalls darf es erst dann gewagt werden, wenn die Autorität des Missionars auch als sittlicher Persönlichkeit sichergestellt ist. Denn, wie die Kunst, so ist auch die Sittlichkeit und schließlich auch die Religion als Stammeserbgut dem aufwachsenden Geschlecht heilig. Wer sich dagegen auflehnt, setzt sich in Widerspruch zur Autorität der Vorfahren und wird deshalb entweder als aufdringlicher Frechling oder als bemitleidenswert unwissend beurteilt und dementsprechend beachtet, und zwar gewiß auch schon von den Kindern. So ist also auch schließlich der Religionsunterricht mit großen psychologisch-methodischen Schwierigkeiten belastet, die nur deshalb nicht so ins Bewußtsein treten, weil der Religionsunterricht an die biblische Geschichte anknüpft, die als Erzählung dem Kindesgemüt höchst willkommen, ihren sittlichen Gehalt in sich trägt und deshalb nicht aufdringlich, aber um so nachhaltiger wirkt. Indem der Lehrer diesen Vorteil ausnützt, tritt seine Person für das Bewußtsein seiner Schüler ganz zurück, nur daß den Schülern allmählich klar wird, wie sich der Lehrende selbst unter das sittliche Urteil der von ihm erzählten Geschichte stellt und ihre religiöse Anschauung teilt.

Ueberblicken wir die Gegensätze, für die wir bisher Beachtung in der Methodik der Missionschule forderten, in ihrem ganzen Umfang, so haben wir damit zwar schon viel Fragen und Aufgaben kennengelernt, die zu lösen sind, aber uns die entscheidende Frage noch gar nicht gestellt, nämlich die Frage, wie weit es methodisch richtig ist, die Schule so, wie sie in Europa unter unseren Kulturverhältnissen in vielen Jahrhunderten allmählich geworden ist, unverändert in die Missionsgebiete zu übertragen. Unsere Schule ist, wie ich schon sagte, rein intellektualistisch angelegt. Sie muß also ihre Schüler auf dem Missionsfelde zu einer starken Ueberschätzung des Wissens führen. Damit entfremdet sie notwendig die Missionschüler ihrem alten Wesen, ihrem Stande, ihrem Beruf, ihrem Volkstum, schließlich ihrer Heimat und schafft eine neue europäisch gefärbte, nationalistisch bestimmte Kultur, ja sie wird geradezu von den Kolonialregierungen zu diesem Zweck benutzt. Das hat Paul Monroe in einem sehr bedeutsamen Aufsatz der J.R.M. (Juli 1921, S. 321—350) „Mission education and national policy“ ausgeführt. Um so dringender sieht sich die Mission vor die Frage gestellt, welche Mittel ihr zur Verfügung stehen, ihren Missionschulen diesen unerwünschten Nebenerfolg zu nehmen. So entsteht die Forderung der Arbeitsschule, sei es für Landwirtschaft oder Handwerk, also die Berufsschule, und es zeigt sich, daß alle Fragen der neuesten Pädagogik nicht nur hier in der Heimat, sondern auch draußen in der Missionschule Beachtung fordern. Arbeitserziehung kann man nicht dadurch leisten, daß man einer intellektuell bestimmten Schule den Stundenplan zugunsten einiger Arbeitsstunden etwas verkürzt, denn was künstlich angeflickt ist, muß immer als Fremdkörper empfunden werden. Nein, die Arbeitsschule muß unter Berücksichtigung aller bisher berührten psychologischen, kulturellen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten von Grund auf methodisch neu konstruiert werden. Sie bedarf einer lokalen Differenzierung, denn sie muß, ohne eine eigentliche Berufsschule zu werden, ihren Schülern die Gesamtbildung vermitteln, die bei bescheidenem Anspruch ihren künftigen natürlichen Lebensbedürfnissen und den Minimalforderungen einer einfachen christlichen Gemeinde entspricht. Dazu muß sie sich, entgegen der Zeitströmung und entgegen den Forderungen der Regie-



ring auf ihren Unterstufen vom fremdsprachlichen Unterricht möglichst fernhalten und den intellektuellen Unterricht auf 9—12 Wochenstunden bei dreibis vierjährigem Lehrgang beschränken. Aber das allerwichtigste wird sein, die für solche Schulen notwendigen eingeborenen Lehrkräfte planmäßig heranzubilden und ihnen auch die nötigste methodische Schulung mitzugeben. Ganz ohne Frage ist das bisher einer der schwächsten Punkte im Missionsschulwesen gewesen, und das hat wieder seinen Grund in der nicht zureichenden pädagogischen Vorbildung der zur Schulleitung berufenen Missionare.

Wächte der sich hier anbahnende Umschwung der Mission bald die Kräfte zuführen, die imstande sind, die heute theoretisch behandelten Fragen praktisch zu beantworten, damit das wichtige Arbeitsmittel der Missionschule die These rechtfertigt, von der ich ausging, daß alle Missionsarbeit angewandte Pädagogik ist.



## Chronik.

Die internationale christliche Studentenkongferenz in Peking vom 4. bis 9. April 1922. In der Regel in jedem vierten Jahre findet in irgend einem der Universitätsmittelpunkte der Welt eine internationale Konferenz des Weltbundes christlicher Studenten (World's Students Christian Federation) statt. Während des Krieges fand fast ein Jahrzehnt lang eine Unterbrechung statt. Nun hat die erste Konferenz wieder stattgefunden, und zwar in Peking. 764 Abgeordnete nahmen daran teil: 129 Ausländer und 635 Chinesen. Unter den ausländischen Gästen befanden sich die beiden deutschen, der frühere Reichskanzler Dr. Michaelis und Prof. D. Heim-Tübingen. Man hatte um die Konferenz nicht geringe Befürchtungen; denn in den nichtchristlichen akademischen Kreisen Chinas, bei den Studenten wie bei den Professoren, regte sich entschiedener Widerspruch. Die Sache war nicht unbedenklich, seit sich der einflußreiche und angesehene Kanzler der Peking-Universität, Tsaijwan pai, an die Spitze der antichristlichen Bewegung gestellt hatte. Man witterte in ihr einen neuen Versuch Amerikas in China, seinen kommerziellen Imperialismus des Kapitals auf dem Umwege über die christlichen Vereine J. M. aufzurichten und zu befestigen. In einem der Aufrufe hieß es: „Was der Kongreß des Weltbundes christlicher Studenten besprechen will, sind nur Machenschaften des Kapitalismus, der seine Weltherrschaft aufrecht erhalten und auf China ausdehnen will. Wir sehen in ihm eine Zusammenkunft von Räubern, die die Jugend erniedrigen und schänden, das chinesische Volk betrügen und seine wirtschaftlichen Hilfsquellen rauben will.“ In diesem Zusammenhang werden allerlei radikalkritische Anklagen gegen Christus und das Christentum aufgewärmt. Jesus sei geistig nicht normal gewesen, habe an Größenwahn, an Doppelbewußtsein gelitten; die Kirche habe unsäglich viel Unheil über die ihr anhängenden Völker gebracht usw. Trotz dieser feindseligen Sprache hat die Opposition der Studentenkongferenz nicht geschadet. Sie ist ohne Störung verlaufen. Sie tagte in dem schönen Tsinghuan College, in welchen diejenigen jungen Chinesen erzogen werden, welche auf Kosten der von Nordamerika zurückgezahlten Vorerentschädigung in den Vereinigten Staaten zu studieren berufen sind. Das Generalthema und der Leit-

gedanke der Konferenz war: „Christus und der Wiederaufbau der durch den Weltkrieg zerschlagenen Menschheit.“ Es ist das Vorrecht der Jugend, ohne durch die trüben Erfahrungen der rauen Wirklichkeit zu arg gedämpft zu werden, in einem hochfliegenden Idealismus eine Welt zu konstruieren, wie sie sein sollte, und sich über die großen, schöpferischen und aufbauenden Kräfte klar zu werden, wie sie durch das Christentum entbunden werden. Dabei war es nach der Übersteigerung des nationalen Gedankens im Weltkrieg und der scharfen Zuspitzung des Ringens um das nationale Selbstbestimmungsrecht (z. B. in Indien und Korea) begreiflich, daß zwei idealistische Gedankenreihen stark betont werden: die allgemeine Entwaffnung der Völker und auf ihrer Grundlage die Herstellung des Weltfriedens, und als Überbrückung der nationalen Spannungen die Bruderschaft aller Menschen. Im Rahmen dieses Idealismus ist es begreiflich, daß sich die Studenten geradezu leidenschaftlich für die Gleichheit aller Rassen und Völker einsetzten. Eine Entschliebung lautet: „Wir christlichen Studenten von allen Teilen der Welt glauben an die grundsätzliche Gleichheit aller Rassen und Nationen und halten es für einen Teil unseres christlichen Berufes, dieser Wirklichkeit in allen unsern Beziehungen zu ihrem Recht zu verhelfen.“ Einstimmig wurde auch folgende pazifistische Entschliebung gegen den Krieg im allgemeinen angenommen: „Wir halten es für unsere absolute Pflicht, alles zu tun, was in unserer Macht steht, um gegen die Ursachen, welche zu Kriegen führen, zu kämpfen und damit auch den Krieg als Mittel zur Lösung internationaler Streitfragen zu bekämpfen.“ Keine Einstimmigkeit konnte dagegen über die Frage erzielt werden, ob im Falle eines Krieges der christliche Student im Dienste seines Vaterlandes zu den Waffen greifen dürfe. Es wurde resoliert: „Als das Ergebnis unserer Aussprachen bei der Pefinger Konferenz erklären wir ehrlich, daß wir zu keinem einmütigen Urteil darüber gekommen sind, was im Falle eines Krieges unsere persönliche Haltung sein solle. Einige sind überzeugt, daß sie unter keinen Umständen sich am Kriege beteiligen dürfen. Andere halten es für ihre Pflicht, unter gewissen Umständen zu den Waffen zu greifen. Wir einigen uns indessen in der tiefen Überzeugung, daß wir unter allen Umständen der Leitung Jesu Christi zu folgen entschlossen sind. Es ist uns ein Anliegen, daß die verschiedenen nationalen Abteilungen des christlichen Studenten-Weltbundes die ganze Kriegsfrage furchtlos und ehrlich studieren und dabei die sozialen und wirtschaftlichen Kräfte im Auge behalten, welche schließlich Kriege unvermeidlich machen.“ Der hochfliegende Idealismus war verhältnismäßig unschuldig, da Deutsche, Franzosen, Engländer und Amerikaner, Indier, Chinesen, Japaner und Koreaner miteinander tagten und reichlich Gelegenheit hatten, den großen Abstand der Idee von der rauen Wirklichkeit mit ihrer drückenden Last in mündlichen Verhandlungen zu erleben. Nebenbei suchten großzügige Vorträge Licht und Begweisung für die Menschheitsfragen zu geben. Professor D. Heim redete über „Christus und die Philosophie“ und führte aus, daß wir in Christus einen befriedigenderen Schlüssel für die Welträtsel haben als im Evolutionismus, Pessimismus und Pragmatismus. Christus wandelt den Pessimismus in Kraft. Der Mensch hat nicht in sich selbst die Kraft, um den Fortschritt zu erzielen, und den Schmerz in der Welt zu überwinden, welche der Evolutionismus in Anspruch nimmt. Der Franzose Paul Monier

aus Panoi in Tonting führte aus, daß die Wissenschaft in Begriff sei den geistlosen Materialismus zu überwinden und durch eine Weiterklärung auf Grund von Geist und Kraft zu ersetzen. Der Straßburger Professor Jean Monnier suchte zu zeigen, daß von Christo im Seelenleben des Menschen tiefere Einflüsse ausgehen als von Kunst und Kultur und daß nur der Geist Jesu Christi wahre Kultur zu schaffen vermag. Natürlich fehlte auf einer unter amerikanischem Einfluß tagenden Konferenz auch das übliche Thema über „Demokratie“ nicht; der chinesische Generalsekretär des Ch. B. F. M., David Hui, führte aus, daß zu ihr neben der Redefreiheit Gleichheit der Entwicklungsmöglichkeiten und der Pflichten gehöre; gerade dies letztere werde oft ungebührlich übersehen. Vielleicht die wertvollste Arbeit der Konferenz wurde in kleineren Arbeitsgemeinschaften, sogen. Forums, geleistet, in welchen eine unhaltbare und oft temperamentvolle Aussprache über die wichtigsten schwebenden Fragen stattfand.

**Unterstützung kontinentaler Missionen durch amerikanische Missionsgesellschaften im Jahre 1921.** Soeben geht mir ein Auszug aus dem Bericht über die Jahreskonferenz der amerikanischen Missionsgesellschaften im Januar 1922 zu. Darin heißt es: „Der Amerikanische Board und die amerikanische Reformierte Kirche haben sich bereit erklärt, fünf Jahre hindurch je 2500 Dollars zur Unterstützung der ehemaligen Basler Mission auf der Malabar-Küste zu zahlen, also im Jahre 1921 5000 Doll. Die amerikanische Brüdergemeine bringt zum Unterhalt der bisher von der deutschen Brüdergemeine unterhaltenen Missionsarbeiten in Amerika 25—30 000 Doll. im Jahr auf. Die Evangelische Synode von Nord-Amerika (früher: German Evangelical Synod) zahlt für die chinesische Arbeit der Rheinischen Mission 6156 Doll. und ebenso viel hat sie für die chinesische Arbeit der Basler Mission aufgebracht, im ganzen also 12 212 Doll. Die amerikanischen südlichen Baptisten haben 500 Doll. für deutsche (wahrscheinlich baptistische) Missionen in China bezahlt. Für die Liebenzeller Mission haben die Evangelical Association (eine methodistische Kirche) 4593 Doll. und die Missourische Synode 1500 Doll. bezahlt. Außerdem hat der General Mission Board der freien Methodistenkirche 533 Doll. für irgend eine deutsche Mission in China bezahlt. Von lutherischen Organisationen haben erhalten: die acht früheren Hermannsburger Stationen in Indien von der Ohio-Synode 44 000 Doll., von der lutherischen Iowa-Synode die beiden deutschen Missionen in Neuguinea 44 441 Doll., die Leipziger Mission im früheren Deutsch-Ostafrika 11 143 Doll., verschiedene andere Gesellschaften in kleineren Beträgen 627 Doll. Die Vereinigte Lutherische Kirche hat zur Weiterführung der Breklumer Missionsarbeit in Indien 25 000 Doll. bezahlt. Das lutherische National-Konzil hat zur Weiterführung der Missionsarbeit in China an die Berliner Mission 49 812 Doll. gezahlt, an die finnische Missionsgesellschaft 16 250 Doll., an die Kieler Mission 5152 Doll., für die finnische Mission in Japan 5139 Doll., für die Unterstützung der Gofnerschen Mission in Indien 21 459 Doll., für die Unterstützung der Hermannsburger Mission in Südafrika 32 457 Doll., für die Unterstützung der Leipziger Mission am Kilimandscharo 2973 Doll., d. h. also, das lutherische National-Konzil hat allein für die kontinentalen Missionen etwa 133 000 Doll. aufgebracht.“ Es ist überaus dankenswert, daß zumal die amerikanischen lutherischen Kirchen



nach Kräften, ja zum Teil wohl sogar über ihre Kräfte hinaus sich anstrengen, um die deutschen Missionen in ihrer gegenwärtigen Krise über Wasser zu halten. Das hat ein Band der Gemeinschaft zwischen den lutherischen Kirchen in Amerika und den Heimatländern der lutherischen Reformation geschaffen, wie wir uns dessen vor dem Kriege nicht mit gleicher Deutlichkeit bewußt waren.

**Stimmungsbild aus Indien.** Die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat im Winter 1921/22 eine aus zehn Köpfen bestehende Deputation nach Britisch-Indien hinausgeschickt, um die dortigen Missionsprobleme im Zusammenhang zu studieren. Der Bericht über diese Studienreise ist soeben erschienen (E.M.S.-Delegation in India and Ceylon), und die Juni-Nummer der E.M.A. bringt einen interessanten Bericht darüber. Aus ihm geht hervor, in welchem Umfang die nationalen und Rassengegensätze auch die Missionsfragen beeinflussen. Die anglikanische Kirche ist bekanntlich größtenteils in Indien Staatskirche. Die Bischöfe werden vom englischen Ministerium eingesetzt und erhalten von dort her ihre Gehälter. Das empfindliche indische Nationalbewußtsein verträgt es nicht mehr, daß die Kirchenleitung überwiegend in den Händen einer Hierarchie liegen soll, die in erster Linie für die kleine Zahl englischer Beamter und Soldaten eingesetzt ist. Die indischen Christen verlangen eine autonome indische Kirche ohne Bindung an die englische Regierung. Sie verlangen, daß nicht mehr das englische Common Prayer Book die selbstverständliche Norm ihres kirchlichen Lebens ist. Sie verlangen, daß die Bischofssprengel übersichtlich gestaltet werden, und daß sie sich die Bischöfe nach eigenem Ermessen wählen dürfen. Die Delegation machte die merkwürdige Erfahrung, daß nirgends das christliche Leben günstiger entwickelt, selbsttätiger und anstrebender war als in der einen anglikanischen Diözese unter einem indischen Bischof in dem Vasallenstaate Seiderabad, und daß, trotzdem die dortigen Christen fast ausschließlich aus den Kreisen der Kastenlosen stammen. Eine andere beachtenswerte Beobachtung war, daß die theologischen Seminare in Nordindien, wo der europäische Missionsbetrieb noch die Lage beherrscht, fast leer sind und überhaupt keine indischen Bewerber finden. Dagegen in Südindien, wo das christliche Gemeindeleben stark und selbständig entwickelt ist, die Seminare die Fülle der Bewerber nicht fassen können. Vielleicht das einschneidendste Ergebnis der Delegation war, daß sie vorgeschlagen hat, fast die Hälfte der höheren E.M.S.-Schulen für Heidenkinder eingehen zu lassen, um das höhere Schulwesen noch bestimmter als bisher auf Christenkinder zu konzentrieren.

**Entschließung der nationalen christlichen Konferenz in Schanghai vom 2. bis 11. Mai 1922.** „Es ist an die Konferenz das Ansinnen gestellt, die christlichen Grundüberzeugungen in einer Präambel für die Sitzung des christlichen Nationalrates auszusprechen. Wir Glieder der Konferenz bekennen mit Freuden unseren Glauben und Gehorsam gegen Gott, den allmächtigen Vater, Jesus Christus, seinen Sohn, unseren Herrn und Heiland, der uns geliebt und sich selbst für unsere Sünden dahin gegeben hat, und den Heiligen Geist, den Herrn und Geber des Lebens. Wir erkennen die Heilige Schrift als oberste Norm des Glaubens und Lebens an und bestätigen die christlichen

Grundwahrheiten der verschiedenen Kirchen, denen wir angehören. Die Konferenz ist indessen nicht berufen, als Konzil mit Autorität ein Urteil über Fragen der Lehre und des kirchlichen Lebens zu fällen oder irgend ein Glaubens- oder Lehrbekenntnis zu formulieren. Während die Konferenz es für eine Lebensnotwendigkeit hält, daß die Kirche Christi auf dem Grunde wahren Glaubens und gesunder Lehre aufgebaut ist, erkennt sie an, daß die Befugnis zu bestimmen, was die wesentlichen Aussagen des christlichen Glaubens sind, bei den verschiedenen Kirchen liegt, die in dieser Konferenz vertreten sind. Ein christlicher Nationalrat, wie er von dieser Konferenz eingesetzt wird, ist in keinem Sinne eine kirchliche Behörde und kann deswegen auch deren Obliegenheiten nicht ausüben. Sie ist eine beratende Instanz, welche die Arbeit dieser Konferenz fortsetzt und die Vertreter der verschiedenen Kirchen und Missionen zusammenführt, damit sie sich in gemeinsamer Beratung bereichern. Er wird nur dann in Angelegenheiten gemeinsamen Interesses handeln, wenn er überzeugt ist, daß seine Schritte in Übereinstimmung mit den Wünschen der sich zusammenschließenden Gesellschaften liegen."

**Pandita Ramabai.** Am 5. April ist in ihrem bekannten, großen Witwen- und Waisenheim Muffi bei Abedgan Pandita Ramabai gestorben. Schon vor einigen Monaten war ihr ihre einzige Tochter Manorama in die Ewigkeit vorausgegangen. Damit kommt eine eigenartige Episode der indischen Missionsgeschichte zum Abschluß. Die hochbegabte Brahmanenfrau Ramabai, auch in indischer Gelehrsamkeit gründlich bewandert, ist die Vorkämpferin indischer Wittwennot gewesen und hat zumal nach den großen Hungersnöten der neunziger Jahre einen Strom des Segens aus aller Welt in die Wüsten indischen Witwen- und Waisenlebens zu leiten verstanden.

**Die Leipziger Mission und die lutherische Kirche in Rußland.** Auf der Generalversammlung der evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft im Anschluß an das Jahresfest in Leipzig in der Pfingstwoche ist der bedeutsame Beschluß gefaßt, daß die Leipziger Mission, ohne ihren Charakter als Heidenmissionsgesellschaft aufzugeben, vorläufig in ihrem Seminar auch Geistliche und Evangelisten für die ihres Pastorenstandes zum großen Teile beraubte lutherische Kirche in Rußland ausbilden wird. Es wird damit der eigenartige Versuch gemacht, auch für die Heimatkirche in etwas die bisherige lutherische Aderlieferung zu durchbrechen, welche für den Pastorenstand akademische Vorbildung als unerläßliche Bedingung ansah. Der Vorgang wird um so aufmerksamer verfolgt werden, als er von einer gut lutherischen Gesellschaft gemacht wird.

**Russische Missionsgesellschaft.** Unter diesem Namen hat sich in Berlin-Charlottenburg ein deutscher Zweig einer internationalen baptistischen Organisation etabliert. Das Hauptquartier befindet sich in London auf dem Grundstück von Spurgeons Tabernacle. Es bestehen in England, Amerika und Deutschland „Abteilungen“ und in vielen andern Ländern Hilfsbünde oder Vertreter. „Die erste Partie von Missionaren ist von Amerika am 30. November 1920 abgefahren. Diese Erstzahl bestand aus 21 Missionaren.“ Jetzt stehen ihrer 53 in der Arbeit; es sind ihrer 500 in Aussicht genommen. Es

handelt sich also um eine mit angelsächsischer Großzügigkeit in Angriff genommene baptistische Propaganda in Rußland. Sowohl in England wie in Deutschland werden umfangreiche Zeitschriften herausgegeben. In Charlottenburg ist ein fünfstöckiges Wohnhaus gekauft, um als Missionshaus eingerichtet zu werden. Der baptistische Charakter des Unternehmens wird in Deutschland verschleiert; auch steht es unseres Wissens mit der deutschen Baptistenkirche nicht in Verbindung. Nebenbei wird in deutschen Gemeindefreizeiten evangelisiert.

Die Generalversammlung der lutherischen Kolskirche, also die jetzt autonome Kirche der Gohnerschen Kolmission, hat auf ihrer diesjährigen Tagung am 28. März einstimmig beschlossen, um die Rückkehr von 7 Gohnerschen Missionaren und 3 Missionarinnen zu petitionieren. Vorausgesetzt ist dabei, daß diese Missionare die Selbständigkeit der lutherischen Kolskirche anerkennen und sich ihr willig als dienende Glieder einfügen. Der Antrag hat noch einen langen Instanzenweg zu durchlaufen, und die Entscheidung wird schließlich bei der englischen Regierung liegen, die eben erst äußerst rigorose Bestimmungen über etwaige ausnahmsweise Niederlassung von deutschen Missionaren in Indien erlassen hat.

Arbeitsgemeinschaft zwischen der Berliner und Gohnerschen Mission. Nach langen mühsamen Verhandlungen ist zwischen den beiden lutherischen Berliner Missionen ein Abkommen getroffen, das wenigstens auf zwei wichtigen Arbeitsfeldern eine Arbeitsgemeinschaft herbeiführt. Die Gohnersche Mission verzichtet darauf, für ihre (allerdings sehr wenigen; jetzt zwei) Missionszöglinge ein eigenes Seminar zu unterhalten. Ihre Zöglinge werden mit im Berliner Seminar ausgebildet. Dafür treten Missionsdirektor D. Kausch und Missionsinspektor Jernid in den Lehrkörper des Berliner Seminars ein. Allerdings hat dafür die Berliner Mission das Opfer gebracht, den tüchtigen und bewährten Missionsinspektor D. Glüer aus ihrem Dienste zu entlassen und in ein Pfarramt gehen zu lassen. Sie scheidet sich begreiflicher Weise ungern von diesem gerade als Lehrer der systematischen Fächer bedeutenden Manne, dem ja auch wegen seiner Begabung auf diesem Gebiete die Greifswalder Fakultät den theologischen Doktorgrad verliehen hat. Als zweite Arbeitsgemeinschaft ist der Eintritt der Gohnerschen Mission neben der Berliner Mission auf ihrem südchinesischen Arbeitsfelde ins Auge gefaßt, wenn etwa die Gohnersche Mission im Stande sein sollte, eine neue Missionsarbeit anzugreifen.

Fremdenfeindliche Bewegung in China. Bei der Bedeutung, welche die fremdenfeindliche Bewegung augenblicklich wieder in China zu gewinnen scheint, wird unsern Lesern ein Artikel des angesehenen Angelsachsen Barff von Wert sein, der uns von wohl unterrichteter Seite zur Verfügung gestellt wird. In diesem Leitartikel der „Peking Daily News“ vom 18. und 22. April d. Js. behandelt G. H. Branton Barff die christenfeindliche oder besser religionsfeindliche Bewegung in China. Der Schreiber stellt fest, daß die Bewegung gleichzeitig an verschiedenen Plätzen des Landes sich bemerkbar gemacht hätte. Ihre Mittelpunkte lägen in Peking und Shanghai. Angebllich



sei die Bewegung durch bolschewistische Propaganda entstanden, das würde aber nur von der fremden Presse behauptet, die heute alles der bolschewistischen Propaganda in die Schuhe schiebt, genau so wie sie die 21 Forderungen Japans und alles andere, was ihnen im Kriege unbequem war, der deutschen Propaganda in die Schuhe geschoben hätte. Dagegen wisse man sehr wohl, daß die Ruhestörer die reaktionären Russen seien. Tatsächlich beruhe die christenfeindliche Bewegung in Schanghai auf sozial-politischen, in Peking dagegen auf philosophischen, vielmehr auf pseudo-philosophischen Gründen. Das letztere erklärt, weshalb sich so viele Studenten an der Bewegung beteiligten, wie überhaupt die Studenten weit über das, was ihnen zuläme, sich an der Erörterung politischer und auch internationaler Fragen beteiligten. Der Weltkongreß christlicher Studenten habe nur den unmittelbaren Anlaß zu dem Ausbruch der Bewegung gegeben. Tatsächlich sei ja die ganze Welt heute in Gärung, und das habe natürlicherweise auch China seit der Revolution 1911/12 zu unerfreulichen Verhältnissen geführt. Ein großer Teil der Schuld liege aber bei den Missionaren selbst, die sich anheischig machten, dem Volk eine Lösung der Lebensprobleme zu bringen. Die Missionare mußten einsehen, daß sie in 100 Jahren nur sehr geringe Fortschritte gemacht hätten, und daß die sogenannten aufgeklärten Chinesen sich noch nicht einmal die Mühe geben, sich davon zu vergewissern, was das Christentum wolle; die christlichen Gedanken würden, ohne daß man sie kenne, kurzer Hand abgelehnt. In Missionarskreisen erwarte man sehr bald den Ausbruch einer sehr scharfen Anti-Missionsbewegung mit Unruhen und Christenverfolgungen, wenn nicht eine fremdfeindliche Bewegung nach Art der Vorerzeit. Derartiges sei aber ganz undenkbar im heutigen China und würde nur von Leuten verbreitet, die entweder sich der Verhältnisse in vergangenen Zeiten erinnerten oder nur von den damaligen Ereignissen gehört hätten. Selbstverständlich würde das Christentum in China auf Widerstand stoßen. Die literarische Renaissance in China sei bisher ein Planenangriff auf die Stellung des Christentums, werde sich aber bald zu einem Frontangriff entwickeln. Die Missionare würden das bald spüren. Es würde eine eigene chinesische christliche Kirche entstehen, die auf Unterstützung vom Ausland verzichten werde. Das werde die erste Folge der heutigen christenfeindlichen Bewegung sein. Die Dinge würden sich ganz ähnlich entwickeln wie im alten Rom. Das asiatische Christentum werde nicht mit dem Christentum des Westens in einen Topf geworfen werden können, es werde vielmehr eine autonome Christenheit im Osten aufkommen. Barff weist zum Schluß auf entsprechende Ausführungen in Houston Steward Chamberlain's „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ hin.



## Bücherbesprechungen.

H. Fried, *Die evangelische Mission*. Ursprung, Geschichte, Zeit. Bücherei der Kultur und Geschichte Band 26. Bonn, Kurt Schröder. 1922.

Das Erscheinen dieses Buches ist hoch erfreulich. Allerdings sein Titel könnte falsche Erwartungen erwecken. Es ist nur und will nur sein eine Geschichte des heimatlichen Missionslebens auf dem Boden des Protestantismus. Wir müssen in der Einschränkung noch weiter gehen. Den britischen Missionen werden in der Hauptsache nur 40 Seiten (S. 241—280) und den amerikanischen annähernd ebensoviel (S. 369—416) gewidmet, wiewohl in diesem letzteren Abschnitt vom amerikanischen Missionsleben wenig die Rede ist. Auch die übrigen kontinentalen Missionen werden nur eben gestreift. Das Hauptverdienst des Buches liegt nur in der Darstellung des deutschen Missionslebens. Wir machen kein Hehl daraus, wir haben auch hier gegen die Haupteinstellung schwere Bedenken; wir teilen viele von den Grundanschauungen des Verfassers nicht, und wir haben den Eindruck, daß wie in einem sein Bild nicht getreu zurückwerfen, sondern aus irgend einem Grunde verzerrenden Spiegel die Linien nicht ganz richtig und deutlich heraustreten und deshalb doch letztlich kein ganz richtiger Gesamteindruck hervorgerufen wird. Zwei Zeitgedanken beherrschen die Darstellung. Einmal: Mission gegen Propaganda; und zwar wird Propaganda gedeutet als die Aufprägung einer auf fremdem Boden gewachsenen christlichen Lebensform und Kultur, Mission als die Pflanzung eines wachstümlichen Keims, aus dem in jedem Boden und jedem Lande eine bodenständige Kirche nach eigenen Lebensgesetzen erwachsen soll. Dieser Gesichtspunkt wird nun aber nicht wie seiner Zeit bei Martin Rähler gegen die römisch-katholische Mission gekehrt, sondern gegen die holländischen Kolonialmissionen, gegen die Missionspläne des Philosophen Leibniz, gegen fast die gesamte moderne amerikanische und die mehr und mehr unter ihren Einfluß geratende britische und kontinentale Mission. Der andere Zeitgedanke ist der Herder-Max-Müllersche: Mission soll grundsätzlich Selbstdarstellung des christlichen Glaubens und Lebens, nicht Bekehrungseifer, nicht Kirchengründung sein. Eine Bücheranzeige reicht nicht aus, um uns mit diesen beiden Grundanschauungen auseinanderzusetzen. Noch zumal es sich hier letztlich anscheinend um Differenzen der Grundanschauung handelt: Wir sehen im Christentum eine Heilsbotschaft an die Menschheit, zu deren Botschaftern uns der erhöhte Herr gemacht hat; und wir sehen in der Aufrichtung der Königsherrschaft Gottes inmitten der Menschheit die Verwirklichung des pneumatischen Leibes Christi, welches ist seine Kirche. Wir glauben, daß das Heil für Zeit und Ewigkeit von der Annahme oder Ablehnung Jesu Christi abhängt. Damit haben wir auch für alle Missionsbetrachtungen unverrückbare Grundlinien. Wir betonen aber gern, daß diese abweichende Betrachtungsweise in Frid's Buch nicht in polemischer Schärfe heraustritt. Er wirkt in geistvoller und liebenswürdiger Weise für seine anders gearteten Anschauungen. Und gerade in seinem schneidigen Protest gegen den „Amerikanismus“ wird er viele Leser auf seiner Seite haben, die vielleicht weder die unzureichenden Grundlagen seiner Konstruktion noch die Tragweite seiner Folgerungen übersehen. Diese Kritik soll nun aber ganz und gar nicht von der Lektüre des Buches abschrecken. Im Gegenteil, es ist eins der geistvollsten und anregendsten Missionsbücher, das wir seit Jahren gelesen haben. Es ist mit einem erstaunlich eindringenden Verständnis geschrieben, — nicht in die Einzelheiten der Missionsgeschichte, da bringt Frid meist nur speziell betreffs der heilsichen Kirche erhebliches

Neues bei und verarbeitet im übrigen das von anderen bereits beschaffte Material! — aber die allgemeinen kirchengeschichtlichen und kulturellen Zusammenhänge, die treibenden Kräfte und Ideen werden mit einer Klarheit dargelegt, daß wo man auch immer zu lesen beginnt, man gefesselt, belehrt und zum Nachdenken angeregt wird. So ist das Buch eine bedeutende Bereicherung unserer Missionsliteratur, ein Beweis, daß auch die sonst meist nur einleitend und stiefmütterlich behandelte Geschichte des heimatischen Missionslebens eine gründliche wissenschaftliche Behandlung lohnt. Freilich gerade bei so viel Geist und so gründlicher allgemeiner Bildung bedauern wir, daß der Verfasser seine Studien nur so unzureichend auf das außerdeutsche Missionsleben ausgedehnt hat und sich deshalb dort im ganzen wie im einzelnen wieder und wieder so peinlich vergreift.

H. F. Jørgensen, *Hvor danste Missionærer arbejder*. Kopenhagen 1921. S. 115. 10 Kartenskizzen.

Der Verfasser, Sekretär der Dänischen Orientmission, gibt hier eine kurze Übersicht über die dänischen Missionsgebiete, geographisches, geschichtliches, ethnographisches, religiöses Material zur Orientierung auf ihnen und schildert kurz die bisher geleistete Missionsarbeit mit ihren Schwierigkeiten, Widerständen und Erfolgen, in der Mandschurei, Indien, Syrien, Arabien, Sudan und Grönland. Beigegeben ist ein Verzeichnis der 11 dänischen Missionsgesellschaften mit ihren leitenden Persönlichkeiten und Blättern. Das knapp gehaltene, zuverlässige Buch ist eine gute Einführung in die vielseitige, auch an der Arbeit unter den Muhamedanern beteiligte dänische Mission.

J. M. Olén, *Svenska Missionsbragder*. II. 1920. S. 58. III. 1921. S. 509. 2 Karten.

Dem ersten Teile des großen Reiserwerkes über die schwedischen Missionsgebiete in Asien und Afrika (angezeigt Jahrg. 1921, S. 263) sind nun der zweite, Indien und Südafrika behandelnd, und der dritte mit den Missionen in Mongolei, China, Japan und Korea gefolgt, in der Ausstattung dem ersten entsprechend. Den einzelnen Abschnitten gehen wieder kurze Übersichten der betreffenden Missionstätigkeit von Angehörigen derselben voraus. Die bei Anzeige von Band I geschilderte Darstellungsweise ist auch in diesen beiden Teilen beibehalten. Das ganze Werk ist kein Nachschlagebuch, auch keine eigentliche Missionsgeschichte, sondern eine zusammenschauende, liebevolle, Land und Leute berücksichtigende Darstellung der schwedischen Missionsleistungen, deren Größe auf dem Hintergrunde der Volkszustände aufgezeigt wird. Wenn auch in neuester Zeit noch Reisende, auch wissenschaftlich gebildete, ihre ungünstigen Urteile über die christliche Mission aussprechen, so ist es um so erfreulicher, in J. M. Olén einen Reisenden zu finden, der mit offenen und durch mehrjährigen Aufenthalt auf den verschiedensten Missionsfeldern unter Kultur- und Naturvölkern geschärften Augen die mühevollen und opferreiche Tätigkeit der Mission betrachtet und darauf ausgeht, sie seinen Landsleuten lieb und wert zu machen.

E. von Hedin, *Tsangpo Lamas Wallfahrt*. Die Pilger. 346 mit Buchschmuck nach tibetischen und mongolischen Materien. Leipzig, F. W. Brockhaus.



Es ist ja immer wieder eine neue Frage, wie man am lebendigsten und anschaulichsten eine fremde, große Welt für den in dem modernen Kulturmilieu einer europäischen Großstadt gesättigten und einseitig gewordenen Leser passend vor Augen stellt: in der wissenschaftlichen Darstellung von Land und Leuten, aber sie ermüdet in der Fülle ihrer Einzelheiten; im Bilde, aber das ist nur einem kleinen Kreise zugänglich und es redet erst unter sehr sachkundiger Erklärung; in der Form romanhafter Darstellung, aber die meisten dieser Kulturromane aus längst vergangenen Zeiten leiden an der Zwitterhaftigkeit, daß entweder der Roman die kulturgeschichtliche Darstellung unterdrückt oder umgekehrt. Sven Hedin will uns mitten hineinstellen in die großartige wilde Natur Hochasiens, in seine menschenleeren Stein- und Eiswüsten, in das freie, ungebundene Zagen seiner Nomaden- und Räuberhorden, in den seltsamen Bann seiner buddhistischen Kultur. Er tut das, indem er an der Hand der romanhaften Pilgerfahrt des jungen, adeligen Damas Tsangpo eine große Szene oder Seite nach der andern vor diese hochasiatischen Leben und dieser überwältigenden Natur in spannender Erzählung irgend eines einzigartigen Erlebnisses vor uns aufrollt. Jetzt ist's der mit orientalischer Pracht vor sich gehende Einzug des Taschi Lama in Peking, dann ein riesiger Grasbrand in der mongolischen Steppe, dann das westabgeschiedene Leben einiger buddhistischer Anachoreten auf einer Insel des zugefrorenen Kukunor, dann das Begräbnis eines Buddhistenpriors in der Gletscherwelt der Eisberge, dann die wilde Jagd unseres von Räuberhorden gefangenen mongolischen Edelmanns und Dama. Hier ist alles Farbe, Bewegung, Leben. Und hier ist alles individuell. Der mongolisch-tibetische Buddhismus in seiner bizarren Wildheit wird vor unsern Augen eine lebendige Wirklichkeit.

**Mart. Schlunz, Lic., Niederländisch-Indien als Missionsfeld. Basler Missionsbuchhandlung.**

Dieses Handbuch für Missionsstudentenreise will nicht in erster Linie als ein wissenschaftlicher Leitfaden oder ein akademisches Studienbuch gewertet werden, vielmehr es unsere Kenntnis von der holländischen Kolonialmission erheblich erweitert und vertieft, sondern als ein Hilfs- und Handbuch für die von Studenten und Lehrern, von jungen Leuten beiderlei Geschlechts und von anderen Gruppen veranstalteten und sich immer mehr einbürgernden Missionsstudentenreise. D. h. eine Gruppe gleichgesinnter junger Leute benutzt dies Buch, um sich 1. an der Hand desselben in ein bestimmtes Missionsgebiet, seinen besonderen Charakter, seine Schwierigkeiten und Erfolge einführen zu lassen; 2. an diesem Musterbeispiele in die großen Missionsfragen der protestantischen Mission überhaupt einzudringen und mit ihnen zu ringen; 3. beides aber nicht unter dem intellektuellen Gesichtspunkte der Wissensvermehrung, sondern unter dem praktisch-religiösen, sich zur Mitarbeit an dem weltweiten Missionswerke daheim oder in Übersee tüchtig zu machen. Schlunz's Buch ist nach Inhalt und Aufbau für diese anziehende Aufgabe in hohem Maße geeignet. Es gliedert sich in zehn Kapitel, ist also darauf berechnet, in zehn Zusammenkünften durchgearbeitet zu werden. Die ersten drei geben die allgemeine erdunkliche, geschichtliche und religiöse Orientierung. Das vierte führt durch die Gesamtheit der in der Gegenwart in Holländisch-Indien betriebenen Missionsarbeit gleichsam aus der Vogelschau: Die folgenden vier Kapitel behandeln die deutschen

Missionen auf Borneo, Sumatra, Nias und Java, an diesen konkreten Beispielen die wichtigsten Entwicklungsstufen und Typen der Arbeit vorführend. Die beiden letzten Kapitel führen zusammenfassend in die großen Missionsfragen ein, zumal in ihrer engen Verknüpfung mit der holländischen Kolonialpolitik. Hoffentlich sammeln sich um dies lehrhafte Studienbuch viele interessierte Kreise und lassen sich dadurch in der Missionskenntnis und -liebe fördern. Das Buch ist für Missionsstudienkreise zu erheblich ermäßigtem Preise von der Geschäftsstelle der Missionsstudienkommission, Hamburg, Blumenau 144, zu beziehen.

**Der Sadhu.** Christliche Mystik in einer indischen Seele. Von B. S. Streeter und A. J. Appasamy. Gotha, Fr. Andr. Bertels, 1922. — Dasselbe in Schwedisch: **Sadhu Sundar Singh**, en Österlands! Kristusmystikere. Stockholm, Verlag der Schwedischen Kirchenmission, 1922. — **Sadhu Sundar Singh**, ein Berufener Gottes, von Frau R. J. Barker; aus dem Englischen übersetzt. Liebenzell, Missionsbuchhandlung, 1922.

Sundar Singh hat im April die Schweiz, Deutschland und Skandinavien besucht und vor großen christlichen Versammlungen wirksam gesprochen; vielen ist die Begegnung mit ihm zum persönlichen Erlebnis geworden. Da wird es vielen willkommen sein, daß zu den beiden bereits um die Jahreswende erschienenen Broschüren von W. Müller (Stuttgarter Missionsverlag) und Schaerer (C. Bertelsmann in Gütersloh) über ihn noch mehrere umfanglichere Schriften veröffentlicht sind. Hier handelt es sich nicht um Originale, sondern um Uebersetzungen aus dem Englischen. Die im Liebenzeller Verlag erschienene Schrift ist sozusagen eine Lebensbeschreibung, welche Frau Missionar Barker auf Grund der Erzählungen des Sadhu und mit seiner Zustimmung verfaßt hat. Ungleich wichtiger ist das im Bertels'schen Verlage erschienene Buch, eine feine religions-psychologische Analyse, die mit gründlicher Kenntnis der neueren Forschungen auf diesem Gebiet und mit einem tiefen, sympathischen Verständnis für den indischen Mystiker von dem Oxforder Professor Streeter verfaßt ist. Auf Grund dieser ausgezeichneten Studie hatte Vic. Schomerus in der April-Nummer unserer Zeitschrift (S. 97 ff.) seinen ruhigen, besonnenen, viel beachteten Artikel geschrieben. Wir fassen nochmals kurz zusammen: Der Sadhu ist ein echter Christismystiker, dessen Frömmigkeit von der immer wiederholten Lebensgemeinschaft mit dem erhöhten Herrn in Ekstasen lebt. Dabei nährt sich sein geistliches Leben durchaus von der heiligen Schrift, die ihm schlechthin entscheidende Autorität ist. Dagegen steht er den kirchlichen Ordnungen und Leben mit großer Freiheit gegenüber. Jeden Inhalt der ihm in den Ekstasen zuteil gewordenen Erkenntnis mißt er instinktiv mit seinem geistlichen Verständnis an die Bibel. Eine eigene religiöse Gemeinschaft zu gründen, lehnt er ab. Die von ihm angeregten Menschen weist er an die geordneten kirchlichen Instanzen. Wahrscheinlich haben wir in ihm einen neuen Typus evangelischen Christentums, der sich original neben die großen kirchengeschichtlichen Typen stellt. Wir können nur Gott bitten, daß er ihn in dieser schlichten, echten, christusergebenen Mystik und in geistlicher Nüchternheit und Demut erhalte wie bisher.

Zum Jubiläum der Brüdergemeine hat H. Steinberg eine anziehende, vollstümliche Schrift: „Die Bräderkirche in ihrem Werden und Sein“ (eine Jubelgabe zum 200 jährigen Gedenkfest des Bestehens der Brüdergemeine ihren Mitgliedern und Freunden gewidmet, Herrnhut, Missionsbuchhandlung veröffentlicht.

Steinberg gibt weniger eine Geschichte als einen Überblick über die vielseitigen Lebensbetätigungen des weltweiten Werkes der Brüderkirche, nicht belastet mit schweren wissenschaftlichen Material, fesselnd geschrieben und gut orientierend. — Außerdem ist eine Reihe „Lebensbilder aus der Brüdergemeine“ in kleinen Heften begonnen: Heft 1: David Nitschmann, der erste Bischof der erneuerten Brüderkirche, von H. W. Reichel; 2,40 M. Heft 2: Melchior Nitschmann, von R. Müller; 2,40 M.; Heft 3: J. A. Rothe, Pfarrer von Berthelsdorf 1722—1737; von H. Steinberg; 3,60 M.; Heft 4: Christian David, von Th. Bechler, 9 M.; Heft 5: Abraham Dürningers Anfänge; 3 M. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. Die Hefte sind nach verschiedenen Gesichtspunkten gearbeitet; alle aber bringen anschauliche Bilder aus dem geistlich bewegten Leben der ersten Jahrzehnte von Herrnhut. Besonders hat Th. Bechler von dem rastlosen Botschafter Christian David ein auch zeitgeschichtlich lehrreiches Bild gezeichnet.

D. Friedrich Würz, Reichsgottesarbeit. Stuttgart, Evangelischer Missionsverlag.

Aus einem Ferienlager-Vortrag vor jugendlichen Christen herausgewachsen, möchte dies Büchlein jungen Christen, welche Reichsgottes- Arbeiter werden wollen, Handreichung für diesen Dienst aus dem Schatz der heiligen Schrift bieten. Würz schreibt aus reicher geistlicher Erfahrung, sein Buch wird darum vielen zum Segen sein. Es gliedert sich in acht kurze Kapitel, an deren Schluß jedesmal eine Reihe von Bibelstellen zur weiteren Vertiefung zusammengestellt ist. Jeder Abschnitt möchte einzeln in stiller, sinnender Betrachtung und unter Gebet überdacht werden.

Fritz Schaefer, Kolonialgeschichte. Sammlung Götschen. Bd. 156 und 783.

Diese ausgezeichnete, kurze, zusammenfassende Darstellung der Kolonialgeschichte aller Länder und Völker erscheint in vierter Auflage in zwei Bändchen und ziemlich starker Überarbeitung. Das 1. Bändchen, das bis zur französischen Revolution führt, ist wesentlich objektiv referierend, der zweite Band, das 19. Jahrhundert und etwas ausführlicher die Probleme und Entwicklungen der letzten Jahrzehnte behandelnd, fällt zielbewusste Urteile und will dadurch zur Bildung politischer Anschauungen behilflich sein. Diese beiden Bändchen sind zur Einführung in eine weitschichtige Materie hoch willkommen.





## 200 Jahre Herrnhut.

Von Th. Becker-Herrnhut.

(Schluß.)

Von den weiteren Arbeitsgruppen, mit denen die Brüdergemeine in Verbindung steht, kam dann die Innere Mission zu Wort. Zunächst D. Füllkrug-Berlin, der dem Vorsitzenden der Deutschen Unitäts-Direktion, Bischof Jensen, die Wahl zum lebenslänglichen Mitglied des Zentralausschusses für Innere Mission überbrachte. Sodann Geh. Rat Lotichius-Dresden, der von der Leitung der Innern Mission in Sachsen grüßte.

Die Vertreter der Kirche, die am Hauptfesttag redeten, nennen wir auch schon hier. Erst sprach S. Magn. Herr Oberhofprediger D. Dibelius, der Vertreter der sächsischen Landeskirche. Im Namen des deutsch-evangelischen Kirchenausschusses sprach freundliche Worte Geh. Rat Prof. D. Raftan, der Vizepräsident des preussischen Oberkirchenrats. Den letzteren vertrat Geh. Rat D. Scholz-Berlin. Im Namen der württembergischen Kirche sprach Präsident D. Zeller; im Auftrag der Lübecker Kirche Vic. Jannasch uff. Mit besonderer Freude sahen wir in unserer Mitte den Senior der noch heute in Posen bestehenden polnischen Brüderunität, Geh. Rat D. Sanißch. Nicht minder unsere Brüder aus Strassburg, aus Genf, aus Stockholm, Gothenburg, Holland uff. Natürlich waren auch die Brüdergemeinen in Deutschland und Böhmen vertreten. Bischof Marx aus Neuwied sprach im Namen der ersteren. Aus der Tschechoslowakei waren nicht weniger als 200 Brüdergemeinmitglieder anwesend. Sie hatten ja, als Vertreter unsrer Kirche im Lande der Väter, ein besonderes Recht mitzufeiern. Tief ergriff sie alles, was sie in Herrnhut sahen und hörten. Als Jubelgabe überbrachten sie ein Gemälde von Kunwald in Böhmen, dem Ort, in dessen Nähe die alte Brüderunität im Jahr 1457 entstand. Sogar aus englischen und amerikanischen Gemeinden war je ein Vertreter zur Stelle; aus Bristol die Gattin des früheren Mitglieds der Missionsdirektion, Bischof La Trobe, aus Amerika ein Bruder Neul.

Herrnhut ehrende und mit tiefem Dank entgegengenommene Grüße brachten die Vertreter der theologischen Fakultäten in Göttingen, Leipzig und Jena, Geh. Kons.-Rat Prof. D. Mirbt, Prof. D. Haas und Prof. D. Stärk, die unsern Brüdern Bischof Jensen, Vic. G. Reichel, Vertreter der Kirchen- und Brüdergeschichte am theologischen Seminar in Herrnhut, der auch durch seine Jubelfestschrift über die Anfänge Herrnhuts kürzlich wieder hervorgetreten ist, sowie dem Unitätsdirektor und Missionsinspektor E. Baudert die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber überbrachten.

Auch die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaft war vertreten. Zu deren Mitgliedern haben ja auch immer Herrnhuter gehört; an ihrer Gründung waren Herrnhuter beteiligt, und Herrnhuter unterstützen ihre Arbeit noch immer durch wertvolle Beiträge. —

Grüße kamen auch von einer Anzahl Freikirchen, den Lutheranern in Bayern, den Methodisten Süddeutschlands, von den Waldensern, der lettischen Synode, der evangelischen Kirche in Böhmen, von der eglise nationale uff. —

Endlich wollten auch die politischen Körperschaften nicht zurückstehen. Im Namen der sächsischen Landesregierung grüßte Ministerialrat Dr. Streitt.

Im Namen der Nachbarstädte der Zittauer Oberbürgermeister Dr. Müllr, und als Vertreter der politischen Gemeinde Herrnhut Dr. Burkhardt.

Den Hauptfesttag leiteten Vorträge unseres Posaunenchores ein, der, wie in Herrnhut üblich, in den Frühstunden des Feiertags die Straßen des Ortes durchzog. Am Häng des Heinrichsberges mit seinem reizvollen Blick auf die Berge fand morgens 8 Uhr unter strahlendem Himmel unter den Laubtronen der Eichen eine Morgenandacht statt. Von  $\frac{1}{2}$  10 bis gegen 1 Uhr hielt uns der Hauptfestakt im Gotteshaus zusammen. Das stilvolle Gebäude war zart und ansprechend geschmückt. Der Vorsitzende der Deutschen Unitäts-Direktion, Bischof Jensen, leitete die Feier. Der Chor setzte mit dem machtvollen Mendelssohnschen Hymnus: O welch eine Tiefe . . . ein. Dann begann der Prediger seine Ausführungen, die er an das Johannismort 3, 14 anknüpfte: Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder. Er wies auf die Wunder der Versöhnung und die Wunder der Bruderliebe hin, die in Herrnhuts Geschichte zur Ausgestaltung gelangt seien. Der Nachmittag brachte eine liturgische Feier mit mehrfachem Gesang des Kirchen- und Kinderchores. Vor allem eine stimmungsvolle Feier am Denkstein der Gedächtnisstätte im nahen Walde, wo Chr. David seine Art zum Bau des ersten Hauses in den Baum schlug. Ergreifend war es, wie die über 2000 Menschen an diesem historischen Orte den fahlen Stein umstanden und im dankbaren Rückblick auf Gottes Wundergüte feierten. D. G. Reichel ließ diesem Preise Gottes Worte, indem er anknüpfte an Herrnhuts Geschichte: Gott rief dem, das nicht war, daß es sei, an diese Wunderthat, die sich durch Herrnhuts ganzes Werden und Wachsen zieht. Diese Worte, die Klänge des Posaunenchores, die Scharen der Kinder, zumal der weißgekleideten Mädchen, die von der Sonne sangen, die jedes Dunkel erhellte, wirkten im Schatten der Waldung ergreifend. — Ein besonderes Wort hörten noch die böhmischen Mitfeiernden in tschechischer Sprache, da viele von ihnen des Deutschen nicht ganz mächtig waren, wie sie denn auch in diesen Tagen mehrfach einen besonderen Gottesdienst hatten. Eine gleich weihervolle Stunde beschloß den Tag: eine Abendandacht am Grabe Zinzendorfs auf dem stimmungsvollen Herrnhuter Friedhof. D. Hennig stimmte die Strophen an, die im Festbüchlein aufgenommen und sämtlich von Männern und Frauen gedichtet waren, die unter den schattigen Linden des Friedhofes der Auferstehung entgegenschlummern. Selben und Heldinnen des Glaubens und Arbeiter in allerlei Werken der Liebe.

Noch an einem zweiten Tag wurde gefeiert. Dieser war ja ohnehin ein Sonntag. An seinem Morgen setzte Regen ein, aber niemand konnte das bedauern, denn unsre Gluren lechzten nach diesem kostbaren Raß schon seit Wochen. Und wir sind, wenn wir auch auf eine geplante Nachmittags- und Abendfeier im Freien verzichten mußten, reichlicher und innerlicher erquidtet worden, denn wir konnten an dem Nachmittag noch viel Gutes im Gotteshause hören. Schon in den Frühstunden des Tages ließ sich die liebe Jugend nicht abhalten, wenn auch unter Schirm und Tuch, durch die Straßen zu ziehen und uns durch frische Weisen zu wecken. Die Predigt, von Bischof Bourquin gehalten, behandelte das Heilandswort aus dem Johannes-Evangelium, das auf Zinzendorfs Grabstein zu lesen steht: Ihr habt mich

nicht erwähnt. . . . Dann kamen die Kinder zu ihrem Recht. Sie hatten einen besonderen Gottesdienst im geschmückten Kirchensaal. Und auch am Nachmittag sprachen einige Redner mit reizend kindlichen und doch tiefen Worten zu ihnen. Die Erwachsenen hörten am Nachmittag Männer wie Geheimrat D. Conrad und andere werthe Festbesucher. Das Fest beschloß eine Abendandacht um 10 Uhr im Kirchensaal, der auch in dieser späten Stunde gedrängt voll war. Am Vormittag hatte sogar eine Parallelpredigt stattfinden müssen. Eine Illumination mußte der Witterung wegen unterbleiben, sie ist später nachgeholt worden. Vor allem wurde bedauert, daß das Festspiel, das die Zuwanderung der Mähren in ihre neue Heimat behandelte, nicht auf dem neugeschaffenen stimmungsvollen Festplatz am Heinrichsberg zur Vorführung gelangen konnte. Die Darsteller aber ließen es sich nicht nehmen, dreimal im geschlossenen Raum das Spiel vorzuführen, und es wirkte auf viele Beschauer und Hörer im geschlossenen Raum noch viel tiefer als im Freien. Kaum ein Auge blieb trocken, so natürlich wahr und ans Herz greifend trat hier das gottgewirkte Geschehen, das zur Gründung Herrnhuts führte, vor Herz und Auge. Und es war durchaus nötig, daß die Geschichte noch einmal zu uns sprach. Man hatte sie in den Reden fast garnicht berührt, und bei vielen konnte man doch ihre Kenntnis nicht voraussetzen. Herrnhut aber gelobte im Anblick dieser Geschichte, durch neue Treue dem Herrn zu dienen, der Herrnhut so wunderbar hatte werden lassen.

Nun aber muß auch an dieser Stelle ein warmer Dank gesagt werden all denen, die sich für die Jubiläumsgabe, die unserer Mission überreicht wurde, eingesetzt haben! Angeregt wurde sie durch Geheimrat D. Mirbt, Professor D. Richter und D. Schreiber. Gesammelt wurde sie auf dem weiten Kontinent, ja darüber hinaus in der gesamten protestantischen Welt. Ihr Ertrag (1½ Millionen Mark) hat uns tief beschämt, denn sie zeugte von weitgehender Liebe und Teilnahme, die der Brüdergemeine und ihrer Hauptarbeit entgegengetragen wird. Gedankt sei allen Freunden, allen Gebern, mögen sie Missionsfreunde oder Lösungsläser, ehemalige Zöglinge unsrer Erziehungsanstalten oder irgendwelche Einzelpersonen sein, die dem Dienste Herrnhuts einen Gottessegens verdanken. Seid versichert, daß wir aufgrund dieses Eures neuen Liebesbeweises auch in Zukunft mit Euch zusammenstehen wollen in gemeinsamem Gebet, in treuer Arbeit und mit immer wieder erneutem Dank gegen den Herrn für das, was er Euch und uns durch das Herrnhut gegeben hat, das er ins Leben rief und bis heute erhalten hat.

### 3. Die Herrnhuter Mission.

Die Herrnhuter dankten in jenen Tagen Gott vor allem für die Arbeit, die er Herrnhut zu tun erlaubte und noch erlaubt. Denn durch diese Arbeit ist Herrnhut erhalten worden. Und wenn wir auch in diesen Blättern Herrnhuts Gemeinschaftspflege, seine Erziehungsstätigkeit und seine christlich-soziale Arbeit auf sich beruben lassen, von der Herrnhuter Mission müssen wir noch ein Wort reden.

Kaum hatte die Geistesausgießung im Jahr 1727 die Herrnhuter Gemeinde ins Leben gerufen, so gingen die Brüder „Botschaften“ nach Oderwitz und Thüringen, nach Westindien und Grönland. Als Zinzendorf die Augen



schloß, hatte Herrnhut schon 50 Missionsanfänge zu verzeichnen. Und was war es doch Großes, daß Gott Herrnhut diese Arbeit gab. Manche andre Exulanten-Kolonien haben sich bald wieder aufgelöst, die Mährer aber haben das Märtyrertum ihres Erils umgeseht in die Tat der Heidenmission; und das ist Herrnhuts Leben geworden. Heute zählt die Brüdermission rund 110 000 Pflegebefohlene, die von 220 Heidenboten bedient werden, unter denen schon reichlich 40 ordinierte Eingeborene sind. Und die Missionschulen werden von 25 000 Schülern besucht. Ja, auch die Herrnhuter Mission ist ein Wunder der Gnade Gottes, der da rief dem, das nicht war, daß es sei.

Herrnhut hat der Heidenwelt viel gegeben, geisterfüllte Männer und Frauen, die nichts anderes kannten als den Heiland und ihn darum der Welt verkündigen wollten, deren höchstes Gut das Wort vom Kreuz war, „daß im Opfer Jesu allein zu finden Gnade und Freiheit von allen Sünden, für alle Welt,“ auch ein Christentum, das auf Gemeinschaft der Gläubigen, ja schließlich auf deren Einigkeit in aller Welt abzielte. Zinzendorf lag ja noch in seinen letzten Atemzügen diese Einigkeit nach Joh. 17 besonders am Herzen.

Wir wollen aber bei diesem Jubelrückblick vor allem danken für das, was die Heimatgemeinde Herrnhut von ihrer Mission empfangen hat. Es ist die Frage, welche von beiden Gaben die größere ist. Eugen Reichel sagte schon 1882 beim 150 jährigen Gedekfest unsrer Mission: „Wenn auch Herrnhut seine Mission ins Leben gerufen und im Gang erhalten hat, so hat doch die Mission das Größere getan, es hat Herrnhut am Leben erhalten.“ Denn es gab Zeiten, wie schon angedeutet, in denen man in der Heimatgemeinde nicht mehr so allgemein und so warm für die Mission empfand, wie es die Väter Herrnhuts getan hatten. Damals, als man (in der Mitte des 18. Jahrhunderts) in der Darstellung der Christusliebe etwas weichliche Formen annahm, da hat die Mission die Heimatgemeinde wieder ernüchtert. Da war es, wo Spangenberg einige Brüder, die nach Amerika kamen, mit der kurzen Frage: Seid ihr verrückt? zurechtsetzte. Da hat die nüchterne Arbeit dem ursprünglich selbst so spartanischen Herrnhut schnell seine Nüchternheit wieder zurückgegeben. Und am Anfang des 19. Jahrhunderts, als in der Heimat der „Dienst auf dem Posten“ einige Jahre hindurch nicht hoch im Werte stand, da hat die Arbeit in der Heidenwelt, die Herrnhut doch unentwegt weiter trieb, Herrnhut in den rechten Bahnen erhalten; bis dann durch die Geistesausgießung 1841 der Gemeinde neues Leben wieder allgemein geschenkt wurde.

Und warum konnte eine solche Rückwirkung vom Missionsfeld von solchem Einfluß sein? Weil Herrnhut keine Missionsgesellschaft, sondern eine Missionskirche war und ist. Die Mission war es ja überhaupt, die Herrnhut sein Kirchentum gegeben hatte. Herrnhut bedurfte eigentlich keiner eigenen Kirchenbildung und Zinzendorf wäre ihr nur allzugern aus dem Wege gegangen. Aber die Mission bedurfte ihrer. Als man in Westindien drei Jahre nach dem Missionsbeginn zu Tausen schreiten wollte, mußte für ein geordnetes Kirchentum Sorge getragen werden. Und um ordinierte Geistliche zu bekommen, wandte sich Zinzendorf an den letzten Bischof der

alten böhmisch-mährischen Bräderkirche, damaligen Oberhofprediger Jablonsky in Berlin, der mit großer Freude das Bischofstum an den Herrnhuter Missionar David Nitschmann weiter gab. Sein Kollege in Lissa stimmte freudig zu. Dadurch erhielt auch die Heimatgemeinde ihre eigene Kirche. Für die Mission aber hat von jeher die Tatsache, daß Herrnhut Missionskirche und nicht Missionsgesellschaft war, den großen Gewinn gebracht, daß nun nicht nur eine Anzahl von Missionsfreunden innerhalb einer Kirche, sondern die Gesamtgemeinde für die Mission interessiert war, weil die ganze Gemeinde sich als Tragboden für die gesamte Mission fühlte.

Herrnhut hat seiner Mission weiter ein wesentliches Stück seiner kirchlichen Organisation zu danken: den Laiendienst. Man hatte ja zwar in Herrnhut von Anfang an Laien für den geistlichen Dienst verwendet, besonders zur Seelsorge, und hatte damit Lutherische und Spenerische Gedanken verwirklicht. Die Mission aber brauchte Laien in weit größerer Zahl, da akademisch gebildete Heidenboten nur in vereinzelten Fällen zur Verfügung standen. So hat Herrnhut in der Folge Männer und Frauen jeglichen Standes als Streiter auf dem Missionsfeld gehabt. Und was für tüchtige Kräfte waren das oft! Zinzendorf denkt an Missionare wie Christian David und Matthäus Stach in Grönland, sowie Friedrich Martin in Westindien, wenn er sagt: Sind nicht unter uns eines Apostels Taten geschehen? Und auch die Frauen, was haben sie geleistet! Eine Witwe hat einmal eine ganze Station mehrere Jahre hindurch geleitet. — Auch die Dichtungen dieser einfachen Leute verdienen Erwähnung, sie legten ihr ganzes Herz in ihre Hymnen und haben mit ihnen das Christentum den Heiden und damit dann auch der Heimatgemeinde immer wieder ins Herz gesungen.

Die Heimatgemeinde lernte auch immer aufs neue die beständige Dienst- und Opferbereitschaft vom Missionsfeld. Gerade in den letzten Festtagen hat ein Besucher es als sein Erlebnis in der Brüdergemeinde ausgesprochen, daß ihm diese beständige Dienstbereitschaft der Herrnhuter so tiefen Eindruck machte. Und er hat recht. Es ist etwas Großes. Ich vergesse nie, wie ein kürzlich dahingegangener Bischof unserer Kirche öfters erklärte, daß ihm für sein inneres Leben kaum etwas so viel eingetragen habe als das beständige Bewußtsein, dem Herrn und der Gemeinde für den Heimat- und für den Missionsdienst jeden Augenblick zur Verfügung zu stehen. Denn das schob ihm immer wieder die Frage ins Herz: Wäre ich heute bereit, auf die Mission hinauszuziehen? Und wenn nicht, warum nicht? Dann steht es wohl nicht recht mit meinem Verhältnis zum Heiland. So ist die Mission ein ständiger Mahner und ein Ansporn zur Dienstbereitschaft für jeden Herrnhuter, und die entscheidendste Frage des Lebens: Bin ich wirklich belehrt, habe ich den Gehorsam, ohne den kein Glaube echt ist, wird ihm immer wieder vorgehalten.

Die Mission hat der Heimat auch immer wieder ihre Theologie gelehrt. Ach, wenn doch unsere theologische Wissenschaft überall mehr aus der Praxis des Missionslebens lernte! In Herrnhut war sie auch hierfür ein heiliges Korrektiv. Es mußte ja doch in der Heimat Eindruck machen, wenn, wie gesagt, jene ersten südafrikanischen Missionare in die Heimat schrieben, sie hätten nur drei Dinge: die Heiden, die Gemeinde und den Heiland. Man

mußte sich da fragen: Ist auch uns noch der Heiland alles? Und es mußte in Herrnhut Eindruck machen, wenn die Heidenboten einmal über das andere bezeugten: „Nur das Wort vom Kreuz schlägt durch. Nicht die Lehre von Gott, wie sie uns der Hallenser Professor nach Grönland mitgab. Erfolg hatte unsre Wortverkündigung erst, als sie vom Leiden Jesu in Gethsemane sprach; da wurde uns der Erstling aus den Heiden geschenkt.“ Und es mußte in Herrnhut Eindruck machen, wenn es aus den Tropen herüberlörnte, was ein Indianer (Tschoop) sagte: „Als einer zu uns kam, um uns über Gott zu belehren, da sagten wir ihm, das wissen wir schon. Als aber Euer Bruder Chr. Heinrich (Missionar Rauch) uns erzählte, daß Gott Mensch wurde und für uns starb, da ging es uns durchs Herz. Darum lehrt die Heiden nur vom Heiland und von seinem Kreuz.“ So ist die Heimatgemeinde durch die Mission immer wieder daran erinnert worden zu geloben: Wir wollen beim Kreuz bleiben und keine Marter treiben, bis wir dich sehn von Angesicht. Und:

Wir mit der sämtlichen Blutgemein  
wollen unaufhörlich des Zeugen sein,  
daß im Opfer Jesu allein zu finden  
Gnade und Freiheit von allen Sünden,  
für alle Welt.

Nichts anderes lehrt auch das biblische Ziel aller Reichsgottesarbeit so, wie die Heidenmission, nämlich das Ziel: Auf daß sie alle eines seien. Die eine große Herde umschließt Schwarze und Weiße, Grönländer und Hottentotten. Auf das eine Ziel hin müssen wir in der Heimat ebenso arbeiten, wie auf der Mission. Ueber alle Grenzen des Konfessionalismus und Materialismus hinweg.

In Summa: der geistvolle Biograph Zinzendorfs, Baron von Schrautenbach, behält noch heute recht, wenn er sagt: „Es ist schwer festzustellen, ob die Missionen Herrnhuts hinauswärts oder hineinwärts mehr ausgetragen haben.“ Ja, Herrnhut hat von seiner Mission viel Segen empfangen. Es bestand eine heilige Wechselwirkung zwischen Heimatgemeinde und Mission.

#### 4. Herrnhuts Stellung im deutschen Missionsleben.

Darüber schwiegen wir lieber und ließen unsre Freunde reden, wie sie es beim Fest getan. Aber es soll noch ein Wort über diesen Punkt gesagt werden. Hat Herrnhut, und vor allem seine Mission, auch der deutschen Umwelt im Laufe der 200 Jahre mancherlei gegeben, so haben wir auch dafür nur Gott zu danken.

Es war ja verständlich, daß Herrnhut als (abgesehen von der Dänisch-Halleschen Mission) älteste Mission treibende Gemeinschaft in Deutschland befruchtend auf das deutsche Missionsleben wirken mußte; denn Herrnhut hatte nun eben eine erste Erfahrung auf dem Missionsfelde draußen und allmählich auch im heimatlichen Missionswesen. Durch die Missionsvertretung in deutschen Landen wurde das Interesse für die Mission allüberall geweckt; durch das Wort der in die Heimat zurückkehrenden Boten, durch das Vorbild derer, die von Herrnhut da- und dorthin kamen und deren Herz für die Arbeit draußen warm schlug, durch die Gebefreudigkeit, die dem Herrnhuter an-



geboren ist, durch seine Diensthilfsbereitschaft und Opferbereitschaft, durch seine Missionsliteratur, die ja auch schon im 18. Jahrhundert auf weitere Kreise wirkte. — Es ist weiter verständlich, daß neu entstandene Missionsgesellschaften in Herrnhut Rat erfragten; die Leipziger und die Berliner Mission nennen wir, weil sie bei ihrem Beginn mit Herrnhut engere Fühlung nahmen. Aber auch andre Missionsgesellschaften führen ihre Entstehung auf Anregung von Herrnhuter Missionskreisen zurück. Wie denn kürzlich erst bezeugt wurde, daß es in deutschen Landen kaum einen größeren Missionsverein gäbe, der nicht von Herrnhut her mittelbar oder unmittelbar seine Anregung empfangen hätte. — Befruchtend haben begreiflicherweise schon Zinzendorfs Missions-Anweisungen und Spangenberg's erste Missionslehre auf die weite Umgebung gewirkt, ja bis in die neueste Zeit hinein Männer, wie A. von Dethl., Eugen Reichel und D. Buchner, um von den Lebenden zu schweigen. — Beschämend ist es, was alles als dankbare Gabe von Herrnhut genannt wird. Wir müssen uns aber beschämt fragen, ob wir nicht noch viel mehr hätten tun können? Eines nur dürfen wir freudig feststellen, daß wir damit noch immer in den Bahnen Zinzendorfs geblieben sind, daß wir nicht für unsere Kirche oder für unsre Mission auf Kosten anderer Propaganda machen wollen. Zinzendorf hat bekanntlich immer betont, daß nicht für Herrnhut, sondern nur für den Heiland geworben werden solle, sowohl draußen auf dem Missionsfeld, wie in der Heimat. Er wollte nicht ein großes Herrnhut, sondern nur die eine große Familie Gottes auf Erden bauen.

Warum kommen nun noch bis heute die Missionsfreunde daher und dorthier immer wieder gern nach Herrnhut? Abgesehen von dem ehrwürdigen Alter Herrnhuts und seiner Mission, abgesehen von der Belehrung, die sie etwa von der ältesten Mission treibenden Gesellschaft empfangen wollen, zieht sie die Eigenart der Herrnhuter Mission an. Von dieser sprachen wir im vorigen Abschnitt. Und wir können es ja nun wohl verstehen, daß solche Eigenart Anziehungskraft ausübt.

Denken wir daran, daß die Brüdergemeine in Deutschland die einzige Missionskirche ist. Wie muß es interessieren, einmal in eine solche Kirche hineinzusehen, in der alle Gemeinglieder mehr oder weniger mit der Mission zu tun haben und durch Bande der Verwandtschaft und Freundschaft mit ihr verbunden sind. Ist doch in Herrnhut kaum ein Haus, das nicht durch solche Bande mit Uebersee verbunden ist, in dem nicht lebhafter Briefverkehr zwischen hüben und drüben stattfindet, in dem nicht Fürbitte für die Seiden und die Missionare selbstverständlich ist usw. Dieses ganze Missionsleben, das in Herrnhut pulsiert und das als ein selbstverständliches Stück Herrnhuter Gemeinlebens angesehen wird, das wollen unsere Freunde oft sehen und auf sich wirken lassen. Uns aber ist dieses Verlangen ein beständiger Ansporn, ja nicht auf den Taten der Väter auszuruhen, sondern immer mehr selbst zu sehen, das von ihnen ererbte Gut immer aufs neue zu erwerben, um es zu besitzen.

Besonders beachtet wird die erwähnte Opfer- und Diensthilfsbereitschaft für die Mission, ferner der vielfach ausgebaute Baidienst, man will sehen, wie er sich in der Praxis ausnimmt, wie er sich bewährt usw. Deut ist Baidienst Gemeingut in der Christenheit geworden, seit die Innere Mission ihn

von der äußeren Mission übernommen hat. Aber das ist ja erst in den letzten Jahrzehnten geschehen. Vor allem wollen unsre Freunde oft den Frauen- dienst in unsrer Kirche und in unsrer Mission in Augenschein nehmen.

Gelernt hat man aus unserer Missionsgeschichte auch die große Tatsache, daß die Mission, wie gesagt, ein heilsames Korrektiv für die Heimat werden kann, vor allem auf dem Gebiet der Theologie. Man will wissen, welche Theologie auf dem Missionsfeld am meisten durchschlug, und wenn sich dann, wie etwa in D. F. Warners „Lebenskräften“, zeigt, daß z. B. doch etwas verschiedene Ansichten über das herrschen, was in der Mission auf die Heiden zuerst am meisten Eindruck macht, so dient ja dann eine gegenseitige Auseinandersetzung nur zu neuer Belehrung und Befruchtung der Theorie wie der Praxis. Das hat sich vor allem in der Frage nach dem Missionsziel gezeigt. Zinzendorf wollte, daß auf dem Missionsfeld nicht mit der Herrnhuter Elle gemessen werde. Er wollte auch nicht, daß die Brüder Herrnhuter Gebräuche und Sitten allzubiel hinaustrügen und war sicher nicht damit einverstanden, daß man in Grönland Brüder- und Schwesternhäuser schuf (was übrigens die Grönlander selbst ins Werk gesetzt haben). Aber an dem einen großen Missionsziel hielt er fest: Seelen für das Lamm zu werben, und zwar zunächst nur einzelne Seelen (vergl. Unsre Reis' durch Schnee und Eis geht auch um eine Seel' allein). Denn er glaubte nicht, daß jetzt schon die Zeit der allgemeinen Völkerbefehrung angebrochen sei. Immerhin haben auch schon Herrnhuter (in der Nachzinzendorf'schen Periode) auf größere Volksgruppen ihr Augenmerk gerichtet. Und neuerdings betont man beides neben einander. So besonders im Kaiserland, in Suriname, in Ost-Afrika und in Australien.

Als Hauptziel aller Arbeit im Reiche Gottes aber stand Zinzendorf und steht noch heute der Brüdergemeine vor Augen: die Sammlung der Gläubigen in aller Welt. Auch dafür erscheint den Freunden Herrnhut als Schulbeispiel, weil es schon durch die verschiedenen Unitätsprovinzen der Heimatkirche, vor allem aber durch Herrnhuter Arbeit unter den verschiedensten Völkern selbst eine unitas fratrum darstellt, eine Einheit der Gläubigen, soweit sie hienieden möglich ist. —

Wir konnten nur einiges wenige hervorheben. Es möge genügen, um die Stellung der Herrnhuter Mission im deutschen Missionsleben zu kennzeichnen. Wir wollen aber nicht schließen, ohne unserem Dank dafür Ausdruck zu geben, daß Herrnhut nun schon längst nicht mehr als einzige Mission treibende Gemeinschaft in Deutschland besteht, ja daß es seinerseits nun Gelegenheit hat, zu lernen und sich anregen und sich für Gottesreichsarbeit erwärmen zu lassen an den mancherlei Missionsherden, die da und dort in deutschen Gauen entstanden sind.

Möge Herrnhut auch im 3. Jahrhundert seinen Beruf an die Welt erfüllen! Es wird der Fall sein, wenn wir mit Zinzendorf aufs neue geloben:

Hier hast Du uns alle zu Deinen Befehlen!  
Je mehr Du befehlst, je mehr Siege wir zählen;  
Denn Deine Befehle sind so viel Versprechen,  
Durch alle verhaunenen Bahnen zu brechen.

# Die nationale christliche Konferenz in Schanghai.

(Vom 2.—11. Mai 1922.)

Von Pastor Johannes Müller-Schanghai. (Schluß.)

Die Aussprache über das Referat und Thema ergab im allgemeinen nicht viel Fruchtbare, wie überhaupt die Debatten nicht an die Höhe der Berichte und Referate auch nur im entferntesten heranreichten. Erbauliche Gedanken, einzelne persönliche Wünsche herrschten besonders bei den chinesischen Rednern vor, während bei den Ausländern an verschiedenen Stellen klare Erklärungen die Stellungnahme ganzer Gruppen in wenigen Minuten festlegten. Im allgemeinen schlossen sich die Ausländer wenigstens den Ausführungen der Referenten an, einzelne Ausnahmen zeigten allerdings, daß es auch sehr radikale Elemente in der Versammlung gab. So erklärte ein Professor Evans von der Londoner Mission sich gegen die Zusammenarbeit der Chinesen und Missionare auf der Basis der Gleichberechtigung. Nur die Chinesen sollten in ihrer Kirche etwas zu sagen haben, die Ausländer seien nur geduldet und dürften nicht mehr tun, als um was sie von den Chinesen gebeten würden. Ihm sei Jesajas 9, V. 6 maßgebend: Uns ist ein Kind geboren . . . und die Herrschaft sei auf seiner Schulter. — Bezeichnend war, daß er ebenso beklatscht wurde wie andere, die fast das Gegenteil aussprachen; man hatte immer wieder den Eindruck, daß doch viele der Anwesenden sich der Tragweite des Ganzen nicht bewußt waren.

Was das Referat über die Kirche Christi in China angeregt hatte, das sollte nun „Der Christliche Nationalrat“ (National Christian Council) ausführen. Darüber war man sich im Geschäftsführenden Ausschuß völlig klar, daß die Pläne der Heißsporne, die alsbald eine festgegründete chinesische Kirche haben wollten, unter Ausscheidung aller Unterschiede der verschiedenen Richtungen und Sekten unter den Missionen, weder Aussicht auf Verwirklichung hatten, noch auch praktisch durchführbar waren. Die Anglikaner hatten von vornherein erklärt, daß sie eine weitgehendste Arbeitsgemeinschaft gern unterstützen würden, daß sie aber ihre Grundgedanken der persönlichen Leitung der Kirche nicht aufgeben würden. Die südlichen Baptisten ihrerseits hatten ebenso energisch ausgesprochen, daß sie ihre Richtung für biblisch richtig und für notwendig hielten und deshalb an einer völligen Verschmelzung nicht mitarbeiten würden. Es war auch von besonnenen Leuten darauf hingewiesen worden, daß ohne ausländisches Geld die Kirche Chinas sich noch lange nicht werde halten können, daß aber diese Beiträge auch die Mitarbeit der Missionen und Missionare an der Kirche und in der Kirche bedingten. Alle diese Äußerungen gaben deutlich die Richtung an, in der man sich die Entwicklung des Christlichen Nationalrates dachte und wünschte, und es war darum sehr erfreulich, daß die Vorschläge, die in den Referaten und Vorschlägen des Geschäftsführenden Ausschusses von der Rednerbühne erklangen, so gut wie durchweg auf diesen Ton gestimmt waren.



Der amtliche Vorschlag ging dahin, einen Rat von 100 Mitgliedern zu gründen, der aus Chinesen und Ausländern, also aus Kirchen und Missionen bestände, die in völligem Vertrauen miteinander zum Wohl der chinesischen Kirche arbeiten und beraten sollten. Gelegentlich sollte dieser Rat auch als ausführende Kraft für die Kirchen und Missionen dienen. Dieser Nationalrat solle nicht über den Kirchen und Missionen stehen, sondern solle ihr Helfer sein, das wurde besonders betont. Er solle alle Kirchengedanken und alle Vereinigung fördern. —

Die Vorschläge aus den Kreisen der Vertreter gingen nun im allgemeinen viel weiter. Mehrere sprachen sich alsbald dahin aus, daß nur Chinesen in diesem Rat sitzen dürften. Ausländische Missionare dürften höchstens als Ratgeber diesem Rat auf Wunsch zur Verfügung stehen. Andere wollten keine Vertreter aus dem Christl. Verein Junger Männer im Rat haben, da ja sonst dieselben Glieder der Kirche zweimal vertreten seien, einmal durch die Vertreter ihrer Gemeinden und dann durch die Vertreter ihres Vereins. Lebhaft beschäftigte man sich auch mit der Teilnahme der Frauen an dem Rat. Wie schon die stattliche Zahl von weiblichen Vertretern im Saal bewies, hat die Missionarin und die weibliche Missionsarbeiterin sich in China einen weitgehenden Platz erobert. 30 v. H. der Missionare in China sind unverheiratete Missionarinnen. Zählt man dazu die Frauen der Missionare hinzu, so ist das Verhältnis der weiblichen zu den männlichen Arbeitern wie 3 : 2. Von 675 Missionsstationen im eigentlichen China sind 89, d. h. 13 v. H., nur mit weiblichen Arbeitern besetzt. Unter je vier bezahlten chinesischen Arbeitskräften ist immer eine Frau; 20 v. H. aller evangelistischen Arbeiter sind Frauen, in der Erziehungsarbeit sind es 28 v. H., in der ärztlichen Tätigkeit 12 v. H. Und ihre Zahl ist überall im Wachsen begriffen. Dementsprechend traten aber auch die Frauen hervor. Immer wieder erschien eine Chinesin auf der Rednerbühne, um ohne Scheu, oft in erregter Begeisterung ihre Gedanken vorzutragen. Ja, der Vorsitzende hat sogar eine Chinesin das Schlußgebet in der Versammlung nach einer Sitzung zu sprechen. Vielleicht zeigte nichts so deutlich den Unterschied zwischen dem früheren und dem heutigen China. Oder zeigte sich darin vielleicht auch nur der Einfluß der amerikanischen Mission und ihrer nach China verpflanzten Mädchen-erziehung? Es wirkte für uns doch etwas eigenartig, wenn da ein Missionar von der Rednerbühne Gott besonders dankte, daß er in einer Mission groß geworden sei, in der man nie einen Unterschied zwischen Mann und Weib gemacht habe. Begeistert pries er die Vorzüge der Frau, die durch keine logischen Grenzen in ihrem Denken gehemmt werde, und die darum manche Arbeit in Angriff nehme, vor der der Mann zurückschreie. Es war kein Wunder, daß unter solchen Einflüssen die Berufung von Frauen in den Nationalrat als selbstverständliche Forderung von amtlicher Seite aufgenommen wurde, was ja auch zweifellos seine Berechtigung hat, wo es sich um die Entwicklung des christlichen Lebens ganz Chinas handelt.

Ernst wurde die Stimmung, als der greise Leiter der China-Inland-Mission, Herr Hoste, der Nachfolger Hudsons Taylors forderte, daß das zu gründende National Council sich auf die Grundwahrheiten des Christentums: die Gottheit Christi, Christi Versöhnungstod und die unbedingte Autorität

der Heiligen Schrift, verpflichten müsse. Gewaltige Zustimmung aus der Versammlung zeigte, daß die modern Gerichteten, die immer wieder einmal etwas hervortreten sich bemüht hatten, sehr stark in der Minderheit waren. Und doch bot die Sache eine große Schwierigkeit. Der amtliche Vorschlag ging darauf hin, daß der Rat keine Rechte über die Lehre besäße. Sollte man diesen Paragraphen umstoßen und damit zu endlosen Kämpfen zwischen den einzelnen Denominationen Anlaß geben? Der Geschäftsführende Ausschuß fand nach langen Beratungen und Verhandlungen endlich einen Ausweg aus der gefährlichen Lage, da bereits von einzelnen Missionen erklärt worden war, sie würden den Sitzungsfaal verlassen, wenn der Antrag von Herrn Hoste abgelehnt würde. Ehe der Antrag, einen Christl. Nationalrat zu ernennen eingebracht wurde, schlug er vor, die Konferenz solle die Erklärung geben, sie stünde freudig auf dem Glauben an Gott, Vater, Sohn und Heiligen Geist, woran dann die besonderen Punkte gefügt waren, die Herr Hoste in dem Beschluß, den Nationalrat zu ernennen, aufgenommen haben wollte. Erwähnt wurde darin noch besonders, daß man nur deshalb die drei genannten Punkte nicht in den Beschluß aufgenommen hätte, weil der Rat ja doch nur ratend tätig sein sollte, nicht aber als ein Rat mit Machtbefugnissen über die Lehre. Deshalb sei es Angelegenheit der einzelnen Kirchen, deren Vertreter hier anwesend seien, ihre Lehren festzusetzen, aber die Konferenz könne dies bei dem Rat nicht tun, der keinerlei kirchliche Funktionen auszuüben haben würde. —

Wieviel dem Geschäftsführenden Ausschuß daran lag, die Frage des Nationalrats völlig zu klären, ehe die Konferenz zu seiner Ernennung schritt, sah man auch daraus, daß J. S. Oldham, der Sekretär des Internationalen Missionsrates eingeladen war, um über seine Erfahrungen zu sprechen. Während Dr. John Mott einige Tage vorher nur allgemein über die christliche Bewegung in der Welt gesprochen hatte, gab J. Oldham festumrissene Ratschläge. Ein nationaler Rat könne nur entstehen, wenn wirklich die Chinesen ihm seinen Stempel ausdrückten. Dann auch nur würden die Chinesen damit zufrieden sein. Aber die Missionen und Denominationen müßten freiwillig, aus Überzeugung ihre heutige Stellung in China aufgeben, eher sollten die Chinesen nicht vorgehen, dann erst könnten sie einen Kirchenrat im wahren Sinne des Wortes gründen, jetzt handle es sich eben nur um einen beratenden Rat, das dürfe nie vergessen werden. Zur Zeit wolle man nur eine Art Continuation Committee gründen, in dem die chinesischen Kirchen mehr zu sagen hätten, das sei aber ein guter Anfang von dem, was sich daraus entwickeln könne und solle. Aber dazu müsse man die richtigen Männer und Frauen hineinwählen, Leute die nicht Pläne ihrer eigenen Wahl ausführen wollten, sondern Pläne, die ihnen vorgegeschrieben wären. Leute, die nicht ihren Willen den andern aufzwingen und dadurch Widerstand erregen wollten, sondern Leute, deren Kenntnis im Dienste für andere immer mehr wächst. Ferner müsse der Nationalrat sich darüber klar sein, was er vornehmen könne und wolle. Viele Dinge müßten zweifellos in China noch getan haben; wenn aber der Rat sie selbst in die Hand nähme, werde er schließlich nichts weiter als eine neue Missionsgesellschaft, davor müsse er sich

hüten. Das ganze christliche Leben solle durch den Rat neu belebt werden, das sei eine Aufgabe, an die müsse er sich halten.

Mit derartig geklärten Ansichten ging die Konferenz schließlich daran, die Gründung des Christlichen Nationalrates zu beschließen und seine Verfassung festzulegen. Mit großer Einmütigkeit wurde die Ernennung des Nationalrates beschlossen und nach längerer Beratung und mancher Änderung folgende Verfassung des Rates festgelegt.

### § 1. Ernennung eines Christlichen Nationalrates.

Da die Kirchen und Missionen in ganz China Vertreter zu dieser Konferenz ernannt haben, um zu überlegen, wie die Sache Christi in China gefördert werden könne, so beschließt die Konferenz im Hinblick auf die Fortführung ihrer Arbeit, um Vorkehrung zu treffen für die Bearbeitung von Angelegenheiten, die die christliche Bewegung durch ganz China betreffen und zur Förderung der Arbeitsgemeinschaft einen Christlichen Nationalrat zu ernennen.

Es versteht sich, daß Angelegenheiten der Lehre und der Kirchenpolitik außerhalb des Machtbereichs des Christlichen Nationalrates liegen. In andern Dingen sollen die Funktionen des Rates beratender Natur sein, aber es ist beabsichtigt, daß der Rat für die zusammenarbeitenden Kirchen und Missionen in Angelegenheiten, welche ihr gemeinsames Interesse betreffen, handeln soll, nachdem festgestellt worden ist, daß das unternommene Handeln in Übereinstimmung mit den Wünschen der zusammenarbeitenden Körperschaften sein wird.

### § 2. Funktionen.

Die Funktionen des Rates sollen sein wie folgt:

1. Er soll die Gemeinschaft und Einigkeit der Christlichen Kirche in China und die Verwirklichung ihrer Einheit mit der Kirche in der ganzen Welt fördern und ausdrücken und eine Gelegenheit für vereintes Beten und gemeinschaftliches Denken schaffen.

2. Er soll machen, daß die zentrale Stellung der Kirche in der Christlichen Bewegung mehr allgemein anerkannt und angenommen wird; er soll die Entwicklung der Kirche im Selbstunterhalt, in Selbstverwaltung und Selbstausbreitung überwachen und studieren; er soll Methoden vorschlagen um einen Weg zu wandeln, wodurch das ersuchte Ziel schneller und vollständiger erreicht werden kann; er soll jede gesunde Bewegung der Kirche, die zu voller Selbstbestimmung führt, ermutigen; und soll suchen und sorgen für die Anpassung der Kirche an ihre Umgebung und für ihre Einbürgerung in China so bald als angängig.

3. Er soll auf die Bedürfnisse Chinas achten auf einer vollsumfassenden Grundlage und für die Evangelisation und Hebung des ganzen Volkes Pläne machen.

4. Er soll helfen, solche gegenseitigen Beziehungen zwischen den Führern, Chinesen und Missionaren, von ganz China und allen Denominationen herzustellen, die eine Atmosphäre der Achtung und des Vertrauens schaffen und Zusammenarbeit aller Art und Vereinigung, wenn möglich, natürlich und wünschenswert erscheinen lassen.



5. Er soll Beistand leisten bei der Entwicklung einer Führerschaft in den Kirchen und Missionen, die erfahren ist in der Beschäftigung mit volksumfassenden Fragen und mit einem nationalen und internationalem Gesichtskreis.

6. Er soll einen Sprechsaal schaffen, in dem Vertreter von Kirchen, Missionen, Sachorganisationen und anderen christlichen Agenturen Besprechungen halten und Pläne machen können für die Wechselbeziehungen der Tätigkeit der christlichen Arbeitskräfte in ganz China.

7. Er soll besondere Gebetszeiten einrichten, vorwärtstreibende evangelistische Bewegungen organisieren, Zusammenkünfte planen und ganz allgemein das geistliche Leben und den Missionsgeist der Kirchen fördern.

8. Er soll ein Auskunftsbüro schaffen und die Ergebnisse der Übersichten zusammenfassen und veröffentlichen zur Orientierung von Kirchen, Missionen und Missionsleitungen:

9. Er soll eine Nebenstelle vorsehen, in der solche nationalen Sachorganisationen wie die China Christian Educational Association, die China Medical Missionary Association usw. zusammengeschlossen werden können.

10. Er soll die christlichen Kräfte von China in ihrer Beziehung zu nationalen christlichen Organisationen in andern Ländern vertreten.

11. Er soll als ein Mittel dienen, durch das die christlichen Kräfte in China sich, wenn sie es wünschen, über große moralische und andere Fragen geeint ausdrücken können.

12. Er soll alle andere Arbeit unternehmen, die ihm von der Nationalkonferenz zugewiesen wird.

13. Er soll die Einberufung der nächsten Nationalkonferenz in die Hand nehmen.

### § 3. Art und Weise der Ernennung.

Die Konferenz soll nach folgendem Plan die Ernennung des Rates vornehmen. Die Glieder der Konferenz sollen getrennt in denominationellen und andern Gruppen zusammentreten, wie sie in dem beiliegenden Plan festgesetzt sind, und jede Gruppe soll der Konferenz die Zahl von Vertretern vorschlagen, die ihr in dem Plan zugewiesen sind.

Plan der Vertretung zur Ernennung von Vertretern im Christlichen Nationalrat:

Kommunikanten:	Vertreter:
3 000—5 000	1
5 000—10 000	2
10 000—15 000	3
15 000—20 000	4
20 000—30 000	5
30 000—40 000	6
40 000—50 000	7
50 000—60 000	8
60 000—70 000	9
70 000—80 000	10
80 000—90 000	11

Kirchen- u. Missionsgruppen:	Vertreter:	Insgesamt	Chinesen	Missionare
Anglikaner		5	3	2
Baptisten		7	4	3
Congregationalisten		5	3	2
Lutheraner		6	3	3
Methodisten		10	5	5
Presbyterianer		11	6	5
Anderer Gesellschaften		—	—	—
China Inland Mission		8	4	4
Christliche und Missions Alliance		1	—	1
Adventisten des siebenten Tages		1	1	—
Alle andern (42 Missionen)		3	1	2
Chinesische unabhängige Kirchen		3	3	—
		60	33	27

Anderer Organisationen als Kirchen  
und Missionen:

	Insgesamt:	Chinesen	Missionare
Colleges und Universitäten	4	2	2
Christlicher Verein junger Männer	4	3	1
Christlicher Verein junger Frauen	2	1	1
Nationale Fachorganisationen	3	1	1
Literatur- und Traktat-Gesellschaften	2	1	1
	15	8	6

Wenn die Zahl der vorgeschlagenen Vertreter vier oder mehr ist, soll wenigstens eine der Vorgeschlagenen eine Frau sein, und wenn die Zahl neun oder mehr ist, sollen wenigstens zwei der Vorgeschlagenen Frauen sein.

Die so vorgeschlagenen 75 Mitglieder sollen als ein Vorschlagsausschuß zusammentreten und der Konferenz weitere 25 Namen vorschlagen unter dem Gesichtspunkt, den Christlichen Nationalrat so sehr wie möglich zu einem Vertreter der verschiedenen Tätigkeiten und Interessen der Christlichen Bewegung in China zu machen. Die Mehrzahl von ihnen sollen Chinesen sein.

Die so vorgeschlagenen 100 Personen sollen, wenn sie von der Konferenz gebilligt sind, den Christlichen Nationalrat bilden, der dienen soll, bis sein Nachfolger von der nächsten Christlichen Konferenz ernannt worden ist.

#### § 4. Ausfüllen von erledigten Stellen.

Erledigte Stellen in der Mitgliederzahl des Rates sollen durch Zuwahl besetzt werden. Wenn die Erledigung durch den Tod oder den Rücktritt eines Mitgliedes des Rates eingetreten ist, der von einer der denominationellen Gruppen vorgeschlagen worden ist, so soll der Rat die leere Stelle durch einen Vertreter von einer der Körperschaften ausfüllen, die zu der Gruppe gehören, auf Vorschlag der Mitglieder des Rates aus der Gruppe, aus der ein Vertreter gewählt werden soll.

Mitglieder des Rates, die von China länger als ein Jahr abwesend sind, sollen ihren Rücktritt beim Rate anmelden.

#### § 5. Zusammenkünfte.

Der Christliche Nationalrat soll jährlich eine Sitzung halten.

## § 6. Beamte.

Der Christliche Nationalrat soll seine eigenen Beamten wählen. Vorgesetzt die Beschaffung der nötigen Mittel soll der Christliche Nationalrat ermächtigt sein, solche Ernennungen von Angestellten im Hauptamt (whole time service) vorzunehmen, wie es die ihnen übertragene Arbeit erfordert.

Die im Hauptamt ernannten Beamten oder so viele von ihnen, wie der Rat haben will, sollen von Amts wegen Mitglieder des Christlichen Nationalrates und seines Geschäftsführenden Ausschusses und von allen ständigen und besonderen Ausschüssen sein, die von diesen Körperschaften, wenn nicht anders entschieden wird, ernannt werden; doch sollen sie keine Stimme haben.

## § 7. Der Geschäftsführende Ausschuß.

Der Christliche Nationalrat soll aus seinen eigenen Mitgliedern einen Geschäftsführenden Ausschuß von nicht mehr als 21 Mitgliedern ernennen, von denen die Mehrzahl Chinesen sein sollen, mit einer Amtsdauer von drei Jahren. Die Amtszeit soll so eingerichtet werden, daß ein Drittel ein Jahr dienen soll, ein Drittel zwei Jahre und ein Drittel drei Jahre, und daß nach der ersten Ernennung in jedem Jahre ein Drittel ernannt werden soll. Die Mitglieder sollen wiedergewählt werden können. Alle Amtszeiten sollen mit dem Galt der nächsten Christlichen Nationalkonferenz erlöschen.

## § 8. Angeschlossene Organisationen.

Damit der Christliche Nationalrat alle Stufen der Christlichen Tätigkeit vertreten mag, können nationale Fachorganisationen wie die China Medical Missionary Association, die China Christian Educational Association, die China Christian Literature Council, die China Sunday School Union usw. und ähnliche Organisationen, die später gebildet werden mögen, mit Zweidrittel-Stimmenmehrheit des Rats als angeschlossene Organisationen anerkannt werden.

## § 9. Ausgaben.

Der Christliche Nationalrat soll einen jährlichen Voranschlag vorbereiten, um seine eigenen Ausgaben zu decken, und dieser soll zusammen mit den Voranschlägen der angeschlossenen Organisationen als eine Bitte um Mittel an Kirchen und andere christliche Organisationen in China, an einzelne Geber in China und anderswo und an die Missionsgesellschaften im Ausland durch die nationalen Missionsorganisationen in den verschiedenen Ländern geschickt werden.

Der Rat soll für Ausgaben in keinem Jahr mehr finanzielle Verpflichtungen übernehmen, als die Summe, die im vorhergehenden Jahre zur Verfügung stand, außer wenn die Mittel für solche Vermehrung in den Ausgaben gesichert sind. Der Rat soll nicht das Recht haben, Schulden zu machen, die eine Last für die christliche Kirche in China oder andere mitarbeitende Körperschaften werden.

## § 10. Die Nationalkonferenz.

Der Christliche Nationalrat soll einberufen und alle nötigen Vorbereitungen treffen für eine weitere nationale Konferenz, die in einem Zeitraum



nicht später als in zehn Jahren zusammentreten soll und aus Vertretern bestehen soll, von denen neun Zehntel direkt von den befugten Körperschaften der Kirchen, Missionen und andern christlichen Vertretungen in China gewählt werden sollen. Ein Zehntel soll durch den Christlichen Nationalrat hinzugewählt werden.

Der Umfang der Nationalkonferenz soll von dem Christlichen Nationalrat bestimmt werden. Die Mehrzahl der Mitglieder sollen Chinesen sein. Die Methode, die Zahl der Vertreter zu bestimmen, zu denen jede der verschiedenen Kirchen, Missionen und andern christlichen Agenturen berechtigt sind, soll von dem Christlichen Nationalrat festgesetzt werden, so daß, soweit als möglich, eine gleichmäßig vertretende Konferenz gesichert wird.

Mit der Annahme dieser Verfassung war die Hauptarbeit der Konferenz beendet, war der Zweck erreicht, wozu die Konferenz einberufen war. Das machte sich auch alsbald in den weiteren Zusammenkünften stark fühlbar. Es wurde noch über mancherlei berichtet und gesprochen, aber es blieb schon mancher Sitz leer, Sitzungen des neugewählten Nationalrates fanden während der Hauptversammlungen statt und dergleichen mehr. Die einzelnen Gruppen bestimmten in Sonderberatungen die Abgeordneten, die sie der Konferenz vorschlagen wollten; die 75 so vorgeschlagenen suchten sich weitere 25 aus, die sie ihrerseits der Konferenz zur Wahl vorlegten und die dann von der Konferenz de facto vollzogene Wahl dieser 100 Mitglieder des Christlichen Nationalrates war weiter nichts als eine Formsache, die doch bei manchem das Gefühl zurückließ, daß hier übereilt vorgegangen worden wäre. Man muß sich vorstellen, daß die in Schanghai anwesenden Konferenzmitglieder doch samt und sonders eigentlich nicht das Recht hatten, für ihre Missionen, Kirchen oder dergleichen für vielleicht zehn Jahre Abgeordnete in den Nationalrat zu wählen, daß vielleicht viel geeignetere Persönlichkeiten daheim waren, die nun nicht gewählt wurden, weil die 100 Mitglieder des Nationalrates alsbald zusammentreten, sofort von der Konferenz gewählt werden sollten. Die Wahl durch die Konferenz war ja auch nur eine leere Formalität, denn niemand kannte doch die Vertreter, die die einzelnen Gruppen vorgeschlagen hatten. Aber der Wunsch herrschte vor, den Nationalrat sofort als vollendete Tatsache fertig zu sehen, deshalb wurden diese Bedenken alle in den Hintergrund gedrängt und der Wunsch des Geschäftsführenden Ausschusses erfüllt. Ob sich daraus nicht mancherlei Schwierigkeiten mit der Zeit ergeben werden, muß die Zukunft lehren. Es wäre ein Wunder, wenn nicht doch noch schließlich Proteste erfolgen würden, zumal auch das Zusammenstellen in Gruppen erfolgt war, ohne daß vorher die betreffenden Missionen befragt worden waren. Eine weitere Schwierigkeit war auch die zwangsweise Wahl von weiblichen Abgeordneten, wodurch in den Gruppen es vorkommen konnte, daß eine ganze Mission nur durch einen weiblichen Abgeordneten vertreten werden konnte.

Dem neugewählten Nationalrat wurden nun gleich alle Amtsgeschäfte übertragen, zu denen die Konferenz nicht mehr gekommen war. Es sollten keine weiteren Beschlüsse mehr in der Konferenz gefaßt werden, sondern die Vorschläge der verschiedenen Ausschüsse sollten den Kirchen und Missionen, den Missionsleitungen und andern Organisationen, die es anginge, zugestellt wer-

den, damit diese sich ebenso wie der Nationalrat sorgfältig damit beschäftigen könnten, um sie, soweit angängig in Kraft zu setzen.

Die Konferenz nahm dann nach diesbezüglichen Vorschlägen des betreffenden Ausschusses mit großer Bereitwilligkeit den Antrag an, daß die Konferenz folgende Bestimmungen für die Industriearbeiter als unumstößlich notwendig ansähe: 1. Keine Beschäftigung von Kindern unter zwölf Jahren, 2. in sieben Tagen ein Ruhetag, und 3. die Sicherung der Gesundheit der Arbeiter durch begrenzte Arbeitszeit, durch Verbesserung der gesundheitlichen Bedingungen und durch die Einführung von Sicherheitsvorrichtungen. Dieser Beschluß soll durch den Nationalrat weitgehendste Verbreitung finden. — Wer China und seine industriellen Zustände auch nur ein wenig kennt, der weiß, wie wichtig diese, dem Europäer doch selbstverständlich erscheinenden Forderungen sind. Ein christlicher Fabrikbesitzer hatte selbst für die Annahme dieser Forderungen gesprochen, hatte aber ausgeführt, daß der scharfen Konkurrenz wegen es ausgeschlossen sei, daß ein einzelner Fabrikbesitzer darin allein vorgehe, es müßte von der Regierung ein alle erreichendes Gesetz geschaffen werden, ehe Abhilfe möglich sei. Zur Erlangung eines solchen Gesetzes sollte also dieser Beschluß der Konferenz mithelfen.

Auch andere Unterrichts- und Erziehungsfragen wurden teils im Plenum, teils in Teil Sitzungen besprochen. Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen wurden behandelt. Sogar die neueste Schrift, wobei die Laute mit einzelnen chinesischen Zeichen wiedergegeben werden, wurde vorgeführt und, wie aller derartigen Versuche, von den Erfindern als die Lösung der schwierigen Sprachen-, Dialekt- und Schriftfrage bezeichnet. Eine Lösung bringt natürlich auch sie nicht, da ja eben die Verschiedenheit der Aussprache ein und desselben Wortes in oft dicht beieinander liegenden Ortschaften dauernd auch eine verschiedene phonetische Darstellung des betreffenden Wortes erfordert, um den Leuten in den verschiedenen Plätzen verständlich zu sein. Wie soll der Bewohner der Kanton-Provinz z. B. ein im Mandarindialekt phonetisch geschriebenes Buch verstehen? Die Vertreter der neuen Idee meinten allerdings, daß ja doch auch im Süden in den Regierungsschulen jetzt Mandarin gelernt würde, so daß jeder gebildete Chinese dann die Lautumschrift verstehen könnte. Aber gebildete Chinesen verstehen ja auch heute bereits vermittelt der alten Zeichen einander in den verschiedenen Teilen des Landes, so daß jene sich wohl kaum damit begnügen würden, die Lautumschrift zu lernen statt der alten Zeichen, die ihnen die Gesamtliteratur ihres Volkes erschließen. Wie die Umschrift mit europäischen Buchstaben wird also wohl auch der neue Versuch nur kleine Kreise erreichen. —

Die übrigen dauernd die Missionsarbeiter und die Kirchen beschäftigenden Fragen wie z. B. die Evangelisationsarbeit in ihren verschiedenen Formen und mit den Forderungen, die die moderne Zeit an sie stellt, wurden gleichfalls besprochen, aber im allgemeinen wurde nichts Neues zu Tage gefördert.

Fast ein ganzer Tag wurde schließlich dazu verwendet, um Vertretern verschiedener Missionsleitungen einerseits und solchen von chinesischen Pastoren, Lehrern, Ärzten, Studenten und Laien andererseits Gelegenheit zu geben, ein kurzes Wort an die Versammlung zu richten, wobei unter den Reden der Missionsleitungen eigentlich nur die des Vertreters der Nördlichen Presbyterianer

von Nord-Amerika, Dr. Erdman, hervortrat, der recht deutlich darauf hinwies, daß man in der Konferenz, eigentlich ohne zu fragen, über die Missionsleitungen daheim hinweggeglitten sei. Sie würden doch zum größten Teil die Kosten tragen müssen, die der Christliche Nationalrat verursachte, und die nicht unbedeutend sein würden. Aber wenn der Nationalrat im rechten Sinn und Geiste arbeiten würde, d. h. im Sinne des bibelgläubigen Christentums und der wahren Nachfolge Jesu Christi, so könne er auch versichert sein, daß die heimatischen Leitungen ihm die Hilfe nicht versagen würden. Das war ein deutlicher Hinweis auf die Modernisten, die zwar in der Konferenz nur sehr selten und im Allgemeinen vorsichtig einen Vorstoß gemacht hatten, die auch, wie sich immer wieder erwies, in den weiten Kreisen der chinesischen Christen doch nur recht wenig Anhänger gefunden hatten, aber es war auch eine noch deutlichere Absage an die unter den Missionaren wie unter den Chinesen, die in starker Überschätzung dessen, was heute die chinesische Christenheit schon zu leisten imstande ist, den Missionar nicht als einen Diener der Kirche Christi, sondern als einen Diener der Kirche Chinas unter Oberleitung der Chinesen hinstellen wollten.

Noch wichtiger war eine andere Mahnung, die schon vorher bei der Besprechung der Verfassung des Christlichen Nationalrates von dem Direktor der Berliner Missionsgesellschaft, Pastor S. Anaf, ausgesprochen worden war, und das war die, daß die Kirche Chinas sich von der Politik freihalten sollte. Er wies darauf hin, daß wir Deutschen wüßten, daß das Beste an der Vaterlandsliebe im Evangelium seine Wurzel hätte, aber wir wüßten auch, daß eine Kirche ihrem Lande nur dann die ihr eigentümlichen Dienste leisten könne, wenn sie Evangeliumsverkündigung und Politik unvermischt läßt. Das Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! bestehe auch heute noch. Die deutschen Missionen hätten diesen Grundsatz, wie auch die Internationale Missionskonferenz in Lake Mohont in ihren bekannten Beschlüssen festgestellt habe, sowohl während des Krieges wie auch vor dem Kriege sorgfältig festgehalten und würden diesen Grundsätzen auch weiterhin treu bleiben. —

Diese Worte fanden in der Konferenz laute Zustimmung, besonders bei den weiter Denkenden unter den ausländischen Vertretern, da gerade in China die Gefahr außerordentlich groß ist, daß die politische Zersplitterung auch in die Kirche hineingetragen wird, wo der moderne Chinese so stark zur Beschäftigung mit der Politik neigt. Ursprünglich hatte der Ausschuß I auch politische Fragen gestreift, aber der Geschäftsführende Ausschuß hatte diese absichtlich aus der Verfassung des Nationalrates herausgelassen, leider aber in § 2 Absatz 11 doch ein Hintertürchen offen gelassen, wo sie wieder hineinschlüpfen konnten, darauf hatte Direktor Anaf hingewiesen. Bezeichnend war, daß zwar seine Mahnung ausführlicher als es sonst bei diesen kurzen Ausführungen der Fall war, in den verschiedenen Zeitungsberichten abgedruckt war, daß aber der letzte Absatz von den deutschen Missionen und ihrer Stellung zur Politik, ebenso wie der Hinweis auf Lake Mohont nirgends erwähnt wurde. —

Von nicht gering einzuschätzendem Werte war es ja zweifellos, daß bei dieser Konferenz den Vertretern der verschiedenen Missionen Gelegenheit geboten war, miteinander Fragen zu besprechen, die sie gemeinsam interessierten. So kamen die deutschen Missionen in ihren Vertretern z. B. dauernd mitein-



ander in herzliche Berührung, und manche Frage wurde bei diesen Gelegenheiten durchgesprochen. Mit Ausnahme der deutschen Missionen, die im Anschluß an die China Inland Mission arbeiten, waren die andern, d. h. die Basler, Berliner und Barmer Mission, ebenso die ehemals vieler Mission in Paothoi, von dem Geschäftsführenden Ausschuß einfach mit den verschiedenen in China arbeitenden Lutherischen Missionen Scandinaviens und Amerikas zu einer Gruppe, der lutherischen, vereinigt worden. Da gab es, auch ohne daß der Zusammenschluß irgendwie allseitig anerkannt oder bekräftigt wurde, doch ein Zusammengehen, was ja z. B. bei der Wahl der Abgeordneten für den Nationalrat einfach notwendig war, weil von den sechs den lutherischen Missionen zugewiesenen Vertretern drei den drei deutschen Missionen der Kanton-Provinz nach ihren Kommunikantenzahlen zufielen, wobei allerdings diesen drei Missionen gerade die schwierige Aufgabe zufiel, unter ihren drei Vertretern einen weiblichen zu ernennen, was um so schwerer war, weil die drei Missionen nur männliche Vertreter bei der Konferenz hatten. Es wurde dann schließlich eine abwesende Missionsschwester als Vertreterin angegeben, was auch nicht beanstandet wurde.

Die Zusammenschließung in derartige Gruppen war vorgenommen worden, um die Zahl der Abgeordneten zum Nationalrat möglichst niedrig zu halten, da ja bei einer Auseinanderspaltung in einzelne Missionen alle 3000 bis 5000 Kommunikanten je einen Vertreter gehabt haben würden, so daß also z. B. die drei deutschen Missionen vier statt der jetzigen drei Vertreter gehabt hätten. Aus diesem Grunde wurde es auch abgelehnt, die genannten drei Missionen zu einer besonderen Gruppe zusammenzuschließen, da man um keinen Preis über die Hundertzahl hinausgehen wollte.

Will man den Gesamteindruck der Konferenz kurz zusammenfassen, so muß man sagen, daß es während der ganzen Verhandlungen hervortrat, wie stark sich das Selbstbewußtsein der chinesischen Christen in den letzten Jahren gehoben hat. Wieder und wieder wurde es von ihnen hervorgehoben, wie sie sich stark genug fühlten, die Last einer Kirche Chinas auf ihre Schultern zu nehmen; wie doch viele unter ihnen ziemlich offenkundig den Missionar als fast überflüssig ansahen, als einen Mann, dessen Arbeit sie im allgemeinen auch machen könnten. Das ängstliche Betonen, daß die Kirche Chinas vor allen Dingen den Vorwurf loswerden müsse, sie sei eine Kirche der Ausländer, wuchs, das fühlte man deutlich, nicht nur aus dem Wunsche heraus, daß China dadurch schneller christlich werden würde, es war zweifellos dabei auch der Wunsch stark vorhanden und treibend, die Leitung der Fremden loszuwerden. Viel unangenehmer als dieser Wunsch fiel es aber auf, wieviele Schmeicheleien, besonders von amerikanischer Seite den so wie so stark für Schmeicheleien empfänglichen chinesischen Vertretern ausgesprochen wurden, und sie wurden jedesmal mit großem Klatschen, nicht nur etwa von Chinesen, quittiert. Zeitweise suchte man sich geradezu in derartigen Worten zu übertrumpfen, anscheinend um dadurch die Zuneigung der Chinesen zu gewinnen oder zu behalten. Interessant zu beobachten war, daß derartige Äußerungen besonders häufig von seiten der presbyterianischen Missionare fielen, trotzdem doch eigentlich gerade sie aus ihren mehr oder minder selbständigen Ge-

meinden her wissen mußten, welchen Gefahren die Kirche Chinas entgegengehen muß, wenn sie zu früh der besonnenen Mitarbeit und auch Führung der Missionare entgleitet. — Daß einzelne geeignete Führer unter den Chinesen schon heute da sind, sah man deutlich an dem Leiter der ganzen Konferenz und an dem Vorsitzenden des Geschäftsführenden Ausschusses, die beide der Lage völlig gewachsen waren. Aber ein Land wie China braucht eben gewaltige Scharen von derartigen Männern, ehe die Kirche wirklich fest und sicher dasteht, und dieser Punkt war, wie viele andere, den meisten der Beifall klatschenden wohl nicht klar. — Um so anerkannterwerter ist es, daß der Geschäftsführende Ausschuss, dem ja nun allerdings auch sehr erfahrene Missionare angehörten, sein heraushörte, was an solchen Dingen Schmeichelei und was Wirklichkeit, was ungesunder Optimismus und was praktisch durchführbar war, und dann eben nur Vorschläge vor das Plenum brachte, die zu der letzten Sorte gehörten. Fraglos wäre sonst auch mancher ungesunde Vorschlag von der Konferenz angenommen worden, der später üble Folgen gezeitigt hätte. So kam es außer in bezug auf den Nationalrat nur zu wenigen Abstimmungen, wie auch die Besprechungen überall zu kurz kamen. Man suchte den Vertretern möglichst viel Material darzubieten, das sie später durcharbeiten sollten, und beschränkte sich sonst im wesentlichen darauf, die Sachlage möglichst klar zu schildern, um die Anwesenden anzuspornen, sich der neuen Zeit anzupassen. Daß eine Umstellung in vielen Dingen auf dem chinesischen Missionsgebiet nötig ist; daß es für die Missionare auf dem Felde wie für die Missionsleitungen daheim vieles unzulernen gibt, das hat die Konferenz deutlich gezeigt. Und daß dies geschehe, daß trotz aller Schwierigkeiten Chinesen und Ausländer im Vertrauen zueinander an dem Aufbau der Kirche Chinas gemeinsam tätig sind, tätig bleiben, das war das Ziel der Konferenz, und das ist der Wunsch, den wohl jeder Teilnehmer an der Versammlung im Herzen hegt.



## Indische Mystiker im Mabrattha-Lande.

Von stud. theol. Erna Wiinisch-Berlin.\*)

Wenn ich in der Einleitung einiges über die Dichter der Maratha-Psalmen sage, so stütze ich mich auf einen Band des *Heritage of India* „*Psalms of Maratha Saints*“ by Nicol Magnicol, da mir andere Quellen nicht zugänglich waren. Die Periode der Maratha-Renaissance reicht vom 13. bis zum 17. Jahrhundert n. Chr. Ihre Dichter hat man Psalmisten genannt, weil ihre kurzen Gedichte, abhangs, ähnlich wie die Psalmen eine tiefe religiöse Sehnsucht ausdrücken oder eine religiöse Erfahrung beschreiben. Die Maratha-Heiligen waren Anhänger der bhakti-Sekte, deren Glieder versuchen, die Gottheit durch den bhakti-Pfad, d. h. den Pfad der Hingabe in Liebe, zu erlangen. Nach der Überlieferung waren die meisten dieser Heiligen Verehrer des Vithoba von Pandharpur, einem Dorfe an dem Flusse Whima. Das Grabmal dieses Gottes wurde wie er selbst dort Mittelpunkt höchster Verehrung. Noch heute

\*) Referat im Berliner Missionsseminar.

ziehen die Pilger unter dem Gesange der Loblieder zu Ehren des Gottes dort-  
hin. Seinen besonderen Charakter hat dieser Tempeldienst in seinem Viederdienst,  
den kirtans und bhajans, die zur Belehrung der Pilger eingeführt sind.  
Stundenlang sitzen diese dort in Pandharpur und lauschen auf die Ermahnun-  
gen eines Priesters oder Haridas, der seinen Vortrag auf die Verse ihrer  
Dichterheiligen wie Jnandev oder Tufaram stützt. Mit der Belehrung ist ge-  
schildt Chorgesang verbunden. Neben diesen kirtans finden die bhajans statt.  
Hierbei wird nicht gepredigt, sondern man singt stundenlang jene Lieder der  
Sehnsucht und Ekstase. Während der fast 500 Jahre religiöser Neubelebung  
haben ungefähr 50 Heilige und Propheten aus allen Kasten dem Lande ihren  
Stempel aufgeprägt. Einige von ihnen waren Frauen, einige zum Hinduiz-  
mus übergetretene Mohammedaner. Die eine Hälfte waren Brahmanen, die  
andere gemischt aus allen anderen Kasten: Marathas, kumbis, Schneider, Gold-  
schmiede, Sklavinnen, selbst die aus der Kaste gestoßenen Mahars. Der erste  
von ihnen ist Jnanesvar. Neben Tufaram hat er den größten Einfluß auf  
sein Volk ausgeübt. Noch heute singen die Pilgerscharen auf ihrer Wande-  
rung nach Pandharpur zwei Namen im Chor als die Namen der größten  
Propheten ihres Glaubens: „Jnanaba, Tufaram; Jnanoba, Tufaram.“  
Das Leben des Jnanesvar ist ziemlich dunkel. Man streitet sich darum,  
ob es nicht eigentlich zwei Jnanesvar gegeben hat, den Verfasser des  
Jnanesvari und des Amrit Anubhav und den der abhängs. Der Ueber-  
lieferung nach hatte Jnanesvar wie sein Vater mit seinen Geschwornen,  
die gleich ihm Heilige und Dichter gewesen sein sollen, viel unter den Brah-  
manen, mit deren Autorität und Orthodoxie er in Widerspruch stand, zu  
leiden. Die Tradition stellt ihn auch als einen Verehrer des Vithoba von  
Pandharpur hin. Doch ist es auffallend, daß er in den beiden großen philo-  
sophischen Gedichten Jnanesvari und Amrit Anubhav den Gott nirgend er-  
wähnt. So ist es vielleicht ein späterer Dichter desselben Namens, der die  
kurzen Psalmen gedichtet hat.

Vielleicht ein Jahrhundert später lebte Namdev, dessen Lieder von einer  
inbrünstigen Verehrung des Gottes von Pandharpur zeugen. Wie er zu dieser  
Verehrung gelangte, ist nicht ganz klar zu ersehen. Der einen Ueberlieferung  
nach stammt sie schon aus seiner frühesten Kindheit. Das erste Wort, das  
er gesprochen, war Eri Vithal. Er lernte nichts in der Schule, denn ihn  
interessierte nichts außer kirtans. Nach einem anderen Bericht bekehrte er  
sich später nach einem sündigen Leben zu dem Dienst Vithobas. Aus seinen  
abhangs läßt sich eine Entwicklung seiner Anschauung erkennen. Zuerst ist er  
nur Gefühlsbhahta, „all tears and cries and raptures“, wie Menicot sagt,  
d. h. „ganz aufgelöst in Tränen, Gebetsflehen und Verzückung“. Vithoba  
von Pandhari ist der einzige Gegenstand seiner Verehrung. Er kann sich  
kaum aus dem Bereich seines Tempels losreißen. In einer späteren Periode  
ist Vithoba für ihn nur noch ein Symbol der höchsten Seele, die das All  
durchdringt. Wohl ist er noch bhahta, doch statt der früheren Leidenschaft  
beherrscht ihn und ist ihm Ziel der innere Gleichmut. Aus Bewunderung  
für ihn und den Gott verbringt Janabai ihr Leben in seinem und des Gottes  
Dienst. Auch sie gehört zu den Maratha-Dichterheiligen. Die Ueberlieferung



berichtet, der Gott sei beständig in ihrer Gemeinschaft gewesen, habe für sie Korn gemahlen, Wasser getragen usw. Doch ist es nicht immer gesagt, ob sie nicht eine mehr geistige Kameradschaft in ihren Gedichten beschreibt und nicht schließlich die göttliche Immanenz in allen Dingen meint, die ja auch Ramdev in seiner späteren Periode annimmt, wenn er betet: „Laß mich Dein Angesicht in allem mit meinen Augen schauen, und laß alle Geschöpfe meine Freunde sein“, oder wenn er fordert, daß der Gedanke des „Ich“ und „Du“ vollkommen verschwinden muß. An der großen Tür des Bithoba-Tempels in Pandharpur liegt Ramdev begraben. Wer in den Tempel will, das Antlitz des Gottes zu betrachten, den er so sehr verehrt, muß über die Stelle schreiten an der der Heilige begraben liegt. Sehr schön sagt Macnicol dazu: „So ist er noch wie einst eine Stufe zur Gegenwart Bithobas.“

Als der Psalmisten größter aber gilt im Volke Tukaram, ein Kornhändler, dessen Familie schon durch mindestens 7 Generationen Verehrer des Gottes und Pilger zu seinem Altar in Pandharpur gewesen war. Er lebte im Anfang des 17. Jahrhunderts. Eine große Hungersnot, in der eine seiner beiden Frauen mit dem Ruf nach Speise stirbt, läßt ihn sich von der Welt zurückziehen, um sich dem Dienst des Gottes zu widmen, wiewohl dieser Schritt sein Weib zu der bitteren Klage bringt, daß seine Kinder nichts zu essen bekommen, da ihr Vater im Tempel lebt. Andererseits wird von ihm erzählt, wie er — darin ein Bruder des Heiligen Franziskus — „seinen kleinen Schwestern, den Vögeln“ erlaubt, sich in den Kornfeldern zu sättigen, über die er von dem Besitzer als Wächter gesetzt ist. Eine andere Geschichte beschreibt, wie die Vögel, weil sie ihn als „Freund der ganzen Welt“ erkennen, sich furchtlos im Tempelhof auf ihn setzten. Auch er soll von den Brahmanen verfolgt worden sein und zwar aus Neid auf seine Beliebtheit beim Volke. Schließlich hätten sie ihm befohlen, seine Gedichte in den Fluß Indrahani zu werfen. Er gehorchte, doch rettete der Gott sie vor der Vernichtung. 1649 soll er auf wunderbare Weise nach Baituntha, dem Himmel Bishnus, versetzt sein. Da seine Dichtungen nicht zeitlich geordnet sind, ist es schwierig, einen Entwicklungsprozeß seiner religiösen Ideen zu konstruieren. Von Theisten sowohl wie Pantheisten wird er als einer der ihren beifolagnahmt.

Nach dieser Einleitung möchte ich nun einige Gedichte der pantheistisch gerichteten Dichter voranstellen. Hier immer einen genauen Unterschied zu machen, ist, wie die letzte Bemerkung in der Einleitung zeigte, nicht leicht, zumal wir auch bei Ramdev z. B. in seiner späteren Entwicklung einen pantheistischen Einschlag erkannten. Als reine Pantheisten — wenn wir so sagen dürfen — können wir wohl Jnanesvar und seine Schwester Muktabai, ebenso Janabai ansprechen. In der Uebersetzung mußte, da der Urtext nicht vorlag, sondern auch schon eine Uebersetzung im Englischen, leider möglichst eine Anlehnung an das Englische stattfinden, damit durch die nochmalige Uebersetzung nicht der Sinn zu sehr geändert und dadurch vielleicht verdreht würde.

Zunächst einige Proben von Jnanesvar. Zu beachten ist besonders in den 3 ersten Gedichten die Fülle von eigenartigen Bildern, wie sie uns fremd sind.

## I.

Die Tag und Nacht von allen Leidenschaften frei,  
in deren heiligem Herzen meine Stätte sei,  
in Heiligkeit zu wohnen ihnen bei.

In ihrem Herzen treue Inbrunst ward entfacht,  
wenn Dharma herrscht, und stark in ihnen ist die Macht,  
zu unterscheiden Tag und Nacht.

In Weisheit haben sie, und ihren Hunger stillt  
Vollkommenheit. Schau, ganz in Grün gehüllt,  
des Friedens Blättern gleicht ihr Bild.

Die Knospen der Erfüllung sind sie, Säulen ragen  
sie in des Mutes Halle, von weither getragen  
ein Krug voll Freude, sonder Zagen.

So teuer ist der bhakti-Pfad, daß sie verachten  
die große Lösung.<sup>1)</sup> Selbst in ihr Vergnügen brachten  
sie Weisheit, nach der Weise trachten.

Des Friedens Perlen sich um ihre Glieder schmiegen.  
In sie, wie in die Scheibe sich die Schwerter biegen,  
der All-Einwohner<sup>2)</sup> kam zu liegen.

So kann auch ohne Ende ihre Liebe reifen,  
Die Großbeseelten — nicht der schmalste Riß darf greifen,  
die mich umschließen, abzustreifen.

## II.

Im Tanze singen sie mir Lob, denn Sünde  
zu sühnen ist nicht Not, ja, ich verkünde,  
Vergessen ist der Name selbst der Sünde.

Sie fragen: „Hat Enthaltbarkeit noch Sinn?“  
Der heilige Strom rauscht nun umsonst dahin,  
denn Sünde abzuwaschen, hat nicht Sinn.

Im Preise meines Namens wird zunichte  
die Not der Welt, mit frohem Angesichte  
sie feiern Feste, sinnen Lobgedichte.

Und Sklaven ihnen sind den Kön'gen gleich,  
Ein Festplatz ist die Welt, ob arm, ob reich,  
nur Brüder sind sie sich und alle gleich.

<sup>1)</sup> Die große Lösung, mukti, ist Verenkung in den höchsten Geist, die Befreiung von der Wiedergeburt bringt.

<sup>2)</sup> Der All-Einwohner-Prisna, der in diesem Gedicht spricht.

Zum Himmel wenden sie sich nicht, die Erde  
sie füllen mit dem Himmel, auf daß werde  
vom Uebel durch mein Lob befreit die Erde.

Denn nicht im Himmel wohne ich, auch nicht  
im Kreis der Sonne. Weit bringt das Gesicht  
des Yogi wohl, doch mich erreicht es nicht.

Dort, Pandab,<sup>3)</sup> ist mein Wohnen nicht, allein  
die meinem Namen singen hell und rein,  
in deren Herz zu ruhen zieh ich ein.

Und Freude füllt ihr Herz, wenn sie mich sehen,  
vergessen Zeit und Raum, wo auch sie stehen;  
im Jubelklang sie durch ihr Leben gehen.

Und während meinem Namen Lob sie singen  
in hohem Lied, durch der Gedanken Ringen  
mit klarem Blick sie durch die Seele dringen.

### III.

Sein Herz, o Arjuna, kennt keine Ungerechtigkeit,  
mit gleichem Blick schaut er auf jeden allezeit,  
ob ihr ihm Freunde oder Feinde seid.

Er ist die Lampe, die mit stillem Lichte scheint  
und in der Nacht sich nicht verdunkelt vor dem Feind  
und vor den Hausgenossen heller scheint.

Wie seinen Schatten wirft der Baum auf den hernieder,  
der ihn gepflanzt, wie den, der ihn nun umschlägt wieder,  
schaut er auf alle gleich gerecht hernieder.

Das Zuckerrohr birgt für den Gärtner Süßigkeit  
und hält sie auch für den, der es zerpreßt, bereit;  
süß ist es beiden ohne Bitterkeit

So er — ob Freund, ob Feind — uns alle gleich erachtet,  
stets unberührt — wenn ihn die Welt verachtet,  
und wenn sie seinen Ruhm zu künden trachtet.

Schau, wie der Himmel klar sich wölbt und doch umspannt  
der Jahreszeiten Wechsel — senkt der Hitze Brand,  
läßt Kälte rings erstarren alles Land.

Erbraust der Nordsturm, sächelt hold des Südens Wind,  
den Meru<sup>4)</sup> läßt es unberührt, und so gesinnt  
ist er, ob Lust ihn oder Leid umspinnt.

<sup>3)</sup> Pandab, d. i. Arjuna, zu dem Arisna redet.

<sup>4)</sup> Meru, der Zentralberg des Weltalls, um den sich die Planeten drehen.



So voller Milde, wie das Licht des Mondes fällt  
 still auf den Fürsten wie den Sklaven, unversehrt,  
 umfaßt auch er das weite All der Welt.

## IV.

Zu der heiligen Wohnung zieh — still allein,  
 dort wird selbst der Herr dir nicht — sagen nein.  
 Auf „Ramakrishna“ — zu dem Ziel — führt er hin.  
 Ehre Rama, denn er ist — Sibas Sinn.  
 Allen Glanz und alle Glut — sie gewinnt  
 durch den Namen honigsüß — Gottes Kind.  
 Schon Pralhadas Kinderlippe — zu ihm bat  
 und zu Uddav mit Geschenken — Krishna naht.  
 Wohl ist es für jeden leicht, — ihn zu nennen,  
 doch wie wgr'ge überall — ihn bekennen!

Es folgen zwei Gedichte der Schwester Jnanesvars, Muktabai:

## I.

Die Ameise zum Himmel aufwärts sprang,  
 die Sonne hoch dort oben sie verschlang.  
 Als großes Wunder nur ich es erkläre,  
 daß unfruchtbar ein Weib ein Kind gebäre.  
 Zur Hölle ein Skorpion herniedersteigt,  
 Und Wisnus Schlange gar zu ihm sich beugt.  
 Zur Welt die Fliege einen Adler brachte.  
 Voll Grohsinn sah es Mukta, und sie lachte.

II.<sup>\*)</sup>

Guldboll neige dich zu mir,  
 Bruder, öffne mir die Thür!  
 Der ist heilig, der sich neigt,  
 Wenn die Welt ihm Torheit zeigt,  
 groß an Seele und befreit, |  
 rein von aller Eitelkeit.  
 Dessen Seele wahrhaft groß,  
 Sie ist aller Härte los.  
 Brahman, Du durchbringst die Welt,  
 und in Jorn Dein Herz verfällt?  
 Nahe so in Gleichmaß mir,  
 Bruder, öffne mir die Thür!

Die nächsten beiden, sehr charakteristischen Gedichte sind von Janabai, die sich, wie wir hörten, freiwillig in den Dienst Ramdevs um seiner Verehrung

\*) Diesen abhang soll Muktabai an ihren Bruder Jnanesvar gerichtet haben, als sie einst die Thür seiner Hütte verschlossen fand und darum glaubte, er sei zornig.

für die Gottheit willen stellte. Wie wir schon wissen, half ihr der Gott bei allen ihren Arbeiten.

## I.

In Gleichmuts Mühle, fest gebannt,  
setzt, hier steh ich.

Als Stiel ich stille Treue fand,  
damit dreh ich.

Gemahlen ward das äufre Ich  
ganz zu Staube.

Mein Herr ist's, der da mahlt für mich  
den ich glaube.

Ein Maß voll von vergang'nen Taten  
Mahlgut ist es.

Mein Gut und Böse ernst beraten  
mahlt ich, wißt es.

Wie kommt's, daß Gott, sein Diener  
nicht, schaffend sei?

Denn ich, ich sitze müßig, spricht  
Janabai.

## II.

Gott ist mir Speise, Gott mir Trank,  
Gott ist das Lager mir zur Ruhe.  
Gott ist mein Flehen, Gott mein Dank,  
Gott mein Gefährte, was ich tue.  
Denn Gott ist dort und Gott ist hier,  
Kein Staubkorn, das er nicht erfüllt,  
Ja, Bitha,<sup>\*)</sup> ich verkünde Dir,  
Das ganze All erfüllt mein Bild.

Es möge nun noch ein Gedicht Ramdevs folgen, der, wie wir sahen, in seinen späteren Gedichten Pantheist gewesen zu sein scheint. Das folgende Gedicht mag aus dieser Zeit stammen:

Wer Vasudev<sup>1)</sup> in allem schaut,  
und wer von seinem Ich ward frei,  
ihn rühm allein ich heilig, heilig,  
doch alle andern sind geknechtet.

Der Reichtum ward für ihn zu Staub,  
der Diamant zum Kieselstein.  
Statt Zorn und Gier Verzeihung wohnt  
und Friede wese ihm im Herzen.

Doch träge Ruhe weist er fern,  
er trägt, so kündet Rama euch,  
auf seinen Lippen Tag und Nacht  
den Namen Govinds,<sup>2)</sup> seines Herrn.

Im Anschluß an diese rein pantheistischen Gedichte sei nur eins von Tularam angeführt, das von Theisten und Pantheisten, die ihn ja beide zu den Ihren rechnen, verschieden ausgelegt wird.

<sup>\*)</sup> Bitha, feminine Form für Bithoba.

<sup>1)</sup> Vasudev = Vishnu-Krishna. <sup>2)</sup> Govind = Krishna.

Vor meinen Augen tot mein Selbst nun liegt —  
 O Freude, Freude, bis zum Himmel klinge;  
 denn in Allseligkeit die Welt sich wiegt,  
 und ich schwing' mit, die Seele aller Dinge.

Der Selbstsucht Bande sind gelöst und weit  
 und frei mein Geist ins Ungemeßne dringt,  
 Geburt zerfließt und Tod in Nichtigkeit,  
 mein unbedeutend kleines „Ich“ versinkt.

Narayan führte mich in Gnaden hin,  
 wo ich nun treu verweile, fest gegründet.  
 So hat erfüllt auch Tula seinen Sinn  
 und weithin seine Frohbotchaft verkündet.

Wir wollen von diesem letzten Gedicht ausgehen und zusehen, wie jede der beiden Richtungen es für sich erklärt. Macnicol sagt in einer Anmerkung folgendes darüber: . . . den ersteren — (er meint die Theisten) — scheint es, daß die Freude, die er beschreibt, herkommt aus dem Tode des niederen Selbst und der Gegenwart Gottes in seinem Herzen. Den letzteren — den Pantheisten — erscheint als Ursache der Freude die Verwirklichung seiner Identität mit dem höchsten Geist = advaita d. i. Unzweiheit, und die Selbstvernichtung oder besser Vernichtung des Selbst („self-naughting“) ist das Schwinden der Persönlichkeit selbst. Damit ist schon angedeutet, worauf es beiden ankommt. Den Pantheisten ist die Gottheit der All-Einwohner, der nicht zu suchen ist im Himmel, sondern in den Herzen seiner Gläubigen wie das Schwert in der Scheide, untrennbar von ihnen. Doch wendet er nicht nur in ihnen, sondern in allem — „kein Staubkorn, das er nicht erfüllt“. Darum ist er auch alles für den Gläubigen, Speise, Trank, Lager usw. Ist er so unpersönliches Wesen, so ist er auch erhaben über alles, voller Gleichmut. Denn auf Freunde wie auf Feinde schaut er mit gleicher Gesinnung. Keine Ungerechtigkeit kennt er, doch auch kein Mitgefühl in Lust oder Leid. Darum muß auch das Ziel der Mystiker sein, ihm zu gleichen, dahin zu kommen, daß sie nichts erschüttert. Zorn dürfen sie nicht kennen, Reichtum ist ihnen Staub. Vernichtet werden muß auch in ihnen die Persönlichkeit, das Ich, die Selbstsucht. Advaita, die Unzweiheit muß erreicht, die Zweiheit aufgehoben werden. Eins wird man mit der Allgottheit, ja, das unmöglich Erscheinende wird möglich. Denn das will doch das merkwürdige Gedicht der Muktabai sagen: Der Mensch wird selbst zum Brahman, das die Welt durchdringt, wird selbst so zur Allgottheit. Darum darf Janabai bekennen, nachdem sie eben verkündet, die Gottheit sei in allem, daß sie, Janabai selbst die Welt bis zum Rande anfüllt. Wie wird nun dieses Ziel, die Unzweiheit, die Unpersönlichkeit, die Befreiung und Vernichtung des Ich, erreicht? Dazu gelangt man durch den bhakti-Pfad, den Pfad liebender Hingabe an die Gottheit. Auf diesem Wege gibt es keine langatmigen Übungen und Meditationen, wie sie der Yogi kennt, ja, dieser erfährt, wie wir hörten, überhaupt nicht die Gottheit. Die große Lösung sogar, die zur Befreiung von der Wiedergeburt führt, wird verachtet. Denn man fürchtet gar nicht die Wiedergeburt,



sondern lebt gern auf der Erde. Der Himmel wird auch nicht erstrebt, denn man füllt die Erde mit dem Himmel, mit Freude. So ist es auch nicht not, Sünde zu sühnen, denn es gibt keine Sünde. Bußübungen sind verworfen, Enthaltksamkeit hat keinen Sinn in einer Welt, da man Feste feiert zum Lobe der Gottheit. Auch alle Unterschiede der Kasten — denn die Gottheit ist ja in allen — sind aufgehoben, gleiche Gesinnung trägt man wie die Gottheit — und man ist ja selbst ein Teil der Gottheit — gegen alle, Friede wohnt im Herzen und Verzeihung, eine Liebe, wie sie auch der Buddhismus kennt, Liebe, die eine gleichmütige freundliche Gesinnung ist ohne jene innere Hingabe und Aufopferung, wie sie das Christentum fordert. So ist das ganze Leben ein Loblied auf die Gottheit, die den Menschen erfüllt, die ihm alles ist, so daß schon das Anrufen des Namens zu ihr führt. Darum finden wir sie auch oft angerufen als Mutter oder ihren Namen genannt in femininer Form.

Während aber im Grunde hinter diesen Namen bei den Pantheisten eine unpersönliche Gottheit steht, sieht der eigentliche Bhakta hinter ihnen die persönliche Kultgottheit des Bithoba, der in Pandharpur seinen Tempel hat und dort verehrt wird. Mit diesem persönlichen Gott in Verbindung zu treten, zu seinen Füßen zu dienen, ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden, ist das Ziel des Mystikers. Bithoba ist ihm Freund und Kamerad, König und Herr, Weggenosse, der seinen Dienern die Last abnimmt, sie in rechter Weise führt, auf ihn sie sich stützen läßt, der Neubeleber, der selbst den Lahmen Kraft zu gehen geben kann, der aus der Knechtschaft der Weltorgen befreit, das selbstische Ich bricht, der seine Verehrer selbst die Lieder, die diese ihm zu Lob singen, lehrt, und der einzig die Sehnsucht, die man nach ihm trägt, stillen kann. Darum sagt Ramdev das Gelübde:

„Ob ich im Leben oder Tode bin,  
fest richte ich auf Pandurang<sup>9)</sup> den Sinn.  
Ein heiliges Gelübde will ich fassen,  
Herr, Deine Füße will ich nicht verlassen,  
und Deinen Namen soll mein Mund bekennen,  
in meinem Herzen Deine Liebe brennen.  
Herr, dies Gelöbniß Rama niederlegt,  
hilf, Resav,<sup>10)</sup> es erfüllen unentwegt.

Ein anderes Mal bittet er:

Nur eins von meinem Herrn ich noch ersehe,  
daß ich zu seinen Füßen dienend stehe;  
daß ich in Pandhari<sup>9)</sup> mich still versenke,  
in seiner Heilgen Mitte ihm mich schenke.  
Ob ich von hohem oder-niedrem Rang,  
dem Hari weihte ich mich ohne Zwang.  
O du, Ramalas Herr, sieh, Rama fleht,  
gewähre doch in Gnaden sein Gebet.

<sup>9)</sup> Name für Krisna oder Bithoba.

<sup>10)</sup> Pandhari = Pandharpur.

Die Freude des Besitzes der Gottheit beschreibt er in folgenden Versen:

„Nun fill ich alle meine Tage mit Freude an,  
denn Witthal ich im Herzen trage, ihm häng ich an.  
Er setzt hinweg und löset mich aus Leid und Bangen,  
des Wahnes Netz zerreiße ich, das mich gefangen.  
O, überschwenglich gnadenvoll rühm ich den einen,  
die Last, die ich sonst tragen soll, macht er zur seinen.  
Sich, alle Sorge dieser Welt ist längst geschieden,  
und ohne Ende Einzug hält das Reich voll Frieden.  
Aus aller Knechtschaft macht er frei, aus Leid und Bangen,  
des Wahnes Netz reißt er entzwei, das mich gefangen.  
All meiner Narrheit Gaukelschein verdecke Du!  
In Witthal, Witthal nur allein ist wahre Ruh.

Und Tufaram weiß zu künden:

Nicht die eigne Rede klingt so hold,  
Mein Geliebter spricht durch meinen Mund,  
Horch Salunkis<sup>10)</sup> Lied, wie lautres Gold  
tönt es, denn der Ferne tat's ihm kund.

Sollt ich Narr so Köstliches vollenden?  
Er, vor dessen Kunst wir schweigend stehen,  
der das All erhält, mit heiligen Händen  
gibt er selbst dem Rahmen Kraft zu gehen.

Doch bedarf es zu allem, sagt Tufaram, der Liebe zur Gottheit:

Mit welcher Kunst Du feilen magst an Deinem Lied,

vergebens ist es, wenn es ohne Gottes Geist geschieht.

Legst Du auch an des Bettlers heiliges Gewand,

vergebens ist es, wenn Dein Herz doch hängt an eitlem Tand.

Du magst den Mond, die Sonne malen an die Wand,

vergebens ist es, wenn dem Bilde fehlt des Lichtes Brand.

Magst du gebaren dich auch nach Kriegers Art,

vergebens ist es, wenn dir nicht das Herz des Helden ward.

So tanzet nur, spricht Tufa, und singet euren Sang,

vergebens ist es, treibt nicht Liebe euch zu Panduranga.

Zum Ziele führt noch mehr als bei den Pantheisten der bhakti-Pfad, die Hingabe an die Gottheit. Auch hier werden Fasten und Enthaltfamkeit verworfen. Man soll die Welt nicht lieben noch aus ihr gehen, nur das Leben der Gottheit weihen und nicht zweifeln. Darauf kommt es an, sagt Tufaram:

Ach, wozu fasten oder fliehen abseits in Einsamkeit?

Trag Gott in dir, mag dich durchziehen auch Freude oder Leid.

<sup>10)</sup> Salunki, ein indischer Vogel (Magnicola) gracula religiosa.

Wenn seiner Mutter Arm ihn wiegt, kennt keine Schuld der Anabe;  
wirf ab, wirf ab, was auf dir liegt, nur Gott im Herzen habe.

Du sollst die Welt nicht lieben noch entfagen in Haß dem, was sie gibt.  
Dein Leben sollst vor Gott du tragen, ihm weihen, der dich liebt.

Und frag nicht wieder noch und wecke die alten Zweifel nicht.  
Welch andres Wort dich auch erschrecke, es lügt nur, Tuka spricht.

Doch ist er sich bewußt, wie alles in der Welt Schein ist, Maya:  
Ist's ein Trugbild, schau ich dort des Stromes Band  
Fließen durch das grüne Land,  
Was bedarf ich einer Furt?

Wenn im Spiel die Kinder kaufen und verkaufen,  
Sorglos hin und her sie laufen,  
Kennen sie Gewinn, Verlust?

Haßt Du Mädglein Hochzeit spielen schon gesehen,  
Mädchen neben Mädchen stehen?  
Blieben sie nicht, wie sie waren?

Sieh, wir freuen oder ängsten uns im Traum —  
Beim Erwachen rinnt's zu Schaum,  
Was wir träumen, ist nicht wahr.

Also ist Geburt und Tod, spricht Tuka, Schein,  
Knechtschaft, Freiheit, alles Sein  
Birgt ermüdend nur den Schein.

Wie bei allen Mytikern, so ist auch hier die Gottheit nur für den einzelnen da, um die Not des andern kümmert man sich nicht. Höchstens Tufaram findet Töne der Liebe zu den Mitmenschen, denen er den Weg, den er gegangen, zeigen möchte:

Zum Heil der Menschen tut mein Mund  
euch allen meinen Heilspruch kund,  
zu retten nur bedacht.

Wie könnte ich wohl ohne Grauen  
mit meinen eignen Augen schauen,  
wie ihr ertrinkt vor mir?

Mit meinen Augen werde sehen  
ich jäh ernüchtert vor mir stehen  
zulezt sie alle noch.

So ist die Gottheit auch bei den Theisten nicht die Weltseele, die alles erfüllt, sondern Erlöser. Darum sehnt sich Tufaram nicht wie die Pantheisten, in der Gottheit so aufzugehen, daß er zur philosophischen Lehre der Advaita, der Unzweiheit, gelangt, und seine Persönlichkeit, sein eigenes individuelles Ich, völlig aufgelöst wird:



Unzweifel stilt mein ganzes Sehnen nach Dir, Höchster, nicht,  
zu Deinen Füßen Dir zu dienen ist mir süßre Pflicht.  
Gewähre mir den einen hohen Lohn,  
Dein Lob zu singen, Herr, an Deinem Thron.

Daß uns der Zweifelt Seligkeiten, o mein Gott, genießen,  
und sei Du Herr und ich der Liebende zu Deinen Füßen.  
Der Du das All beherrscht, gewähre mir,  
solch höchste Lust zu finden einst in Dir!

In diesem letzten Gedicht ist schon das ausgesprochen, was wohl das Charakteristischste für die Theisten ist, die Sehnsucht nach der Gottheit, die ja auch in unseren Psalmen mit das Schönste ist. Gilt für den Mystiker es als höchstes Glück, mit der Gottheit vereinigt zu sein, so muß die Trostlosigkeit unerträglich sein, wenn er das Gefühl der Gottferne und -verlassenheit hat. Dann wartet er in Sehnsucht, daß die Gottheit ihre Gegenwart wieder spüren läßt. Ergreifende Bilder schildern diesen Schmerz des sich Verbanntfühlens von Gott. Der Mensch ist der Bettler, der um ein Almosen zu Gott fleht, er sehnt sich nach ihm wie das kleine Kind nach der Mutter — gerade dies Bild taucht immer wieder auf — die Kindbraut, die sich nach dem Hause der Mutter zurücksehnt, der Liebende, der sich nicht zu trennen vermag. „Sie werden eins“ — so sagt Tukaram an einer Stelle von den Gläubigen — mit Brahman durch ein Lied. Und so sind sie entstanden, diese Lieder voll der glühendsten Sehnsucht nach der Gottheit oder sagen wir doch ruhig nach Gott. Eine leidenschaftliche Sprache redet in den Versen sowohl Ramdevs wie Tukarams, in des letzteren wohl am schönsten und innigsten und tiefsten. Darum wollte ich diese Gedichte als die letzten bringen.

Zunächst noch zwei von Ramdev:

# I.

O Gott, mein Schrei steigt auf zu dir.  
Wie traurig klingt mein Schrei!  
Unseliges Geschick ward mir,  
Werd' ich denn niemals frei?

Warum willst du vorübergehen  
Mit leichtem Fuß an mir?  
Zu wem, zu wem soll ich denn stehen,  
Wenn nicht allein zu dir?

Wie goldne Spangen an den Füßen  
gar hell und lieblich klingen,  
so klingt auch deines Namens Grüßen,  
willst du uns Frieden bringen.

Auf deinen Schultern trägst die Last  
der Sorgen aller du;  
so ist für dich es gar nichts fast,  
legt meine du dazu.

Dich ruf ich, Mutter Pandurang,  
 laß mich nicht einsam sein!  
 Zu Haris Füßen Nama sank,  
 er kann nicht sagen „nein“.

## II.

Siehst Du denn nicht, wie ich verderbe hier?  
 Mein Gott und König, komm und eile doch zu mir!

Wenn Du nicht hilfst, so muß ich sterben hier —  
 Mein Gott und König, komm und eile doch zu mir!

Zu heilen mich ein Spiel nur ist es Dir —  
 Mein Gott und König, komm und eile doch zu mir!

O komm doch, Namas Rufen schallt zu Dir,  
 Mein Gott und König, komm und eile doch zu mir!

(Schluß folgt.)



# Indische Mystiker im Mahrattha-Lande.

Von stud. theol. Erna Wünsch-Berlin.

(Schluß.)

Die nun folgenden Gedichte sind alle von Lufaram:

## I.

Gleichwie die Braut schaut nach der Mutter Haus  
und von ihr geht mit schweren Füßen,  
blickt meine Seele sehrend nach Dir aus,  
um Dich, o Gott, zu grüßen.

Gleichwie ein Kind in Not ist, weint und sich nicht trösten läßt,  
wenn seine Mutter es nicht sehen kann,  
Gleichwie der Fisch, den man aus seiner klaren Quelle nahm,  
Also, spricht Lufa, trage ich der Heimatlosen Bann.

## II.

Ein Bettler, Gott, an Deiner Tür  
flehend zu Dir ich fand,  
gib ein Almosen mir,  
Liebe aus Deiner Liebeshweren Hand.  
Erspare mir die lügnerische Pflicht,  
zu kommen und zu kommen für ein Nicht.  
Der arme Lufa fleht um eine Gabe,  
die unverdient und ungelauft er habe.

## III.

Wie trostlos weint ein Kind und fleht,  
wenn seine Mutter von ihm geht!

So sagt mein Herz und ruft nach Dir,  
wenn Du, mein Gott, bist fern von mir!

Der Chata<sup>1)</sup> Strom und Seen schilt,  
weil Regen nur den Durst ihm stillt.

Die Sotosblume träumt zur Nacht  
vom Lichte, bis der Tag erwacht.

Was für den Fisch der Strom — bist Du,  
und was dem Kälbchen ist die Ruh.

Wie lauscht ein treues Weib doch gern  
auf Nachricht, wenn der Gatte fern!

---

<sup>1)</sup> Chata, eine Kuckucksart. Das Volk glaubt, er trinke nur Regenwasser, und darum schreie er so ängstlich nach Regen.



Der Geizhals giert nur nach dem Geld  
und fragt nach nichts sonst in der Welt.

So, Herr von Pandhari, möcht' ich,  
spricht Tula, sterben selbst für Dich!

## IV.

Ich kam aus Niedrigkeit und Nacht,  
die Heil'gen priesen meine Macht.

Da fraß der Stolz ins Herz sich mir,  
der Mzerstörer, voller Bier.

In meinem Herzen wohnt der Wahn,  
daß ich nur Weisheit angetan.

O rette mich, gleich wie der Wind  
vorüber meine Tage sind!

## V.

Ich bin so müd von des Gedankens Ringen,  
so müd von Wortgefecht und Widerstreit,  
zu Dir will meine Seele auf sich schwingen,  
um Dir zu klagen alles Strebens Leid.

O Herr, Du weißt ja alles, was mir fehlt,  
Mein Leben habe ich vor Dich gebracht,  
ich werfe alles nieder, was mich quält,  
und frei bin ich von des Gedankens Macht.

Mein ganzes Ich, mein Gott, trägt nun Verlangen,  
verlangt nach Dir mit heißem Deinbegehren.  
Herr, meine Liebe strebt, Dich zu umfassen,  
brennt wie ein Feuer, das mich will verzehren.

Gast wahrhaft Macht Du, Gott, zu helfen mir,  
dann höre, Herr, was Tula zu Dir spricht,  
dann komm, Narahan, sieh, ich warte hier,  
o komm doch eilend und verzögere nicht!

## VI.

Ach, warum zürnst Du mir?  
Daß meine Schmerzen  
doch Ruhe finden, Herr, bei Dir,  
an Deinem Herzen.

Rein Hauch von Böse oder Gut  
darf dorthin dringen,  
nur Friede, tieffter Friede ruht  
auf stillen Schwingen.

Mir bringt der Dinge ew'ger Fluß  
so tiefe Qual;  
es dünkt des steten Wechsels Muß  
mich schwer und schal.

An Deine Füße Nammre ich mich  
in heißem Leid:  
„Zerbrich das Ich und Mein, zerbrich  
die Eitelkeit!“

## VII.

Hier türmen Berge sich der Leidenschaft und Lust,  
weit ab Unendlichkeit.  
Kein Pfad hinüberführt, die Höhe vor mir wächst  
weglos voll Feindlichkeit.

Verloren Gott ist. Wehe! Denn wie soll ich nun  
Narayan noch erlangen?  
So ist mein Leben mir, das kostbar hohe Gut  
in Eitelkeit vergangen!

## VIII.

Schluchzen füllt die Kehle mir, die Augen  
nehen heiße Tränen.  
Daß mir endlich Pandurang erscheine,  
warte ich voll Sehnen.

Ich verzweifle, allzulange schon  
hast Du mich verbannt.  
Sprich, was fesselt Dich, und wo verweilst Du,  
sag, in welchem Land?

Tausend Pflichten fordern Deine Hände,  
darf ich da vermess'n.  
Dich noch rufen? Ach, ich sterbe hier,  
ganz von Dir vergessen.

Viele Heilige und Pilger ziehen  
nun nach Pandharpur,  
Botschaft hab' ich ihnen aufgetragen  
Dir zu bringen nur.

Wer, wenn Du nicht, sollte denn wohl eilen,  
zu erretten mich?  
Komm, o komm zu mir, mein Pandurang,  
komm, ich rufe Dich!

Wie lange soll ich denn vergebens warten,  
Dich, o Herr, zu schauen?  
Gnadenvoller, Du vergißt Dein Kind,  
es vergeht in Grauen.

Nur einmal noch gedenke meiner, Herr,  
Tula flehend spricht.  
Komm und hole Deinen Liebling heim,  
Komm und zög're nicht!

## IX.

Vor meiner Thür, das Haupt gestützt in meine Hand,  
sitz ich und warte hange.  
Dort geht der Weg nach Pandhari. Auf ihn gespannt  
halt Blic und Herz ich lange.

Wann werdet meinen Herrn ihr schauen? hört, ich frage!  
und wann ihn kommen sehen?  
Ich zähl' die schwere Summe all der Stunden, Tage,  
die stumm vorübergehen.

Von langem Wachen wurden meine Nerven schwer,  
die Glieder auch vor Leid.  
Mein Herz vergißt des Leibes Müdsein mehr und mehr  
in Ruhelosigkeit.

Denn ich begehre keines Schlafes mehr, ich frage  
nach meinem Lager nicht,  
vergessen Haus und Heim, Durst ich und Hunger trage  
mit kühlem Angesicht.

Der gnadenreiche Tag, spricht Tula, sei gesegnet —  
ach, wenn er bald doch käme! —  
an dem der Braut der Ruf aus Pandhari begegnet,  
der sie nach Hause nähme.

## X.

Still hältst Du meine Hand gefaßt  
und führst, mein Weggefährte, mich.  
Voll Güte trägst Du meine Last,  
und ich, ich lehne mich an Dich.

Wenn ich vom Wandern müde bin,  
mit wilden Reden um mich werfe,  
dann glättest Du den troh'gen Sinn,  
nimmst selbst der Scham noch jede Schärfe.

So schenkst Du neue Hoffnung mir,  
erschließt mir ein neues Land.  
Als Freund begrüß ich jeden hier,  
wer mir begegnet, ist verwandt.

Ich spiele wie ein fröhlich Kind,  
mein Gott, in Deiner schönen Welt,  
denn alles — staunend Tula sinnt —  
von Deiner Freude ist durchhell.



# Javanische Mystik.

Von Gottfried Simon.

Vor mir liegt eine zum Buch erweiterte treffliche Doktordissertation des jungen holländischen Missions Sprachforschers Dr. G. Kraemer\*): Ein javanischer „Traktat“\*\*) aus dem 16. Jahrhundert. Mit Enttäuschung vertieft man sich in dieses Werk. Sie betrifft nicht den Verfasser. Im Gegenteil mit echt holländischer Akribie und Sauberkeit ist Text und Uebersetzung sprachlich und literarkritisch bearbeitet, der recht verwirrte Inhalt geordnet und von hoher zeitgeschichtlicher Warte aus durchleuchtet. Aber wie arm erscheint doch uns Westländern, wenigstens uns an der Bibel genährten Christen die moslemische Mystik, die auf den Orientalen so ungemein verführerisch wirkt! Immer dieselbe platte, ermüdende Moral, so wenig religiöser Schwung, so dürftig der Gedankengehalt!

Aber wir dürfen uns durch diese unliebsame Entdeckung nicht abschrecken lassen, Kraemers mühevolle Arbeit ernstlich zu beachten. Aus zwei Gründen. Die Mystik beginnt auch bei uns wieder eine geradezu unheimliche Macht auf die Gemüther auszuüben, ob sie nun in anthroposophischem oder künstlerisch-ästhetischem Gewande auftritt und selbst die christliche Theologie deutlich bestimmend beeinflusst. Dann aber, weil der Missionar im nahen und fernen Orient die dortige Religiosität und ganz besonders den Islam nicht versteht, wenn er nicht seinen mystischen Gehalt selbst unter dem streng orthodoxen Gewande entdeckt. Denn auch diese wunderliche Handschrift, eine der wenigen javanischen Schriften aus dem 16. Jahrhundert, 1597 durch holländische Kaufleute erworben, fußt durchaus auf Ghazali, dem größten, wenigstens einflussreichsten Theologen des Islam († 1111), dessen Orthodoxie aber unangefochten ist. Denn die Tendenz seiner theologischen und religiösen Arbeit war, zwei so heterogene Elemente, wie es moslemische Orthodoxie und moslemische Mystik sind, zu verschmelzen, und es ist die deutliche Absicht der vorliegenden Schrift, diesen Geist des Ghazali nach Java, d. h. nach Niederländisch Indien, zu überführen. Das ist bemerkenswert, wenn auch nicht neu. Der niederländisch-indische Islam, über den mancher Gelehrte die Achsel zuckt, weil er ihm teils zu animistischer, teils zu hinduistischer vorkommt, ist durchaus arabischen Ursprungs, nicht nur äußerlich — Araber haben ihn eingeführt — sondern auch innerlich. Diese Schrift will die heterodoxen Neigungen des Javanen bekämpfen: und die Tatsache, daß die heutige Mystik in Indien durchaus den Geist dieser Schrift atmet, erweist ihren gewaltigen Erfolg.

\*) Kraemer, v. Een javaansche Primbon uit de zestiende Eeuw. Inleiding, Vertaling en aantekeningen. Academisch proefschrift. Leiden 1921. (239 S.)

\*\*) Primbon sind religiöse Bücher mit sehr mannigfaltigem Inhalt: Volksglauben, Lehre von den glücklichen und unglücklichen Tagen, Hausbau-regeln, Metereologie, Medizin, Geschlechtsregister, Beschwörungsformeln und Eschatologisches und Kosmologisches finden sich in javanischer, hinduistischer und islamischer Beleuchtung. So stark durchzieht die Mystik das gesamte religiöse Denken und Fühlen des Javanen.

Aber die Bedeutung der Arbeit Dr. Kraemers liegt nicht in der gewinnmühevollen Entzifferung und Uebersetzung der sehr verdorbenen Handschrift: diese philologische Leistung kann ich nicht abschätzen, da ich die javanische Sprache nicht verstehe — sondern in den eindringenden Studien über die javanische Mystik überhaupt und die gesamte diesbezügliche Literatur vom 16. Jahrhundert an. Wir erhalten dadurch einen genauen Einblick in das javanische Geistesleben jener Zeit. Die vorliegende Schrift steht mit einer anderen verwandten Handschrift im Gegensatz zu der sonst üblichen mystischen Literatur. Es gilt, die orthodoxe gegen die pantheistische Mystik zu retten. Gott soll immer und ewig Schöpfer sein, also Persönlichkeit, nicht zu einem „Sein“ verflüchtigt werden. Auch der Mensch soll selbständig sein, Gott und Welt sind also nicht identisch. Die Grenzen sind allerdings sehr fein. Der Mystiker trifft mit Gott zusammen. Er fühlt sich wie vernichtet, aber — das ist das Bedeutsame — er versinkt nicht in Allah wie der Regentropfen in der See, man kann nur sagen: Allahs Liebe überwältigt den Menschen und gibt ihm dabei das Gefühl, als ob er sein Wesen verlöre und ganz von Gottes Wesen hingenommen werde. Aber man darf nicht sagen, daß auf dieser hohen Stufe des mystischen Erlebens die innere Lebensbewegung des Menschen identisch sei mit dem Wesen Allahs, höchstens darf man sagen: er handelt durch den Willen und durch die Liebe seines Herrn. Freilich wird der Mystiker wie eine wandelnde Leiche, aber das fügt Gott so, und zwar nur, damit der Mystiker seine völlige Abhängigkeit von seinem Herrn erkennt. Er wird dann keine Ehre bei den Menschen mehr suchen und unnütze Gespräche vermeiden. Ein Mensch, der soweit kommt, ist „der vollkommene Mensch.“ Hier steckt fast in jedem Satz eine Polemik gegen heterodoxe Mystik, der Moslem will sich vor der Vereinerleibung mit Gott retten.

Während der heterodoxe Moslem gegen Ritus und sonstige religiöse Pflichten gleichgültig ist, wird hier auf Verinnerlichung des Brauches gedrungen. Nur auf Gott ist seine Gebetsverehrung beim rituellen Gebet (salat) gerichtet. Er will dabei sich selbst an Gott verlieren, dem gegenüber sind andere Gaben minderwertig. Aber man denkt nicht daran, wie der fortgeschrittene Mystiker etwa, die 5 Gebetszeiten aufzugeben.

Diese orthodoxe Mystik auf Java ist durch die politische Entwicklung dort zur Herrschaft gekommen. 1511 eroberten die Portugiesen Malakka, von dem Augenblick an wird Nordsumatra, also Atjeh, der Brennpunkt der islamischen Bewegung für den Archipel. Ueber Atjeh reisen die geistigen Führer des Islam, die Mekkapilger. Von Atjeh aus wird darum durch sie diese orthodoxe, nämlich arabische Mystik nach Java importiert. Die Wallfahrer aber reisen hin und zurück. Es entsteht ein lebhafter Gedankenaustausch. Auch javanische Gedanken finden in Nordsumatra Eingang. Aber vorherrschend bleibt in Atjeh der sufische Geist, auch die eigenartige, mystisch-erotische, persische Richtung, und die arabisch-malaiischen Quellen lassen sich auf Java nachweisen. Dr. Kraemer belegt diese Annahme durch ausführliche Besprechung der drei literarisch am meisten hervortretenden Schriftsteller in jener moslemischen Glanzzeit auf Sumatra, die für die javanische Mystik von großer Bedeutung waren. Die gegenseitige Beeinflussung von Sumatra und Java, also arabischer, malaiischer und indisch-javanischer Mystik — so etwa wird man sagen dürfen, ist damit wohl unbestreitbar geworden.

So ist es zu verstehen, daß in der späteren Zeit die javanischen Mystiker mehr und mehr die atjehsche, will sagen: orthodoxe Beeinflussung, abschütteln und die heterodoxe, will sagen indische Mystik, der Pantheismus, den Sieg erringt. Das ist für das Verständnis des Islam der Gegenwart von größter Bedeutung. Die islamische Propaganda hatte innerlich noch Jahrhunderte schwer mit dem Hinduismus zu ringen. Ja sie hat diesen Gegner eigentlich nie überwunden, sondern durch Assimilation scheinbar mundtot gemacht. Sie hat aber dabei ihr genuin moslemisches Eigenleben — wie so oft in der moslemischen Propaganda — eingebüßt. 1597 erzählt van Linschoten ganz naiv, die Küste Javas sei zwar islamisiert, aber im Innern wohnten „Pythagoräer“; so nennt er die hinduistischen Javanen wegen ihrer Lehre von der Seelenwanderung! Kein Wunder, daß die spätere religiöse Literatur eine wahrhaft chaotische Vermengung von malaiischen, arabischen Reminiszenzen mit Sanskritlehren ist. Orthodoxes und heterodoxes geht durcheinander, aber eins ist charakteristisch: alles Religiöse ist mystisch durchsetzt, auch die vielen ethischen Schriften, ja sogar auch die Aufsätze über javanische Grammatik, Metrik und Lautlehre und — den Aderbau! Das sprödeste Material wird mystisch erweicht: Der offiziellen islamischen Dogmatik, Pflichtenlehre und Exegese wird der tiefere mystische Sinn untergeschoben. Eine Fülle aller möglichen Literaturgattungen dienen diesem einen Zweck. So die geheimwissenschaftlichen *soeloet*,\*) in denen in Form einer Reise das Suchen nach völliger Erkenntnis und das Einswerden mit Gott beschrieben wird mit geheimen mystischen Namen; die *primbon*-bücher, ursprünglich vielleicht mehr historisch, dann aber angefüllt mit magisch durchsetzten Glaubenssätzen, wie sie das Volk braucht; die didaktischen *toetoe*, mehr ethisch gehalten, mit ethischem oder theosophischem Inhalt, ja sogar medizinische Betrachtungen über die Gelenke, Beschwörungsformeln und Prophetengesichten; und dazu die mystischen Lehrgedichte (*Tjintini*). Diese Stoffe, von hochgeehrten Asketen in den lernbegierigen Kreisen ihrer Schüler mündlich erläutert, durchdringen allmählich das ganze Volk. Es fehlt natürlich nicht am Hinweis auf die letzten Dinge, besonders die Asketen lieben das, denn je mehr sich der Mensch dahinein vertieft, um so wertloser erscheint ihm die Welt. Der Weltuntergang, die grausige Geschichte vom Niesen Daddjal,\*\*) die phantastische Spekulation vom ewigen Stern (nur) Mohammeds, die magischen Rezepte und Figuren — wer Indiens Volk kennt, der begreift, was für eine gewaltige Anziehungskraft diese reichen religiösen Stoffe auf das Volksgemüt ausüben mußten. Man wußte sie praktisch zu wenden. Wer seine Sorge los werden und Trost erhaschen wollte, wer vor Gott recht wandeln möchte oder gar sich sehnte, als ein heiliger Asket (*tapa*) sein Leben gottwohlgefällig zu beschließen, hier fand er, was er suchte. Die Mystik wird das Evangelium, die frohe erlösende Botschaft für den Javanen.

Welches sind nun aber die Grundgedanken dieses verworrenen mystisch-magisch-kosmologischen Durcheinanders von Vorstellungen? Dr.

\*) *oe* immer = u.

\*\*) Eine mythologisch-eschatologische Figur, etwa = Antichrist.



Raemer hat mit Erfolg versucht in diesen unglaublichen Wirrwar, in dem alles aus allen möglichen Quellen durcheinander läuft, Ordnung zu bringen.

Der Grundgedanke ist der Einheitsgedanke, also der Monismus. Daß „der Diener und der Herr“ zusammenkommt, das ist der Höhepunkt der Mystik und des Lebens überhaupt. Dazu braucht der Mensch „Vertrauen“ (iman), er muß zum „Schauen“ durchdringen (sana), das „innerliche Zusammentreffen“ (tawhid = Einheit) erleben, dann erreicht er das „innerliche Schauen“ (m'arifat). Diese Gedanken fielen wie Same in wohlzubereiteten Acker, kennt doch der Javane auch derartige geheimnisvolle Übungen.

Aber es ist klar, daß hier die Zentralwahrheit des Islam, der Gottesbegriff, auf dem Spiel steht. Wer ist Gott und was ist er seinem Wesen nach? Man zieht die äußerste Konsequenz: „Es ist nichts da außer Allah, Allah ist eins mit ihm, der Mensch ist also identisch mit dem ewigen Sein. Darum ist er ewig und unsagbar für den Tod. Hier ist die eigene Person so gut wie ausgewischt. „Gott schenkt ihnen die Gnade, ihm zu begegnen.“ Solche Menschen zittern, sind erschaut und geraten in einen Schummerzustand (duizelen). Sie heißen dann Gott. Wie dies Begegnen vor sich geht, ist unsagbar, denn es ist keine gewöhnliche, sondern eine mysteriöse Begegnung. Gott der Allerhöchste ist verborgen und man begegnet ihm im Verborgenen. Nur der, der aus Gott ist, kennt die Art der Begegnung (fol. 43 a). In einem überlieferten Spruch (Hadith) heißt es: Gott der Allerhöchste hat den Menschen lieb, bei dem die Pforte des Gedächtnisses geöffnet ist, so daß er intim mit Allah verkehrt. Dann befindet er sich in dem erhabenen Zustand der Einheit (tawhid). Wenn er darin wurzelt, wird der Schüler von ihm genommen und er hat denselben Blick (= Sehvermögen?) wie der Herr. Er gehört dann in die Kategorie derer, die beherrscht werden durch göttliche Minne. So kommt er allmählich dahin, daß er in dem höchsten Stadium der Einheit thront. Dann wird Gottes Größe und Reinheit ihm enthüllt. Bei diesem Beschauen von Gott dem Ewigen ist der Mensch nicht mehr, sondern er ist dann vergangen (fani), nur Allah der Ewige ist. Dann läßt Allah den Menschen wieder in seinen früheren Zustand zurückkehren.“ (fol. 49 a). Darum sagt man: Hamba dan Toehan tiada berbeda. Ich\*) und der Herr unterscheide mich nicht mehr. Versoelatoe hambanja dan Toehan. Er\*) und der Herr sind eins. Die Dualität und damit die Einheit der menschlichen Persönlichkeit als etwas selbständiges verschwindet in die Identität mit Gott. So wenig Gefühl für das, was echt moslemisch ist, besitzt der Javane! Die nordsumatranischen Mystiker haben sich stärker und dogmatisch klarer dagegen gewehrt.

Der „Diener“ (= der Mensch) hat keine eigenen Zustände, Eigenschaften, Handlungen mehr. Er kehrt zu seinem Ursprung zurück. Seine Gottesverehrung ist ununterbrochen. Seine Sprechweise weicht darum von der gewöhnlichen ab. Er ist zum Nichtsein gekommen. Allah wird so der Wahrhaft Eine, der über Zeit, Zahl und Raum, Bejahung und Verneinung, Sein und Nichtsein erhaben ist. Für diese Einheit zwischen Mensch und Gott

\*) Eigentlich: der Sklave bez. Sein Sklave.

wird gern das Bild von der Ehe gebraucht. Die Seele des Menschen verlangt nach Gott, wie die Frau, welche ihr Haus verlassen hat, und nun nach ihrem Mann verlangt — dieser Vergleich ist javanisch, in der arabischen Mystik ist er nicht bekannt. Dem Verlangen kommt Gott entgegen. Er durchdringt des Menschen Wesen, Eigenschaften und Taten mit göttlichen „Äquivalenten“, bis der Mensch sich seiner selbst entleert hat. Dann ist es eben nur noch Allah, der handelt, lebt, etwas weiß und etwas ist. Der Mensch verschwindet, wie Mond- und Sternenlicht von der Sonne unterdrückt wird. Freilich der Mensch wird nicht Allah, sondern „er ist in Allahs Sein“ — das ist eine mühselige Hilfslinie, um die drohende Vergottung des Menschen abzuwenden. Das Wesen des Menschen ist „von allen Seiten durch Sturm geschüttelt“, „er gleicht einem Strom, dessen Deiche eingestürzt sind.“ Er ist vollständig von der Liebe seines Herrn überwältigt.

Vorstehendes mag ein Bild von den Bemühungen des moslemischen Mystikers geben, mit dem Einheitsproblem fertig zu werden. Kraemer gibt uns aber auch noch Einblicke in die mystische Spekulation, in der freilich das Vereinheitlichungsproblem auch wieder anklingt. In Wirklichkeit, heißt es da, besteht kein Ding ohne Gott, er ist der Erste. Darum auch außer ihm kein Herr. Darum ist er auch unser eigentliches Leben. Freilich der „Er“ ist das Wesen Gottes an und für sich, das Wesen Gottes ohne seine Eigenschaften, denn Gott und die Eigenschaft verhalten sich wie Honig und Süßigkeit. Daraus folgt, daß unsere Taten seine Taten sind. „Er“ sieht durch unsere Augen, hört durch unsere Ohren. Dieses sein Wesen ist ewig, seine Eigenschaften dagegen sind geworden. Dieses „Er“ ist das innerste Mystikum. Ja wir fragen, wer ist der „Er“, der Mensch oder Gott? Das bleibt eine beabsichtigte Unklarheit.

Jedenfalls wird hier die Identität des wahren Wesens des Menschen mit dem wahren Wesen Gottes gelehrt.\*) Gottes Wesen ist in allen seinen Emanationen in dem Menschen; auch Himmel und Erde sind nur eine Abspiegelung von dem, was im Inneren des Menschen ist. So wird also die Natur erklärt; die Geschichte ist nichts anderes als eine Emanation des Wesens Gottes in verschiedenen Wesen. Kommt der Mensch zum Bewußtsein seines wahren Wesens, dann tritt damit Gottes Wesen aus seiner Verborgenheit in die Erscheinung. Dies ist die spekulative Theologie der Mystiker.

Zu dieser Lehre tritt dann weiter die spekulative Kosmogonie, die man in ihrem Grundriß in allen möglichen populären Anschauungen wiederfindet. Der „Er“ schafft seine Werke, in denen sich sein Wille offenbart. Das Licht Mohammeds und die weiße Perle sind die Urstoffe, aus denen die Welt erschaffen ist. Also Mohammeds Präexistenz wird hier gelehrt. Auf dem Weltbaum sitzt ein weißer Vogel (= Mohammeds Lichtgestalt), er sieht in einen Spiegel, er schämt sich vor seiner eigenen Größe und verbeugt sich vor dem Spiegel fünfmal, damit ist das fünfmalige Gebet schon in der Präexistenz Mohammeds erwiesen.

Zur Theologie und Kosmogonie als drittes die Anthropologie. Der Mensch ist aus den 4 Elementen geschaffen nach seiner stofflichen Seite hin,

\*) Eine Lehre, die nach Ar. indischen Ursprungs ist.

seelisch aus 5 Bestandteilen: Licht, Geheimnis (= göttliche Bestandteile), Geist, Seele und Rede. Aus diesen Teilen schuf „seine Hoheit“ (= Gott) den Urmenschen Adam, in ihn blies er seinen Geist und machte ihn „zum Schleier seiner Herrlichkeit.“

Auch diese mystische Lehre läuft also wie fast immer die Mystik auf eine grandiose Selbstverherrlichung des Menschen hinaus. So scheint es mir wenigstens, der Wortlaut freilich läßt auch das Gegenteil offen: Der Mensch gilt nichts, Gott ist alles. Die Mystik läßt uns darüber im Unklaren, was sie meint. Absichtlich, denn die Spannung zwischen einer Gottesverherrlichung, die den Menschen zum Nichts herunterdrückt, und einer Menschenvergötterung, die die Gottheit beseitigt, vermag der Mystiker nicht zu überbrücken; sie ist aber im Islam besonders unerträglich und doch verständlich, weil sein Gottesbegriff nun einmal für die freie Betätigung des Menschen keinen Raum läßt. „Der Mensch ist zugleich nichts und alles!“

Welche Mittel empfiehlt nun der mystische Gelehrte seinen Schülern, um in den rechten mystischen Zustand hineinzukommen? Sie sind noch heute im niederl.-indischen Islam im Gebrauch. Zunächst der dhikr. Zu diesem Zweck sagt man das Glaubensbekenntnis la ilaha illa Allah im „Innersten“ so auf, daß es „flammend“ darin steht, so wird der „Schleier, welcher „den Genannten“ (= Gott) verbirgt, enthüllt.“ Man wiederholt das „mit dem Mund, mit der Seele, mit dem Herzen, mit dem Geist, mit dem Subtilsten“ (= dem Geheimnisvollen im Menschen = dem göttlichen Kerne). Der, der das wirklich tut, der löscht sein eigenes Bewußtsein aus und weiß, daß Allah sein Innerstes sieht. Er selbst wird Gottes Angesicht schauen. Dhikr wird empfohlen als eins der besten Mittel zum Eingehen in die Gottheit.

Auf die praktischen Methoden für die Dhikr-Übungen gehe ich nicht ein, z. B. das Auffagen des Namens Gottes, so daß man immer einen Konsonanten fortläßt, oder daß man beim Rosenkranzbeten die 99 Namen Gottes nennt.\*)

Das andere Mittel ist das rituelle tägliche liturgische sog. Gebet (salat), das besonders ununterbrochene Gebet (da'im). Da wird der Mensch entzückt und „durch die Welten der Geheimnisse Gottes steigt er empor“ und verkehrt im Gespräch mit Allah.

Freilich für manche Fortgeschrittene sind solche Mittel überflüssig. Ist doch jeder Atemzug ein Gebet zu Gott. Die für die Mystik typische Verachtung des Ritus wird hier sichtbar.

Andererseits ist man bemüht, gerade den Gebetsübungen weitere mystische Bedeutung beizulegen. Die einzelnen Teile des Ritus sind ebenso wie der Mensch (siehe oben) aus den vier Elementen entstanden. Also beim Gebet wird die ursprüngliche Schöpfung des Menschen gewissermaßen wiederholt. Wie denn überhaupt zwischen dem Makrokosmos (der Welt) und dem Mikrokosmos (dem Menschen) eine mystische Korrespondenz besteht. Im Menschen findet man die Bestandteile der Welt wieder. Adam heißt geradezu der 'alam saghir = kleine Welt. Sehr eigenartig ist auch folgende mystische

\*) Diese Weise habe ich in „Islam und Christentum“, Berlin 1914, S. 151 ff. beschrieben.



Buchstabenallegorie mit Mohammeds Namen oder Achmed (= A—h—m—(a)—d); die vier Konsonanten, die im Arabischen auch äußerlich die Gestalt eines vornübergebeugten Betenden haben, bedeuten die vier Teile des rituellen Gebets. Der betende Mensch stellt also Mohammeds Namen gewissermaßen bildlich dar; er wird also Mohammed, denn er ist ja nach Mohammeds Bild geschaffen.

Es ist verständlich, daß die Mystik in das Gebiet der Magie übergreift. Die mystischen Übungen und magischen Zeremonien haben viel Verwandtes. Mit Recht sagt der Verfasser, daß konsequente Mystik mit Vorliebe da auftritt, wo der Boden durch Magie zubereitet ist. Beide wollen ja zur Erkenntnis des Verborgenen durchdringen. Die Mystik, um das höchste Gut zu ergreifen, im besten Fall zu erleben, die Magie, um die höchste Macht zu erlangen. Darin liegt die propagandistische Bedeutung der Mystik. Die Anziehungskraft des Islams beruht, wie Kraemer richtig hervorhebt, in seinen magischen Bestandteilen, die Mystik präsentiert sich dem animistischen Heiden als eine Art von Magie. Der Islam wird durch die Magie erniedrigt, rituelle Akte werden magisch verstanden und umgekehrt wird die Magie mehr und mehr islamisiert. Das sind Vorgänge, die auch in Nordafrika nachweisbar sind.

Hier werden gewaltige Triebe im Menschen ausgelöst: der Mensch will eins werden mit Gott, um Macht zu gewinnen über Gott. Das ist der Turmbau zu Babel, von dem die Menschen in ihrem Uebermut träumen seit Jahrtausenden.

Wir haben hier richtige Mystik vor uns, „einen verwirrten chaotischen Ausläufer“ von mohammedanischer und indischer Mystik. Wir werden erinnert an indische Mystik, welche Oldenberg „vorphilosophische Philosophie“ genannt hat und an andere mystische Strömungen, die in den Bann der Magie niedergezogen sind. Der Javane hat fremde Schätze mit wunderbarer Empfänglichkeit und zähem Festhalten aufgenommen, aber er hat den Stoff nicht bewältigen können. In diesem Stück steht er unter dem sumatranischen Islam, der die arabische Mystik intelligent und voll Mitempfinden wiederzugeben mußte. Der Javane bleibt oberflächlich und monoton. Er ist ein „Wiederkäuer“ von vorhandenen Gedanken. Das Denken besteht noch in Zufälligkeiten. Man sieht überall geheime Andeutungen und Anspielungen versteckt und begnügt sich selbst wiederum damit, auch seinerseits dunkle Andeutungen zu machen. Ja alles in der Welt verrät noch etwas anderes als das Auge wahrnimmt, das Wesentliche und Geheimnisvolle spielt eine große Rolle. Weiter wagt man — oder kann man — noch nicht zu denken; für das Unausprechbare braucht man Bilder.

Zum Schluß noch eine Probe aus der beigelegten Uebersetzung. Es handelt sich um eine Beschreibung des höchsten mystischen Zustandes, der *hakika*. „Das Stadium besteht darin, daß man nichts mehr ins Auge faßt und an nichts mehr denkt als allein an Allah. Ganz von der Welt befreit, sich selbst mißtrauend, denken sie fortwährend an nichts als daran, unaufhörlich Allah im Gedächtnis zu behalten, brennend vom Verlangen, Allah dem Allerhöchsten zu begegnen, da sie das Licht von der Offenbarung Allahs bereits gesehen haben. Sie, die den Weg der *hakika* wandeln, heißen auf der Erde wandelnde Leichen, die wieder in dies Leben zurückkommen. Die Leute der

halika werden durch Gottes Gunst belohnt und mit Wundervermögen begabt. Ferne und Nähe gibt es bei ihnen nicht. Sie können durch alles hindurchsehen. Sie können in der Luft schweben und wie ein Blickstrahl auf die Erde niedersinken. Im einen Augenblick gehen sie nach Osten, im nächsten nach Westen. Eben noch wandeln sie auf der Erde, im nächsten auf dem Meer. Ihr Blick dringt in das Innerste des Menschen durch. Ferne und Nähe, Verborgenes und Offenbares, Kleines und Großes ist für ihren Blick dasselbe, weil Seele und Leib bei ihnen eins geworden ist. Wer nun aber dabei stehen bleibt über diese Wunderkräfte zu staunen, der kann Allah, dem Allerhöchsten, nicht begegnen. Er kommt nicht über diese Wunderkraft hinweg. Wenn sie nicht hartnäckig diese Wunderkräfte für etwas Außergewöhnliches halten, schenkt Allah ihnen die Gnade, ihm zu begnen. Dann zittern sie, staunen und schrocken. Sie heißen dann Gott. Wie diese Begegnung mit Gott vor sich geht, ist unaussprechlich, denn es ist keine gewöhnliche, sondern eine mystische Begegnung. Gott der Allerhöchste ist verborgen und man begegnet ihm im Verborgenen. Nur der, der in Gott ist, kennt die Art solcher Begegnung.“

Ich habe dieses Stück gewählt, weil es kurz den mystischen Weg zur Vereinigung der Seele mit Gott beschreibt. Der Kenner der Mystik findet überall ihre charakteristischen Züge wieder.



## Das Herauswachsen christlicher Sitte aus dem Volksboden der Wadschagga.

Auf dem Weltkongresse aller Religionen im Jahre 1920 ist das Urteil gefällt worden: die lutherische Kirche habe keine Zukunft mehr, weil sie sich in die Familienmoral gegründet habe. Der zukunftsihere Gegensatz hierzu wäre dann das Einpflanzen des Christentums in die Gesellschaftsmoral, auf deren Boden sich die modernen Staaten und Ueberstaaten bilden.

Wenn dieser Gegensatz wirklich besteht, so ist er entscheidend für jedes Urteil über den inneren Wert der einzelnen Kirchen. Und die bitteren Erfahrungen im Weltkriege sollten uns den Star vom Auge gelöst haben, der es so blöde gemacht hatte, daß ihm alle Umrisse verschwammen. Römer und Calvinisten und alle, die von ihrem Geiste in sich aufgenommen haben, wollen das Reich Gottes in äußerlichen Gebärden. Im Christentum glauben sie die einzig vollgenügende Macht zu haben, eine äußere völkische Ordnung zu schaffen, in deren Einrichtungen dann auch alle Kräfte sich leiten lassen sollen, die den einzelnen durchgeistigen und christlich machen. Der Romane und der Engländer muß darum ganz sicher in der eigenen Sitte sein und zuversichtlich darauf vertrauen, daß ein Menschheitsbund entstehe, wenn sie überall angenommen und nachgeahmt wird. Er glaubt mit dem Juden, daß er mit seiner Sonderlitte der Prägstempel sei für die ganze Menschenvelt.

Der Lutheraner aber glaubt das Reich Gottes unsichtbarer Gestalt, d. h. von überweltlicher Tiefe und Größe, das an keine äußerliche Form der Gesellschaftszwänge gebunden ist und er vernimmt eine Warnung

vom Geiste Gottes, wenn man seine Glaubensartung in den Sonderdienst für eine Zwangsform menschlicher Gemeinschaft loden will. Er weiß nur das eine: das unsichtbare Gottesreich wächst aus unsichtbaren Kräften über die ganze Völkermwelt hin und wurzelt in jedem Volk nur dorten fest, wo uralte göttliche Kräfte ihm den Boden bereiten, die die rechten inneren Zwänge schaffen für das Eingehen in seinen Lebensstrom, den Strom der Liebe zu Gott als unserm Vater und zu Christo als dem Ausgestalter der ewigen Sohnschaft, an der wir die freigeführten Glieder bilden sollen. Das Lutherthum müßte sich selber aufgeben, wenn es die urmenschliche Voraussetzung fürs Gottesreich in der Menschenwelt, die Abstammungsgemeinschaft, das Vaterverhältnis, nicht mehr zur Grundlage seiner Wachstumsstrebung nehmen wollte, wenn es, dem Weltfongreßler zu Trotz, nicht eingegründet bliebe in die Familienmoral und in die Ehrfurcht vor allen frei daraus seinem Glauben voranwirkenden göttlichen Kräften. Und lutherische Mission ist das Wurzelastvermögen unsrer Kirche, das sich zwischen den starren Formen staatlicher Bildungszwänge unverloßbar hindurchfühlt, bis es hinunterkommt in die Bildungszellen alles Menschthums, wo Liebe und Zutrauen, Gehorsam und Opferwille sich im engsten Ringe gottgesetzter Gemeinschaft entwickelten, die nun von Christi Geist sich befruchten lassen für den Aufbau freier Völkergliedschaften zum Leibe Christi, d. h. seiner Gemeinde. Gesunde lutherische Mission hat zwei Pole ihrer Arbeitsrichtung: feinstes Einfühlungsvermögen in die fremden Volkstümer und die selbstgewisseste Beharrung beim alten Saatgute. Wo der Arbeitskreis wirklich so geschlossen ist, kann er die Herausbildung von Brauch und Sitte nicht einer ungerichteten und vielfach zufällig wirkenden unbewußten Mitfolge aus seinen Schwingungen überlassen, sondern muß seine Gläubigen und seine Volksgenossen zu einem bewußten Mitschaffen und Mitwachen bei diesen entscheidenden Umseßungsvorgängen erziehen. Dabei wird das Aeußerlichste noch ein Mittel zur Verinnerlichung sein. Die Besucher unserer Gottesdienste am Kilimandscharo gewöhnten sich bald an sonntägliche Sauberkeit und Kleidung. Aber wie nahe lag's für sie, das europäische Gewand als des Sonntags allein würdig zu erachten. Und gewinnstüchtige weiße Händler witterten kaum diese Neigung, als sie abgelegte schwarze Gebröcke ins Land einführten. Es hat lange gedauert, bis wir dem gegenüber in unsern Gemeinden mit dem Hinweise auf den Eigenwert ihrer Kleidung durchgedrungen sind. Nur an einer Stelle hatten wir nie Not, sie zur Beibehaltung ihrer Bekleidungsart zu veranlassen: das war bei der Taufe. Barfuß und im schlichten Eigenzeuge ist noch jeder Dschagga an unsere Taufsteine getreten. Hier fühlten sie alle in demüthiger Hingabe an Gottes Willen, daß der fremde Behang sie nur selber stören müsse. Das Gegengefühl dazu trat einmal ganz unverhüllt zutage, als die Schiragemeinde unsern Direktor Paul zum Volksfeste nach Moschi geleitete. Da stampften sie übermüthig mit ihren neuen Schuhen und riefen voller Verachtung gegen alle Barfußler: Wir treten wie die Pferde auf! Es haben auch die Kleider ihren eigenen Geist. Und wir freuen uns, daß es uns gelungen ist, eine bodenständige Tracht unsern Dschaggagemeinden zu erhalten und die Bestrebungen wären vielleicht noch vollkommener erreicht worden, wenn die Missionsleute alle den



Nur gefunden hätten, für das Säßliche und Schäßliche an der europäßischen Tracht die Augen ihrer Leute mit öffnen zu helfen. Unerbittliche Wahrhaftigkeit auch dort, wo die eigene Schwäche zutage liegt, gehört zu jeder Miſſionsarbeit. Erſpiürt wird ſie ja doch und unberührt von aufklärendem Worte nur falſch und ſchäßdigend gedeutet.

Wichtiger noch als die Körperkleidung iſt der Miſſion die Eigenwandung der Volksſeele: die Sprache. Bibelwort und Gemeindelied in der Muttersprache ſind ſtarke Baukräfte an einer bodenſtändigen Sitte. Aber auch hier bedarf es bewußter Führung, um den Boden vor Verarmung und vor ſperrendem Befall mit ſchäßlicher Fremdart zu ſchützen. Entgegen urchriſtlichem Brauche führt die gegenwärtige Miſſion den Namenwechſel bei der Taufe ein. Dieſe Gewohnheit hat deſhalb ſo leichten Eingang gefunden, weil auch die Heiden den Namenwechſel bei der Mannbarkeitsweihe kennen. Aber in gutem Glauben zerſtören dabei auch viele lutheriſche Miſſionare das beſte Sprachgut, nämlich die Eigennamen eines Volkes. Es iſt ein Unfug, die Täuflinge europäßische Namen wählen zu laſſen, mögen ſie noch ſo ſchön klingen. Doch auch dort, wo man die bibliſchen Eigennamen zuläßt, fördert man Fremdsucht und Gefallſucht. Dann ſitzen die Leute oft tagelang über den Geſchlechtsregiſtern der Bibel, biß ſie einen Namen gefunden haben, den ganz gewiß niemand kennt und der alle in Erſtaunen ſetzen wird. Daß ihn hernach auch niemand von den Volksgenossen wird ausſprechen können, kümmert den Vater in ſolchen Stunden der Entdeckerfreude nicht. Wie fruchtbar aber iſt es, wenn ſie ſich gewöhnen laſſen, in ihrer für dieſen Zweck ſo bildſamen Sprache neue chriſtliche Eigennamen ſelber zu bilden. Die Mädchen und Frauen, auch ſonſt die beharrenden Kräfte im Volksganzen, ſind am cheſten auf dieſen Gedanken eingegangen. Bei ſolcher Namensſchöpfung handelt es ſich nicht nur um einen neuen Inhalt in guter Form, ſondern auch um eine ſo geartete Mlangführung, daß man ihn möglichſt weithin ruſen kann, da ſie ja an den Abhängen des Hochgebirges wohnen. Dieſe Vorzüge vereinigt z. B. der Name Ainain: er iſt mit mir, nämlich der Herr. Der I-laut am Ende läßt ſich mit hoch erhobener Stimme in ſehr weite Ferne ſenden.

Am Ende eines Taufunterrichtes wird darum auch Namenskunde gelehrt. Nicht nur wird den Täuflingen eine ſtändig ſich erweiternde Liſte guter Dſchagganamen vorgelegt, ſondern ihnen auch an der Ueberſetzung der bibliſchen Namen gezeigt, wie ſo nahe die dem Inhalte ihrer alten Namen ſtehen und daß ein Name nicht in der Bibel ſteht um ſeiner Schönheit willen, ſondern weil ſein Träger durch ſeine ganz außer Zusammenhang mit der Namengabe ſtehende Glaubensführung eine heilsgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat, die einzig bleibt. So wird die Namenswahl zu einem Probeſteine der Eitelkeit und hilft mit, in den Beſſeren das Gewiſſen vor ihren völkischen Eigenwerten zu wecken, die es für den Dienſt am Reiche Gottes zu erhalten gilt.

Sittebildend wirken die Gottesdienſte ſelber, die auf evangeliſchem Boden vor allem aus Gemeindegeſang, Schriftverleſung und Heilsratſchlußverbindung beſtehen und von Anklang biß Ausklang Anbetung des geoffenbarten

Gottes sein wollen. Da ist es von Anfang an auffällig gewesen, wie leicht sich unsre Dschaggas an unsre Gottesdienste gewöhnt haben, nicht nur etwa in geisteter rascher Anpassung an die äußere Handlung, sondern auch mit der inneren Anteilnahme, so daß, in wechselndem Verhältnisse natürlich, der Sonntagsgottesdienst am Kilimandscharo auch fast stets Heidenpredigt und unmittelbare Missionsarbeit gewesen ist. Sie waren eben schon aus ihrer Stammesgewohnheit heraus gerade auf eine solche Darbietung eingestellt in ihrer Lebenslehre, die sie, und zwar beide Geschlechter, bis zu ihrer Verheiratung durchlaufen. Die wurde ihnen auch in alten Sprüchen und Gleichnissen vom Lehrfänger dargeboten und vom Lehrdeuter dann auf ihr Leben angewendet, aus dem Wilde in die Tagesbegegnisse übertragen, die Eingeladenen sangen das Lehrlied nach und bildeten den Chor. Sie kannten also gewissermaßen schon die Elemente und fanden sie bei uns nur in einer höheren und reineren Ordnung wieder. Es steht geradezu so, daß der Höhepunkt der Gottesdienste, das Gebet, eine Ehrenrettung des Europäers geworden ist, wie das unser Johane Kimambo von seinem ersten Besuche eines Gottesdienstes bei uns als zehnjähriges Hirtenbübchen bezeugt: „Ich dachte, das ist ja beinahe wie bei uns, der Europäer betet auch!“

Unvergleichlich wertvoll aber für die Einstimmung einer Menge zu gleichem Fühlen und zu freiem Mitschwingen aller Seelen zu einem Ziele sind unsere Choräle. Sie sind von unsern Leuten gern und leicht aufgenommen worden und mit dem freien Gebete, an das sie von alters her gewöhnt sind, ein Mittel gewesen, sie zu selbständigen kleinen Feiern auf Hof und Rasen anzuregen.

Lied und Volksitte gehören zusammen. Erst wo das Lied als Gefühlserreger und Sinndeuter mit regelmäßig wiederkehrenden Gemeinschaftsfeiern fest verbunden ist, gewinnt es als Sprachorgan der Volksseele ein Dauerleben, das von der Augenblicksstimmung des vergänglichen Einzelmenschen unabhängig geworden ist. Kirchliches Leben und gesellschaftliche Sitte sind die einzigen Träger aller Volkspoesie, d. h. der Gefühlsäußerungen einer Volksseele. Wo diese Organe absterben oder abgetötet werden, verummt auch die Volksseele, weil ihr die Möglichkeit zu einer edel geformten Rundgabe ihres natürlichen Lebens versagt wird. Nun hört man es in formloser, triebhafter Weise und an ungehörigen Stellen aufbrausen. Das Volk entsittlicht, weil es entsittet wurde. Was an ewigen Volksliedweisen noch lebt, hat sich fast nur im kirchlichen Gewande erhalten, weil der Choralgesang, man ist versucht zu sagen, als fast noch die einzige protestantische Sitte, zäher hielt als die gesellschaftliche. Und doch, wie hat auch die kirchliche Sitte gelitten? Wie wenig Weihnachtslieder können wir noch singen, die beliebtesten wie süßlich und banal. Wo sind die Hirten- und Krippenlieder des deutschen Mittelalters: das tausendstrahlige Zufuhr der winterlichen deutschen Weihnacht? Sie sind verschwunden mit den Krippen und Weihnachtsspielen aus Kirchen und Dörfern.

Der Choral ist auch die stärkste Missionsmacht in der lutherischen Kirche. Unsre Dschaggachristen singen ihren Glauben durch das ganze Land. Und es ist die größte Freude jedes Dschaggamissionars gewesen, wenn auf

Wiesen und Feldern und abends von den Hofstätten her die deutschen Choräle in der fremden Sprache so altvertraut und so neu bekräftet ihn umtönten. Aber er hat auch bei längerem Wirken erfahren müssen, wie gefährdet diese Macht bleibt, solange sie an die Stimmung der Einzelnen gebunden ist. Das Lied an eine gemeinsame, wiederkehrende Handlung binden heißt: es erst mit seiner Missionsmacht dem Volksboden fest zu dauern-dem Leben einwurzeln. Und wer das versuchte, merkte bald, daß er dabei nicht mit bloßen Uebersetzungen auskam, weil wir z. B. nur sehr wenig Vieder haben, die das Gemeindegefühl zum Ausdruck bringen. Auch an Katechismusliedern fehlt es. So waren meine Lehrer gerade in einen Wettbewerb eingetreten um je ein gutes Lied zu den 10 Geboten, als mich England von meiner Gemeinde riß. Vor allem aber waren Choräle die rechten Geleiter und Sinndeuter für die Gemeinde beim Gange durch das Kirchenjahr. Gleich sein Anfang zeigt eine schon sehr tief gegangene Verwurzelung im Dschaggavolkstum. Die deutsche Weihnacht ist ein Missionar für sich, der wie ein Engel Gottes schon zu bauen anhebt, wo der kluge Mensch sich noch nicht im Dämmer zurechtfindet. Das deutsche und gerade auch das aus dem alten Väterthage dort draußen neu erweckte Weihnachtslied wächst wie ein Wunderbaum über die Welt, der alle Jahre neue Aeste treibt. Er steht mit seinem geheimnisfrohen Dunkel auch über der Seelenwelt des Kilimandscharo, des „hellen Gebirges“ und läßt durch die Schattennester seiner Zweige die Sterne der Gottesliebe hereinkuneln in die Herzen von Großen und Kleinen. In der Adventszeit tut sich die Dschaggajugend bezirksweise zusammen und zieht nach der Abendandacht von der Kapelle aus vor die Höfe und singt vor jeder Hütte einige Advents- und Weihnachtslieder. Das sieht gar feierlich aus, wenn ihre Laternen aufleuchten und verschwinden und die Lieder so vertraut und innig aus den Hainen klingen und über Licht und Klang aus dunkler Menschenlandtiefe der schimmernde Altar des Kibo steht. Sechsenddreißig Advents- und Weihnachtslieder singt jezt z. B. die Gemeinde von Moschi. Welche deutsche Gemeinde kann wohl neben sie treten und sagen: wir singen auch so viel. Und ist doch alles deutsches Gut, eingegeben in die Dschaggaseele als Dein kostbares Geschenk, du Christgläubige deutsche Seele, von dem tiefen Lutherliede „Gelobet seist Du, Jesu Christ“ an bis zu dem Rankenspiele „Kling, Glöcklein, Klingelingeling“, das aber in der Dschaggasprache einen volleren Klang erhalten hat: pau, manga, paua, paua, pau.

Der andere Missionar deutscher Weihnachtsfreude bei den braunen Kindern Afrikas ist die Krippe. Wer das Krippenmuseum Münchens besucht, durchwandelt einen Wunderwald herrlich ausgezweigter deutscher Weihnachtsliebe. Und wenn er irre werden sollte am Ursprunge aus deutscher Art vor der Ueberfülle italienischer Krippenaufbauten und Figuren, braucht er nur näher hinzuschauen. Auch die Gestalten vom fernsten Süden, aus Neapel und Sicilien, verlieren immer mehr von südländischer Art, je näher sie zur heiligen Gruppe selber gehören, und wenn er sich dann Schöpfungen hinzudenkt, die in der Münchener Sammlung gar nicht vertreten sind, den „Weihnachtsberg“ des Erzgebirglers, sein „Vornkinnele“ und seine „Weih-



nachtpyramide“, dann weiß er, wo die Quelle liegt, die unſichtbar in dieſem Wunderwalde klingt und ihn mit ihrem reinen Waſſer nährt. Die tiefe nordiſche Weihnacht hat bis an das Mittelmeer geſchattet und nun bringt ſie weiter und baut noch einmal die Krippe auf vor den Eingeborenen Afrikaſ. Die Geſtalten ſelber ſtammen freilich aus deutſchen Werkſtätten, aber ſie ſtehen im Aufbau mitten in der dem Eingeborenen vertrauten Welt: Maria ſißt unter der Thür einer Dſchaggahütte, die von einem Bananenhaine umſtellt iſt. Auf der moosigen Dichterwieſe ſammeln ſich Tiere und Menſchen und wandeln auf ſie hin. Hochdarüber unterm Bilde von Kibo und Mawentſie verkündigt der Engel den Hirten die frohe Botſchaft.

Wenn nun am Chriſtabend die Lichter um die Krippe brannten und die Hunderte brauner Kindlein auf dem mit duftigen Zweigen beſtreuten Fußboden und hinter ihnen die Männer und Frauen ein Weihnachtslied nach dem andern ſangen, konnte ich mir nicht vorſtellen, daß man irgendwo in der Welt die Heilige Nacht ſchöner feiere als hier. Die wundervollen alten deutſchen Krippen- und Hirtenlieder waren hier im Gewande der fremden Sprache aufs neue erſtanden und erlebten eine zweite Jugend.

Schön ſind auch die nachfolgenden Feſttage, wenn nach einem Gottesdienſte die alten Weiblein und fremde Heiden um die Krippe ſtehen und ſich die Geſtalten und ihre Geſchichte erklären laſſen.

Auch im vergangenen Jahre hat die Gemeinde dieſen Krippenaufbau aus der Hand der Lehrer gehabt und es iſt rührend aus dem Berichte des Gemeindepflegers Filipo Ndſchau zu hören, daß die Heiden gemeint haben, da ſei der weiße Lehrer in der Nacht wieder gekommen, habe alles hingestellt und ſei dann heimlich wieder davongegangen. Aber zeigt die Aeußerung nicht, daß auch die Heiden da draußen die deutſche Weihnachtsfreude an einer Stelle erfüllt haben, wo ſie ihren Pulſſchlag am ſtärkſten gibt: im heimlichen Triebe zu ſchenken und andern eine Freude zu machen. Und in die Häuser der Dſchaggachriſten hat dieſer dritte Miſſionar deutſcher Weihnacht: das Schenk- und Opferfeſt um den warmen Herd, ſeinen guten Eingang gefunden. Die herrliche Phönixpalme iſt der Weihnachtsbaum für den Hauſſchmuck der Wadſchagga geworden. Mit ihren prächtigen bis 4 Meter langen Wedeln ſchmücken ſie das Hoſtor, indem ſie immer zwei zu einer Pforte vereinigen und zwiſchen die einzelnen Blätter Blumen ſtecken. Auch die Thürentür wird ſo geſchmückt. Im Hauſe drinnen aber umbaut ſich mancher die Schlafſtelle zu einer Palmenlaube.

Wer keine Kerzen hat, die ſich manche aus Wachs mit Hilfe von Ricinusröhren gießen, der macht wenigſtens in dieſer Nacht ſeine Hütte licht durch ein tüchtiges Herdfeuer aus guten trockenen Hölzern, denn hell will er haben in dieſer heiligen Nacht, wenn er mit den Seinen ihr zum Preiſe Nieder ſingt. Zuerſt aber nach der Heimkehr von der Chriſtmette beſchenken ſie ſich. Auch wer kein Geld zu Einkäufen hat, weiß ſich darum doch eine Schenkfreude zu machen, ſei es ein ſelbſtgebogener Quirl oder Spazierſtock oder auch nur eine Laſt Brennholz oder eine Stange als Steife für Frucht- und Bananenſtauben, die er dem Nachbar zuträgt. Mit natürlicher Anmut in Gebärde und Wort wiſſen ſie ſich die Gaben zu überreichen und die Be-

wegungen der Seelen beim Geben und Nehmen schwingen dann weiter und lösen aufs neue Nieder aus zum Preise des göttlichen Kindes in dieser heiligen Nacht. Altjahrsabend wird durch einen Gottesdienst gefeiert, bei dem 12 Kerzen brennen und die Namen der im Jahre Verstorbenen verlesen werden, woran sich ein Gedächtnislied schließt, das stehend gesungen wird.

Der Weihnachtskreis findet seinen Abschluß in der Feier des Epiphaniastages, das in Moschi auf jener Stelle gefeiert wird, wo im Dschagga-lande das Evangelium zuerst verkündigt wurde. Dort steht jetzt ein Stein-altar mit Gedenktafel und Eisenkreuz, um den sich die Gemeinde sammelt. Den Tag zeichnen dramatische Gesänge aus: die Schulen singen „Der Heiden Sehnsucht“, die Taufbewerber den „Chor der prophetischen Hoffnung“, die Christengemeinde den „Lobpreis der Erfüllung“. An dieses Fest der Entlinge aus den Heiden schließt sich wenige Wochen später das sogenannte kleine Erntefest, der Danktag für die Gaben vom Ader der Berg-hänge. Jeder Bezirk sammelt dafür seine Gaben für sich zu einem Gebinde, das seine Vertreter in der Kirche nach der Predigt feierlich überreichen und dagegen den Segenswunsch des Predigers übers neue Aderjahr, das nun in der Steppe anhebt, empfangen. Stehend singt die Gemeinde dann: „Nun danket alle Gott.“ Zwölf Kinder mit Aehrenstäben treten zum Schlusse vor den Gabenaufbau und singen ein Danklied, vor dem die Gemeinde an ihre Säemannspflicht an diesem heiligsten Saatselde gemahnt wird. Die Passionszeit ist geschlossene Zeit, an der vor allen Dingen keine Trauungen vollzogen und keine Spiele im christlichen Bereiche geduldet werden. Geschlossene Zeiten kannten auch schon die Heiden. Mit liturgischem Früh-gottesdienste am Friedhofskreuz wird diese geschlossene Zeit aufgehoben. Am Ostersonntagnachmittage wird auch der Reigenrasen für die sonntäglichen Spiele wieder geöffnet. Die Burschen und Mädchen tragen Blumenstäbe und umwandeln den Platz in feierlichem Aufzug, der dann in einen frischen Reigen übergeht. An den Sonntagnachmittagen tanzen sie dann wieder in jedem Bezirke ihre alten Reigen unter der Aufsicht eines gewählten Rasen-wartes und unter der Leitung des Reigenführers, den sich die Jugend selber bestellt und unter dessen Rügerecht sie sich gibt. Die lutherische Mission hat diese Reigen in ihre Pflege genommen, nachdem sorgfältige Prüfung sie als unanstößig aber im Bewegungsausdruck als außerordentlich hochwertig erwies. Sie mußten richtig neuentdeckt und von den Alten vorgetanzt werden, sind aber nun ein wundervolles Mittel, die Jugend vor den Vierfüßen zu bewahren und ihnen harmlose Freude und den Körper schmeidigende rhyt-mische Bewegung und dabei dem ganzen Lande einen besonderen Sonntags-klang und Sonntagsfarbe zu geben. Gute christliche Sitte soll den Gemein-dekörper in möglichst allseitige Bewegung bringen zu gemeinsamer Anbetung. Das verwirklicht sich auf dem Dschagga-volksboden am besten im sogenannten großen Erntefeste, Ende September oder Anfang Oktober. Da sind die Maisfelder am Steppenrande abgeerntet — die mühevollste und gefahren-reiche Feldarbeit während der großen Regenzeit ist zu Ende. Der Sonn-abend vor dem Feste ist Spendetag. Zwei Gemeindeälteste erwarten die

Dankfagenden und nehmen ihnen vorm Altare die Spenden unter Segenswünschen ab. Sehr feierlich sieht die Kirche am Abend nicht mehr aus, wenn die Hühner unter den Bänken gackeln und wohl gar ein Schwein oder eine Ziege,, manchmal auch ein Kalb am Taufsteine festgebunden ist und sich die Maisbündel und Süßkartoffeln um den Altar häufen, auf dem Flaschen mit Milch stehen und Sicheln und Hacken der Schmiede liegen.

Am Spendetage geht jede Schule singend mit ihrer Fahne zur Quelle ihres Bezirks. Jedes Kind hat einen selbstgeflochtenen Kranz auf einen Stöcken gebunden und ein Knabe und ein Mädchen tragen je ein Bäumlein im Pflanzkörbchen, das sie an der Quelle einpflanzen, nachdem der Lehrer ihnen eine Baum- und Quellenlehre gehalten hat. Die Kränze stecken sie zum Abschiede um die Quelle und eilen nun auseinander, um sich für den Festtag selber einen anderen, noch schöneren zu winden. Man sieht wunderschöne Gewinde darunter. Sie haben sich sogar für diesen Erntefesttag Blumenbeete angelegt, auf denen besonders Cinnien gepflegt werden. Der Dankgottesdienst wird im Freien gefeiert. Die Taufbewerber tragen die Feldfrüchte aus der Kirche zur Festwiese empor und bauen sie um Kanzel und Altar auf.

Von 8 Uhr ab ziehen die zwölf Schulen von allen Seiten herauf und erfüllen das Land mit ihren Liedern. Von weitem schon sieht man ihre bunten Züge mit Kränzen und Fahnen auftauchen und wieder verschwinden, bis sie endlich einrücken und ihren Platz einnehmen. Im Halbkreise stehen sie dann da, ein liebliches Bild, und treten nun in einen richtigen Sängerkampfs wettkampf miteinander ein, denn jede Schule hat etwas besonderes eingeübt, das sie nun zum Besten gibt. Das dauert bis die Stationschule unter mehrstimmigem Gesange aufzieht, der der Erntekranz vorangetragen wird. Im Gottesdienste wird als zweite Predigt stets die Baum- und Quellenlehre auch dem ganzen Volke dargeboten. Ein feierlicher Augenblick ist es, wenn sämtliche Schulkinder mit Fahnen und Kränzen sich um die Gemeinde herstellen und ihr besonderes Danklied singen, dessen Schlußwort lautet:

Und unsrer Hände Regen,  
 Das füllt mit seinem Segen  
 Der Gott, der an uns Liebe übt  
 Und alle Freude reichlich gibt,  
 Die kommt von Aders Krume.  
 Erhebt die Hände ihm zum Preis  
 Und danket ihm mit Herzensfleiß  
 Und steht zu seinem Ruhme.

Bei den Worten: erhebt die Hände ihm zum Preis strecken sie ihre Stäbe gen Himmel. Das Erntegebet gedenkt dann ausdrücklich dieser Kinder und Christi Erntehoffnung an ihnen. Am Nachmittage führen alle Schulen ihre Reigen auf. In der Mitte aber ist ein Platz abgegrenzt, auf dem Erwachsene mit langen, schmalen Trommeln einen uralten Erntetanz aufführen, der auch ganz verschollen war, als ich ihn aufspürte und nach eingehender Prüfung mit den Ältesten als wohl wert fand, in unsern



Dienst genommen zu werden. Die Trommeln gehören sämtlich mir und stehen wie der Tanz selber unter der Aufsicht der christlichen Gemeinde. Damit haben wir nun einen Mittelpunkt des Festes geschaffen, der der Erntefreude einen alle fesselnden Ausdruck gibt und ohne Biergenuß und wüsten Lärm 2000 Menschen einen vollen Nachmittag unterhält. Am Abend ziehen sich die Schulen und Festgäste noch einmal um den Feldaltar zu einem Abenddank zusammen und darnach werden jeder Schule die Gaben zugeteilt, die für die Armen ihres Bezirkes bestimmt sind. Der Erntefranz aber wird von der Wiesenlängsel abgehoben und in die Kapelle verbracht, wo er bis zum andern Erntefeste verbleibt.

Um die einzelnen Lebensstationen, wie sie durch die christliche Gemeinde hindurchführen, haben sich natürlich auch besondere Sitten gebildet. Ganz allein aus der Gemeinde heraus hat sich z. B. in Moschi eingebürgert, daß die christlichen Nachbarn auf dem Hofe, wo ein Kind geboren wurde, ein Danklied singen, das sie dafür selber gedichtet haben, und zum Schlusse Dank und Fürbitte tun und darnach das Haus beglückwünschen.

Vor dem Gange zur Taufe werden die Paten in Gegenwart des Kindsvaters in der Sakristei auf ihre Patenpflichten hingewiesen, insbesondere auf ihr göttliches Recht, für das Kind einzutreten, wenn der Vater oder die Mutter abfällt oder sonst sich unwürdig macht, die christliche Erziehung des Kindes selber zu überwachen. Ganz ausdrücklich müssen sie noch versprechen, auf ordentlichen Schulbesuch und Schulfortschritt zu achten und auch an Vaters Statt das Schulgeld zu zahlen, wenn die Eltern das nicht können oder nicht mehr wollen. Nach dieser Vorbereitung bewegt sich unter Glockengeläut der Zug in die Kirche. Die Taufgeräte werden von zwei Kindern vorangetragen. Die christliche Trauung stand ganz besonders in der Gefahr, als häusliche Feier zu veröden aus reiner Furcht vor einer Wiederberührung mit heidnischen Festbräuchen. Zwar hatte sich in einzelnen Landschaften eine Feier unter Anteilnahme der Gemeinde herausgebildet. Aber was dahinzog, war vor allem das Bier. Böllerei aber sollte an diesem Tage ganz vermieden werden. Und so mußte denn gerade auf diesem Gebiet in Abwehr und Neubau der Missionar vorangehen. Zuerst galt es den Biergenuß am Hochzeitstage ganz auszuschalten. Nachdem die Ältesten den Satz begriffen hatten, der als Ergebnis experimenteller Untersuchungen feststellt, daß Alkohol die Reimkräfte des Menschen verderblich beeinflusst, noch ehe er eine Wirkung im Gehirn ausübt, sahen sie auch ein, wie richtig es sei, den Hochzeitstag, von dem man die Segung eines neuen Lebens erhofft, ganz von Alkohol freizuhalten und damit ein Warnzeichen für Eheleute überhaupt aufzurichten.

In vielen Bezirksversammlungen wurde diese Frage behandelt, bis auch die Jugend willig war, sich dem Beschlusse zu fügen. Es ist in dieser Generation erst der Mißbrauch aufgetaucht, daß die Männer sich auf das Biertrinken beschränkten und das Essen ganz den Frauen überließen. Da müssen nun die Ältesten das gute Vorbild geben und sich als die Ersten ans Festmahl setzen und so im Dienste Christi gute alte Vätersitte zurückführen.

Die Braut redet an ihrem Ehrentage kein Wort und tut so, als müsse sie vor Scham vergehen, und auch das Heimgehen der christlichen Brautleute aus der Kirche war nach der alten Sitte ein richtiges Schleichen auf dem Wege. Das hat die Jugend ändern helfen. Mit blumengeschmückten Palmenzweigen setzen sich die Kinder nach der Trauung an die Spitze des Zuges und nach der Weise: „Ich hatt' einen Kameraden“, singen sie das Ehebundlied dem Paare flott voran, sodaß es nun rascher als früher vom Fleck kommt. Bei einer christlichen Dschaggahochzeit wirkt der Gemeindeälteste als Führer aus der Tauffippe und der Ehebeistand als Führer aus der Blutsippe zusammen, und als lebensfähig haben sich nur die christlichen Hochzeitssitten erwiesen, die von beiden ausgeübt werden können. Vor allem ist hier das Brautergamen zu nennen, das am Tage vor der Hochzeit in der Kirche gehalten wird und wozu der Älteste als Zeuge erscheint, der Ehebeistand aber nach Prüfung und Belehrung des Brautpaares aus den zehn Geboten vor ihnen auf sein Amt verpflichtet wird, in allen Stücken ein Mittelmann für das Ehepaar zu sein, sonderlich dazu berufen, Ehezwiste zu regeln, ehe sie eine Trennung herbeigeführt haben. An diesem Vortage schmückt die Altersklasse, aus der der Bräutigam nun scheidet, die Kirche mit Palmen und Kränzen, und wenn sie es unterläßt weiß die Gemeinde, daß er als Bursche seine Pflichten in der Jugendriege allzu faumselig erfüllt. Hierin handelt der Niegenführer nach dem Urteil der Altersgenossen ganz unabhängig.

Ganz in Gegensatz zur Volksitte tritt die christliche Beerdigung: der Heide wird auf seinem Grunde begraben und nach Jahresfrist sein Gebein ausgetan und der Schädel im Hause oder Haine zur Anbetung beigelegt. Nur die nächsten Angehörigen rühren ihn an für den letzten Dienst. Des Christen Gebein kommt in Gottes Ader. Ihn tragen und betten die Glaubensgenossen zu ungestörter Erdenruhe und an Stelle übertriebener Klage tritt die zuversichtliche Sammlung in der Auferstehungshoffnung. Aber gerade diese Unterschiede erwecken die Teilnahme des Heiden, weil er hier so deutlich etwas vom Bruderdienste der Christen als Glieder der Gottesippe erlebt, sodaß schon mancher sein Verlangen nach der Taufe damit begründete: er wolle bei den Christen begraben sein.

Die Erwachsenentaufe greift am tiefsten in den alten Volkszusammenhang hinein und führt den Einzelnen oft durch die stärksten Erschütterungen. Die hier sich auswirkenden Gotteskräfte haben die feiernde Gemeinde in Sammlung gehalten und ihre Teilnahme braucht zur Aussprache nur das Lied und Gebet. Den ganzen Tag sind sie da in Bewegung um jeden Täufling auf seinem geschmückten Hofe zu besuchen und mit ihm Gott zu preisen. Am andern Morgen tun diesen Dankumgang die Neugetauften und beginnen mit ihren Jubelliedern bei dem, der ihnen das Wasser spendete.

Bei der letzten Erwachsenentaufe, die ich im Jahre 1920 in Moschi halten durfte, führte die Gemeinde ganz aus eigenem Antriebe eine Sitte ein, die den Taufbewerbern noch einmal nachdrücklich vor Augen stellen sollte, daß sie Gliedschaft an Christo in seiner Gemeinde begehrten und sich

darum auch ihrer Pflichten im Bruderverbände bewußt sein sollten bei dem entscheidenden Schritte. Wenn der Missionar unter Glockengeläut seine Täuflinge heranzführt, findet er die Kirchthür geschlossen und vor ihr die Aeltesten. Die Täuflinge singen: Tut mir auf die schöne Pforte. Ein Aeltester stellt ihnen nun feierlich die Fragen, ob sie die Taufe aufrichtig begehren und bereit sind, mit den Brüdern alle Lasten zu tragen und sich treu nicht nur an die Ordnungen, sondern auch zu den Versammlungen der Gemeinde zu halten. Nach der feierlichen Zusage spricht ein zweiter Aeltester Segenswünsche über sie und öffnet das Thor. Die Gemeinde steht auf und singt unter ihrem Einzuge: „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit.“

Am Jahrestage ihrer Taufe versammeln sich die, die es können, zur Morgenandacht in ihrer Taufkirche. Da werden die Namen aller Getauften verlesen, die Verstorbenen genannt und für die aus der Taufgnade gefallenen in der allgemeinen Fürbitte mitgebetet. Der Lernhelfer einer solchen Taufflasse, der sie also einst beim Lernen der Lehrstücke und biblischen Geschichten anleitete, läßt es sich für gewöhnlich nicht nehmen, sie nach der Andacht auf grünem Rasen zu einer Nachfeier mit Ansprache zu versammeln.

Echte Sitte ist nie äußerlicher Aufputz, der beim Wandel der Zeiten stets in der Gefahr schwebt, stilwidrig zu werden. Gute Sitte ist vielmehr Ausdrucksbewegung natürlich gebundener Menschheitsgruppen und unentbehrlich für den Hemmung überwindenden Ablauf der für den Gruppenfortbestand notwendigen seelischen Gemeinschaftsregungen. In diesem Sinne ist Sitte auch in der weitesten und geistigen Gemeinschaft menschlicher Seelen, in der Gemeinde Christi gottgewollt. Blutgefellow und Bodengefellow sind die zwei entscheidenden Bildungsmächte an allem Menschentum, die seine seelische Artung so weit führen, daß sie fähig werde zur Eingestaltung Christi und zur Einfügung in den Gliederverband seines Leibes, in seine Gemeinde. Aber eben darum sind ihre Sitten die Grundübung, von der aus die Veranschaulichung des Gliederverbandes Christi selbst ungezwungen und am wirkungsvollsten geschehen kann. Eigentliche Sitte ist nur, was den natürlichen Bindungen der Menschen aneinander und den Beziehungen des Volksleibes von Glied zu Glied und Gliedergruppe zu Gliedergruppe eine feste Deutung gibt, was ihnen zur inneren Veranschaulichung der geistigen Kräfte hilft, die in diesen Bewegungen entstehen und sich betätigen. Sitte im höchsten christlichen Sinne wird solche Veranschaulichung dort, wo sie diese Organhandlungen zum Sinnbilde des Gliederverbandes am Leibe Christi macht. Und solche Sitte ist nicht, wie man behauptet, von begrenztem Werte, sondern von unbegrenztem, weil sie nicht nur allein im Stande ist, die organischen Bindungen des Volksleibes aus Instinkthandlungen zu bewußten Tätigkeiten zu gestalten und sie so auch in Zeiten von Instinktchwächungen zu erhalten, sondern weil sie auch der lebendigste Ausdruck des Gemeingefühls und des Lebensbewußtseins ist, der den Leib Christi erfüllt und erfüllen soll. Auf die Missionsarbeit angewendet bedeutet das, daß es ihr nicht allein daran liegen muß, Gemeindeorgane aus Wahl zu schaffen, sondern in der Gemeinde auch die Führer aus dem Blut- und Bodenverbände



tätig zu machen und für den Zugverband der Glieder zueinander in ihrem gottgewirkten Ansehen zu brauchen, das von Wahl und wechselnder Neigung der Einzelwesen unabhängig ist. So finden sich im Gemeindebuche zu Moschi nicht nur Erntedanklieder, sondern auch ein solches für einen Sippentag und die Festigung um den Sippenältesten, Lieder, Texte und Gebete zur Hüttenweihe und eine ausführliche fünfteilige Anleitung zur Hüttenweihe als einer Geselligkeitsfestigung auf christlicher Grundlage.

Die umfassende Uebersetzung der letzteren sei beispielshalber dargeboten, damit an einer Stelle bis in die Einzelheiten hinein erschen werde, wie versucht worden ist, die Führungsbänder am Volkskörper in Christi Hand zu geben. Unsitte wächst von selber, gute Sitte will geschaffen sein. Dreierlei aber ist Voraussetzung dafür: innigste Kenntniss des Volksbodens, starke Gestaltungskraft und ein demütiger und doch harter Schaffenswille, der mit Vettow sagt: neunundneunzig mal muß man eine Sache versuchen, zum hundertsten Male wird sie glücken.

Gott schenke solche dreifache Kraft allen, die zur Sittenbildung in der Heimat oder draußen berufen sind.



## Christliche Hüttenweihe der Wadschagga in der Landschaft Moschi am Kilimandjaro.

### I.

#### Die Einebnung des Baugrundes.

##### Gebet vorm ersten Gadenhiebe.

„O Herr, du Vater im Himmel! Auch die ganze Erde ist deine allein. Den Ort, auf dem ich jezt meine Heimstätte abgrenzen will, hast du im Auge und beherrscht ihn samt der übrigen Welt. Ich bitte dich, sieh huldvoll auf mich nieder, wo ich heute anfang, mich festzusetzen, daß ich hier durch deinen Segen befestigt wohnen könne.“

Deine Rücksichten sollen mich in Mühsalen festigen, daß ich mich nach ihnen bewege als Dein Werkmann. Deine Liebe erleichtere mir alle Triübsale, daß ich sie bestehen könne hier und an jedem Orte.

Die Zucht Deines Gesetzes gebe mir hier Kräfte, alle Leute, die Du mir darauf anvertrauen willst, zu verbinden in Deinem großen Erbarmen. Diese Stätte vereine alle Glieder meiner Herdschaft, sie diene dem Verbunde meiner Sippe, sie schaffe auch für den Häuptling, was er braucht zur Ordnung des Gemeinwohls. Hoi Jambe, Vater, Herr über Anfang und Ende, ich bitte Dich in der Kraft des Namens Deines Sohnes Jesu Christi, meines Heilandes. Du wollest mein Werk heilvoll enden lassen, wie ichs jezt in Deinem Erbarmen beginne. Amen.“

Beim ersten Schläge: Leibes Gesundheit!

Beim zweiten Schläge: Häusliche Zucht!

Beim dritten Schläge: Heil der Seele!

Beim vierten Schläge: Gib allen, die auf dieser Stätte wohnen, o Gott.

## II.

## Die Kreisfurche (otendo).

Die Stangen sind herzugetragen. In die Mitte des Bauplazes wird ein Pfahl geschlagen und eine Leine darum geschlungen. Der Halbkreisdurchmesser wird abgemessen und ein zugespitzter Dracänensteden dareingeknotet. Mit dem zieht man die Kreisfurche vor, die dann zu einem etwa 30 Zentimeter tiefen Graben ausgehoben wird. Für das Einsetzen der Stangen stellen sich die Sippenbrüder und Nachbarn des Hauserbauers außen um die Kreisfurche auf. Jeder hält eine Stange in der rechten und linken Hand. Innerhalb der Kreisfurche steht der Sippenführer und der Hauserbauer. Der Sippenführer spricht oder verliest die Zusammenstellung folgender Bibelworte: Jes. 25, 1—4; 33, 15—16; 45, 2. 18—25.

Dann spricht er zu denen außer dem Kreise: „Sippenbrüder und Nachbarn, wollt ihr helfen, diese Heimstätte zu verfestigen, so überspringt den Kreis. Von ihm umschlossen wollen wir uns zusammenscharen, die Baustäbe in Händen. Laßt uns uns Gott übergeben, daß er uns fest mache, damit wir auch ihm diese Stätte in seiner Zucht wahrhaftig verfestigen können.“

Sie fingen das

## Hauskreislied.

(Choralmelodie: „Gott lebet noch.“ Nr. 65 im bayr. Choralbuche.)

Eins laßt uns sein!  
Seht, der Hauskreis ringt uns ein.  
Gott, der Du der Welt gegeben  
Einen Kreis, der sie umrund',  
Wollst auch dieses Heim umgeben,  
Dem wir ebneten den Grund.  
Eine über ihm die Hände,  
Schütze ihn an jedem Ende,  
Daß er mit den Seinen drin  
Festen Halt an Dir gewinn'.

Eins laßt uns sein!  
Seht, der Hauskreis ringt uns ein.  
Rundum grenzt der Kreis sein Eigen,  
Läßt nur einen Durchgang frei.  
So laßt uns einander neigen,  
Eine Lieb in allen sei.  
Laßt ein Tor der Lieb nur stehen  
Durch das unsre Führer gehen:  
Der in Klugheit uns verband,

Und die Steife für das Land.  
Eins laßt uns sein!  
Seht, der Hauskreis ringt uns ein.  
Wie der Kreis von allen Seiten  
In sich selber weitergeht,  
Wollst Du, Gott, dem Haus bescheiden

Gaben, drin es fortbesteht,  
Die den Hof zu Ehren heben,  
Dem Bezirke Ordnung geben,  
Sich einander stützen ganz  
Wie der Stab am Rutenkranz.

Eins laßt uns sein!  
Seht, der Hauskreis ringt uns ein.  
Sicher dieser Ring umschließe  
Kinder, Kinder, alles Vieh.  
Nühlung jeder hier genieße  
Nach des Tages Brand und Müß.  
Milch woll Gott ins Haus bescheren,  
Wärme auch, dem Frost zu wehren.  
Nimmer laß der Kreis je aus:  
Friede bleib in diesem Haus.

Eins laßt uns sein!  
Seht, der Hauskreis ringt uns ein.  
Dieser Ring läßt nicht mehr sehen  
Anfang oder Ende sein.  
Gott, Du liebest uns erstehen  
Einen Ring, den Du allein  
Ründen kannst aus Leibessterben,  
Daß es werd' ein Himmel erben:  
Gib, daß wer hierin verstirbt,  
Neues Leben sich erwirbt.

Ein laßt uns sein!	Neigen Dir die Seelen schon:
Seht, der Hauskreis ringt uns ein.	Wollest uns zur Kron' verstaßen,
Diese Stäbe soll'n sich neigen	Daß den rechten Halt wir haben,
Und verflechten zu der Kron.	Als Dein Tempel aufgestellt,
Herr, so sind wir auch Dein Eigen,	Den Dein Licht allein erhellt.

Dieser letzte Vers bezieht sich darauf, daß die im Kreise eingesetzten Stangen in eine Spitze auslaufend durch eine aufgesetzte Haube fest miteinander verbunden werden, die hier mit Krone übersetzt ist und im Kischagga okojo heißt. Beim Worte: „Diese Stäbe“ heben sie die zum Himmel empor und heilen sie so bis zum Schluß des Liedes. Danach beten sie gemeinsam das Vaterunser und sehen dann ihre Stäbe ein.

Diese Arbeit beendet ein feierlicher Umgang auf der Außenseite des Kreises unter Absingung des Chorals: „Jehova, Jehova, Deinem Namen sei Ehre, Macht und Ruhm! Amen, Amen. Bis einst der Tempel dieser Welt, durch Dein Wort in Staub zerfällt, soll in unsern Hallen, das Heilig, Heilig, Heilig erschallen. ∴: Halleluja. ∴:“

### III.

#### Das Aufbinden der Rutenwülste (mavendo).

Nun zählen Ruten werden oberarmdicke Wülste gebunden, die vorerst neben dem Neubau niedergelegt werden. Sie sollen in wagerechten Ringen auf der Innenseite an den Stangen festgebunden werden, die eine Rutenwulst immer eine Elle über die andere gesetzt sich verjüngend, so daß die Stäbe immer mehr in ihre Regelgestalt sich fügen müssen, bis eine kaum radgroße Wulst die Stangen unter die Krone zusammenführt. Die zahlreichen übereinander sich verjüngenden Rutenwülste sind eine besondere Schönheit dieser Dschaggahütten. Einige davon haben Namen und veranschaulichen den feierlichen Stützverband, in den ein jeder Dschaggahaus halt eingeflochten ist.

Die längste Wulst, die in Türhöhe eingebunden wird, heißt Sippenwulst. Sie wird vom Schlächter und Rippler aufgebunden. Der Schlächter ist der nächste Sippenbruder, der die Tötung und Aufteilung des Schlachtieres für den Hausherrn vollzieht, das in Sippengemeinschaft verzehrt wird, denn nur soweit man mit einander isst, geht noch die Verpflichtung zu gegenseitiger unbedingter Hilfe. Der Rippler ist jener Sippenbruder, der die Brautheiratsverhandlungen zu führen und dem Ehepaare die Streitigkeiten zu schlichten hat. Rippler heißt er, weil ihm die vier besten Rippenstücke von jedem gemeinsam verzehrten Tiere zustehen.

Schlächter und Rippler treten nun an die Spitze, um die Sippentwulst ins Haus zu bringen und sie dort aufzubinden, die andern schließen sich als Helfer an. Während des Einbringens singen Schlächter und Rippler von ihren Rechten und Verpflichtungen, die Helfer aber bilden den Chor und antworten auf jede Strophe mit demselben Rehrreim. Dafür wurde die Melodie aus dem Freischütz genommen, um der Bewegung rechte Frische zu geben. Sie singen:

1. Der Reif der Sippe ist das hier,  
Ins Haus laßt ihn uns führen.



- Der Schlächter und der Rippler wir  
 Voran ganz nach Gebühren.  
 Die andern antworten wie nach jedem Verse:  
 Bindet richtig,  
 Festigt euch im Hilfsverband!  
 Eure Dieb' ist wichtig,  
 Gibt dem Hause festen Stand.
2. Wie wir die Ersten heute sind,  
 Wolln wir um ihn stets sorgen.
  3. So bleiben wir vereint zum Mahl,  
 Nichts wollen wir uns neiden.
  4. Der Hausherr bleib' in gutem Stand  
 Und ehre unsre Rechte.
  5. Zur Rechten und zur Linken hier  
 Woll Gott uns Segen legen.
  6. Wir stützen Stäb' mit Rutenkranz,  
 Wolln auch uns all'zeit stützen.
- Die zweite Wulst ist die

#### Nachbarswulst.

Sie aufzubinden ist die Ehre des nächsten Nachbarn, der nicht in den Sippenverband gehört. Damit wird dem Häuserbauer die zweite, gemeinschaftsbildende Macht vor Augen geführt, aus der sein Hauswesen lebt und Kraft zum Bestande zieht, der Bodenverband. Unter Vortritt dieses Nachbarn wird die Wulst ins Haus gebracht. Schlächter und Rippler helfen ihm singen:

1. Der Reis des Nachbarn ist das hier,  
 An den legt er die Hände.  
 In ihm den Helfer ehren wir,  
 Der schirmt die Außenwände.
- Die andern singen den Rehrreim:  
 Bindet richtig, festigt euch im Hilfsverband!  
 Eure Dieb ist wichtig, gibt dem Hause festen Stand.
2. Wenn sich vom Galfter löst ein Kind,  
 Treibt ers zum Hause wieder.
  3. Schickt man ihn um den Hausherrn aus,  
 Eilt er, ihn aufzufinden.
  4. Der Hausherr zeig' dafür ihm Dank,  
 Zuteilend ihm das Rechte.
  5. Dem Nachbar hier, dem Nachbar da  
 Gott wolle Segen spenden.
  6. Das eine Erdreich einigt uns,  
 Sein einig wir in Büchten.
- Die dritte Wulst ist die

#### Oberbodenwulst.

Sie versinnbildlicht die Beziehungen zur Außenwelt überhaupt, auch die entfernteren. Auf sie wird das Flechtwerk gelegt, das die Decke bildet und den

Oberboden trägt, so daß die weiteren Wülste bis unter die Krone dem Beschauer verdeckt bleiben und er diese Wulst als die äußerste vom Herde aus sieht. Schlächter, Rippler und zwei Sippenbrüder bilden hier die Vorsänger und singen:

1. Der Reis vom Boden ist das hier,  
Der trägt die Bodenbede.  
Den Vorrat, den man birgt auf ihr,  
Man recht voll Süße schmede.

Nehrreim:

Bindet richtig, festigt euch im Hilfsverband.  
Eure Dieb' ist wichtig, gibt dem Hause festen Stand.

2. Die an den Speisen haben Teil,  
Sein sanft wie Talgelände.
3. Und wacker bleib, was drunter schläft,  
Von Großen und von Kleinen.
4. Und jeder brave Fremdling auch  
Schlaf hier in gutem Frieden.
5. Was hier je reist zur Brautlösgab,  
Das wolle Gott auch segnen.
6. Und oberhalb und unterhalb,  
Das bleib ohn' allen Schaden.

#### IV.

##### Aufsehen der Flechthaube (okojo).

Nach dem Einbinden der Hutenvülste kann die Spitze aufgesetzt werden, die ihrerseits wie eine kleine Hütte gebunden ist. Oben laufen die Hutenvülste in eine festgebundene Spitze von  $\frac{1}{4}$  Meter Länge aus. Unten aber werden sie durch eine kleine Hutenvulst auseinandergehalten, sodaß sie sich wie ein Schirmgestell auseinanderspreizen. So wird die Haube aufgesetzt, sodaß sie sich ein gutes Stück über das Hüttengestäng spreizen kann. Es ist die Ehrenpflicht des Schlächters und des Ripplers, dieses Hauptwerk auf die Hütte zu stützen und zu befestigen. Dieses Aufsehen nennen sie die Schmuckschenke an das Haus. Die Christen binden ein Holzkreuz in die Stabspitze ein. Darum schreibt der Gemeindepfleger Filipo Ndschau in der Anweisung für das Segen des Hauptwerkes: Ein Christ soll sein Haus mit dem Zeichen des Kreuzes beschenken, auf das er vertraut, denn das Kreuz hat uns den Weg aufgezeigt, der Segen von Gott dem Vater herniederbringt.

Ehe sie es setzen, beten sie. Und zwar hat hierbei der Rippler den Vorrang, weil die erste Fürbitte den Kindern gilt. Er spricht, oben auf dem Dache knieend: „O Gott, unser Vater, du schaffst die Menschen alle und behütst sie. Wir bitten Dich, laß auch in diesem Hause erscheinen, die es beschreien. Gute Gaben an Kindern wollest du dem Hausherrn schenken. So wollest Du im Segen meine Arbeit als Rippler ausgehen lassen.“

Darauf betet der Schlächter, ihm gegenüber:

„O Gott, unser Vater! Du wollest in diesem Hause auch Jungvieh halten lassen. Gib ihm Kälber und Lämmer, damit deine Kinder, die in

diesem Hause wohnen werden, zu Lebenspflege haben, was sie brauchen, und auch wir, Schlichter und Rippler unsern Arbeitsdanke davon haben mögen und Dir danken können, der Du den Menschen alle Freuden schenkst.“

Gemeinsam beten sie das Vaterunser.

Nach dem Aufstehen der Haube singen sie zum Beschluß mit den Umstehenden:

### Das Haubenlied.

Choralweise: Der Tag mit seinem Richte. Nr. 34 im bayr. Choralbuch.

Das Haubwerk ist gebunden,  
Die Stäb ihm eingewunden  
Zum Haus ohne alle Schäden,  
Wie festes Tuch aus Fäden  
Und wie der Schnede Haus.  
So stehts im guten Stande,  
Im Rutenwulstverbande,  
Daß Kälblein drin gedeihen  
Und Kindlein es beschreien  
Wohlmüßig hier im Haus.

Ein Haubwerk ist gebunden,  
Hält andre Stäb verbunden:  
Die eine Brust gezogen,  
Zu einem Stamm erzogen  
Mit gleichem Ahnengruß.  
Die sollen ein Haupt sich geben,  
In ihm zusammenstreben.  
Und dieser Sippenweise  
Ihr Haubenflechtwerk heiße,  
Das alle festen muß.

Das Haubwerk rund zu biegen  
Muß sich ein Reislein schmiegen  
Hinein, um gut zu strammen  
Die Rüttlein all zusammen,  
Daß Binder Bindung fänd.  
So auch dem Sippenleben  
Ein Band ist eingegeben  
Als seine Lebensleite,  
Das kommt von Mutterseite:  
Das Haus ihr Ehrfurcht spend!

Dies Haubwerk zeigt nach oben,  
Allzeit zu Gott da droben,  
Sagt allen Hofgenossen,  
Dort sei ein Heim erschlossen,  
Das ödet nie ein Tod.

Ein Haubwerk ist gewunden,  
Hält andre Stäb verbunden:  
Das sind die lieben Alten,  
Die für die Nachfahren walten  
Der Warnung alter Zeit.  
O selig, wo sie schalten  
Und ihre Hände falten,  
Daß Gottes Lieb und Treue  
Im Hause all erfreue:  
Dies Haus ehr sie allzeit!

Ein Haubwerk ist gewunden,  
Hält andre Stäb verbunden:  
Den Häuptling und die Krieger,  
Daß alle Grenzanlieger  
Einander dürfen traun.  
Dies Haus auch mög ihm danken  
Für seine Ordnungsschranken.  
Der stillt was sich streitet,  
Daß sich das Kind nicht scheidet  
Von Hauses Halfterzaun.

Ein Haubwerk ist gewunden,  
Hält andre Stämm verbunden:  
Ist Christus und die Seinen,  
Der alles muß vereinen  
Was unterm Himmel ruht.  
Kein Auseinanderbrechen  
Soll mehr die Sippen schwächen,  
Sie sollen sich verbünden,  
Auf Christi Zucht sich gründen,  
Wie dieses Haus es tut.

Und ihre Lehre achte  
Ein jeder hier und trachte  
Mit allem, was er treibe  
Zur rechten Seelenbleibe:  
Denn unsre Hilf ist Gott!



V.

**Einzug und erstes Herdfeuer.**

Nachdem die Oberdecke gelegt, das Halstergestäng eingeseht und die Inneneinteilung für Mensch und Tier geschaffen worden ist, kann der Einzug erfolgen. Noch hat kein Rauch die aufgenähte Strohbedachung durchbeizt. Wundervoll glatt geschnitten leuchtet sie noch in warmem goldigen Tone den Beschauern entgegen.

Auch die Einzugshandlung liegt in den Händen des Schlächters und Ripplers.

Der Rippler liest den im neuen Hause mit dem Hausherrn versammelten Sippenbrüdern passende Bibelstellen vor. Er leitet mit den Worten ein:

„Weil wir zusammengekommen sind, unsern Bruder in das neue Haus einzuführen, so wollen wir etwas hören von den Ordnungen, die einen Menschen häusliches Glück finden lassen, das von Gott dem Herrn herkommt. Psalm 127, 1. Sprüche 24, 3; 14, 1; 12, 7. Jerem. 22, 13. Sprüche 17, 13; 15, 27. Psalm 101, 7. Timoth. I. 5, 8. Sirach 4, 35. Jes. 58, 6—12.

Schlächter und Rippler gehen nun gemeinsam zum nächsten Nachbar und bitten sich dort das erste Feuer aus mit den Worten: „Wir holen Feuer für den Herd in unserm Hause, das heute bezogen wird. Gib es uns mit dem guten Willen, den Nachbarn zu befestigen, wie wir es holen mit dem dem guten Willen mit dem Nachbar uns zu vereinigen.“

Die in dürrer Bananenrinde herzugetragene glühende Holzkohe wird zwischen die neugesetzten Herdsteine gelegt und an ihr das erste Feuer entfacht. Das gut in Brand gesetzte umschreiten die Anwesenden und singen dazu das

**Feuerumganglied.**

Chorweise: Der lieben Sonne Licht und Pracht. Nr. 33 des bahr. Chorab.

Umschreiten laßt uns diesen Herd,  
Sein erstes Feuer lohe.  
Das macht das Haus den Menschen wert,  
Und Kinder recht durchfrohe.  
Was hier sich niedertut,  
Erheb sich ausgeruht,  
Und fürchte sich vor keinem Ding,  
Weil es in Gottes Schutz und Ring.

Umschreiten laßt uns diesen Herd,  
Beim ersten Feuercheine,  
Und pflegen helf er uns're Herd  
Und ihre Geißlein Meine.  
Gott gab zum warmen Stein  
Was an ihn lehnt herein  
Und Hausherrns Schulter sanfte leckt,  
Wenn er sich an das Feuer streckt.

Umschreiten laßt uns diesen Herd,  
 Und zu des Feuers Segen  
 Wird uns von Gott hereinbesichert  
 Ein Weib, das ihn kann hegen,  
 Die Mannes Magen kennt,  
 Und Kindern Pflege gönnt,  
 Die ganze Herdstatt treu bestellt  
 Und ihre Seel in Frieden hält.

Umschreiten laßt uns diesen Herd,  
 Deß Feuer heut entzündet,  
 Und Ordnung werde hier gelehrt,  
 Die Feuerzucht begründet.  
 Kein Kind soll je hinein,  
 Kein Kind sehr drin sein Wein.  
 Es halt die Hütte traulich warm,  
 Kein Funke bringe je ihr Harm.

Umschreiten laßt uns diesen Herd,  
 Weil sich die Flammen regen.  
 Nie fehl dem Haus ein Kindlein wert,  
 Dem Feuer nachzulegen,  
 Gott aber woll allein  
 Der Herzdurchhalter sein.  
 Daß eins dem andern Liebe hegt,  
 Wird von ihm immer nachgelegt.

Umschreiten laßt uns diesen Herd,  
 Im ersten Feuer heute.  
 Vom Nachbar haben wirs begehrt,  
 Der gab es uns voll Freude.  
 Gott halte treu vereint,  
 Was Grenz an Grenze raint.  
 Im Frieden gehe stets hinaus  
 Wer Feuer holt aus diesem Haus.

Umschreiten laßt uns diesen Herd,  
 Den wir mit Feuer nähren.  
 Dem Hausherrn werde Kraft gewährt  
 Von Gott, das Haus zu ehren.  
 Durch Arbeit komm er hoch  
 Und meid der Schulden Joch,  
 Die stets noch brachen Thür und Haus  
 Und löschten Herdes Flamme aus.

Umschreiten laßt uns diesen Herd,  
 In ersten Feuers Freude.  
 Gott, du bist Feuer, das nicht seht,  
 Und rettetest alle Leute.

O statte dieses Haus,  
Mit deinem Heile aus,  
Und laß den Hof gesegnet sein  
Im Wandel der Geschlechterreihn.

Sie stehen still und der Nippler spricht das Schlußgebet: „O Gott, unser Vater! Wir danken dir für alle deine Hilfe, die du uns gewährt hast die ganze Zeit, da wir das Haus gebaut und vollendet haben. Setze du uns in den Stand, dir unsre Seelen zu übergeben, daß sie dein Haus werden, dahinein du ziehest und ewig darin bleibest. Noch einmal bitten wir dich: o unser Vater, laß du alles geschehen, was wir dich für dieses Haus mit Singen und Beten angefleht haben. Führe es hinaus um Jesu Christi, deines lieben Sohnes willen, der unser Fürsprecher bei dir ist. Amen.

Den Schlußgesang bildet der Vers:

Unsern Ausgang segne Gott,  
Unsern Eingang gleichermaßen.



## Bücherbesprechungen.

Ad. Keller, *Dynamis. Formen und Kräfte des amerikanischen Protestantismus.* Tübingen. J. B. Mohr (Dr. Siebeck.) 90 M.

Der bekannte Sekretär des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, den amtliche Reisen und persönliche Neigungen wiederholt in die Vereinigte Staaten geführt und dort mit maßgebenden Kreisen des amerikanischen kirchlichen Lebens in enge Verbindung gebracht haben, zeichnet in diesem Buche die treibenden Kräfte und die von ihnen bisher hervorgebrachten Formen des kirchlichen Lebens in der neuen Welt. Das Buch ist zur Einführung und Orientierung wegen seines warmen, nüchternen Urteils zu empfehlen.

Bernh. Arens, *Die katholischen Missionsvereine.* Darstellung ihres Werdens und Wirkens, ihrer Satzungen und ihrer Vorrechte. Freiburg, Herder.

Aus Anlaß des großen Jubeljahres der katholischen Missionen und in Ergänzung zu zahlreichen früheren Kompilationen über das katholische Missionswesen gibt der Jesuit Pater Arens eine anscheinend ziemlich lückenlose Uebersicht über die wahrhaft zahllosen Vereine und Sammelorganisationen der katholischen Kirche für die Zwecke der Heidenmission. Man muß sich bei der Lektüre gegenwärtig halten, daß während in den protestantischen Kirchen die Missionsgesellschaften die Sammeltätigkeit selbstverständlich als einen Zweig ihrer Arbeit mit in Angriff nehmen, diese in der katholischen Kirche überwiegend von eigenen Sammelvereinen betrieben wird. Diese werden von Arens nach Ländern geordnet. Das Buch ist ein bequemes Nachschlagewerk.

Alf. Baeth S.J., *Die deutschen Jesuiten in Indien.* Geschichte der Mission von Bombay-Pauna (1854–1920). Regensburg, J. Kösel u. Pustet. 110 Mark.



Der während der letzten Jahre wiederholt als Missionsliterat und Vorkämpfer des katholischen Missionsgedankens hervorgetretene Pater Vachh legt hier eine ausführliche und mit großer Sachkunde geschriebene Arbeit über diejenige indische Mission vor, welcher er selbst als Professor der Geschichte an dem großen St. Xavier-College in Bombay lange Jahre angehört hat. Man liest mit Behmut, wie auch dies bedeutende Stück deutscher katholischer Missionsarbeit durch den verblendeten Deutschenhaß der britischen Regierung durch Vertreibung fast aller deutscher Missionare in Frage gestellt ist.

D. Lehmann und D. G. Haas, *Textbuch zur Religionsgeschichte*. Leipzig, A. Deichert. 241 M., geb. 320 M.

Dies ausgezeichnete religionsgeschichtliche Lesebuch, fast unentbehrlich für akademische Übungen, ist in der zweiten Auflage dank der Mitarbeit zahlreicher religionsgeschichtlicher Forscher noch erheblich wertvoller gestaltet. Zumal die chinesisch-japanische Religionen, sind sehr viel gründlicher und verständnisvoller behandelt als in der ersten Auflage. Aber auch die neuen Stücke zu den hellenistischen Mysterienreligionen (von Reitzenstein), zur heidnischen Religion, aus der islamischen Theologie usw. sind ungemein wertvoll. Durch sorgfältige Raumausnutzung ist eine bewunderungswürdige Fülle von Stoff in dem Buche zusammengestellt.

*Hundert Jahre ostpreussischer Missionsarbeit*. Festschrift des Missionsvereins und der Missionskonferenz zu Königsberg i. Pr. 1822–1922. Königsberg, E. Routenberg.

Eine wertvolle Studie zur heimatlischen Missionsgeschichte. Eingangs werden die Fäden aufgezeigt, welche zur Gründung des Missionsvereins führten, dann wird etwas ausführlicher von der auf Anregung des Theologieprofessors D. Nishausen erfolgten Gründung selbst berichtet. Im folgenden werden (S. 26–102) mehr statistische Uebersichten und Tabellen über die Vorklandsmittel, die jährlichen Tagungen, die Jahreseinnahmen, die aus Ostpreußen gebürtige Missionare usw. gegeben. Zu einer großzügigen Tätigkeit hat es weder der Königsberger Missionsverein noch die unter der Assistenz von D. G. Warnke begründete Missionskonferenz gebracht. Die Jahreseinnahme ist über 38 000 M. kaum gestiegen. Eigentümlich ist die enge Verbindung des Vereins mit der preussischen Kirchenregierung, die zumal durch die lebhafteste Mitarbeit des Erzbischofs von Borowski dem Verein in den schwierigen ersten Jahren zu Gute kam. Fast immer sind die ostpreussischen Generalsuperintendenten die Vorsitzenden des Vereins gewesen.

Gesucht ein Herzog-Haude Realencyclopädie, 24 Bände für etwa 7000 M., und zwei Gustav Warnke, Missionslehre, 5 Bände, für etwa 300 M.



## Die Frage der Bon-Religion.

Antrittsvorlesung an der Universität Berlin von Dr. phil. A. G. Francke,  
Privatdozent, früher Brüdermissionar in Tibet.

Unter dem Namen Bon-Religion versteht man gewöhnlich die alte vorbuddhistische Religion der Tibeter. Noch ehe irgendwelches Forschungsmaterial vorlag, brachte man die Bon-Religion in Beziehung zum Taoismus. In diesem Sinn spricht Yule von ihr in seinem Book of Ser Marco Polo, wobei er sich auf Klapproth stützt. Auch Zäschke wiederholt diese Behauptung in seinem Tibetan-English Dictionary unter g Shen-ra b s.

Die erste bedeutendere Veröffentlichung auf dem Gebiet der Bon-Religion war Schiefners Uebersetzung des *Klu-abum-dkar-po*, „Das weiße Naga-Hunderttausend“, welche 1880 nach des Verfassers Tode herauskam. Sie brachte eine Enttäuschung. In diesem Werk erschien die Bon-Religion derart vom Buddhismus überwuchert, daß Feer zu den Worten veranlaßt wurde: Das Buch erscheine ihm ganz wie ein buddhistisches Sutra. Vacouperie meinte, daß der buddhistische Einfluß in diesem Werk so offen zu Tage liege, daß keine genaue Vorstellung von der Ur-Religion der Tibeter daraus abgeleitet werden könne.

Man hat seit jener Veröffentlichung wenig auf diesem Gebiet weiter gearbeitet. Man hat versucht, einiges über die alttibetische Religion aus den Inschriften des achten Jahrhunderts in Thasa zu erfahren. Jene Denkmäler erwähnen Opfer von allerlei Tieren zur Bekräftigung von Eiden bei politischen Verträgen, was alles keinen buddhistischen Eindruck macht. Das ist etwas, wenn auch nicht viel. Dann hat Dr. Berthold Laufer aus dem Nachlaß des Missionsarztes Marg in Leh eine Schrift mit dem Titel „Auszug aus dem Naga-Hunderttausend“ übersetzt und herausgegeben. Trotz der buddhistischen Aufmachung haben wirs hier mit einem echten Bon-po-Text zu tun, der nur leider sehr kurz ist. Hier erscheint die Bon-Religion als ein System des Schamanismus und der Zauberei. Einige weitere kleine Veröffentlichungen können wir hier übergehen.

Erlauben Sie mir, daß ich nun auf meine eigenen Erfahrungen unter den Tibetern zu sprechen komme. Ein alter Mann in unserm Gehöft in Leh am Oberen Indus lag krank. Da er an Schlaflosigkeit litt, ließ er aus dem Nachbardorf She l ein Mädchen aus seiner Verwandtschaft, namens Zar-ra zu sich kommen und bat sie, ihn nachts zu unterhalten. Dieses Mädchen sang und erzählte bei Tag und bei Nacht so unermüdlich, daß ich aufmerksam auf sie wurde. Ich bat sie, die vorgetragenen Stücke im Beisein unseres tibetischen Lehrers zu wiederholen und beauftragte letzteren, alles aufzuschreiben. So erhielt ich einen längeren tibetischen Text, der sich bei genauerer Durchsicht als ein Teil der Kesarfage<sup>1)</sup> auswies. Dabei wechselte Prosa mit längeren und kürzeren Liedern ab. Der Prosateil war gesprochen, und die

---

<sup>1)</sup> Der Name wird im Westen Ke-sar oder Khe-sar ausgesprochen; im Osten dagegen Ge-sar.

Nieder waren gesungen worden. Das Studium meines neuen Manuskriptes zeigte mir bald, daß in diesen Texten eine Religion herrschte, welche mit dem Buddhismus nichts zu tun hatte. Zunächst erkannte ich, daß hier von der Wiedergeburtstheorie keine Rede war. Das Leben nach dem Tode wurde durchaus animistisch aufgefaßt. Die Gräber von Toten werden nach diesen Sagen besucht, und dabei wird darauf geachtet, ob etwa eine Eidechse in der Nähe des Grabes zu finden ist. Diesem Tierchen werden gewisse Fragen vorgelegt und sein Kopfnicken oder Fliehen wird als Antwort des Toten gedeutet. Andern Toten werden Schimpfworte ins Grab hineingerufen, was zur Folge hat, daß diese Abgeschiedenen sich derart im Grab herumwälzen, daß Erdbeden entstehen.

Läßt uns nun in Kurzem das Weltbild betrachten, welches der Mythologie der Sagenwelt zu Grunde liegt. Die Welt besteht aus drei Reichen, welche übereinander geschichtet sind: 1. Das Reich des Himmels und der hohen Schneeberge. Es ist die Wohnung der Götter und heißt *Tang-elha* (obere Götter). Es ist von weißer Farbe. 2. Das Reich der Erde, oder das Menschenland. Es heißt *Bar-btsan* (die feste Mitte) und ist von roter Farbe. 3. Das Reich der Nixen (*Naga*), welches die Seen, Flüsse und unterirdischen Gewässer umfaßt. Es heißt *Yog-llu* (die unteren Nixen) und ist von blauer Farbe.

Hierzu ist zu bemerken, daß dieses Weltensystem bei aller Ähnlichkeit mit dem bekannten indischen doch einen großen Unterschied von jenem zeigt. Bei den Indern fehlt das Reich der Wasser unter der Erde. Statt dessen ist ein Reich der Luft zwischen Himmel und Erde gelegt.

Das Weltssystem der Tibeter zeigt außer der senkrechten auch noch wagerechte Gliederung, indem die vier Himmelsrichtungen eine große Rolle in ihm spielen. Als Gottheiten der Himmelsgegenden haben die Tibeter nach meinen Forschungen ursprünglich vier Vögel von verschiedenfarbigem Gefieder und entsprechenden Eiern gehabt. Später ist auch hier der indische Einfluß stärker geworden, und die indischen Lokapalas, deren Namen ins Tibetische übersetzt wurden, haben das System der Vögel, wenn auch nicht verdrängt, so doch in Unordnung gebracht.

Um die Weltmitte, die Erde, herum liegen also sechs Punkte von großer Wichtigkeit: Ost, Süd, Nord, West, Oben für den Himmel, Unten für das Nagareich. Verbindet man alle diese sechs Punkte mit dem Weltmittelpunkt, so entsteht der vielbesungene sechsästige Weltenbaum, der seine Wurzel, den untersten Ast, in der Unterwelt hat, dessen Spitze in den Himmel reicht, und dessen Aeste die ganze Welt überschatten. Durch diese sieben Punkte sind nicht nur die wichtigsten Richtungen, sondern auch die wichtigsten Gottheiten bezeichnet. In einer Anzahl alter Hymnen wird erst der Himmelsgott angerufen. Auf ihn folgen: die Erdmutter, der Nagakönig und die Gottheiten der vier Himmelsgegenden. Es ist dies eine Gebetsordnung, die ihre Parallele in den ältesten Zeremonien der Chinesen hat.

Die Mythologie der Sagenwelt enthält eine Art von Erlösungslehre, die allerdings ganz und gar aufs Praktische gerichtet ist. Es handelt sich hier um Erlösung der Welt aus Winterkälte und Krankheitsnot. Später scheint sich dazu eine Hoffnung auf Erlösung der Menschheit aus allem irdischen



Glück zu einem seligen Leben bei den Göttern auf dem tibetischen Olymp gesellt zu haben. — Der Himmels Herr hat mit seiner Gemahlin drei Söhne. Da ihm bei seinen Kämpfen mit Teufeln, welche Himmelsziegen (Wolken) rauben möchten, von irdischen Helden Beistand geleistet worden ist, ist er der Erde gegenüber verpflichtet. Er hat versprochen, einen seiner Söhne als Haupt oder König nach dem hauptlosen Menschenland zu senden. Schließlich ist Don-grub (Siddharta), der jüngste, aber tüchtigste, Sohn bereit, auf die Erde zu gehen. Er stirbt im Himmel, fällt als Hagelkorn auf die Erde und wird von einer Frau, welche das Hagelkorn gegessen hat, als König Ke-sar wiedergeboren. Mit seiner Geburt zusammen findet ein allgemeines Gebären statt; die alte Sonne gebiert eine neue Sonne, der alte Mond einen neuen Mond, und die Urmütter der Tiere schenken jungen Tieren das Leben. — Ke-sar wächst schnell heran und beginnt seine Werbung um a Bru-gu-ma. Daß wirs in a Bru-gu-ma, deren Namen noch nicht befriedigend erklärt werden kann, mit einer alten Erdgöttin zu tun haben, wird wahrscheinlich gemacht durch einige Stellen der Sage, wo es heißt: „Zur Strafe für ihre Vergehen wurde mehrere Jahre lang der Kopf der a Bru-gu-ma gepflügt und mit Luzerne besät.“ Ke-sar neßt seine Braut beständig, indem er plötzlich verschwindet und sich von ihr suchen läßt. Dabei zeigt er sich bald in schöner, bald in häßlicher Gestalt. Die schöne Gestalt ist immer verbunden mit Sonnenschein, die häßliche dagegen mit Hagel und Regen. — Bald nach der Hochzeit nimmt Ke-sar Abschied von a Bru-gu-ma und begibt sich auf die Wanderung nach Norden (Bhang). Die ganze männliche Tierwelt begleitet den König, läßt aber die weibliche Tierwelt in Hoffnung auf Nachwuchs. Auch a Bru-gu-ma ist guter Hoffnung. Im Norden steht das Schloß des Riesen, welcher eine Jungfrau im Käfig gefangen hält. Ke-sar tötet den Riesen und befreit die Jungfrau, worauf er von ihr den Trank und die Speise der Vergessenheit erhält, so daß er a Bru-gu-ma und das Land Gling vollständig vergiftet. Nach langer Zeit kommen Störche als Boten vom Land Gling und erinnern Ke-sar an seine Frau. Er eilt nun zurück, sendet aber sein Roß allein vor sich her. Gleich bei der Ankunft des Rosses setzt der Frühling ein, der in einem Lied lieblich geschildert wird. Dies sind einige Hauptzüge der Ke-sar-sage in ihrer mündlichen Form.

Ich gab im Jahre 1900 ein erstes Heft dieser Sagen in Helsingfors bei der Société-Finno-Ougrienne heraus und zwar unter dem unvorsichtigen Titel: „Der Frühlingsmythus der Kesarsage.“ Bald darauf erschien eine Kritik meiner Arbeit in der Wiener orientalischen Zeitschrift, die mich übel mitnahm. Jetzt, nach reichlich 20 Jahren, gebe ich gern zu, daß einige Ausstellungen berechtigt waren. Ich hatte mich in den Anmerkungen bei den Erklärungen der vielen Namen zu weit fortreißen lassen und nicht bedacht, daß bei Namen, die nur in mündlicher Ueberlieferung vorliegen, besondere Vorsicht geboten ist. Andere Ausstellungen kann ich noch bis heute nicht anerkennen. Mein Kritiker führt z. B. aus: Tibet besitzt handschriftlich oder gar im Druck ein großes Ke-sar-epos, welches weit verbreitet ist. Francke bringt aus diesem einige dürftige mündliche Wiedergaben. Seine Texte sind ganz wertlos. Auch in Indien gibt es Leute, die vor versammeltem Volk Geschichten aus dem Mahabharata vortragen. Was würden wir dazu sagen,

wenn uns jemand über das große indische Epos an der Hand solcher mündlicher Wiedergaben belehren wollte? Hierauf habe ich zu erwidern: Meine Texte sind nicht Wiedergaben des literarischen Kesar-epos, sondern selbstständige Dichtungen, die neben jenem hergehen. Das Verhältnis von schriftlicher zu mündlicher Form der Sage kann einigermaßen verglichen werden mit dem Verhältnis der literarischen Formen der deutschen Heldensagen zu ihren Parallelen in der Thidrefage. Heute könnte man in Deutschland nicht mehr auf die Suche nach volkstümlichen im Volk lebenden Resten der Nibelungensage gehen. Im Mittelalter war das noch möglich. Die Skandinavier haben damals in Deutschland gesammelt und so ist die uns so wichtige Thidrefage entstanden. Tibet befindet sich noch heute in solch einem mittelalterlichen Zustand, und deshalb tut man recht, wenn man heute die verschiedenen im Volk lebenden Versionen der Kesarfage sammelt. Jedes Dorf hat seine eigene Version, und wenn man, von Dorf zu Dorf gehend, diese ungeschriebenen Literaturprodukte miteinander vergleicht, erkennt man, daß nicht nur die vielen in die Prosaerzählung eingestreuten Lieder überall grundverschieden sind, sondern, daß auch oft die Erzählungen in ihren Grundgedanken voneinander abweichen. So zum Beispiel die Stelle, die von Kesar's Tod im Himmel berichtet. Im Dorfe Scheh (Shel) wird erzählt, daß Kesar (Don-grub) im Himmel daran stirbt, daß ihn die Fiege, auf der er reitet, abwirft. In Unterladakh berichtet man dagegen, daß Don-grub im Himmel daran starb, daß seine Schwester seine Lebensschale ausgoß.

Warum wird wohl die Kesarfage so ganz besonders gepflegt? Nicht aus tibetischem Nationaldünkel! Nein, ihre Kenntnis ist notwendig bei gewissen alttibetischen Religionsübungen, die noch jetzt stattfinden. Von solchen seien nur zwei besonders hervorgehoben: 1. Das Kesarfest, welches im Frühling gefeiert wird. Die Jugend erfreut sich am Pfeilschießen, und dazu wird das Gling-glu abgesungen. Unter dem Gling-glu versteht man Sammlungen von Hymnen, in welchen nicht nur Kesar und seine Gemahlin, sondern namentlich die alten Gottheiten, die in der Mythologie der Kesarfage eine Rolle spielen, gepriesen werden. Alle diese Lieder sind unverständlich ohne eine gewisse Kenntnis der Kesarfage. Es ist mir gelungen, bisher drei dieser Sammlungen aus drei verschiedenen Dörfern und mehrere vereinzelte Stücke aufzufinden. — 2. Die Lieder der Brautkäufer, welche bei jeder Hochzeit im Westen des Landes gesungen werden. Es handelt sich dabei um ein langes Spiel von Frage und Antwort, welches auf zehn Tage Dauer geschätzt wird. Man könnte diese Lieder etwa einen Katechismus der alten Mythologie nennen. Bei diesen Hochzeitsliedern ist es mir nun möglich gewesen, eine Handschrift aufzufinden, die ohne mein Zutun zustande gekommen ist, und zwar in einem kleinen Dorf am oberen Indus, namens Tag-ma-cig. Als die Einwohner dieses Dorfes vor etwa 100 Jahren bekehrten, ihre Hochzeitslieder zu vergessen, hatten sie dieselben aufgezeichnet. Dieses Manuscript konnte ich gegen Entgelt auf einen Monat geborgt erhalten und während dieser Zeit eine Abschrift vornehmen lassen. Meine übrigen Handschriften von Volksliedern und Sagen sind dadurch entstanden, daß ich den (oft gewerbmäßigen) Dorffänger mit dem Dorfschreiber zusammensetzte, und den letzteren alles aufschreiben ließ, was der erstere vortrug.

Was uns bei dem Studium der Mesarsage noch fehlt, ist eine Uebersetzung der literarischen Form dieser Sage, des Gesarepos. Ich hatte 1910 ein schönes Manuskript dieser Sage für die englisch-indische Regierung besorgt und gehofft, dasselbe bald einmal bearbeiten zu können. Doch ist mir das des Krieges wegen nicht möglich gewesen. Auch mein Kritiker ist im Besitz einer Handschrift des Epos. Warum ist er denn nicht an die Uebersetzung gegangen?

Wir fragen nun: Ist das Religionsystem, welches der Mesarsage, den Hochzeitliedern und den Liedern des Mesarfestes zu Grunde liegt, die Bonreligion? Das hatte ich zuerst geglaubt, weil man ja überall die Bonreligion als die alte vorbuddhistische Religion des Landes bezeichnete. Und dem Buddhismus gegenüber erschien das Religionsystem der Sagen und Lieder durchaus primitiv. Als ich nun aber eine Sammlung von Mesarjesliedern, welche ich im *Indian Antiquary* herausgab, als ein Bonpo-hymnal bezeichnete, wurde ich ausgelacht. Ich suchte mir deshalb für die Religion der Sagen und Lieder einen neuen Namen und fand ihn in Glingchos, „Religion des Landes Gling“, gebildet nach dem Wort Gling-glu, „Lied von Gling“. Seit weiß ich, daß ich mich nicht geirrt hatte; denn das Wort Bon wird von den Eingeborenen auch zur Bezeichnung dieses alten Religionsystems gebraucht. Häufiger aber bezeichnet man es als l Sa-chos, „Religion der (alten) Götter“. So schlage ich vor, daß wir künftighin die Bezeichnung l Sa-chos brauchen für das Religionsystem der tibetischen Sagenwelt, Bon-chos dagegen für die Mischreligion, welche Reste des alten Volksglaubens mit Zügen des Buddhismus und Hinduismus aufgeputzt hat.

Ich bin erst kürzlich in die Lage gekommen, einen Blick in ein Hauptwerk jener Mischreligion zu tun, als ich von den Herausgebern der „Religionsgeschichtlichen Quellen“ in Göttingen aufgefordert wurde, den g'Jer-mig zu übersetzen, ein Buch, welches die sagenhafte Geschichte des g'Shen-rabs, des Gründers der Bonreligion, enthält!

Dieses alttibetische Manuskript ist mit den Resten der sogenannten Waddell-Sammlung nach Berlin gekommen. Waddell ist ein englischer Militärarzt, der die Mission des Oberst Younghusband nach Lhasa im Winter 1903-4 als Archäologe begleitet hatte. Nachdem etwa 600 widerstrebende Tibeter durch englische Maschinengewehre aus dem Wege geräumt worden waren, liefen die übrigen Tibeter davon, und der Weg zu den Klosterbibliotheken stand frei. Waddell machte sich diese günstigen Umstände zu Nutze und raubte an Büchern, was er erlangen konnte, so daß der Ertrag seiner Bemühungen schließlich, nach seinem eigenen Bericht, 300 Maultierladungen Bücher ausmachte. Von den großen Encklopädien war der Kandschur (bKa-aghur) dreimal vollständig vertreten, der Tandschur (bT Tan-aghur) aber nur einmal. Teile dieser berühmten großen Sammlungen dagegen waren massenhaft vorhanden. Von Werken der Bonpo erwähnt Waddell nur vier kleinere. Nachdem die Bücher an die englischen Bibliotheken verteilt worden waren, blieb noch ein kleiner Rest übrig, welcher dem Britischen Museum für Geld angeboten wurde. Als Waddell ein Jahr lang vergeblich auf Antwort von der Direktion dieses Museums gewartet hatte, bot er diesen Rest den Berliner Instituten an. Unser Professor F. W. A. Müller begab sich nach



London, um die Sammlung in Augenschein zu nehmen. Neben manchem anderen schönen erkannte er bald die Wichtigkeit des darin befindlichen g'Zer-mig-Manuscriptes, dem allerdings das Titelblatt und die erste Seite fehlte. So zahlte er schnell den auffallend niedrigen Preis und brachte seine Schätze in Sicherheit nach Deutschland.

Unsere Handschrift des g'Zer-mig hat zwei Eigenschaften, welche sie besonders empfehlenswert erscheinen lassen: 1. Sie ist alt, durchweg in alter Orthographie geschrieben.<sup>2)</sup> 2. Sie ist mit 70 bis 80 gemalten Bildern versehen. Und wie wenig wissen wir bisher über die Iconographie der Bon-religion! So sehr ich nun auch darauf aus bin, einen Ueberblick über den Inhalt dieses Werkes zu bekommen, werde ich mich doch noch eine Zeit lang in Geduld fassen müssen. Denn es gilt, zwei Bände von ungefähr je 500 Seiten durcharbeiten in altertümlicher Sprache, bei der die Wörterbücher auf jeder Seite mehrmals versagen.

Zu erwähnen ist noch, daß der bekannte indische Tibetforscher, Sarat-Chandra Das, schon im Jahre 1893 einige Seiten über den g'Zer-mig veröffentlicht hat, und zwar in dem Journal der von ihm gegründeten Buddhist Text Society. Er bezeichnet seinen Artikel als „Uebersetzung“. Davon kann aber keine Rede sein. Selbst das Wort „Inhaltsangabe“ trifft die Sache nicht; denn es ist eigentlich ein großes Durcheinander geworden.

Ogleich ich schon eine ganze Anzahl von Monaten an der Uebersetzung gearbeitet habe, werde ich nicht so schnell damit zu Ende kommen. Bis jetzt habe ich von dieser Masse ein Drittel durchgelesen und ein Sechstel übersezt. Ich kann also sagen, daß ich einen Einblick in das Werk getan habe. Es soll nun einiges vom Inhalt dieses Bonpo-Buches, so weit er erschlossen ist, mitgeteilt werden.

Das erste Kapitel enthält ein Vorspiel im Himmel. Es treten da drei Söhne eines Srid-pa (offenbar „Himmelskönig“ in der Sprache der Bonpo) auf, die alle drei erklären, auf die Erde als Erlöser hinabsteigen zu wollen. Das verursacht großes Staunen im Himmel, zumal mehrere Himmelsbewohner wohl wissen, was für ein undankbarer Beruf der des Erlösers ist. Zunächst werden die drei davon abgehalten, zu gleicher Zeit auf die Erde hinabzusteigen. Jede Zeit hat ihren besonderen Erlöser! Und deshalb verteilen sich die drei auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Viel Humor wird entwickelt in der Szene, als die künftigen Erlöser die Erlöser der früheren Zeiten um ihren Rat fragen. Keiner der alten Herren ermuntert die jüngeren zu ihrem Vorhaben. Die Menschen sind zu schlecht, sie wollen sich nicht erlösen lassen! Was hat man an der Menschheit ziehen müssen, um sie aus dem Sumpf zu heben; und wenn man einen guten Klumpen nach oben zu tragen meinte, war doch ein großer Teil davon wieder hinuntergefallen, wenn man oben ankam. Trotz aller Mahnungen bleiben die drei Brüder aber fest bei ihrem Entschluß, und der älteste geht zuerst auf die Erde. — Das zweite Kapitel handelt von den irdischen Vorfahren des g'Shen-rabs, des mittleren der drei Erlöserbrüder. Hier wird uns eine niedliche Liebes-

<sup>2)</sup> Nach meiner Ansicht stammt die g'Zer-mig-Handschrift aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, der Inhalt aber aus dem 8. Jahrhundert.

geschichte in Gestalt eines mythologischen Märchens erzählt. Das Hindernis der Liebenden liegt in dem Umstand, daß die Braut von geringer Herkunft ist. — Im dritten Kapitel hören wir von der Geburt des g'Shen-rabs. Ganz ähnlich wie Buddha sieht er sich um nach dem geeigneten Lande, nach Vater und Mutter! Dann verwandelt er sich in einen weißen und einen roten Lichtstrahl und gleitet damit in seine Eltern, mit dem weißen in den Vater, und mit dem roten in die Mutter. Auf vielen Seiten wird darauf die Entwicklung des Fötus im Mutterleib geschildert und eine ganz abenteuerliche Physiologie (vielleicht nach indischen Quellen) entwickelt. Nach der Geburt kommen die Wesen, welche zur Umgebung und Begleitung des Erlösers gehören, wie Regen vom Himmel herab und umgeben das Schloß seiner Eltern. Ihre Huldigungen werden nicht angenommen, da man sie für Feinde des Kindes hält. Ein alter Priester wird ins Schloß gerufen, um dem Kind einen Namen zu geben und seine Zeichen zu deuten. Und hier haben wir eine Wiedergabe der Asta-geschichte aus der Buddhalegende. Das Kind vollendet seine Entwicklung in weniger als drei Jahren und nimmt alsbald die Erlösung seiner Eltern und deren näheren Umgebung aus dem Kreislauf der Wiedergeburten vor. — Das folgende Kapitel bringt ein Musterbeispiel für einen Fall besonders schwieriger Erlösung. Nachdem g'Shen-rabs gebadet worden ist, und zwar durch Götter, Menschen und Niren, und nachdem er die Familie seiner Mutter erlöst hat, wird seine Aufmerksamkeit auf einen Prinzen g'To-bu-do-te gerichtet, weil dieser durch fortwährendes Sündigen den schlimmsten Höllenstrafen entgegeneilt. Das Sündigen dieses Prinzen besteht hauptsächlich im Kriegsführen, Rauben und Töten von Menschen und Tieren. Um diesem jungen Mann Respekt einzulösen, ist g'Shen-rabs genötigt, seine „schreckliche Gestalt“ anzunehmen und ihn mit Gewalt niederzuwerfen. Endlich schließt sich der Prinz, aus Furcht getrieben, der Schar der Jünger an, findet aber keinen Geschmack an den Lehren der Barmherzigkeit, die da verkündigt werden. Im Gegenteil, mit seinen Gedanken verweilt er bei Jagd und Krieg auch während der Unterrichtsstunden. Deshalb fährt er bei seinem Tode trotz aller Belehrung zur Hölle, deren Qualen ganz in bekannter buddhistischer Weise geschildert werden. Wieder kommt g'Shen-rabs zur Hilfe herbei. Nachdem er erklärt hat, daß alle Höllenqualen als genau abgemessene Sühne für begangenes Unrecht anzusehen sind, fordert er seine Jünger auf, die Namen der hundert barmherzigen Götter anzurufen und zugleich Sühneopfer für alle beleidigten und geschädigten Wesen in den drei Welten darzubringen, während er selbst durch tiefe Meditation den Erlösungsprozeß unterstützt. Endlich ist alles gesühnt, was in der Hölle an groben Sünden gesühnt werden kann, und Prinz g'Tobu wird nun zur Läuterung von seinen ferneren Sünden in der Welt der Pretas wiedergeboren. Aus dieser errettet, gehts in die Tierwelt, dann in die Menschenwelt, die Asurawelt, und schließlich in den Götterhimmel. So weit ist die Entwicklung ganz dem buddhistischen Lebensrad gefolgt, und wir fragen uns mit Spannung: Was wohl nun kommen soll? Bei Buddhisten müßte das Nirvana folgen. Hier aber heißt es, daß es nun hinübergeht aus dem unbeständigen Glück des (indischen) Götterhimmels in die beständige Seligkeit der Erlösten, welche auf dem Gipfel des Eisberges Sham-po-lha-rtse hausen. So ewig

wie das Eis und der Schnee dieser Bergwelt soll die Seligkeit dieses Himmels dauern. Wie wir wissen, sind die Nailasagipfel auch die Stätte von Indra's Himmel. Aber nicht als solcher, nur als tibetischer Himmel, ist ihnen Ewigkeitscharakter zuerkannt worden. — Das fünfte Kapitel erzählt von der Verführung und Befehrung einer Königin. Durch ihre Verführungskünste hat sie die geistlichen Uebungen eines Jüngers des g'Shen-rabs gestört, und nun werden die Nagas aufgefodert, sie zu bestrafen. Ein Naga nimmt die Gestalt einer großen schwarzen Spinne an und begibt sich in den Leib der Königin, wo er große Schmerzen verursacht. Zur Heilung verhilft ein sehr einfaches Mittel: nämlich Bekenntnis der Sünde und Abbitte! Gleich nach dem Bekenntnis kann die Spinne ausgespien werden, und damit ist die Heilung erlangt und die ganze Geschichte eigentlich zu Ende. Da fällt dem Erzähler plötzlich ein, daß er seine „Weisheit“, nämlich die genaue Kenntnis von hundert Götternamen, noch nicht drangebracht hat, und nun wird einfach behauptet, es wäre noch ein Rest von Krankheit zurückgeblieben. Dieser wird getilgt durch Anrufung der vielen barmherzigen Gottheiten. Der Inhalt dieses Kapitels berührt sich übrigens sehr nahe mit dem Inhalt von B. Laufer's Erzählung aus der Padmasambhava-Legende, welche er „Roman einer tibetischen Königin“ überschrieben hat. Später werden wir vielleicht klar erkennen, welcher von beiden Versionen wir die größere Ursprünglichkeit zusprechen müssen. Im sechsten Kapitel ist von der Hochzeit des g'Shen-rabs und seinen ersten Kindern die Rede. Auch die Kinder sind von schneller Entwicklung und überraschen die Eltern durch Muge und naseweise Fragen. Diese Fragen sind ein literarischer Kunstgriff. Sie bieten die Handhabe für den Dichter, uns die Anschauungen der Bonpos über die Natur der Welt und deren Geschichte darzulegen. — So weit bin ich mit dem Abschreiben und Durchlesen des g'Zer-mig bis jetzt gekommen. Aus der sogenannten „Uebersetzung“ des Sarat Chandra Das ersehe ich aber, daß in einem späteren Kapitel von einem Zug des g'Shen-rabs nach China die Rede ist, und daß dieser Zug dem Zug Kefars nach China sehr ähnlich zu sein scheint.

Wir beschäftigen uns nun mit der Frage, welchen sonst bekannten Religionsystemen die Gedankenwelt des g'Zer-mig entnommen ist. Da können wir antworten, daß dem Buddhismus ganz besonders viel entlehnt wurde, und zwar ist es das Mahayana-System, welches ausgeschlachtet worden ist. Wir finden im g'Zer-mig die Lehre von der Wiedergeburt in Verbindung mit dem Karmagesetz in ganz indischer Aufmachung. Wie wir schon vorher sahen, führt der Weg der Wiedergeburten durch sechs Reiche, welche den sechs Fächern des Lebensrades entsprechen. Dieses schon in den Gemälden von Ajanta behandelte Lebensrad enthält die Abteilungen der Höllewesen, der Pretas, der Tiere, der Menschen, der Asuras und der Götter. Wie wir aber aus dem vierten Kapitel des g'Zer-mig erkennen, ist die Auffassung des Kreislaufes bei Buddhisten und Bonpos verschieden. Bei den Buddhisten nimmt das wandernde Wesen selbst die Gestalt eines Tieres, eines Menschen, eines Preta, oder eines Gottes an. Bei den Bonpos dagegen behält das wandernde Wesen immer Menschengestalt. Es hält sich nur im Reich der Tiere, der Pretas usw. auf, um von Tieren, Pretas usw. für begangene Sünden gestraft zu werden. — Neben den eben genannten sechs Lebensreichen kennt



das g'Zer-mig eine Einteilung der Welt in drei große Reiche, die über einander bestehen. Und zwar sind dies: der Götterhimmel, das Lustreich und die Erde, wie bei den Indern. Es fehlt hier also ein Naga-Reich. Statt dessen ist ein Lustreich zwischen Himmel und Erde eingeschoben. Folgender Satz ist voll und ganz der buddhistischen Lehre entnommen: „Das Karma führt zu Geburt, Alter, Krankheit, Tod und zu den Höllestrafen!“ Als Hauptflünde gilt das Töten. Wie bei den Indern wird das Weib die Kalkhafi (Dämonin) des Karma genannt, und zwar deshalb, weil es die Einsiedler aus dem Gleichgewicht bringen kann. Wie im Mahayana-System gelten auch hier Liebe, Barmherzigkeit, Geißelung und Seelenruhe als Haupttugenden, und zwar ist das Mitleid oder die Barmherzigkeit die oberste unter ihnen. Wie im Mahayana-System kennt man auch hier einen Stand von Erlöserkandidaten, die aber nicht Bodhisatva, sondern Jung-drung-sem-s-dpa, etwa Svastikasatva, genannt werden. Sie warten im Himmel auf die Zeit, in der sie als Erlöser, g'Shen, auf die Erde gehen können. Dort versuchen sie dann, die Wesen aus dem Kreislauf zu befreien und auf den Gipfel des Cham-po-lha-rtse zu versetzen. In Verbindung mit diesen Stufen des Kandidaten, des tätigen und vollendeten Erlöser werden dann auch die vom Mahayana-System geprägten Ausdrücke Sambhogakaya, Nirmanakaya und Dharmakaya in tibetischer Uebersetzung gebraucht. — Was das Erlösungsziel der Bon-religion anbetrifft, so wird dieses schon von Sarat Chandra Das in dem oben erwähnten Aufsatz, Appendix II, folgendermaßen formuliert: Das Ziel der Bon-Religion ist die Erhaltung der eigenen Persönlichkeit (nach der Erlösung), und dieses Ziel wird erreicht durch Ueben von Nächstenliebe! Nachdem, was ich bisher vom Buch g'Zer-mig kennen gelernt habe, hat Sarat Chandra Das mit dieser Formulierung Recht. Damit wendet sich die Bon-Religion gegen Bedantismus und Buddhismus. Bei diesen beiden Formen von Lebensanschauungen hatten die Tibeter offenbar verstanden, daß sie auf Vernichtung der Persönlichkeit ausgingen.

Nicht nur indische Elemente weist die Bon-Religion auf. Es will mir scheinen, als ob Vorderasien auch seinen Einfluß spürbar machte, und zwar in einer unreinen, etwa gnostischen Form des Christentums. Emanationen spielen in allen Kapiteln eine große Rolle. Götter sowohl wie Erlöser steigen in Lichtstrahlen zur Erde und g'Shen-rabs verschafft sich immer neue Gehülfen, indem er durch Ausstrahlungen neue Wesen bildet. — Es ist bekannt, wie viele Parallelen zur Geschichte Jesu sich in der buddhistischen Legende finden. Die Jugendgeschichte des g'Shen-rabs bietet vielleicht noch mehr derartiges. Die folgenden Züge seien erwähnt: Kaum ist das Kind geboren, als ihm schon feindliche Wesen nach dem Leben trachten. — Die Namensgebung erfolgt durch einen alten Einsiedler, welcher in Tränen ausbricht, als er aus den Zeichen erkennt, daß das Kind ein großer Erlöser werden wird, und daß er diesen nicht mehr als Mann erleben wird. (Vergl. die buddhistische Astilegende). — Die Mutter versteht das Kind nicht. Sie sucht sein irdisches Nestes und hindert es in seinem Erlöserberuf. — Zwischen der Erlöserwirksamkeit in der Familie und der in der Welt steht die Taufe durch Götter, Menschen und Nagas im heiligen See. — Vor der Erlösertätigkeit tritt eine Versuchung ein. Die Götter versuchen, g'Shen-rabs von seinem Weltberuf ab-

zubringen und ihn zu einem seligen Himmelsleben zu überreden. — Gelegentlich finden sich auch Aussprüche, welche sehr stark an gewisse Bibelsprüche erinnern. Dabei ist es aber wichtig, sich immer über die Situationen klar zu werden, in welchen sie erscheinen. In der Geschichte von der Erlösung des sündigen Prinzen g'To-bu lesen wir drei Aussprüche, welche besonders nahe an Sprüche des Neuen Testaments herankommen. Da hat g'Shen-rabs seine drei Hauptjünger eingesetzt, an der Versöhnung der Götter und Dämonen zu arbeiten, während er selbst dem unglücklichen g'To-bu nachgehen muß. Als er zurückkehrt, berichten ihm die drei Jünger voller Freude, daß es ihnen gelungen ist, die feindlichen Parteien zu versöhnen. Da spricht g'Shen-rabs:

„Wer zwei sich streitende versöhnt,  
Ist der herrlichste und höchste der Menschen!  
In dieser ganzen unbeständigen Welt gibt es  
Nichts seligeres als dies. Durch solches seliges Verdienst.  
Wird man gewißlich in Ga-Idan, dem Schloß der Götter,  
Durchs Bos erwählt, wiedergeboren.  
So groß ist das Verdienst derer, die Streitende versöhnen!

Vergl. Matth. 5, 9: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. — An einer anderen Stelle wird davon gesprochen, daß im Winter die meisten Gewässer zufrieren, und daß man froh sein muß, wenn man noch eine offene Quelle findet. Da sagt der Lieblingsjünger zu g'Shen-rabs: „Du bist wie Wasser, o Lehrer. Die bekehrten Wesen sind vor dir versammelt. Sie dursteten nicht!“ Vergl. Joh. 4, 10. „Wenn du wüßtest, wer der ist, der mit dir redet, du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser usw.“ — g'Shen-rabs möchte nicht die große Gemeinde der Jünger verlassen, um dem sündigen g'To-bu nachzugehen. Da sagt der Lieblingsjünger:

„Und soll g'To-bu allein nicht bekehrt werden?

Auch wenn, wie beim zunehmenden Mond, 100 000 mal 100 000 Wesen Unter das Dach der Tugend kommen, ist es doch das größere, Wenn der eine g-To-bu bekehrt wird!“

Vergl. Lukas 15, 7: „Es wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.“

An einer anderen Stelle finden wir auch eine geistliche Waffenrüstung. Doch will ich darauf nicht viel geben, weil sich entsprechende Gedanken auch bei den Buddhisten finden.

Wichtig ist die Frage nach Resten einer alttibetischen Gedankenwelt im g'Zer-mig. Es ist sehr schwer, eine befriedigende Antwort darauf zu geben, da wir ja nicht wissen, was wir als echt Tibetisch anzusehen haben. Würde China ein Nationalepos besitzen, dann könnten wir durch Vergleich desselben mit dem tibetischen Resarepos vielleicht echte alte Teile in der Resarsage bestimmen. So müssen wir uns mit der Resarsage in ihrer heutigen Form begnügen, obgleich wir wissen, daß indische und vielleicht auch dardische Elemente in ihr enthalten sind. Zunächst wirkt die Geschichte des g'Shen-rabs

dadurch stark national auf die Tibeter, weil die Stätte ihres Geschehens in das heiligste Gebiet des Landes, die Gegend um den Manasarowar-see und den Kailasa, ebenso wie die Kesarfrage, gelegt ist. Wenn auch die Inder die gleichen Landschaften göttlich verehren, so bleibt den Tibetern doch vielmehr als den Indern das Gefühl, hier zuhause zu sein, lebendig. Ja, wenn sie ihren tibetischen Olymp über den indischen (Paradies des Indra) setzen, vergessen sie geradezu für den Augenblick, daß die Inder dasselbe Gebiet meinen. Zwar lehren die Götternamen der Kesarfrage nicht alle deutlich im g'Zer-mig wieder; aber die Namen des Himmelsgottes a Bum-thri und des im heiligen See hausenden Nagakönigs sind in beiden Sagenwelten die gleichen, so wie sich auch einige Namen der Helden (Agu) hier wie dort vorfinden. Bemerkenswert ist auch der Umstand, daß der Himmelskönig in der Kesarfrage ebenso wie im g'Zer-mig drei Söhne besitzt. In der Kesarfrage geht nur einer von ihnen als Erlöser auf die Erde, im g'Zer-mig dagegen alle drei. Wie schon vorher erwähnt, ist das System der drei übereinandergestellten Welten im g'Zer-mig der buddhistisch-indischen Mythologie entlehnt. Dazu muß ich aber bemerken, daß das Drei-Weltensystem der Kesarfrage mit seinen Farben Weiß, Rot und Blau immer wieder unversehens dazwischen gemischt wird. Vorher wurde schon gesagt, daß sich die Einwirkung der Kesarfrage besonders deutlich bei g'Shen-rabs' Zug nach China zeigt, dessen Darstellung dem Zug Kesar's nach China entspricht. Im großen Ganzen will es mir aber scheinen, als ob die nationaltibetischen Gedanken vor den fremden, namentlich den buddhistisch-indischen, im g'Zer-mig zurücktreten.

Zum Schluß fragen wir uns wieder: Was haben wir von der Bon-Religion nach dem bisherigen Stand der Forschung zu halten? Es ist wohl so viel klar, daß es durchaus irreführend ist, wenn man die Religion des g'Zer-mig schlechtthin als vorbuddhistische Religion bezeichnet. Von der Religion der Kesarfrage dürfen wir vielleicht sagen, daß in ihr wahrscheinlich mehr alttibetische Elemente enthalten sind als in jener. Das eine aber haben beide, Kesarfrage und g'Zer-mig gemein miteinander: Sie sind dem Buddhismus entgegengesetzt. Wie in jedem Krieg die feindlichen Parteien voneinander zu lernen suchen und sich von Verbündeten mit Waffen versehen lassen, haben die Tibeter in der Erkenntnis, daß sie dem Buddhismus in eigener Kraft nicht widerstehen können, nicht nur indische Hinduisten zu Verbündeten angenommen, sondern auch dem Buddhismus ganze Gedankengänge entlehnt, um ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen.



## Geschichte des Königsberger Missionsvereins.

Von Pfarrer D. Borrmann, Königsberg i. Pr.

Die ostpreussische Missionsarbeit begann, wirtschaftlich angesehen, in sehr schwerer Zeit, denn das Land lag, was die äußeren Mittel anging, völlig darnieder. Der unglückliche Krieg, welcher hier mit der furchtbaren Schlacht bei Friedland endete, brachte über die Heimat unsagbares Elend



durch das Hin- und Herziehen der Kriegerscharen, durch das lange Lagern der Franzosen im Lande, durch die blutigen Kämpfe und Verheerungen. Ein Fernstehender macht sich kaum eine Vorstellung von der furchtbaren Not und der völligen Ausplünderung, welche jene Zeit über die Heimat brachte; aber die Kinder der ostpreussischen Scholle wissen und behalten es in treuem Gedächtnis mit tiefer Ehrerbietung und Achtung. Dies arme zertretene Geschlecht setzte dann bei Beginn der Freiheitskriege den letzten Rest des Besitzes, die ganze wehrfähige Mannschaft zur Rettung des Vaterlandes ein. Daher kam die bittere Not nach den Freiheitskriegen, die wohl noch schwerer drückte als die heutige Teuerung.

Aber diese Kriege brachten damals noch mehr und Besseres durch jene furchtbare Not, sie brachten weithin eine innere Erneuerung der Volksseele. Die tiefe Demütigung durch den harten Frieden von Tilsit ließ damals die wahren Volksfreunde bußfertig nach den eigentlichen Ursachen des Zusammenbruchs fragen und den Weg der demütigen Einklehr und Umkehr gehen und zeigen. Diese sittliche Erneuerung weite Kreise bildet den wesentlichen Grund und die eigentliche Kraft für die sieghafte Erhebung. Man urteilt über die Freiheitskriege nicht richtig, wenn man in Wort und Denkmal den Gedanken der Zahl und der Massen in den Vordergrund stellt; man wird diesem großen Ereignisse erst dann gerecht, wenn man auf die Erneuerung der Volksseele zurückgreift und auf die geläuterten hehren Persönlichkeiten blickt: sowohl aus den führenden Geschlechtern, als auch aus dem nicht minder edlen Bürger- und Bauernstande, sowie der ebenso opferbereiten Arbeiterschaft. Aus diesen im Schmelztiegel der Not geläuterten Kreisen, von diesen stahlharten Männern mit dem zarten Gewissen ging 1814 die preussische Bibelgesellschaft hier selbst hervor, der dann acht Jahre später der Missionsverein folgte.

Durch den auch in Ostpreußen weithin herrschenden Rationalismus und die Aufklärung hindurch hatten sich noch pietistische Strömungen erhalten. Um das Jahr 1700 war der Pietismus hier, besonders durch den Feuergeist Heinrich Ohsius in Kirche, Schule und Universität zum Siege gekommen. Von diesem Erbe erhielten sich Lebensinseln im großen Meere des Unglaubens. Der Geist von Spener und August Hermann Francke aber, mit welchen der ostpreussische Pietismus in lebendiger Verbindung und persönlicher Beziehung stand, atmete Mission. Zu dieser pietistischen Grundlage trat noch Herrnhuter Einschlag. Die kleine Brüdergemeinde in Königsberg übte durch ihre Herzensfrömmigkeit doch bedeutenden Einfluß auch auf landeskirchliche Kreise aus. So hielt der Erzbischof v. Borowski freundliche Beziehungen zu dem Prediger der Brüdergemeinde, so kamen weite Adelskreise dorthin, auch Max v. Schenkendorf besuchte die Versammlungen. Ein treues Glied der Brüdergemeinde, der Inspektor des Gutes Bachmann bei Memel, Rhениus war ein eifriger Missionsfreund; er nahm die nach dem Kaukasus ziehenden Baseler Brüder gastlich auf und erquidte sie nach Leib und Seele; die Judenmissionare, welche von Riga nach Preußen kamen, fanden dort Herberge und seelische Erfrischung. Ein Neffe Karl Rhениus wurde durch seinen Einfluß gläubig und Missionar, er wirkte von 1814 an in Palamcottah. Allein in den fünfzig Jahren vor der Be-

gründung des Vereins zählte die Brüdergemeinde unter ihren Friedensboten sieben Ostpreußen.

Zu den Besuchern und Freunden gehörten auch die beiden Professoren der Theologie Dr. Sahn und Dr. Olshausen.\*) Von ihnen ging die Begründung des Königsberger Missionsvereins aus, denn sie luden am 1. Januar 1822 angesehene Männer in den Saal der Deutschen Gesellschaft. Am 11. Januar 1822 fand die Versammlung statt; sie bildet den Anfang der geordneten Missionsarbeit in Ostpreußen. Olshausen hielt in der Versammlung die einleitende Rede und führte dabei mit warmen Worten in herzlicher Freude aus, wie das neu erwachte Glaubensleben sich in der Bibelarbeit und in der Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Heiden kund tue, um das Wort vom Kreuze als Gnadenbotschaft über die ganze Erde zu tragen. Die Einrichtungen dafür in der evangelischen Christenheit wurden vom Redner dann eingehend dargestellt, der mit der herzlichen Bitte schloß, nun auch in Königsberg einen Missionsverein zu begründen. An Widerspruch unter Hinweis auf die große Leurung im Lande fehlte es nicht. Aber der Widerspruch drang nicht durch, sondern der Glaubensmut siegte, die Stiftung des Vereins kam zustande, eine genaue und umfassende Nachricht darüber wurde alsbald in deutscher, litauischer und masurischer Sprache als Werbeblatt in die Provinz gesandt. Den Vorsitz übernahm der zweieundachtzigjährige Erzbischof E. V. Borowski und ging trotz des hohen Alters mit jugendfrischer Kraft an die Durchführung des Werkes. Daß dieser hochbedeutende fromme Mann in seiner so hervorragenden Stellung an die Spitze des Werkes trat, wurde für dieses von großer Wichtigkeit. Einmal diente er ihm mit den reichen Geistesgaben und dem starken Glaubensmuth, welchen er ehemals besonders als Seelsorger der königlichen Familie im unglücklichen Kriege so treu und wirksam bewiesen hatte; sodann aber setzte er gegen Anfeindungen und Nebelwollen auch den ganzen Einfluß seiner kirchlichen Stellung, seiner Verbindung mit dem Könige und seinen scharfen Sarkasmus ein, der ihm reichlich, auch bis ins Alter, zur Verfügung stand. Neben ihn traten vier Direktoren: der Kanzler des Königreiches Preußen, Oberlandesgerichtspräsident v. Wegnern, ein Enkel aus Luthers Geschlecht durch Margarethe Luther, die als Gemahlin eines Herrn v. Kunheim hierher nach Preußen kam, ferner Professor Dr. Rhesa, Professor Dr. Sahn und Pfarrer Kahle von der Altroßgärten Kirche, der treue Sekretär und Verwalter der preussischen Bibelgesellschaft. Bibliothekar wurde Partikulier Clemens, Schatzmeister Stadtrat Mojsizig und Schriftführer Professor Dr. Olshausen.

Als Zweck des Vereins wurde ein dreifaches Ziel hingestellt: die Missionsache zur allgemeineren Kenntniz zu bringen, Beiträge zur Unter-

\*) Geboren am 21. August 1795 zu Oldenslohe, kam 1814 auf die Universität Kiel zu Twesten, ging dann nach Berlin, um Schleiermacher und Neander zu hören. Hier gelangte er zum persönlichen Glauben, erhielt im Jubiläumsjahre 1817 den Preis der Hochschule für eine Arbeit über Melancthon, wurde auf diese hin 1818 dort Repetent und 1820 Privatdozent, kam 1821 als außerordentlicher Professor nach Königsberg, wurde hier 1827 Ordinarius und ging 1834 nach Erlangen, wo er schon 1839 starb.

stärkung der Missionsarbeit zu sammeln und christliche Männer, die Missionare werden wollten, an Bildungsinstitute zu befördern.

Jeden ersten Montag im Monat fand eine Sitzung statt, die erste am 4. Februar 1822, bei welcher Vorowski die Eröffnungsrede hielt und die dreifache Frage beantwortete, ob wir Mission treiben sollen, ob wir Mission treiben können und wie wir sie recht treiben. In dieser ersten Versammlung traten 47 Mitglieder bei aus allen Kreisen der Gesellschaft, aber alle aus dem einen Kreise der Erweckten, unter ihnen auch ein stud. jur. v. Hindenburg. Die Mitglieder zeigten ansehnliche Beiträge, die Zahl mehrte sich rasch, besonders als noch ein Werbeblatt von Olshausen ausging. Schon am 20. April 1822 bestätigte der König in freundlicher Weise die Satzung und gewährte dem Vereine Portofreiheit; auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm schrieb dem Vereine einen lieben Brief mit herzlichen Segenswünschen.

Die Aufnahme, welche der Begründung zuteil wurde, war eine geleitete, je nach der Stellung des Beurteilers zum Kreuze Jesu. Die Stillen im Lande freuten sich dankerfüllt und traten willig in die Mitarbeit ein. Auch von auswärts gingen Zustimmung und Segenswünsche ein: von Leipzig, Dresden, Herrnhut, Basel, Altona, Köln, Wesel, Elberfeld, Barmen, von Prediger Jänike, Berlin. Besonders innig schrieb Mallet aus Bremen. Wo aber kein Glaube lebte, da hagelte es Haß und Feindschaft, denn in Christo scheiden sich die Geister; auch hier im Osten hatten Unglaube und Rationalismus gegen die Mission nur Spott, Verkenntung und Verlästerung: daß sie das Land wirtschaftlich arm mache, daß sie Mystizismus, Schwärmerei und Sektentum groß ziehe und die Einheit der Kirche gefährde. Selbst Vorowski mußte beim ersten Jahresfeste im Berichte zu diesen unbegründeten Angriffen Stellung nehmen, und der Verein erließ ein Jahr nach der Begründung eine Erklärung, in welcher er das Unbegründete und Unwahre jener Angriffe darlegte. Aber die Lüge blieb weiter, auch an tatsächlichem Widerstande fehlte es nicht, selbst bei den Behörden. Besonders bei Bewilligung der Kirchen zu Missionsfeiern gab es viel Weiterungen unter nichtsagenden und albernen Vorwänden. Da traf es sich gut, daß ein Mann wie Vorowski an der Spitze stand, der mit Freimut und Schärfe die Lügengewebe zerriss und die Hindernisse aus dem Wege räumte, so daß der Verein gedeihlich wachsen konnte.

Von den Stiftungszwecken ging der erste auf die Ausbreitung von Missionskenntnis. Diesem Ziele dienten vier Wege: a) die monatlichen Versammlungen; b) die Missionsfeste, die Missionskonferenzen, die Missionslehrgänge; c) das Missionsblatt und die Missionsbibliothek; d) die Missionshilfsvereine, die Synodalvertreter, die Anstellung eines Berufsarbeiters.

Die monatlichen Versammlungen fanden jeden Montag nach dem Ersten statt und werden noch heute gehalten. Den Vorsitz führte 1822—1831 Erzbischof v. Vorowski, 1831—1854 Kanzler v. Wegnern, 1854—1868 Oberpräsident Eichmann, 1868—1878 Generalsuperintendent Dr. Koll, 1879—1889 Generalsuperintendent D. Carus, 1890—1894 Generalsuperintendent Forß, 1894—1912 Generalsuperintendent D. Braun, 1913 bis



1917 Generalsuperintendent Schoettler, seit 1917 Generalsuperintendent D. Gennrich. Die Sitzungen waren zuerst öffentlich und vertraten die damals nicht vorhandenen Missionsstunden; sie wurden sehr geschätzt, denn sie boten Vorträge aus dem Gebiete der Heidenmission, brachten Nachrichten aus anderen Missionsgesellschaften und je länger, desto mehr Briefe von den eigenen Missionaren und deren Wirken im Heidenlande. Auchkehrten die Baseler Friedensboten, welche zu den Tartaren und Kalmücken nach Rußland zogen, hier auf der Durchreise ein.

Neben der Heidenmission wurde in den Versammlungen sehr bald auch die Fürsorge für Israel gepflegt, denn schon am 4. November 1822 beschloß der Verein, auch die Arbeit an Israel zu treiben. Borowski hatte für diesen Beschluß genaue Vorschläge ausgearbeitet, ein besonderer Sekretär wurde für die Judenmission berufen und eine besondere Kassenabteilung angelegt. Zu der für Israel in Aussicht genommenen Missionschule kam es jedoch nicht; aber die einzelnen Proselyten wurden gefördert, auch mit Arbeit versehen. Sogar an der Mission für die Zigeuner in Friedrichslohra bei Nordhausen beteiligte sich der Verein.

Im Jahre 1848 verlor der Verein seinen Versammlungsraum im Schlosse, der zu einer Wachtstube für die Bürgerwehr umgewandelt wurde. Somit fehlte nun die Möglichkeit, eine größere Zahl von Teilnehmern räumlich unterzubringen. Inzwischen waren aber in Königsberg Missionsstunden erwachsen. Damit fiel die Notwendigkeit der bisherigen Missionsvorträge und des erbaulichen Teiles in den Versammlungen, die Sitzungen konnten auf den zweiten, auf den geschäftlichen Teil beschränkt werden.: auf die Leitung, Verwaltung, Förderung des Werkes in der Heimat, auf die Kassenangelegenheiten und auf den Verkehr mit den Hilfsvereinen, den Missionsgesellschaften und den Missionaren in der Ferne, auf die Ansetzung von Missionaren zu Missionsfesten während ihres Aufenthaltes in der Heimat, die Einrichtung von Missionspredigtreisen. Verhandlungen mit der verfassten Kirche führten zur Einfügung einer Fürbitte für die Mission in das allgemeine Kirchengebet und zur Anordnung, daß am zweiten Pfingstfeiertage in den Kirchen über Mission gepredigt und für die Mission gesammelt werden sollte.

Zu Anfang der sechziger Jahre kam der Gedanke zur Erwägung, hier im Osten eine Missionschule, vielleicht sogar ein Missionshaus zur Ausbildung von Missionaren zu begründen. Die Berliner Gesellschaft riet mit Hinweis auf die günstige Lage von Königsberg und auf die große Anzahl von Bewerbern für den Missionsdienst aus Ostpreußen dringend zur Verwirklichung des Planes; aber die Direktion hier entschied sich anders. Noch mehrmals tauchte der Plan auf, manchmal mit Schenkungen für diesen Zweck begleitet, zuletzt beim Erwerb von Kamerun als Kolonie, daß Ost- und Westpreußen die Missionsarbeit daselbst übernehmen möchte. Die Provinzialsynode sogar befaßte sich mit dem Antrage, Pfarrer Büttner aus Wormditt, ehemals rheinischer Missionar in Otjimbingue, reiste zur Untersuchung und Prüfung der Frage nach Kamerun, aber das erfahrene Basel trat ein. Damit war die Frage für Ostpreußen erledigt, sie tauchte späterhin nicht mehr auf. Ob die Entscheidung richtig fiel? Hier wenigstens sind wir den Vätern dank-

bar für diese Art der Entschließung, daß sie die Zersplitterung auf dem deutschen Missionsgebiete nicht noch um eine kleine Gesellschaft vermehrt, sondern im stillen, anspruchlosen Dienen die anderen Gesellschaften gestärkt und ihnen die Hände gefüllt haben. In dieser weisen Beschränkung haben sie wohl das Richtige getroffen.

Auf weitere Kreise suchte die Direktion bei der Adalbertsfeier, die zum Andenken an Adalbert von Prag gehalten wurde, sowie bei der Kolumbusfeier einzuwirken, für die Bedienung der Presse setzte sie aus ihrer Mitte einen besonderen Berichtersteller ein. Bei der Fünfzigjahrfeier errichtete sie eine Stiftung zur Unterstützung von Missionarsjöhnen beim Studium, und bei der Adalbertsfeier, die in das 75. Wirkungsjahr des Vereins fiel, begründete sie den Adalbertsfonds, aus welchem die Anverwandten von Missionaren Beihilfen empfangen, die von den Heiden erschlagen wurden. In den letzten Jahrzehnten entsandte die Direktion eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen und Lehrern zu Missionslehrgängen nach Berlin, Barmen und Herrnhut veranstaltete in der Heimat Vortragsabende, um die Missionskenntnis zu verbreiten, wirkte bei Begründung der ärztlichen Mission mit, achtete auch auf die Wahrung des ökumenischen Charakters, als die einzelnen Missionsgesellschaften hier Freundeskreise für sich sammelten.

An die große Missionshilfe schloß der Verein sich an, gegen die Vergewaltigung der deutschen Mission durch den Friedensschluß legte er Verwahrung ein, die literarischen Unternehmungen auf dem Gebiete der Gesamtmission suchte er durch Beiträge zu fördern, an die Provinzialsynode erstattete er regelmäßigen Bericht über die Tätigkeit.

Zu den Sitzungen traten Missionsfeste, Missionskonferenzen und Missionslehrgänge. Schon im Jahre 1823 feierte der junge Verein in der Schloßkirche unter großer Beteiligung sein erstes Jahresfest mit Eingangsgebet, Festpredigt, Jahresbericht, Kassenbericht, Bericht über die Judenmission und Schlußgebet. Der gedruckte Bericht über diese Feier füllte 51 Seiten. So sind mit Ausnahme eines Jahres die hundert Jahre hindurch regelmäßig die Feste gehalten, allmählich in etwas vereinfachter Form, aber zu Zeiten unter sehr starker Beteiligung; bis hundert Geistliche nahmen an mancher Feier teil. Die Zeit war zunächst der Hochsommer, späterhin wurden auch andere Jahreszeiten gewählt, die Feste auch mit Nachfeiern verbunden. Vom Jahre 1892 ab traten jährlich, bis auf einige Unterbrechungen in der Kriegszeit, Missionskonferenzen hinzu, die aber vom Missionsfeste getrennt und in die kirchlichen Festwochen gelegt wurden. Vorträge und Beratungen mit den Synodalvertretern bildeten den Inhalt. Vom Jahre 1910 fanden auch Provinzialmissionsfeste statt, die in Provinzialstädten gehalten, sich sehr gut einführten und sehr lebhaften Besuch fanden. Leider zerstörte auch da der Krieg vieles; aber nach dem Kriege nahmen wir auch diese Arbeit wieder auf.

Weil durch den traurigen Ausgang des Krieges ein Teil von Westpreußen verloren ging, so nahmen wir den verbleibenden Rest zu unserer Missionskonferenz hinzu und zwei Vertreter von Westpreußen als Mitglieder in die Missionsdirektion.

Wie Jahre lang Geistliche und Lehrer zur Teilnahme an Missionslehrgängen nach Berlin, Barmen und Herrnhut entsendet worden waren, so veranstalteten wir auch in Königsberg selber solche Lehrgänge, um die Teilnahme weiteren Kreisen möglich zu machen. Auch die jetzige Hundertjahrfeier schloß mit einem solchen Lehrgange, um für das neue Jahrhundert der Arbeit neue Ausfaat auszustreuen. All den theuern Herren von den werthen Missionsgesellschaften, die uns diesmal und ehemals geholfen haben, sei auch hier inniger Dank gesagt.

**Das Missionsblatt und die Missionsbibliothek.** Bald nach Stiftung des Vereins ging man an die Herausgabe eines eigenen Missionsblattes. Diese Benützung der Presse hat ungemein viel zur Förderung des heiligen Werkes beigetragen, denn es wurde fleißig geschrieben, aber auch fleißig gelesen. Schon im Juli 1822 erschien die erste Nummer der deutschen Ausgabe und zwar in einer Auflage von 1300 Stück. Dann folgte monatlich, eine Zeit lang sogar halbmonatlich, eine Nummer bis zum Ausbruche des Krieges, der auch dieses Stück Arbeit zerstörte. Die große Teuerung aber im Buchdrucke schloß es leider aus, nach Friedensschluß die Wiederbelebung zu unternehmen.

Die Herausgabe des Blattes lag zunächst in den Händen von Professor Olshausen. Der Inhalt umfaßte neben der heimathlichen Arbeit das Gesamtwerk der Mission unter Heiden und Juden, das Wirken der großen Missionsgesellschaften, das Leben der Heiden, die Tätigkeit einzelner Missionare, den Kampf zwischen Heidentum und Christentum, die Frucht der Siegesarbeit, aber auch die Geschichte der Märtyrer und Glaubenshelden, welche in diesem heiligen Kriege ihr Dienen mit dem Tode besiegelten.

Anfänglich stehen auch Erzählungen aus der alten Kirche, Lebensbilder von deren Blutzegen und der Missionsarbeit. Dann greift das Blatt in die neuere Zeit, in die damaligen Verfolgungen und Vertreibungen, in die Missionsversuche bei den heidnischen Preußen hier und in die ostpreussische Kirchengeschichte, in die älteste evangelische Mission unter Admiral Coligny in Amerika. Aber je länger, desto mehr tritt die Mission der Gegenwart in den Vordergrund, sowohl die heimathliche Arbeit in den Missionshäusern, deren Einrichtung, Unterrichtsbetrieb, Feste und Abordnungsfeiern, als auch die Tätigkeit auf dem eigentlichen Missionsfelde draußen. Da führt das Blatt über die ganze Erde, wo nur Friedensboten wirkten und zeigt mit sorgfamer Liebe ihre Tätigkeit auf, ihr Mühen und Arbeiten, ihr Bauen und Unterrichten, die Frucht der Arbeit, aber auch ihr Leiden, Dulden und Sterben im Dienste des Herrn, ebenso die gewaltigen Ereignisse der Missionsgeschichte, die großen Aufstände und Kriege in Indien, China, Afrika. Eine eigene Abteilung des Blattes hieß Vermischte Missionsnachrichten; sie bringt Vese-früchte aus den Missionsblättern der anderen Gesellschaften, die Chroniken der einzelnen Missionsanstalten lehren regelmäßig wieder mit deren Ereignissen, mit Auszügen aus den Tagebüchern der Missionare; die Stationen draußen kommen zur Darstellung, die Arbeit dort in der Schule und an den Erwachsenen, die Laufstesse, die Heranbildung von Gehilfen und Predigern aus den Eingeborenen.



Einen sehr breiten Raum und zwar je länger, desto mehr nehmen die Mittheilungen aus den Briefen der Missionszöglinge, die von hier entsendet wurden, und der Missionare draußen ein, sowohl der aus Ostpreußen stammenden als auch anderer, ebenso die Briefe von Judenmissionaren. Gerade diese unmittelbaren Zeugnisse aus der Arbeit und von der Kraft des Evangeliums machten starken Eindruck und regten auch die Opferwilligkeit für einzelne Arbeitsfelder und für das Gesamtwerk stark an.

Vom Jahre 1830 an stellt das Missionsblatt auch die Missionsfeste genau dar, berichtet über den Verlauf und gibt einzelne Predigten wörtlich wieder, aus der Zeit der Missionskonferenzen auch deren Verhandlungen und die bedeutsamen Vorträge. Ebenso sind die Klassenberichte genau abgedruckt, die Fünfzigjahrfeier 1872 und die Fünfundsiebzigjahrfeier 1897 sorgfältig dargestellt.

Mit den Missionsvereinen in der Provinz bestand ein sehr lebhafter Verkehr, denn sie waren ja alle von dem Königsberger Vereine ins Leben gerufen; sie berichteten über die Stiftung, über die Jahresfeste und Gottesdienste mit den Predigten und Berichten bei dieser Gelegenheit, über die Einnahmen und Ausgaben, über besondere Veranstaltungen und Opfer. Alles das gelangte im Missionsblatte zum Abdrucke.

Als Missionare vom Missionsfelde nach der Heimat auf Urlaub kamen und hier auf Missionsfesten sprachen, wurden diese Missionsreisen mit Liebe und eingehend geschildert z. B. die von Gühlaff, Banhöfen u. a. Lebensbilder bedeutender Missionare kamen zur Darstellung.

Noch gedenken wir der vielen wertvollen Missionslieder, mit denen viele Nummern begannen und die wir in unserem Gesangbuche nicht haben, ein Teil von ihnen ist unter Mitwirkung der Missionsdirektion herausgegeben und wird bei Missionsfesten gerne benutzt.

Herausgeber war von 1830 ab Dr. Weiß, zuletzt Oberkonsistorialrat und Hosprediger an der Schloßkirche. Unter diesem für die ostpreussische Kirche hochbedeutenden Manne gewann auch das Missionsblatt seine große Bedeutung, daß es bis über die Grenze Deutschlands hinaus gelesen und beachtet wurde. Seit der Gründung des Vereins gehörte er ihm an, 51 Jahre als Mitglied der Direktion, zuerst als Vertreter der Judenmission, dann auch als Geschäftsführer und Sekretär der Hauptabteilung für Heidenmission. Seiner nimmermüden und liebevollen, dabei verständigen Arbeit verdankt die Mission in Ostpreußen ihr Aufblühen in den ersten fünfzig Jahren. Des Schriftführeramtes waltete er in den Sitzungen und im Verkehr mit den Missionsgesellschaften und den Missionsvereinen, deren Begründung fast bei allen auf seine Anregung, teilweise auch auf seinen Einfluß zurückgeht, denn er stand auch in der ostpreussischen Kirchenbehörde als die allbeherrschende Persönlichkeit da. Als Berichterstatter trat er mehr als vierzigmal bei den Jahresfesten auf und erstattete mustergültige Berichte: neben der Uebersicht über das ostpreussische Missionsleben führte er die Hörer mit umfassender Sachkenntnis und herzlicher Liebe immer auf das Ganze, auf die Gesamttätigkeit des heiligen Werkes hin und gab diese Darlegungen in geschickter, formvollendeter Darstellung. Verwaltungsarbeit und schriftstellerische Tätigkeit waren ihm vertraute Arbeit, denn er gab auch das

Evangelische Gemeindeblatt für Ostpreußen zwanzig Jahre lang heraus, arbeitete an einer großen Tageszeitung mit und am Preussischen Volksfreund, schrieb auch eine Erklärung zu Luthers Kleinem Katechismus.

Nachfolger im Schriftführeramte und in der Herausgabe des Missionsblattes wurden Konsistorialrat D. Nale, Pfarrer Baumann, Schulrat Rohde und Pfarrer Venkeit.

Schon früh erschien neben der deutschen Ausgabe auch eine litauische und masurische. Die litauische heißt Rusfidawimai apie Evangelios Praplatinima tarp Jydu ir Pagonu. Dies Blatt hat zu Zeiten mehr Leser gehabt als das deutsche und ist nach dem Kriege noch vor dem deutschen wieder ins Leben getreten.

Das masurische Blatt führte den Namen Nowiny o rozszerzeniu wiary Chrześcijańskiej. Es erschien auf Wunsch masurischer Gemeinschaftskreise seit 1835; besonders Justizamtman Horn, die Seele des Zweigvereins in Marggrabowa, und Seilermeister Rheinländer in Neidenburg machten sich um die Ausbreitung verdient. Leider mußte es wegen Uebersetzerchwierigkeiten schon 1895 eingehen sehr zum Schaden der Mission in Masuren.

Zum Missionsblatte trat gleich zu Anfang auch die Missionsbibliothek. Den Grundstock bildet eine Sendung aus Herrnhut im August 1822. Seitdem wurde fleißig gekauft und gesammelt. Der Verwaltung unterzogen sich Jahrzehnte lang Vorstandsmitglieder unter recht bedeutender Mühe, weil fleißig gelesen wurde. Als die Benutzung nachließ, übergab man die Bücher der Stadtbibliothek, um weiteren Kreisen die Benutzung zu ermöglichen. Dort wird die an Umfang und Wert ansehnliche Sammlung als besondere Abteilung verwaltet, findet leider jedoch nicht die verdiente Benutzung bei der Bevölkerung.

Die Missionshilfsvereine, die Synodalverteter, der Berufsarbeiter. Vom Hauptvereine gingen die Anregungen auch in die Provinz aus und schufen dort Brennpunkte für die Missionsbetätigung. Mit glühender Begeisterung nahmen die frommen Kreise die Königsberger Aufforderung zur Mitarbeit auf. So entstanden die Hilfsvereine, 76 an der Zahl. Schon 1822 traten an einigen Orten Missionsfreunde zusammen, zuerst in Littauen, dann im deutschen Teile und in Masuren. Nicht überall kam es alsbald zur förmlichen Vereinsgründung, sondern es blieb an vielen Stellen die Form der Versammlung, des Lesens, des Arbeitens für Gottes heilige Sache. Der älteste Verein mit Sitzungen und Vorstand entstand am 9. Dezember 1822 in Rastenburg. Die Sitzungen schlossen sich denen des Hauptvereins an, auch die Arbeitsweise. Sehr genaue Berichte über die Arbeit und die Jahresfeste gingen von dort ein, denn dort herrschte viel Leben und viel Liebe zu dieser Reichsgottesarbeit. Als zweiter Verein gilt in der Reihe der von Marggrabowa vom 18. Januar 1823, obwohl vorher an vielen anderen Orten Missionsarbeit in Angriff genommen wurde, aber ohne förmlichen Zusammenschluß. Dieser Verein betrieb besonders die Judenmission, das tätigste Mitglied war der fromme Justizamtman Horn. Die Judenmissionare lehrten bei ihm ein, auch Proselytentausen wurden dort mit großer Feierlichkeit vollzogen, ebenso fand die Bibelverbreitung durch ihn lebendige Förderung.

Die Missionsvereine entstanden aus den Kreisen der Stillen im Lande, wurden aber fast überall doch von gläubigen Geistlichen begründet, die wenigstens in der Anfangszeit auch ihr gut Teil an der Schmach Christi zu tragen bekamen. Die Gefahr bei dieser Art von Einrichtung und Arbeit lag nur darin, daß alles auf die Person des Leiters aufgebaut war. Wenn dieser verstarb, oder versetzt wurde und der Nachfolger brachte keine Liebe zum Werke mit, so verkümmerte dieses. In den ersten fünfzig Jahren lag Blüte und Kraft des Werkes wesentlich in den Missionsvereinen. Dann gingen sie zurück, besonders als die Gemeinde- und Synodalordnung eingeführt wurde und nun die Gemeinden selber die Arbeit in die Hand nehmen sollten. In den Vordergrund traten damit die Synodalvertreter und die Einzelgemeinde. An vielen Stellen wurde fleißig gearbeitet, andere Gegenden blieben zurück. Dies brachliegende Land lag der Direktion besonders am Herzen, denn da war noch Raum vorhanden und dort tat besonders Arbeit not. Darum berief sie nach eingehenden Beratungen einen eigenen Berufsarbeiter für Heidenmission, der das vorhandene Missionsleben pflegen, besonders aber dort Leben wecken sollte, wo für die Heiden noch nichts gearbeitet wurde. Die Anstellung geschah im Herbst 1913, die Brilberggemeinde gab uns dazu Herrn Missionsuperintendenten Stern. Die Arbeit wurzelte schnell ein, denn es lag ein Bedürfnis nach solcher Anstellung vor. An Beschäftigung fehlte es nie, sondern nach vielen Orten wurde der Berufsarbeiter gerufen; er durfte auch dorthin gehen, wo erst noch ein Neues gepflügt werden sollte. So konnte er mit Vorträgen, Predigten, Berichten und Werben auf Missionsfesten dienen. Selbst im Winter gab es genug Arbeit; an einer Generalkirchenvisitation in Masuren durfte er teilnehmen und dort in den einzelnen Kirchspielen für diese Reichsgottesarbeit werben. Aber die Kriegswetter zerstörten auch diese hoffnungsvolle Pflanzung, der Berufsarbeiter mußte in ein ostpreussisches Pfarramt übertreten. Nach Beendigung des Krieges hindert die schwere Zerrung an der Wiederanstellung; aber wir entbehren ihn sehr. Die Arbeit erfolgte ganz ökumenisch, wie unsere übrige Tätigkeit auch, zum Besten aller Missionsgesellschaften.

Das zweite Ziel, welches die Begründer des Vereins benannten und erstrebten, war die Sammlung von Mitteln, damit Missionare ausgebildet und ausgesandt werden könnten. Ein Mitglied des Vereins verwaltete das Amt des Schatzmeisters. Die erste Abteilung der Kasse bucht die Einnahmen für die Heidenmission, die zweite die Eingänge für die Judenmission; sodann gibt es noch den Jubiläumsfonds von 1872 zur Unterstützung studierender Missionarsöhne und den Adalbertsfonds von 1897 für die Angehörigen derjenigen Missionare, welche von den Heiden ermordet wurden. Eine Zeit lang bestand noch eine eigene Abteilung für die Chinamission, nachdem die Missionsreise von Dr. Gühlaff wie ein Siegeszug durch Ostpreußen gegangen war und viel Liebe besonders für diesen Zweig der Glaubenspredigt gezeitigt hatte. Auch für die Polzmission wurde einige Jahre besonders Much geführt. Jetzt werden diese Sondereinnahmen wieder in die große allgemeine Kasse für Heidenmission geführt. Die erste Jahreseinnahme betrug 1212 Taler,



12 Silbergroschen, 4 Pfennige für die Heidenmission und 129 Taler, 12 Silbergroschen, 6 Pfennige für die Judenmission. Die hundertste Jahreseinnahme belief sich auf 37 477,72 M. für die Heidenmission; 108,50 M. für die Judenmission; 705,50 M. für den Jubelfonds und 427 M. für den Adalbertsfonds. Aber die durch unsere Kasse gegangenen Beträge stellen die wirkliche Höhe der Missionsleistungen von Ostpreußen auch nicht annähernd dar, denn viele Zahlungen gehen unmittelbar an die Missionsgesellschaften. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so bucht für das Jahr 1900 unsere Vereinskasse den Betrag von 30 535,33 M., während in Wirklichkeit bei den Gesellschaften 82 364 M. aus Ostpreußen eingingen, wobei die ansehnlichen Gaben aus den Gemeinschaftskreisen noch nicht mitgerechnet sind. Die Verteilung der Mittel hat in gerechter Weise immer alle Gesellschaften bedacht.

Neben den Jahresbeiträgen gab es bald auch Vermächtnisse, wiederum besonders von kleinen Leuten; diese Zuwendungen sind bestimmungsgemäß verwendet worden oder auch kapitalisiert, wenn der Stifter es so bestimmte. So besitzt der Verein heute an Vermögen für die Heidenmission 40 150 M.; für die Judenmission 2000 M.; für den Jubiläumsfonds 17 500 M. und für den Adalbertsfonds 10 900 M. Jetzt sammeln wir bei der Hundertjahrfeier Mittel zur Errichtung eines Missionarsheims für alte oder müde gewordene Glaubensboten in Ostpreußen. Bisher kamen gegen 80 000 M. auf; die Sammlungen aber dauern noch fort, damit das Ziel erreicht werde. Wenn der dringende Wunsch in Erfüllung geht und die Wiederanstellung eines Berufsarbeiters gelingt, dann soll auch er dort wohnen. Neben dem Sammeln der notwendigen Mittel halten wir auch Umschau nach einem passenden Anwesen; es braucht nicht in der Großstadt zu liegen.

**Die Gewinnung und Ausbildung von Missionaren.** Das war die edelste Frucht der Arbeit und ihr eigentliches Ziel. Bei einem der Jahresfeste in der Schloßkirche enthielt die Kollektenschale neben den Geldstücken auch einen kleinen Pergamentstreifen mit der Aufschrift: ich habe nichts als mich selbst. Der das aber geschrieben hatte, gab nun auch sich selbst als Dankopfer in den Dienst des Herrn, und diese Gabe war noch wertvoller als die dargebrachten Münzen. Mit diesem Beispiele tritt uns für die Anfangszeit auch die rechte Gesinnung entgegen; es war der Opfergedanke: für den Herrn, der sein Leben zur Rettung dahingegeben, nun auch das eigene Leben als Dankopfer einzusetzen. Dieser Beweggrund trieb die Seelen und befähigte sie auszugehen aus dem Vaterlande und der Freundschaft hinaus in weite Fernen, heimatlos und rechtlos in große Gefahren, in große Entbehrungen. Aber die Liebe Christi drang also, denn sie hielt im Glauben mit dem Herrn zusammen und schloß in erbarmendem Mitleide auch mit den armen Heiden zusammen, die ohne Evangelium in Finsternis und Schatten des Todes saßen.

Die Direktion prüfte die Bewerber sorgfältig und lange. Gewann sie Vertrauen, dann schaffte sie die Ausstattung, sorgte für die Reise und trug zu den Unterhaltungskosten in der Ausbildungszeit bei. Zunächst sandte sie die Bewerber zu Prediger Jänide in Berlin oder nach Basel, späterhin nach

dem Entstehen der großen Missionsgesellschaften in Deutschland zu diesen. Eine Reihe von jungen Leuten trat auch mit diesen Gesellschaften unmittelbar in Verbindung.

Der älteste Missionar aus Ostpreußen kommt hier nicht mehr in Betracht, denn er war bei Begründung des Vereins schon heimgegangen, es war Gottfried Wilhelm Obuch aus Mohrungen er wirkte 1737—45 in Tranquebar. Ebenso war der Theologe Deokar Schmidt schon 1815 von Borowski ordiniert worden und in den Dienst einer englischen Missionsgesellschaft getreten; er blieb mit Borowski zwar in Briefwechsel, hat aber zu dem Missionsvereine keine Beziehungen mehr gewonnen.

Der erste Missionar, welchen der Verein durch Zuwendungen in seiner Arbeit förderte, war der schon eingangs erwähnte Karl Rhenius in Palamcottah (Ostindien). Wohl war auch er bereits vor Begründung des Vereins hinausgezogen, nahm jedoch durch Vermittelung seines Onkels an dem ostpreussischen Missionswerke innigen Anteil, berichtete sehr fleißig über seine Arbeit, sowohl an seinen Oheim als auch an Professor Olshausen; der Verein aber förderte die Arbeit durch Mittel, besonders in den schwierigen Zeiten. Karl Theophilus Ewald Rhenius stammte aus Graudenz und war der Sohn eines Offiziers. Der Vater starb früh, doch die treue Mutter leitete die Erziehung der Kinder verständig. Mit 17 Jahren kam der Jüngling zu seinem frommen Oheim, dem Inspektor des Gutes Bachmann bei Memel, einem eifrigen Mitgliede der Brüdergemeinde. Dieser Aufenthalt führte ihn selber zum Glauben und dann in die Mission, obwohl die liebevolle Mutter sich sorgte und die anderen Verwandten dem Plane widerstanden. Die Ausbildung erfolgte in Berlin bei Prediger Jänicke, der Abschluß in London. Die kirchliche Missionsgesellschaft in London sandte ihn 1814 nach Madras. Dort arbeitete er einige Jahre und kam 1820 nach Palamcottah, wo er achtzehn Jahre in reichem Segen wirken durfte. Besonders pflegte er die Schularbeit und die Heranbildung eingeborener Lehrer. In seinen zahlreichen und eingehenden Briefen schildert er die Missionstätigkeit sehr genau: den Kampf wider das Heidentum, die Zertrümmerung der Götzenbilder, die Zerstörung von heidnischen Tempeln oder ihre Umwandlung in christliche Kirchen, die Erbauung von Gotteshäusern und Schulen, die Unterweisung der Schüler, die Missionsreisen in die umliegenden Dörfer bis in weite Fernen, die Uebersetzung des Neuen Testaments in die Landessprachen, die Verbreitung der Heiligen Schrift im Volke, die Tauffeiern und Gemeindegottesdienste. Ueber die Liturgie geriet er 1835 mit seiner englischen Missionsgesellschaft in Meinungsverschiedenheiten und wurde darüber nach Arcot vertrieben. Aber die anhängliche Gemeinde rief ihn und die Mitarbeiter bald nach Palamcottah zurück, wo er noch drei Jahre nunmehr selbständig wirkte. In dieser Zeit, da die Mission dort sich selbst tragen mußte, halfen die Königsberger Freunde fleißig durch Uebersendung von Mitteln. Die Frucht der Arbeit gestaltete sich sehr reich, denn eine ganze Landschaft war dem Evangelium erschlossen, christliche Dörfer entstanden, Schulen wurden begründet, auch ein Lehrer- und ein Katechetenseminar für Eingeborene.

Aus Memel ging mit Unterstützung des Vereins ein junger Mann Charles Major nach Basel in das Missionshaus zu Pastor Blumhardt;

auch er schrieb sehr fleißig über die Einrichtung des Hauses, die Lehrpläne, das Arbeiten, die Jahresfeste, die Abordnungsfeiern und über sein eigenes Lernen, dem er eifrig oblag. Leider kam es nicht zu seiner Aussendung in die Heidenmission, sondern er ging nach Griechenland, um dort das Evangelium zu predigen; doch diese Arbeit schlug fehl.

Ein Jahr vor Begründung des Vereins war aus Königsberg Fr. W. Holz nach Berlin zu Jänike auf die Missionschule gegangen. Der Vorstand half ihm dort durch Mittel. Die Nachrichten lauteten günstig, denn er lernte fleißig. Nach fünf Jahren Ausbildung besuchte er London zum Abschlusse des Studiums und wollte dann Judenmissionar werden. Aber die holländische Missionsgesellschaft gewann ihn für den Dienst auf den niederländischen Besitzungen in Ostindien und sandte ihn nach der Insel Betty östlich von Timor. Die Arbeit dort führte auf einen sehr harten Boden; besonders schädlich wirkten die Namenchristen, welche zwar getauft waren, aber keinen Glauben hatten und oft schlimmer als die Heiden lebten, ja bei besonderen Volksnöten offen zum Abfall ins Heidentum aufforderten. Eifrig lernte er die Vandesprache, predigte und unterrichtete sehr fleißig, aber die Frucht blieb gering; ja, die Schwierigkeiten häuften sich von Jahr zu Jahr. Als nun gar eine besonders große Dürre eintrat, erfolgte ein großer Mißfall ins Heidentum, die Arbeit brach zusammen, und Holz mußte sich in schwerer Seelennot zum Verlassen der Insel entschließen. Er fand noch einen anderen Arbeitsplatz, auf dem nur Christen lebten; aber bald erkrankte er schwer und starb schon 1843 an Wassersucht.

Viel freundlicher und fruchtbringender gestaltete sich der Lebensweg des ersten Missionars, welchem der Verein nach seiner Begründung zur Ausbildung und Aussendung verhalf. Das war Johann Gottlieb Schwarz, der Sohn eines gläubigen Handwerkers aus Königsberg. Auch er kam zu Jänike nach Berlin und zwar schon im Jahre 1822. Der Verein trug die Kosten. Nach Beendigung des Lernens in Berlin ging er nach Holland zum Abschlusse der Ausbildung und wurde im Herbst 1829 nach Ostindien abgeordnet. Die Uebensfahrt gestaltete sich sehr stürmisch und dauerte bis Ende März 1830, wo er nach viel Gefahren wohlbehalten in Batavia landete. Hier lernte er das Malaiische, um dann nach der Minahassa auf Celebes, als seinem Arbeitsplatze zu gehen. Seine Sehnsucht trieb ihn zu den Alfuren daselbst. Ihnen widmete er sein Lebenswerk, zunächst auf der Regerei Raakas, dann im Dorfe Longuwang. Dankerfüllt schreibt er in seinen Briefen von der Frucht, welche nach der fleißigen Säemannsarbeit bald reifte. Neunundzwanzig Jahre Arbeitsmöglichkeit schenkte der treue Herr seinem eifrigen Knechte dortselbst und viel köstliche Frucht. Nicht weniger als 15 000 Alfuren hat dieser Friedensbote bis zu seinem Heimgange im Februar 1859 mit eigener Hand getauft. Die Arbeit wuchs auch nach seinem Tode erfreulich weiter; im Jahre 1890 gab es 10 000 christlich gewordene Alfuren, die schon ihrerseits für die Mission mitwirkten.

Der nächste Glaubenszeuge Heinrich Leopold Glaser kam nicht zur Aussendung, sondern starb während der Ausbildungszeit in Barmen an einem Lungenleiden, ging aber froh zu seinem Herrn ein, obwohl dieser andere Gedanken mit ihm hatte als den Dienst hier auf Erden. Vom Missionsverein



in Marggrabowa ging der Jüngling Sübner in das Berliner Missionshaus und dann am Ende der Ausbildungszeit über London nach Benares. Aber Berlin mußte das Werk in Ostindien aufgeben. Auf der Rückfahrt erlitt er bei der Insel Mauritius Schiffbruch und rettete nur das bloße Leben; er versuchte, in Amerika Prediger zu werden, gelangte aber nicht dazu und arbeitete daher in der Heimat für seine Gesellschaft.

Im Jahre 1842 entsandte Gohner den Ostpreußen David Müller nach Neu-Seeland, wo er im Januar 1843 auf der Chataminfel Hawaruaru ankam und in Negatiki-Tiki unter allerschwersten Entbehrungen an den ungemein tiefstehenden Eingeborenen die Arbeit begann. Der Verein unterstützte ihn in der großen Not, daß er sein Werk weiter treiben konnte.

Johann Friedrich Budler stammte ebenfalls aus Königsberg, wo er am 16. Januar 1818 geboren war; er lernte den Christenglauben im Elternhause, in der Schule und bei dem frommen Seelsorger, wurde zunächst Hilfslehrer, besuchte dann das Schullehrerseminar im Waisenhaus und machte dort eine gute Abschlußprüfung. Während der Seminarzeit lernte er auch die Mission kennen und entschloß sich zum Eintritt 1837. Der Verein sandte ihn nach Barmen, wo er die Prüfung schon in zwei Jahren bestand. Seine Begabung lag auf dem Gebiete des Unterrichts und des Schulwesens; auch auf dem Missionsfelde hat er diese Gaben zur Ehre seines Herrn und zur Förderung seiner Gemeinden fleißig benutzt. Der Weg führte ihn nach Südafrika in fünfundsiebentzigstägiger Seefahrt; am 29. Oktober 1839 kam er in Kapstadt an, machte sich mit dem Schulwesen in Kapstadt, Stellenbosch, Gnadenthal, Worcester bekannt. Kühn drang er nach Norden vor und holte sich von den Ramas Jünglinge zur Ausbildung im Seminar, erlebte an ihnen auch die Freude, daß sie gut einschlugen und brauchbare Gehilfen im Missionsdienste wurden. Die Briefe in die Heimat atmen viel Freude an der Arbeit und am Gelingen des Werkes; er trieb den Dienst des Herrn sehr eifrig, auch auf mehreren anderen Arbeitsplätzen noch; in einer großen Dürre erlebte er eine Gebetserhörung, so daß auch das leibliche Brot wuchs. Das Himmelsbrot teilte er in fleißigem Schaffen aus; am Sonntage predigte er zweimal, jeden Werktag hielt er selber Frühgottesdienst, am Dienstag und Freitag Abendkirche, Mittwochabend Katechese und am Sonntage zwei Katechesen und einen Kinder-gottesdienst. Zu Sprachstudien zog er weit gen Norden und nahm Verbindung mit den Herero. Vierundvierzig Jahre durfte er in Afrika Weinbergarbeit tun.

(Schluß folgt)



## Satzung des Deutschen Evangelischen Missionsbundes.

### § 1.

Der Deutsche Evangelische Missionsbund (D.E.M.B.) ist eine Vereinigung evangelischer Missionsgesellschaften zur Stärkung der Einigkeit im Geiste und Pflege persönlicher Beziehungen, zur Verhandlung und Förderung wichtiger gemeinsamer Fragen und Aufgaben und zur Wahrnehmung gemeinsamer Interessen.

Seine Arbeit soll die Selbständigkeit und Verantwortlichkeit der einzelnen Gesellschaften in keiner Weise einschränken.

## § 2.

Der Deutsche Evangelische Missionsbund ruht auf der Glaubensüberzeugung, daß allein dem von der Heiligen Schrift bezeugten Evangelium von Jesus Christus, dem um unserer Sünde willen gekreuzigten und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckten Sohne des lebendigen Gottes die Kraft zur Rettung und Erneuerung der Welt innewohnt.

## § 3.

Ordentliche Mitglieder des Deutschen Evangelischen Missionsbundes sind Missionsgesellschaften, die Arbeiter oder Arbeiterinnen in die nichtchristliche Welt aussenden und Zweck (§ 1) und Stellung des Deutschen Evangelischen Missionsbundes (§ 2) anerkennen.

Außerordentliche Mitglieder können Verbände und Körperschaften werden, die, ohne selbständige Sendungsarbeit zu tun, doch hierbei Hilfsdienste leisten oder an der Pflege des heimatlichen Missionslebens hervorragend beteiligt sind und Zweck und Stellung des Deutschen Evangelischen Missionsbundes anerkennen.

## § 4.

Die Aufnahme neuer Mitglieder ist schriftlich bei dem Deutschen Evangelischen Missionsausschuß (§ 7) zu beantragen und erfolgt nach dessen Begutachtung durch schriftliche Abstimmung mit Dreiviertel Mehrheit der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder (§ 3).

## § 5.

Bei Abstimmungen führt jedes Mitglied eine Grundstimme. Missionsgesellschaften, bei denen die Zahl der im Dienst stehenden europäischen Arbeiter und unverheirateten Arbeiterinnen des Missionsfeldes mehr als fünfzig beträgt, erhalten für jedes weitere angefangene Fünfzig eine Zusatzstimme. Die Stimmenzahl der Missionsgesellschaften wird beim Anfange einer Amtszeit des Ausschusses (§ 80) neu festgesetzt.

## § 6.

Die Mitgliedschaft erlischt durch schriftliche Abmeldung bei dem Deutschen Evangelischen Missionsausschuß.

Bei Abstimmungen führt jedes Mitglied je eine Grundstimme. Missionsgesellschaften, bei denen die Zahl der im Dienst stehenden europäischen Arbeiter und unverheirateten Arbeiterinnen des Missionsfeldes mehr als fünfzig beträgt, erhalten für jedes weitere angefangene Fünfzig eine Zusatzstimme. Die Stimmenzahl der Missionsgesellschaften wird am Anfange einer Amtszeit des Ausschusses (§ 8) neu festgesetzt.

## § 7.

Die Geschäfte des Deutschen Evangelischen Missionsbundes führt der Deutsche Evangelische Missionsausschuß.

Er hat den Bundesmitgliedern zur Förderung ihrer Gemeinschaft und ihres Zusammenwirkens zu dienen und sie zu vertreten. Er hat die Pflicht, ihnen in schwieriger Lage Rat und Hilfe anzubieten.

#### § 8.

Der Deutsche Evangelische Missionsausschuß besteht aus 7—9 Mitgliedern. Fünf von ihnen müssen im Hauptamt der Leitung einer Missionsgesellschaft angehören; diese dürfen im Falle ihrer Verhinderung Vertreter zu den Sitzungen senden.

Der Deutsche Evangelische Missionsausschuß wird vom Vertretertag (§ 11) auf vier Jahre gewählt. In der Zwischenzeit ergänzt er sich durch Zuwahl.

#### § 9.

Der Deutsche Evangelische Missionsausschuß wählt seinen Vorsitzenden und ordnet seine Geschäftsführung selbst.

#### § 10.

Vom Deutschen Evangelischen Missionsausschuß werden Unterausschüsse gebildet. Sie stehen in der Regel unter dem Vorsitz von Ausschußmitgliedern und sind berechtigt, mit Genehmigung des Deutschen Evangelischen Missionsausschusses Mitglieder zuzuwählen. Sie sind verpflichtet, dem Deutschen Evangelischen Missionsausschuß über ihre Arbeit zu berichten.

#### § 11.

Der Deutsche Evangelische Missionsbund tritt in der Regel jährlich einmal zu einem Vertretertag zusammen, um den Arbeits- und Rechnungsbericht des Deutschen Evangelischen Missionsausschusses entgegenzunehmen und die gemeinsamen Angelegenheiten zu besprechen. Ort und Zeit bestimmt der Deutsche Evangelische Missionsausschuß.

#### § 12.

Die Mitglieder des Deutschen Evangelischen Missionsbundes haben das Recht, soviel Vertreter zum Vertretertag zu senden, als sie Stimmen haben.

#### § 13.

Die Mitglieder des Deutschen Evangelischen Missionsausschusses haben als solche auf dem Vertretertag Sitz und Stimme.

Bewährte Missionsfachleute können mit Wirkung für eine Amtszeit des Deutschen Evangelischen Missionsausschusses (§ 8) vom Vertretertag mit Stimmrecht hinzugezogen werden.

#### § 14.

Die Leitung des Vertretertages ist Aufgabe des Deutschen Evangelischen Missionsausschusses. Alle Abstimmungen erfolgen, soweit die Satzung nicht anders bestimmt, mit einfacher Mehrheit. Bei Stimmengleichheit gilt ein Antrag als abgelehnt.



## § 15.

Die Mittel für die Geschäftsführung des Deutschen Evangelischen Missionsbundes werden von den Mitgliedern durch Umlage in der Weise aufgebracht, daß für jede Stimme ein Anteil berechnet wird.

Für kleinere Gesellschaften kann der Antrag der Beitrag ermäßigt werden.

## § 16.

Satzungsänderungen können mit einer Mehrheit von dreiviertel der Stimmen der erschienenen Mitglieder beschlossen werden, wenn der Antrag durch den Deutschen Evangelischen Missionsausschuß auf die Tagesordnung des Vertretertages gesetzt und der Entwurf den Mitgliedern mindestens acht Wochen vor der Beschlußfassung vorgelegt war.

## § 17.

Zur Auflösung des Deutschen Evangelischen Missionsbundes ist eine Mehrheit von dreiviertel der Stimmen seiner Mitglieder erforderlich. Der Antrag ist durch den Deutschen Evangelischen Missionsausschuß auf die Tagesordnung des Vertretertages zu setzen und den Mitgliedern mindestens zwölf Wochen vor der Beschlußfassung mitzuteilen.

## § 18.

Das bei der Auflösung des Bundes vorhandene Vermögen fließt im Verhältnis der Höhe der Beitragspflicht an die ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder zurück.



## Chronik.

Die Vertreterkonferenz der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften am 10. und 11. Oktober 1922 in Bethel-Bielefeld. Die Vertreter der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften sind im Oktober wieder einmal zu ernstlichen Beratungen zusammengetreten. Der Ausschuß hatte am Tage vorher, am 9. Oktober, eine vorbereitende eingehende Beratung. Drei Hauptgegenstände beschäftigten die Versammlung. Einmal fanden Bestrebungen und Beratungen, welche während der letzten zwei Jahre fast unablässig die deutsche Missionsgemeinde in Anspruch genommen hatte, dadurch ihren Abschluß, daß mit großer Einmütigkeit ein deutscher evangelischer Missionsbund gegründet wurde, der alle schon bisher mit dem Missionsausschuß verbundenen Missionsgesellschaften und darüber hinaus die großen, in der Pflege des heimatlichen Missionslebens stehenden Missionsverbände zusammenzuschließen bestimmt ist. Wir drucken das einstimmig angenommene Statut dieses Missionsbundes in dieser Nummer ab.

Der zweite Beratungsgegenstand betraf den Bericht der beiden Delegierten im Weltmissionsrate (International Missionary Council) D. Bürg und Lj. M. Schunk, die vom 17. bis 22. September in London gewe-

hatten, um sich mit den Sekretären dieses Missionsrates und anderen Führern des britischen Missionslebens über eine große Anzahl schwebender Fragen zu verständigen. Es hatte vor dem Antreten der Reise wegen des unerwartet heftigen und verhängnisvollen Zusammenbruches der deutschen Mark einen schwierigen Briefwechsel gegeben. Die Reise wurde schließlich doch ausgeführt, weil Mr. Oldham, der Generalsekretär des Missionsrates, großen Wert darauf legte und bereits im November wieder nach Indien zu reisen im Begriff ist. Es wurden die schwebenden Fragen wegen einer großen Anzahl zumal der den Deutschen entzogenen Missionsfelder eingehend besprochen, speziell auch die Schritte und die Bedingungen, um eventl. eine vorläufige und beschränkte Teilnahme deutscher Missionskräfte auf den früher deutschen Arbeitsfeldern zu ermöglichen. Die Ausschußfrist der Deutschen ist eben in einer ganzen Anzahl britischer Kolonien im Sommer dieses Jahres zu Ende gegangen, und da entsteht die Frage, ob die deutschen Missionare nun wieder Zugang erlangen, bezw. unter welchen Bedingungen. Die beiden Delegierten konnten zu ihrer Befriedigung feststellen, daß bei allen Führern des britischen Missionslebens, denen sie begegneten, Bereitwilligkeit war, über die Rückgabe deutscher Missionsfelder in christlichem Geist zu verhandeln. Dabei wurde vorausgesetzt, daß die deutschen Missionen in der Lage sein würden, die alte Arbeit wieder aufzunehmen, die Regierung die Rückkehr zulasse, und die beifällige Eingeborenen-Kirche gebührend gehört werde. Es war ihnen eine besondere Freude, daß auch der Leiter der Schottischen Kirchenmission sich zu diesen Grundsätzen bekannte, und seiner Hochschätzung für die Arbeit der deutschen Missionen und Missionare in Vergangenheit und Gegenwart Ausdruck gab. Der Anstoß, den gerade er in den Zeiten der höchsten Erregung durch harte Worte gegen die deutschen Missionare gegeben hatte, war vorher durch offene Aussprache persönlich beseitigt worden.

Der dritte Gegenstand war eine Aussprache über die bedrängte Lage, in welche fast alle deutschen Missionsgesellschaften durch den katastrophalen Marksturz versetzt sind. Der Vertreter einer der größeren deutschen Missionsgesellschaften nach dem anderen erstattete Bericht über die Sorgen und Nöte, die speziellen Schwierigkeiten und Verlegenheiten, in welche seine Gesellschaft versetzt ist, nicht ohne, daß dabei doch immer wieder die gläubige Zuversicht durchdrang, daß der allmächtige Gott hat Weg aller Wegen und wird Seine Sache in der deutschen Mission nicht untergehen lassen.

Im Anschluß an den Vertretertag fanden am Donnerstag, den 11. Oktober, Sitzungen des Verbandsausschusses der Deutschen evangelischen Missionskonferenzen, der Gesellschaft für Missionswissenschaft, der Missionshilfe und der Ostasienkommission statt. Auch jede dieser Gesellschaften hatte ihre besonderen Nöte und Schwierigkeiten. Es war aber gewiß ein Gewinn, daß man sich in gemeinsamen Beratungen darüber aussprechen konnte. Die Betheler Anstalten, und zumal die Theologische Schule, hatten sich den Konferenzen in überaus gastfreier Weise zur Verfügung gestellt.

**Rundgebung der Rhein. Missionare auf Sumatra und Nias.** Die Rhein. Missionarskonferenzen auf Sumatra und Nias haben in den kirchlichen Zeitschriften und Zeitungen, wie der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung, Aufwärts usw.

eine längere Kundgebung veröffentlicht, in welcher sie a) gegen die Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen in dem gegenwärtigen Zeitpunkt Bedenken erheben, b) mit großem Nachdruck den Zusammenschluß der deutschen Missionsgesellschaften fordern, zumal den Anschluß der ihrer Felder beraubten Gesellschaften an diejenigen, welche noch große Arbeit besitzen. Ad a) führen sie aus: „Es wäre heute eine innere Unwahrheit, wenn deutsche Christen Fühlung und Arbeitsgemeinschaft mit den Missionen der Völker suchen, die trotz des Friedensschlusses unser Vaterland in unerhörter Weise quälen und dem Untergang zutreiben. Erst Klarheit und Wahrheit, dann Vergebung und Gemeinschaft.“ Darauf ist zu antworten, daß die Vertreterkonferenz der deutschen Missionsgesellschaften nach wiederholten, eindringenden Erwägungen auf Grund der Erklärungen von Lafe Mohonk beschloffen hat, in die Arbeitsgemeinschaft mit dem Internationalen Missionsrate einzutreten. Zum anderen Punkte führen die Rheinischen Missionare mit großem Nachdruck aus: „Weisen nicht die Führungen Gottes mit überzeugender Gewalt darauf hin, daß die Missionen Deutschlands sich enger aneinander schließen? Was einigen von ihnen geblieben ist, ließe sich vielleicht halten, wenn alle in christlicher Bruderliebe sich verbänden, um dort die Arbeit im Gange zu halten. . . . Helfen wir jetzt in der höchsten Not nicht einander, dann könnte der Tag kommen, wo der Herr Deutschland das auch noch nehmen wird, was ihm bisher gelassen ist. Das wäre aber nicht Kreuz, sondern Gericht. Wer will ermessen, welchen Schaden das für die deutsche Christenheit bedeuten würde.“ Dieser Appell an die Solidarität der deutschen Missionsinteressen im Lichte der Reichsgottesarbeit ist gar nicht ernst genug zu nehmen. Er wird zur dringenden Gewissensfrage an alle die Missionsgesellschaften, welche jetzt ohne Missionsfelder müßig am Markte stehen. Aber der Rheinische Aufruf läßt wohl einige Gesichtspunkte außer Augen, welche bei so schwerwiegenden Entscheidungen ernstlich in die Waagschale fallen. Es ist nicht nur Eigenbrödelci, welche manche dieser Missionsgesellschaften zurückhaltend macht. Die Kosten des heimatlichen Missionsbetriebs sind so schwindelhaft gewachsen, daß sie Augenblicklich weitaus den größten Teil der Einnahmen aller deutschen Missionsgesellschaften aufzehren. Das deutsche Geld ist im Auslande so heillos entwertet, daß sich doch damit und Uebersee die Missionsarbeit nicht bezahlen läßt. Die jetzt ihrer Arbeit beraubten Gesellschaften sind zum Teil gerade solche, welche wie die Leipziger Mission einen charakteristischen Typus repräsentieren, deren Aufgehen in anderen Gesellschaften deshalb besonders zu bedauern wäre. Die konfessionellen Besonderungen oder die Verschiedenheiten der kirchlichen Richtungen machen nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Und fast alle jetzt beraubten Gesellschaften warten sehnsüchtig auf den Tag, wo sie auf die verwaisten Felder zurückkehren dürfen.

**Missionssuperintendent Leuschner und Missionar Kunze †.** Ein sehr schwerer Schlag hat die Berliner Mission in China betroffen, indem kurz nach einander am 24. August Superintendent F. W. Leuschner in Schaudschu und am 2. September Missionar Adolf Kunze in Kiautschou gestorben sind. Beide Nachrichten haben die Missionsleitung wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen, da keine Nachrichten einer schwereren Er-



Frankung vorangegangen waren. Leuschner ist die Seele und das Rückgrat der Mission im Nordfluß-Gebiet gewesen. Er war dorthin bald nach seiner Ausendung 1888 bestimmt und hat nacheinander die Stationen Namhyung-Suipin, Tschichin und Schaudschufu begründet. Durch eine rüchhaltlose Hingabe an seinen Missionsdienst, seine tiefe Kenntnis des chinesischen Volkscharakters, seine Unerstodtheit und seinen Mut in den oft aufgeregten Zeiten und großen Gefahren hatte er auch bei den Chinesen hohes Ansehen und Vertrauen gewonnen. Der heimatischen Missionsgemeinde wurde er vertraut durch eine lange Reihe von frischen, lebenswarmen Schriften, in denen das Milieu des chinesischen Volkes anschaulich, meist in novellistischer Form, geschildert wurde; so „Chinesische Liebe oder der Kampf um eine Frau“, „Keuloi“, „Der Reischrist“, „Die Frau des Chinesen“, „Aus dem Leben und der Arbeit eines Chinamissionars“. Adolf Runze war nach einer zehnjährigen Arbeit in Südjina bei der Besitzergreifung von Kiautschou 1898 dazu bestimmt, mit Superintendent Bostkamp zusammen, die dortige neue Arbeit ins Werk zu setzen. Er hat zuerst in Tsingtau-Ost und später in Kiautschou eine tiefgreifende und weitausgedehnte Tätigkeit entfaltet. Vor vier Jahren wurden ihm kurz nach einander seine Frau und zwei Töchter entrisen. Nun ist er ihnen unerwartet schnell in die Ewigkeit nachgefolgt.

**Hundertjähriges Jubiläum der Pariser Missionsgesellschaft.** Die Pariser Mission feiert vom 4.—7. November ihr hundertjähriges Jubiläum. Sie hat in vergangenen Jahrzehnten oft weit über den engeren Freundeskreis hinaus die Teilnahme der evangelischen Missionsgemeinde, auch in Deutschland, in Anspruch genommen. So wenn sie mit Aufbietung aller ihrer Kraft eintrat, um Missionsgebiete zu retten, die, von Gesellschaften anderer Länder bearbeitet, in Folge der französischen kolonialen Expansion in Gefahr waren, entweder ganz von missionarischen Kräften entblößt oder durch eine strupellose französisch-katholische Konkurrenzmission dem Protestantismus entrisen zu werden. So auf den Freundschafts- und den Loyalitätsinseln, auf Madagaskar und neuerdings im deutschen Kamerun. Die Gesellschaft hatte den Vorzug, mehrere ausgezeichnete Direktoren zu besitzen, so in früherer Zeit den Bassutomissionar Eugen Casalis und von 1882—1912 den in Deutschland besonders wohlbekannten und mit Martin Rähler befreundeten Alfred Voegner. Wir erkennen es gern und dankbar an, daß sich die Pariser Mission in einer Zeit überreizten französischen Chauvinismus in wahrhaft christlichen Geiste bemüht hat, die Solidarität der Reichsgottesarbeit gegenüber der Basler Mission aufrecht zu erhalten.



## Bücherbesprechungen.

Dr. C. Lüring, *Wundersame Wege. Erlebnisse aus der Missionarbeit im fernen Osten.* Nürnberg. Zeitbücherverlag.

Dr. Lüring, jetzt seit vielen Jahren theologischer Lehrer an dem Predigerseminare der deutschen bischöflichen Methodisten-Kirche in Frank-

furt a. M., war ehemals einige Jahrzehnte lang Missionar auf der Halbinsel Malakka, speziell in Singapur, und auf der Insel Borneo. Von den ersten Jahren dieser Wirksamkeit in Ländern abseits vom Weltverkehr, mit einer überschwänglich reichen tropischen Vegetation und mit einem seltsamen Völkergemisch lassen diese flott geschriebenen Skizzen kaleidoskopisch bunte Bilder an unserm geistigen Auge vorbeiziehen.

**Pater Petrus Sinzig, Nach dreißig Jahren.** Vierte Chronik (1915—21) der südbrasilianischen Franziskanerprovinz. Freiburg i. Br., Herder.

Die überwiegend mit deutschen Patres besetzte südbrasilianische Franziskanerprovinz hat in den Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Parana, Sao Paulo und Rio 24 Klöster und hat von da aus einen großen Teil der pfarramtlichen Pflichten für die ausgewanderten katholischen Deutschen und für die kirchlich verwahrlosten Luso-Brasilianer übernommen, hat auch einige Missionsversuche unter den Indianern der Urwälder gemacht. Von dieser vielgestaltigen und umfangreichen Arbeit berichtet dieser stattliche Band.

**Ortsgeichte von Herrnhut** mit besonderer Berücksichtigung der älteren Zeit; von L. h. B e c h l e r. Herrnhut, Missionsbuchhandlung, 1922.

Dieser stattliche, außer einem gut ausgeführten Bilderanhang 228 Seiten umfassende Band gibt eine debailiierte Ortsgeichte Herrnhuts während der verfloffenen zwei Jahrhunderte; u. z. mit großer Exaktheit in den Einzelangaben. Natürlich ist eine solche Monographie, welche alle Straßen und Häuser, alle öffentlichen Gebäude und Institute in ihrem Werdegange bis zur Gegenwart darstellt, hauptsächlich auf örtliche Interessen eingestellt. Es ist keine Novellenlektüre, sondern eine nüchtern die in Betracht kommenden Tatsachen verzeichnende Chronik. Aber wer Herrnhut lieb hat und es bei Gelegenheit kirchlicher oder missionarischer Konferenzen aufsucht, wird sich gewiß gern dieses mit peinlicher Sorgfalt ausgearbeiteten Führers bedienen. Für solche nicht in Herrnhut ansässige Freunde der Brüdergemeine ist es schade, daß wohl Pläne des Städtchens aus den Jahren 1729 und 1760, aber keiner von dem heutigen Herrnhut beigegeben ist.

**J. Witte, Die ostasiatischen Kulturreligionen.** Leipzig, Quelle u. Meyer. Wissenschaft und Bildung. Heft 178.

Der Privatdozent an der Berliner Universität, Missionsdirektor D. Dr. Joh. Witte stellt hier auf dem knappen Raume von 183 Seiten übersichtlich und anschaulich die Religionen Chinas und Japans dar. Er faßt dabei nicht nur ihre am ehesten in die Augen fallenden Erscheinungen, die religiösen Systeme, den Kultus, die Sektenbildungen ins Auge, sondern auch die religiösen Volksfeste, die Folklore, die populäre Erkennungsliteratur usw. Allerdings die tiefgreifenden Wirkungen der Religionen auf die Kultur, die verschiedenen Zweige der Kunst und des Kunsthandwerks streift er nur gelegentlich. Daß Witte aber die ostasiatischen Religionen gründlich kennt und seinen Stoff ausgezeichnet darzustellen versteht, braucht kaum besonders hervor-

gehoben zu werden. Das Buch wird sich neben Grubes „Religion und Kultus der Chinesen“ seinen Platz erobern. In der Gruppierung des Stoffes der chinesischen Religionen würden wir es vorgezogen haben, erst die breiten Unterlagen der chinesischen Volks- und Staatsreligion darzustellen und dann auf Konfuzius und Boodse einzugehen. Denn wenn auch bei dieser z. B. von de Groot in seinem geistvollen Buche „Universalismus“ befolgten Darstellung jene beiden großen Führer ungebührlich in den Hintergrund gedrängt werden, so tritt doch umgekehrt bei Wittes Darstellungsart der unbequeme Umstand ein, daß man eigentlich erst die ganze Darstellung der ersten sechs Kapitel gelesen haben muß, um die irrige, durch das erste Kapitel leicht nahe gelegte Anschauung zu berichtigen, daß Konfuzius und Boodse als Religionsstifter kaum in Betracht kommen und ihre überragende Bedeutung sich aus ganz anderen Gesichtspunkten erklärt.

**Jacob Rünzler, Seltsame Lebensschicksale eines syrischen Mönchs.**  
Potsdam, Tempelverlag 1922. Broschiert 12,50 M.

Rünzler hat seinem ergreifenden Buche „Im Lande des Blutes und der Tränen“ dieses Büchlein von einem syrischen Mönch, der als Märtyrer gefallen ist, nachfolgen lassen. Es ist in der Tat ein orientalisch buntes Leben, das an uns vorüberzieht. Ein Kind einer christlichen Familie, das im Trotz und Uebermut Moslem wird, im Islam eine religiöse Befriedigung findet, die es in seiner Kirche nicht gefunden hatte, von Urfa nach Persien, von dort nach Sibirien verschlagen wird, lange Zeit als Soldat im türkischen Heere dient, schließlich nach Urfa zurückkehrt und nun in seinem Elternhause durch eindringende Lektüre der Bibel zum christlichen Glauben zurückgebracht, dann Mönch und eifriger Evangelist wird, schließlich als Blutzzeuge stirbt.

**Bruno Eckart: Meine Erlebnisse in Ufa.** Potsdam, Tempelverlag.

Das Büchlein ist eine Ergänzung zu Rünzlers „Im Lande des Blutes und der Tränen“. Es schildert in der Hauptsache die furchtbare Tragödie des Unterganges der großen armenisch-christlichen Gemeinde in Urfa während der türkischen Massakres. Da Eckart diese entsetzlichen Wochen in Urfa selbst mit durchlebt hat, folgt man mit innerster Teilnahme seinem schlichten Berichte.





# Die beiden Thessalonicherbriefe als Missionsendschreiben St. Pauli.

Die beiden Thessalonicherbriefe sind Missionsendschreiben im besonderen Sinne. Nicht nur sind sie – wie Galater, Korinther und Philipper – an eine Gemeinde gerichtet, die Paulus selbst gegründet hat; sondern sie sind auch an diese Gründung so nahe herangerückt, wie das bei keinem anderen Briefe der Fall zu sein scheint; und die Gründung der Gemeinde hatte in solcher überstürzenden Hast vor sich zu gehen, daß eine intensive Nacharbeit, wovon wir einen Teil in diesen beiden Briefen vor uns haben, dringend erwünscht war. Hier tun wir also in besonderer Eile und Unmittelbarkeit einen Blick in die Grundlegungsarbeit des Apostels. Aber dürfen wir den zweiten Brief als eine echte paulinische Quelle benutzen? Seine Echtheit wird stark angefochten.

1. Wie uns scheint mit Unrecht; denn die bei Annahme der Fälschung sich ergebenden Schwierigkeiten sind ungleich größer als die etwa aus der Annahme der Echtheit sich ergebenden. Handelt es sich um einen untergeschobenen Brief, so hat der Fälscher nicht nur Redeweise und Gedankenführung des Apostels in geradezu bewunderungswürdiger Weise nachgeahmt; er hat auch durch ausdrücklichen Hinweis auf seine Verfälschung, speziell seine eigenhändige Unterschrift als den Beweis der Echtheit der wirklichen Paulusbriefe (3, 17) und die Warnung vor untergeschobenen Briefen (2, 2) seine Spur in geradezu gerissener Weise zu verdecken gesucht. Entscheidend aber ist der Abschnitt 2, 1–12, der zweifellos das Herzstück des Briefleins und sein eigentlicher Anlaß ist, die sogen. kleine Apokalypse St. Pauli. Im Gegensatz zu der in der Thessalonichergemeinde eingerissenen schwärmerischen Ueberspannung, als sei der Herrtag bereits angebrochen oder wenigstens schon im Abbruch begriffen (ἐνέστυχεν ἡ ἡμέρα τοῦ κυρίου) weist der Brief nach, daß der Parusie eine längere und komplizierte Entwicklung vorausgehen müsse. Daß sich die Annahme einer solchen Entwicklung mit der Betonung der überwachenden Blöcklichkeit der Parusie und der Notwendigkeit steter Wachsamkeit und Bereitschaft gut verträgt, hätte nach den von den drei Synoptikern aufbewahrten eschatologischen Reden des Herrn nie in Zweifel gezogen werden sollen. Hieraus also einen Gegensatz gegen den im ersten Thessalonicherbriefe betonten plötzlichen Anbruch der Parusie zu konstruieren, ist seltsam ungeschichtlich und setzt unbegreiflicher Weise voraus, daß sich Paulus nicht mit der synoptischen Tradition des Lebens Jesu vertraut gemacht hat. Der zweite Brief nimmt eine Entwicklung in drei Stadien an: a) Augenblicklich ist noch eine den Lesern aus den früheren Unterweisungen des Apostels wohlbekannte und nun durch ihre eigene Erfahrung bestätigte, zurückhaltende oder aufhaltende Macht da: „Denkt ihr nicht mehr daran, daß ich euch das gesagt habe, wie ich noch bei euch war? Und nun wisset ihr doch, was den Moment seiner (des Antichristen) Offenbarung noch zurückhält (τὸ κατέχον). Und der muß zuvor aus dem Wege geschafft werden, welcher es bis jetzt noch zurückhält (ὃ κατέχον) 2, 5–7. b) Zwar ist das Geheimnis des Frevlers in der

Stille jetzt schon am Werke; sobald aber das Zurückhaltende beseitigt ist, wird sich die persönliche satanische Macht als das Gegenbild des in Herrlichkeit wiederkehrenden Christus, also als Antichrist entfalten: die volle Darstellung dessen, was Satan vermag in lauter Macht, Zeichen und Wundern der Lüge und lauter Trug der Ungerechtigkeit. Dieser Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der Widersacher überhebt sich über alles, was Gott und Heiligtum heißt; ja er begeht den ungeheuren Frevel, daß er sich selbst persönlich in dem Tempel in Jerusalem als Gott aufstellt, um sich göttliche Ehre erzielen zu lassen. 2, 9. 3. 4. c) Dann aber wird die Parusie des himmlischen Herrn eintreten; und der Herr Jesus „wird ihn hinwegraffen mit dem Hauch seines Mundes, er wird ihn vernichten mit den Strahlen seiner Erscheinung. 2, 8.

Was setzt diese Darstellung des eschatologischen Dramas voraus?

a) Einen Verfasser, der im jerusalemischen Tempel das wahre und höchste Heiligtum sieht und in dem dort verehrten Gott den Weltengott, sodaß er der denkbar größte Frevel ist, daß der Antichrist in diesem Tempel die Gott allein gebührende Anbetung für sich in Anspruch nimmt; und vor allem, daß dieser Tempel noch besteht und der Anbetung Jahwehs geweiht ist. Es liegt auf der Hand daß diese ganze Auffassung unmöglich aus der Feder eines Mannes geflossen sein kann, der nicht ein persönliches Ehrfurchtsverhältnis zu dem jerusalemischen Tempel besaß, und nur in einer Zeit geschrieben sein kann, als dieser Tempel noch stand; also vor dem Jahre 70. Ohne auf die so bald eingetretene Vernichtung des Tempels zu reflektieren, wie das Jesus in seinen eschatologischen Reden tat — jedes Argumentum e silentio erubuit nōh — nimmt der Schreiber an, daß sich die widergöttliche Macht gerade im Tempel zu ihrer satanischen Spitze entfalten werde. Der Brief muß also vor dem Jahre 70 geschrieben sein und zwar mindestens einige Jahre vorher; als es immerhin noch möglich erschien, daß eine derartige satanische Entfaltung des Antichrists den jerusalemischen Tempel zu ihrem Mittelpunkt haben könnte.

b) Augenblicklich kann aber dieser satanische Antichrist sich noch nicht voll entfalten, weil noch eine hemmende Macht im Wege steht. Bekanntlich ist seit den alten Kirchenvätern die Deutung üblich, mit dem *το κράτος* sei die römische Staatsgewalt und mit dem persönlich gefaßten *ὁ κράτος* ihr jeweiliger Inhaber, der römische Kaiser gemeint. Man beruft sich dabei auf Röm. 13, 1 f., um zu beweisen, daß Paulus selbst diese heidnische Obrigkeit des römischen Staates als Gottes Dienerin zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung und als Autorität göttlichen Rechts geehrt habe. Allein das würde mindestens aus dem Texte niemand herauslesen, wenn es nicht durch die exegetische Uebersetzung vermittelt wäre; man muß schon annehmen, daß gerade dies der Inhalt einer speziellen Unterweisung des Paulus gewesen wäre, worauf ja Vers 8 hinweist. Das ist begreiflich, wenn eben Paulus selbst den Brief geschrieben hat; aber es ist unbegreiflich, daß ein Fälscher in dieser mystischen und unverständlichen Weise von dem Dienste des römischen Staates gesprochen haben sollte, um eine über den bereits erfolgten Anbruch der Parusie aufgeregte Gemeinde zu beruhigen. Gerade hier war deutliche Aufklärung unentbehrlich, und der Verfasser beruft sich eben darauf, daß dem Briefempfänger die hier gegebene Aufklärung durch die vorausgegangene

mündliche Unterweisung ganz klar gegeben sei. Uns Lesern seines Briefes ist sie es eben nicht. Aber ist es im Rahmen des hier gezeichneten eschatologischen Dramas wirklich wahrscheinlich, daß das oder der Zurückhaltende die römische Staatsgewalt, der Kaiser sein soll? Man versetze sich in die innere und äußere Lage der fünfziger und sechziger Jahre des ersten Jahrhunderts; nur sie kommen nach unseren obigen Bemerkungen in Betracht; und man betrachte sie mit den Augen des apokalyptischen Sehers, der in schneller Folge mit einer grandiosen, unerhörten Entfaltung der satanischen Macht in der Person eines für sich göttliche Ehre beanspruchenden Weltherrschers und den jähen Zusammenbruch dieses Teufelspiels bei der Parusie erwartet. Wir könnten uns wohl denken, daß Kaiser wie Caligula und Nero Vorbilder für den Antichrist abgegeben hätten, oder daß, wie in der Offenbarung St. Johannes sich das Welt drama zu einem grandiosen Ringen von Weltreich — römischem Staat und Gottesreich zuspitzt. Aber das ausgesucht der römische Staat, der Kaiser die hemmende, aufhaltende Macht in dem eschatologischen Drama sein soll, ist schwer begreiflich. Man beruhigt sich bei dieser vagen Erklärung eben nur, weil man schlechterdings keine bessere hat. Das aber ist verhängnisvoll für die These der Fälschung des Briefes; es erklärt sich zwanglos, wenn Paulus selbst der Verfasser ist und sich auf seine kurz vorausgegangenen mündlichen Unterweisungen beruft. Für uns bleibt es eines der vielen Rätsel der Schriftauslegung. Der zweite Brief ist also echt paulinisch.

2. Welches Bild ergibt sich von der ersten Wirksamkeit des Paulus in Thessalonich und der Begründung der dortigen Gemeinde? Wir nehmen dabei den Bericht der Apostelgeschichte (17, 1—9) zu dem der beiden Briefe, wiewohl es einige Unstimmigkeiten gibt. \*) Nach allem Leiden und der Miß-

\*) Hauptsächlich zwei: Nach den Briefen gewinnen wir den Eindruck einer rein heidenchristlichen Gemeinde (vergl. besonders 1, 2, 14: „auch ihr erlittet dasselbe von euren eigenen Volksgenossen wie die jüdischen Gemeinden von den Juden“); nach der Apostelgeschichte begann Paulus in seiner üblichen Weise mit Synagogenpredigt, und die Gemeinde hatte von den Juden Zuzug (17, 3). Vor allem aber wird Vers 2 der Anschein erweckt, als habe sich die Wirksamkeit des Paulus dort nur über drei Wochen (drei „Sabbate“) erstreckt; allein das ist schon nach dem großen Eingang unwahrscheinlich, den Paulus in Thessalonich gefunden hat; nach drei Wochen wäre auch bei groteskster Uebertreibung die Anklage kaum möglich gewesen: „Die Leute, welche den Erdbreis aufwiegen, sind jetzt auch hier.“ Die Darstellung (Thess. Kap. 1 und 2) setzt sicher eine erheblich längere und tiefgrabende Arbeit auch noch nach erfolgter Gemeindegründung voraus. Und wenn Phil. 4, 16 Paulus schreibt, die Philippergemeinde habe ihm mehrmals  $\delta\ \pi\epsilon\ \nu\epsilon\ \nu\epsilon\ \nu\epsilon\ \nu\epsilon$  eine größere Geldunterstützung nach Thessalonich gesandt, so setzt auch das einen wenigstens mehrere Monate umfassenden Aufenthalt voraus. Man wird also im Bericht der Apostelgemeinde den Bericht von Vers 4 über eine längere Zeit ausdehnen und annehmen, daß nach Monaten einer in der Hauptsache friedlichen und sehr erfolgreichen Wirksamkeit der Verfolgungsturm einsetzte, der dann lange über die überstürzte Abreise anhielt und den Bestand der Gemeinde bedrohte (1. 2, 14: 3, 2—5).



handlung, die er vorher in Philippi erduldet hatte, jaß Paulus in seinem Gott neuen Mut, daß Evangelium Gottes bei den Thessalonichern in schwerem Kampf zu verkünden (1. 2, 2); und zwar darf er ihnen das Evangelium nicht bloß in Worten predigen, sondern mit Kraft und heiligem Geiste und großer Zuversicht (1. 1, 5). Seine innere Stimmung und Haltung war also eine erheblich andere als zu Anfang in Korinth, wo sein Wort in Schwachheit und Furcht und großem Zagen war (1. Kor. 2, 3). Dabei betont der Apostel mit großem Nachdruck, wie er gehoben und getragen gewesen sei durch die Ueberzeugung, eine große Gottesbotschaft von entscheidender Bedeutung für seine Hörer auszurichten. Thessalonich war damals die Hauptstadt von Macedonien, und es lag an einer der großen Heerstraßen des Weltverkehrs. Da war jene charakteristische Erscheinung der Wanderredner, die ein so typischer Zug im Bilde der damaligen Zeit war, mannigfaltig vertreten. Hier waren es die Philosophen der stoischen oder epikuräischen oder anderer Schulen, die ihre feichte Weisheit in einem unaufhaltsamen, glatten Redeschwall zur Schau trugen; dort die Jünger fremder, zumal orientalischer Götter, die Verehrer um sich sammelten; dort die Adepten der Mysterienkulte oder okkultistischer, kabbalistischer Weisheit, die mit geheimnisvollem Tiefinn ihren Unsinn ausstrahlten. Und sie alle hatten ihre egoistischen Hintergedanken dabei, sie wollten sich eine behagliche Eistenz und reiche Einnahme sichern; sie wollten geehrt und bewundert werden und als Meister eine Schar ergebener Jünger um sich sammeln; sie waren selbst Schwärmer und bemühten sich, andere in ihre ekstatische Schwärmerei mit hineinzuziehen; sie schmeichelten den niederen Instinkten und schürpften die Geldbeutel. Wie schwer war es in diesem mißtönenden Gedränge der wunderlichsten Interessengegensätze für den Apostel Jesu Christi, seiner Stimme Gehör zu verschaffen. Es ist, um sein Bild von diesem dunklen Hintergrunde deutlich abzuheben, wohl nicht um sich gegen den von judaischer Seite erhobenen Vorwurf der Eigennützigkeit zu verteidigen, daß Paulus das lebensvolle Bild seines ersten Auftretens entwirft, das einzige aus seiner Feder, das wir besitzen: „Unser Auftreten bei euch war kein eitles. Trotz der vorausgegangenen schweren Leiden in Philippi schöpften wir den Mut in unserem Gott, das Evangelium Gottes in schwerem Kampf bei euch zu verkünden. Unsere Ansprache kam nicht aus Schwärmerei oder Unlauterkeit, und geschah sie in Truglist, sondern da uns Gott gewürdigt hat, uns mit dem Evangelium zu betrauen, so reden wir, nicht den Menschen zu Gefallen, sondern dem Gott, der unsere Herzen prüft. Wir haben es weder auf Schmeicheleien angelegt, noch uns mit Kunstgriffen der Falschheit abgegeben. Gott ist des Zeuge — noch suchten wir Ehre von Menschen, weder von euch noch von anderen; wir konnten uns in die Brust werfen als Apostel Christus, aber wir traten unter euch auf so linde wie eine nährende Mutter ihre Kinder hegt. So hat es uns zu euch gezogen und getrieben, euch nicht nur das Evangelium Gottes darzubringen sondern unser Leben; denn wir hatten euch Lieb gewonnen.“ (1. 2, 1—7, Weizsäcker). Dieser rückhaltlosen Hingabe an den ihm gewordenen Gottesauftrag hat denn auch die Aufnahme seitens seiner Hörer entsprochen: „Darum danken wir Gott ohne Unterlaß dafür, daß ihr das Gottes Wort, das ihr von uns zu hören bekamet, aufgenommen habt nicht als Menschen Wort, sondern als das, was es in Wahrheit ist, Gottes

Wort, wie es sich auch wirksam erweist in euch, die ihr glaubet.“ (Vers 13). „Ihr seid in unsere und des Herrn Nachfolge eingetreten und habt das Wort bei vieler Bedrängnis aufgenommen mit der Freude des heiligen Geistes.“ (1. 1, 6).

Diesem ungemein frischen Anfang, in dem auf der einen Seite Paulus die ganze Objektivität der ihm anvertrauten Gottesbotschaft wie ein treuer Herold wirken läßt, und doch sein ganzes Herz und seine Seele in seine Predigt hineinlegt, auf der anderen Seite die Thessalonicher die an sie ergehende Botschaft mit der naiven Unmittelbarkeit kindlichen Glaubens als lautere Gottesbotschaft aufnehmen, entspricht der Fortgang des Wirkens auf beiden Seiten: Paulus ist auf das peinlichste bemüht gewesen, auch den Schatten des Verdachts selbstsüchtiger Interessen von sich abzuwehren; deswegen arbeitete er, obwohl er voll davon überzeugt war, daß er den berechtigten Anspruch auf Unterstützung seitens der von ihm gesammelten Gemeinde hatte (den eben alle die zahllosen Wanderredner wie selbstverständlich in Anspruch nahmen, und der auch den anderen Aposteln zugebilligt wurde), Tag und Nacht in seinem Handwerk als Zeltmacher, um niemand zur Last zu fallen. Nur die Philippergemeinde erleichterte ihm die Bürde des Unterhalts für sich und seine beiden Gefährten durch Zusendung von Unterstützungen. Und dabei „seid ihr Zeugen und Gott ist Zeuge, wie fromm, gerecht und tadellos wir gegen euch Gläubige uns stellten, wie wir als wie ein Vater für seine Kinder, für jeden einzelnen hatten Mahnung und Ermunterung und Beschwörung, daß ihr müchtet würdig wandeln des Gottes, der euch berief zu seinem Reich und seiner Herrlichkeit.“ (1. 2. 11. 12). Diese Wirksamkeit hatte aber auch einen großen Erfolg: „Ihr seid zum Vorbild geworden für alle Gläubigen in Macedonien und Achaia. Denn laut ging von euch aus das Wort des Herrn nicht bloß in Macedonien und Achaia, sondern allerorts ist es ausgekommen, wie ihr an Gott glaubet; die Leute erzählen davon, wie wir bei euch Eingang gefunden“ (1. 1, 7—9). Und zwar trotzdem die Gläubigen fast von Anfang an von ihren heidnischen Vandsleuten schwer bedrückt und einmal über das andere heftig verfolgt werden. (1. 1, 6 „bei vieler Bedrängnis“; 2, 14—17; 3, 2—5).

3. Da dies Bild so anziehend wie ein blühender Maienmorgen ist, fragen wir, ob uns die Briefe Aufschluß geben über den Inhalt der grundlegenden Missionspredigt. Wir halten uns dabei gegenwärtig, was wir bei Ermägung von Gal. 2, 11 ff. (N.M.Z. 1921, 51 ff.) feststellten, daß Paulus zur Zeit der Abfassung der Thessalonicherbriefe seine Glaubensgerechtigkeitspredigt voll entwickelt hatte und in ihr den Kern seiner Menschheitsbotschaft sah. Es unterliegt also nicht dem mindesten Zweifel, daß sie auch den Hauptinhalt seiner Predigt in Thessalonich gebildet hat. Die Briefe lassen das nicht abnen, ein warnendes Beispiel der Ueberschätzung des *argumentum e silentio*, zugleich ein Hinweis darauf, daß wir in unseren Briefen keine volle Antwort auf unsere Frage erwarten dürfen, sondern mit den sich uns anbietenden Bruchstücken zufrieden sein müssen. Da gewinnen wir zunächst stark den Eindruck, in welchem Maße Paulus bereits ein fertiger Mann ist. Selbst die Form seines Briefstils von der Ueberschrift und dem Eulogium zu Anfang bis zu dem Briefschluß und der eigenhändigen Unterschrift (vergl. 2, 3, 17, vergl. Gal. 6, 11) ist

voll ausgeprägt; wie viele uns hoffnungslos verlorengegangene Briefe mag Paulus vorher schon geschrieben haben. Auch seine Missionsmethode bewegt sich bereits in festen Formen von Anweisungen für das Gemeindeleben, die er überall einführt und denen gegenüber er strikten Gehorsam in Anspruch nimmt: „Haltet an der Ueberlieferung unserer Lehren, die ihr empfangen habt, sei es mündlich, sei es brieflich von uns. . . Wir trauen auf euch im Herrn, daß ihr jetzt und in Zukunft tut, was wir euch anbefehlen. -- Wir befehlen euch aber an, Brüder, im Namen unseres Herrn Jesus Christus. . . Wenn aber einer meinem brieflichen Wort nicht folgt, den zeichnet und laßt euch nicht mit ein.“ (2. 2, 15; 3, 4. 6. 14). Die Gemeinde soll fühlen, daß sie in fester Hand ist; die Freiheit der Gotteskindschaft und die Ablehnung des alttestamentlichen Gesetzes schließt nicht eine christliche Gemeindeordnung aus, wie sie sich dem Apostel in anderen Gemeinden bereits bewährt hat.

Wie unbefangen dabei Paulus bei seiner Glaubensgerechtigkeitspredigt den „Werken“ gegenübersteht, zeigt die wiederholte Zusammenstellung von „Werken des Glaubens“, in den uns geläufigen Gedankengängen des Galaterbriefes ein unmöglicher Gegensatz: 1. 1, 3; 2. 1, 11. An den ersten der beiden Stellen begegnet uns die berühmte Trias Glaube, Liebe, Hoffnung — (wie 1. 5, 8; 1. Kor. 13, 13; Kol. 1. 4, 5) in der merkwürdigen Erweiterung: „euer Glaubenswerk, eure Liebesmühe, euer Beharren in der Hoffnung“; an der andern in schwer übersetzbare, aber exegetisch klarer Prägnanz: „Dazu beten wir auch allezeit für euch damit euch unser Gott der Berufung wert mache und euch (wie ein Gefäß bis oben heran) anfülle mit der Freude an allem und mit einer kraftvollen Betätigung eures Glaubens (ἐργον πίστεως ἐν ὑμῖν). Es kann keine Rede davon sein, daß diese Worte in Widerspruch mit den scharfgeprägten Redewendungen der großen Lehrbriefe stehen; Paulus würde dort nur, um Mißverständnisse zu vermeiden, sich so nicht ausgedrückt haben. In diesen Briefen liegt eben keine Gefahr des „Judaismus“ vor.

Ein anderer lehrreicher Passus ist das Lehrstück von den Geistesgaben 1. 5, 19–21: In vier kurzen, wie Pfeile scharfgeschnittenen Sprüchen gibt Paulus nur Ratsungen aus, die unverkennbar auf eine umfassende dahinterliegende Lehrunterweisung hindeuten: „Löschet den Geist nicht; verachtet die Prophetie nicht; prüfet alles, behaltet das Gute; meidet alle böse Art.“ Also hat Paulus schon in den ersten Anfängen der Thessalonicher Gemeinde eine solche Unterweisung über die Charismata, ihre Verwendung in der Gemeinde und die damit verknüpften Gefahren für notwendig erachtet. Es ist aber eben nur eine nicht zu beweisende Vermutung, daß zwischen den Lebensäußerungen charismatischer Ausrüstung und der eingerissenen Schwärmerei ein innerer Zusammenhang bestanden habe. Auch die diesem Passus unmittelbar vorausgehende Stelle mit den drei knappen Ratsungen, die die Gesamtheit des Willens Gottes an die einzelnen Gläubigen umfaßt, sind wohl als Hinweis auf frühere Lehrunterweisung aufzufassen: „Freut euch allezeit; betet ohne Unterlaß; dankt in allem; denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus über euch.“ (1. 5, 16. 17).

4. Von besonderem Interesse sind drei Punkte der grundlegenden Missionspredigt, die in den beiden Briefen etwas deutlicher hervortreten: 1. Der Apostel liebt es auch sonst, den Gehalt seiner Menschheitsbot-



schaft kurz zusammenzufassen; so Gal. 2. 14—21 in der Ansprache an Petrus, 2. Kor. 5, 16—6, 1; 1. Tim. 1, 15; aber an solchen Stellen hebt er eben die für ihn entscheidenden Punkte heraus; daraus ist noch nicht ohne weiteres zu schließen, daß das auch der Hauptinhalt seines ersten Heilsangebots gewesen sein müsse. Anders ist es 1. Thess. 1, 9: „die Christen in aller Welt erzählen, wie ihr euch zu Gott bekehrt habt von den Götzen, zu dienen dem lebendigen und wahrhaftigen Gott und zu erwarten seinen Sohn von den Himmeln, den er von den Toten erweckt hat, Jesus, der uns errettet von dem Zorngericht, das da kommt.“ Hier wird also die entscheidende Erfahrung dargestellt, welche sie aus Heiden zu Christen gemacht hat. Es ist eine innere Umkehr, eine Bekehrung gewesen, die in eben so entschlossener Abkehr, wie Zukehr bestanden hat. Und zwar haben sie sich abgekehrt von den nichtigen Göttern, den Götzenbildern und dem Götzendienste; das war das Grunderfordernis; denn ohne diese Abkehr war die vertrauensvolle Zukehr zu dem „lebendigen und wahrhaftigen Gott“ nicht möglich. An einer solchen fast beiläufigen Stelle sehen wir, mit welcher Bestimmtheit der erste Artikel, der Gegensatz des reinen Monotheismus gegen die wildwuchernde heidnische, vollstümliche Vielgötterei im Hintergrunde der paulinischen Predigt stand und ihre Voraussetzung bildete, obgleich Paulus in seinen Briefen auffallend selten ausführlicher darauf eingeht. Die areopagitische Rede und die Ansprache an die aufgeregten Thyranner (Apostelgesch. 14, 15—17) gehen in dieser Richtung eigene Wege, wahrscheinlich nicht unapaulinische. Aber dieser eine „lebendige und wahrhaftige Gott“ ist eben der, welcher sich uns durch Jesus Christus geoffenbart hat. Viel deutlicher und entschiedener als die beiden erwähnten Reden der Apostelgeschichte vermuten lassen, hat Paulus Jesus Christus an Gott herangerückt als den, in dem wir erst Gott ganz erkennen und haben. So tritt Jesus im Grundbekenntnis sogleich neben Gott. Es ist in der eschatologischen Gesamtrichtung dieser beiden Briefe begründet, daß Jesus in erster Linie als der eschatologische Messias bezeichnet wird, „den wir erwarten von den Himmeln her, der uns errettet von dem Zorngericht, das da kommt.“ b) Gerade diese eschatologische Gesamtrichtung der beiden Briefe hat immer wieder zu kritischem Nachdenken angeregt. Ist sie daraus zu erklären, daß zur Zeit von Pauli Auftreten in Thessalonich diese eschatologischen Gedanken, in denen er sich wohl besonders nahe mit der messianischen Zukunftspredigt der Urapostel beiläufige, im Vordergrund seines religiösen Bewußtseins standen und damit seiner ganzen Predigt einen eschatologisch-apokalyptischen Inhalt gaben? Oder lag der Anlaß in der jungen Thessalonicher Gemeinde, welche von den verschiedenen großen Lehrstücken in erster Linie dieses eschatologische fesselte und zum Nachdenken anregte? Für die erste Anschauung kann man anführen, daß das gerade ein charakteristisches Merkmal der Paulusbriefe ist, daß jede der vier Gruppen — die Thessalonicher, die großen Lehrbriefe, die Gefangenschafts- und die Pastoralbriefe eine eigenartige Gesamtorientierung haben, die sie deutlich von den andern Gruppen unterscheidet und mit den Briefen der eigenen Gruppe geradezu zu einer Einheit zusammenschließt. Für die andere Anschauung fällt ins Gewicht, daß erfahrungsgemäß ein mit völliger Glaubensgewißheit auftretender Aufschluß über das Leben nach dem Tode und die sonstigen „letzten Dinge“ bei den Heiden besonders dankbare Aufnahme findet;

denn die Ungewißheit über diese zukünftigen Dinge lastet um so drückender auf ihnen, je mehr diese durch den Abnendienst und anderes im Vordergrunde der religiösen Pflichten und Anschauungen stehen. Man denke nur an die antiken Mysterien, an die Bedeutung der Gerichts-, Paradies- u. Höllenpredigt im Islam, an die Lehre von der Seelenwanderung und Vergeltung im Hinduismus, von Paradies und Hölle im Mahayana-Buddhismus; — oder an die Anziehungskraft von Spiritismus, Okkultismus und Theosophie, gerade weil sie über diese Rechtsgebiete erfahrungsgemäße Auskunft in Aussicht stellen. Wie dem auch sei, Paulus hat kein Bedenken getragen, beide Thessalonicherbriefe auf diesen eschatologischen Gedankenkreis einzustellen. Wir sahen bereits, daß er über das eschatologische Drama sogar sehr bestimmte und eigenwertige Anschauungen hatte, die sich zwar eng an die eschatologischen Reden des Herrn anlehnen, aber in dieser bestimmten Form: — eine zur Zeit noch aufhaltende, in einer einzelnen Person sich verkörpernde Macht; der Antichrist als Antigott, der mit übermenschlichen Machtmitteln und Verfügungskünsten auftritt und Anbetung als Gott in Anspruch nimmt, das plötzliche Eintreten der Parusie, die jähe Vernichtung dieses Antigotts — weder in jenen Reden, noch in der sonstigen neutestamentlichen Literatur genaue Parallelen hat. Wir schließen daraus, daß Paulus nicht in dem Sinne und Grade systematischer Denker war, daß die zentralen Gedanken der Glaubensgerechtigkeitspredigt immer und überall mit gleicher Energie in den Vordergrund geschoben wurden. Paulus hat eben einen großen Schatz synoptischer Ueberlieferung übernommen; und hier gewinnen wir einmal einen Einblick, wie er diesen Stoff sogar bereits in dem Heilsangebot an die Heiden oder wenigstens in der ersten Vehrunterweisung an eine neu gebildete Christengemeinde verwertet hat. Es ist wohl auch nicht so, daß bei Paulus verschiedene Gedankenkomplexe, die er aus verschiedenartigen Quellen übernommen hat, mehr oder weniger unvermittelt nebeneinander liegen; aber er hat noch viel weniger aus seinem Damaskuserlebnis und den sich etwa daran anschließenden religiösen Erfahrungen heraus ein religiös-theologisches Gedankensystem herausgesponnen. Sondern er hat die ihm überkommene urchristliche Gemeinüberlieferung (1. Kor. 15, 1 ff.), orientiert und bereichert durch seine gründliche Kenntnis des Alten Testaments, mit seiner intensiven Gedankenarbeit durchdrungen und auf seine Lebensaufgabe als Menschheitsapostel eingestellt. Wir sind aber nicht imstande, mit einer paulinischen oder anderen dogmatischen Elle nachzumessen, an welchem Ort im System die einzelnen Lehrtüde ihren rechten Platz haben.

c) Wichtig ist, in welchem Maße die sittliche Energie des geheiligten ethischen Willens diese ganze Atmosphäre des christlichen Lebens durchdringt. „Weiter nun, Brüder bitten und mahnen wir euch in Herrn Jesus, daß ihr immerzu wandelt, wie ihr von uns gehört habt, daß es sein muß, um Gott zu gefallen, und wie ihr es schon tut; ihr wisset ja, welche Gebote wir euch gegeben haben durch den Herrn Jesus. Denn das ist der Wille Gottes: eure Heiligung.“ (4, 1—3). Man ist neuerdings geneigt, die ethische Lebensenergie der Religiosität gegen ihre dogmatisch-mystisch-kultischen Entwicklungen auszuspielen; das Charakteristische an Jesus sei die einseitige Ausprägung der ethischen Lebensenergie gewesen, und darum gehöre er als krönender Abschluß in das Alte Testament, in die das Willensleben normierende gesetzliche Religion:

entwicklung hinein. Bei Paulus sollen bei weitem die dogmatisch-mystisch-kultischen Linien und damit einerseits der denkende Intellekt; zu zweit die unter Ausschaltung des Willens sich vollziehende, gefühlsmäßige Versenkung, zu dritt die Verleiblichung der Religion in kirchlichen und kultischen Formen im Vordergrund stehen; damit gehöre er in die hellenistische Entwicklungsreihe hinein. Allein eine gesunde, wachstümliche Religion ist wie ein wachsender Organismus, der zu seiner Zeit und an seinem Orte nicht nur einen Stamm sondern ebenso auch Wurzeln, Äste, Blätter, Blüten und Früchte hervorbringt. Sie erobert sehr verschiedene geistige und kulturelle Lebensgebiete und weiß sie mit ihrem Gehalte anzufüllen. Und die sittlichen Lebensenergien haben dem Christentum in der Wurzel angehört; sie sind durch die paulinischen Theologumena von Sünde und Gnade wohl in eine andere Beleuchtung gerückt, aber in ihrer Entwicklung eher gefördert als gehemmt. Es sind drei spezielle Punkte, auf welche Paulus die Thessalonicher hinzuweisen sich verpflichtet fühlt: geordnete eheliche Verhältnisse; Ehrenhaftigkeit im Handel; und Warnung vor ungebundenen Mißgangan. Speziell auf den dritten Punkt legt der Apostel großen Nachdruck, im zweiten Briefe (2. 3. 6-16) noch mehr als im ersten (1. 4, 10-12). Es ist möglich, daß dieses ungebundene Leben in Nichtstuerie mit der überreizten eschatologischen Erwartung zusammenhängen: „die Parusie des Herrn (und damit die neue Herrlichkeitsära) sind schon angebrochen.“ Die Briefe geben darüber keine Auskunft. Es ist auch möglich, daß alle drei Mängel gleichsehr ihre Wurzel in dem wüsten Wesen des überwundenen, aber noch nachwirkenden Heidentums ihren Grund haben. Es ist lehrreich, daß uns im Zusammenhang mit dem dritten Punkte die erste deutliche Spur einer Kirchenzucht begegnet. „Wenn aber einer meinem brieflichen Worte nicht folgt, den zeichnet und laßt euch nicht mit ihnen ein, damit er beschämt werde. Aber haltet ihn nicht wie einen Feind, sondern warnet ihn wie einen Bruder.“ Es ist die Gemeinde selbst, die über ihrer eigenen Reinheit wacht, nicht der Apostel, der als Sittenrichter die Schäden aufdeckt und die Sünder zur Rechenschaft zieht. Aber der Apostel gibt doch der noch unerfahrenen Gemeinde seinen wohlerrungenen Rat, der ebenso gut in der reichen Erfahrung in anderen Gemeinden, wie in seiner überlegenen christlichen Einsicht und Lebenserfahrung seinen Grund und seine Berechtigung hat. Es gehört zu den eigentümlichsten und wirksamsten Lebensfunktionen ebenso der alten Kirche, wie der heutigen Missionskirche, daß dieser Selbstreinigungsprozeß sich wirksam vollzieht. Sie sind nur soweit geistlich gesund, als sie diese sittliche Selbstzucht aufbringen.

5. Wenn Deißmann in der chronologischen Bestimmung der zersplitterten delphischen Notiztafel recht hat, fällt bekanntlich das Prokonsulat des Aestius Gallio, des Bruders des Philosophen Seneca, in das Jahr Frühjahr 52 oder ein Jahr früher anzusetzen, also 50-51. So sind sie wahrscheinlich 142 oder ein Jahr früher anzusetzen, also 50-51. So sind sie wahrscheinlich die älteste Urkunde des jungen Christentums, das uns aufbewahrt ist. Sie werden an chronologisch sicher datierbaren und in ihrem Wortlaute sicher genau aufbewahrten Dokumenten nur vom Aposteldekret und jener antiochenischen Gemeinderede des Paulus (Gal. 2, 11 ff.) überholt. Von den synoptischen Niederschriften ist wohl sicher Markus (allerdings vielleicht nicht ganz in der



uns vorliegenden Form) die älteste; allein, wenn dies Evangelium auch wohl in den fünfziger Jahren abgefaßt ist und natürlich zum weitaus größten Teile und vielfach bis in den Wortlaut getreu, ältere synoptische Ueberlieferung darbietet, so ist das Markusevangelium doch wohl nach den Thessalonicher- und vielleicht sogar nach den großen Lehrbriefen niedergeschrieben. Auch die neuerdings vertretenen Meinungen, daß entweder 1. Petrus und Jakobus oder der Galaterbrief vor den Thessalonicherbriefen anzusehen seien, sind mit durchschlagenden Gründen abzulehnen. Die Priorität bleibt bei den Thessalonicherbriefen, und sie sind fast genau zwei Jahrzehnte nach dem Tode und der Auferstehung Jesu anzusetzen. Mit ihnen wird das Christentum Buchreligion; sagen wir genauer, sie sind das älteste, uns durch einen glücklichen Umstand aufbewahrte Stück der urchristlichen Schriftstellerei. Die ältesten Briefe Pauli und etwaige ältere Skizzen und Sammlungen der synoptischen Tradition sind hoffnungslos verlorengegangen. Nun lese man unter diesem Eindruck die Briefe oder auch nur die ersten Verse des ersten Kapitels: das ist schon reiches, volles Christentum; das ist der Lebensodem St. Pauli.

6. Von allen Briefen des Paulus stehen den heutigen Missionsverhältnissen die Thessalonicherbriefe am nächsten. Hier sind dieselben einfachen, werdenden Verhältnisse junger, eben erst aus dem Heidentum auftauchender Gemeinden. Tritt unserer Missionsleitung die reiche Erfahrung von zwei Jahrhunderten praktischen Missionsarbeit zur Seite, so dort das missionarische Genie, das mit instinktiver Sicherheit in schwierigen Fragen das Richtige trifft. Und es begegnet uns noch kein Ringen mit einer judaisitischen oder häretischen Irrlehre, wie es später die Wirksamkeit des Apostels zu einer so dornenwollen machte und auch an seine theologischen Kräfte so hohe Anforderungen stellte. In einer Beziehung möchten wir fast mit Reid auf die Thessalonicher Gemeinden, sowie sie die beiden Briefe uns zeichnen, blicken: Sie sind nicht belastet mit dem Ballast einer Jahrtausende langen kirchlichen Tradition: sie haben keine romanischen oder gotischen Kirchen, keine althehrwürdigen Agenden und Liturgie, keine Pastoren und kein Kirchenregiment. Von allem sind nur eben wachstümliche Körner vorhanden; von kirchlichen Gemeindeämtern begegnet uns nur die eine Mahnung: „Wir bitten euch aber, Brüder, daß ihr anerkennet diejenigen, welche bei euch die Geschäfte besorgen und euch vorstehen im Herrn und euch ermahnen, und sie recht hochhaltet in Liebe um ihres Werkes willen.“ (1. 5, 12). Wir dürfen wohl nach Apostelgesch. 14, 23 annehmen, daß diese „Vorstehenden“ bereits die später so ehrwürdig gewordenen Titel „Presbyter“-„Ältester“, oder „Episkopen“-„Aufseher, Vorsteher“ geführt haben; aber es wollte eben erst ein Amt werden. Man ist fast erstaunt, daß ein Paulus, der eine so überwältigend starke Ueberzeugung von dem „Dienst der Versöhnung“ (2. Kor. 5, 18) als göttlichen Rechts und göttlicher Einrichtung hatte, diesen so lange auf den ihm — und andern Aposteln — zuteil gewordenen Gottesauftrag reduzierte. Aber das war ungemein weise und weitblickend, daß Paulus weder die festgewordenen Formen des jüdischen Synagogendienstes, noch die der hellenistischen Kulte und Mysterien den werdenden Gemeinden überfüllte. Er entnahm anscheinend aus diesen ihm geläufigen Formen nur, was der angemessene Lebensausdruck des jungen werdenden christlichen Lebens war. Ob nicht das geistliche Leben in den heutigen

heidenchristlichen Gemeinden sich um vieles urwüchsigter und gesunder entfalten würde, wenn sie nicht die vielfach matten Abklatsche, die Nachahmungen im Duodezstil der heimatischen Kirchen — bis auf das Common Prayer Book, die Lüneburger Kirchenordnung, Talar, Wäffchen und Barett — wären. Die freie, jugendlich frische Unmittelbarkeit des christlichen Denkens und Lebens, das in diesen Briefen pulsiert, ist besonders erquicklich.



## Anknüpfungen für die Predigt im papuanischen Heidentum.

Von Steph. Vebner, luth. Missionar, Kap Arlona.

Wie bekannt, haben wir es in Neuguinea mit einem Volk zu tun, dessen Religiosität (denn Religion muß ihm zuerkannt werden, wenn anders die minimale Definition der Religion als „Glaube an geistige Wesen“ richtig ist) kurz gesagt im Animismus besteht. Unter hiesigem Animismus verstehen wir den Seelen- und Geisterglauben und Seelen- und Geisterdienst nach seinem ganzen Umfang, soweit er im Zusammenhang bleibt mit den Vorstellungen, die von der menschlichen Seele hergenommen sind. Dabei wird nun auch dem hier sich findenden Animalismus = Tierglauben, Manismus = Ahnenglauben, Totemismus = Schutztierglauben und bestimmten Gebieten des Dämonenglaubens gerecht. Wer mit solchem Animismus vertraut ist, wundert sich nicht über den Tiefstand unserer Leute, denn diese Religion konnte gar nichts anderes hervorbringen, als das, was wir wahrnehmen: In der Anschauungswelt des Animismus ist die Lüge begründet, aus ihr erwachsen die sittliche Abstumpfung, Selbstentweihung, Nichtachtung der Persönlichkeit, Zwillingsmord, Blutrache, unsagbare Roheiten und alle die heidnischen Laster, die bis zum Kannibalismus gediehen sind. Aus der animistischen Denkweise ergibt es sich, daß die Sinnlichkeit, die sich auch hier als Macht erweist, ins Ungemeinere wachsen konnte; desgleichen, daß die mannigfaltigsten Arten von Zauberern, vom Gewitter- und Erdbebenverursacher, vom Feuerungs-, Feld- und Schweinezauberer bis zum Inhaber der Kräfte über Leben und Tod einzelner wie ganzer Ortschaften, erstehen konnten, die ihrerseits ihr möglichstes taten, neben den unleugbar hier waltenden objektiven Mächten das Volk in seinem Irrwahn und ziemlicher Abhängigkeit von ihnen zu erhalten und, wie die Erfahrung lehrt, sie immer tiefer in Finsternisse und Irthümer zu verstricken.

Und doch, selbst diese animistische Religion mit ihrer schrecklichen sozialen Entwürdigung hat bedingte Lichtseiten. Bei tieferem Studium der Eingeborenenseele lernt man unterscheiden zwischen ganz schlechten, verwerflichen und sträflichen Elementen und dem einigermaßen aner kennenswerten Streben und Sehnen nach etwas Besserem. So darf man z. B. nicht übersehen, daß so heillos und niederträchtig auch viele Auswüchse des hiesigen Animismus sind, er doch ein Bestreben einer Körperschaft ist, zu ringen mit dem großen Problem der Existenz. Deshalb hat man auch schon die Religion

der animistischen Eingeborenen definiert als „Gebundenheit an das Geschlecht. Ihre Übung ist Dienst des Geschlechtes. Dienst sowohl gegen die Vorfahren, gegen das gegenwärtige wie zukünftige Geschlecht. Und in der Tat, der auf's Leben gerichtete Trieb sucht das Leben, aber da die Orientierung an Gott nicht in Betracht kommt, so sucht er es da, wo das Leben einigermaßen dauernd in Erscheinung tritt, in dem Zusammenhang des Stammes.“ Aber freilich, dieses Streben nebst anderen lichten Zügen z. B. innerhalb des Stammes- und Familienlebens, die Höflichkeit gegen Höherstehende, Gastfreundschaft, Ehrerbietung, ja Hilfsbereitschaft; die Anstandsregeln im Verkehr, bei gemeinsamen Beratungen, bei Betreten fremder Wohnungen und dergl. sind nicht als „Gesinnungstüchtigkeit im Guten“ aufzufassen, sie sind von Furcht diktiert und insgesamt utilitaristisch bestimmt. Trotzdem sich nun das Gute gleichsam nur verschluckt und verschüttet findet, als Bestreben nach Besserem muß es doch anerkannt werden. Irgend etwas aber, auch wenn es noch so böse ist, das Bessere bezwecken will, muß gleich jedem Irrtum Wahrheitsmomente in sich bergen.

Dieses so verunreinigte Gute aber zu erkennen, um es als Anknüpfungspunkte für die ewige Wahrheit zu gebrauchen, fordert tiefes Studium, ein Studium, das allerdings auch seinen Lohn in sich trägt; denn aus dem Verständnis des Volkes heraus zum Volk geredet wirkt wieder Verstehen und durch Gottes Gnade Erkennen und Aneignen der seligen Botschaft vom Reiche Gottes, die wir ihnen als Bestes zu ihrem ewigen Heile bringen.

Auf etliche Stücke hiesigen Heidentums, die Anknüpfungspunkte für die evangelische Verkündigung bilden können, sei nun hingewiesen. Greifen wir zunächst den Hauptgedanken heraus: „Die Fortdauer der Seele nach dem Tode,“ wohlverstanden, ich sage Fortdauer, nicht Unsterblichkeit, denn Unsterblichkeit im wahren Sinne des Wortes kennt hiesiger Animismus nicht. Die Definition Tylores von der Gespenster- oder Geisterseele paßt auch für die Anschauung unserer Leute, insofern nach ihrer Ansicht die persönliche Seele oder der persönliche Geist ein körperloses menschliches Bild ist, seiner Natur nach eine Art Dampf (awajaö) ein Funke (kekec) oder Schatten (katu); die Ursache des Lebens und Denkens im Individuum, das es bewohnt. Es vermag den Körper weit hinter sich zu lassen, um schnell von Ort zu Ort zu eilen, es ist meistens ungreifbar und unsichtbar, doch offenbart es auch physische Kraft und erscheint besonders dem Menschen im wachenden oder schlafenden Zustande als ein von dem Leibe, dem es ähnlich ist, getrenntes Phantasma (katu matac, balöm seyom). Endlich kam es in den Körper anderer Menschen oder Tiere eindringen, sie in Besitz nehmen und beeinflussen (ey géjam ae layo -- kësöp bôc gabuy). Die Fortdauer der Seele ist eine durchaus notwendige Folge des Animismus. Diese Folge beruht auf ihren Vorstellungen, daß die Erscheinungen in Träumen und Visionen fortlebende Seelen seien.

Die heidnische Anschauung vom Seelenleben, natürlich gereinigt von der Seelenwanderung, die in dem mangelnden Empfinden eines absoluten psychischen Unterschiedes zwischen Mensch und Tier mitbegründet ist, bildet einen guten Anknüpfungspunkt für das gottgelehrtel Lebensprinzip im menschlichen Hörner, das beim Tode den Leib wieder verläßt, und zwar verläßt mit



all den ihm eigenen Zufälligkeiten, je nach der Stellung zu Gott in diesem Leben. Dadurch bekommt das Woher ihres Ursprungs, Zweck ihres Seins und Ziel ihres Lebens ethische Bestimmtheit. Nicht nur die einzelnen als Persönlichkeiten gewinnen an Wert, was Achtung ihrer selbst und untereinander im Gefolge hat, sondern für allen und jeden wird es ein Anlaß, sich eines Lebens zu befleißigen, das der Seele Wohlfahrt hier und dort bezweckt. Dabei kann man die Erfahrung machen, daß die Belehrung in diesem Punkte ihnen als längst gesuchte, aber vergeblich gesuchte Lösung entgegenkommt. —

Die sich hier anschließende Anschauung von der Unsterblichkeit, von der wie schon erwähnt die niedere Psychologie keine klare Vorstellung hat, ist als Anknüpfungspunkt für die christliche Lehre vom Zustand nach dem Tode kaum zu gebrauchen, zumal das wenige, was von Anschauungen über das Sein nach dem Tode vorhanden ist, nur auf der Linie der sogen. Fortsetzungstheorie liegt, die aber kein Motiv für sittliches Handeln in sich begreift, da dies letztere einzig der Vergeltungstheorie eignet. Daß sich die Animisten nicht bemühten, sich mehr Rechenschaft zu geben über ihre Zukunft, hängt vor allem mit dem Mangel jeglicher Reflexion bei unseren Völkern zusammen, sodann mit ihrer Sorglosigkeit und vor allem mit der Furcht über irgend etwas, das mit dem Tode in Verbindung steht, sich überhaupt Gedanken zu machen. Die zukünftige Welt ist viel zu weit entfernt, als darüber zu grübeln, daher ist es auch erklärlich, daß ihre Angaben von dem Zustand nach dem Tode nur spärlich und einander widersprechend sind. Dank ihres Reichthums wird ihre Lebensart durch die Erwartungen, die sie vom zukünftigen Sein haben, in keiner Weise zum Besseren beeinflusst, wohl aber werden sie, da sie glauben mit dem Tode in umgehende Geister überzugehen oder in ein düsteres Schattenland, bar aller Genüsse, denen die Lebenden fröhnen, an jeglicher Schaffenslust gehindert, dumpfer Resignation preisgegeben und vermehrtem Schrecken und größerer Furcht vor dem Tode ausgesetzt.

Hier gilt es ein Neues zu pflügen und dem wilden Glauben an die Fortdauer der Seelen und den daraus resultierenden Spekulationen über die Art derselben die von Gott geoffenbarte Ewigkeitswelt mit der bestimmten Erwartung eines Gerichts nach dem Tode und ihren die Diesseitigkeit stark beeinflussenden Momenten entgegenzustellen.

Betrachten wir sodann die Verehrung der Ahnen, die gleicherweise wohlwollende wie übelwollende Geistwesen sein können. Unter diesen wie jenen gibt es gewisse Rangstufen: a) gamèy yatau = Blahgeister, tameyi a puya und apai = Väter, Großväter und Ahnen genannt, gewissermaßen die Familienhäupter; b) apòmtau, die Dorf- oder Stammeshäupter, deren Namen und Eigentümlichkeiten mit dem Balumsholz festgehalten werden und zugleich vielen Sippen als Losungsworte dienen; c) der „balòm“ schlechtweg, dessen Ursprung wohl nicht mehr klar festzustellen ist, der aber als Zusammenfassung aller Geistwesen die größten Opfer fordern und von der Gesamtbevölkerung geehrt werden müssen. —

Diesen ebengenannten Geistwesen stehen andere gegenüber, die zum mindesten sehr launenhaft, ja böse sind und durchweg als valou sec = schlechte Geister bezeichnet werden. a) Die mit Namen genannten Naturgeister wie

Bumo, Hugob, Moloc, Diy, Wasu, baldmseyom, baldmawé, baldmmoac usw.  
 b) Die baldmjaé, die fernher Gekommenen, die Fremden und Feindlichen,  
 d. h. all die Seelen der unglücklich ums Leben gekommenen, nun vagabundierenden Geistwesen, die allenthalben haufen und immer nach Schaden trachten.

Die Verehrung dieser Geistwesen, die in erster Linie den Seelen der Altvordern zukommt, ist nicht identisch mit Anbetung, denn der Eingeborene kniet weder vor ihnen noch bezeichnet besondere Scheu seinen Verkehr mit ihnen, kann er doch im Aerger über fortwährende Mißerfolge dieselben sogar aufs gröbste verhöhnen und schänden. Obwohl sie in bezug auf ihre Daseinsform in keiner Weise über den menschlichen Kreis erhaben sind, kommt doch der Eingeborene aufs gewissenhafteste seiner Pflicht ihnen gegenüber nach, um sich ja ihrer Gunst zu versichern. Und warum diese Gewissenhaftigkeit, diktiert von Furcht vor den Geistern, die sich bei den geringsten Vergehen wider sie auf Schritt und Tritt an den Lebenden bitter rächen würden? Darum, weil im Denken der Eingeborenen die Geistwesen, denen sonst in keiner Weise die Ueberweltlichkeit und moralische Ausgezeichnetheit eignet, die vielmehr ärmer sind als die Ueberlebenden und letzterer Hilfe bedürfen, beim Anrufen, entsprechend dem widerspruchsvollen Gebilde des Animismus, aktuellen Göttern, Herren aller Verhältnisse gleichen, mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, mit einer gewissen Allmacht, ja Allgegenwart und aus letzterer resultierend einer Art Allwissenheit, deren Wohlwollen von der Pietät und dem rechten Verhalten der Nachlebenden abhängt. Insofern ist es wohl erklärlich, daß viel Mühen und Kämpfen der Eingeborenen von dem Gesichtspunkt bestimmt sind, sich die Zufriedenheit der Ahnen zu erwerben und zu erhalten. Der Glaube an diese „vergotteten“ Ahnen, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, ist bei unserem Volke noch verbunden mit dem Glauben an Sonne und Mond, die die Stelle eines ehemals gefannten und mehr geehrten Apomptan = Herren — einnahmen. „Sonne und Mond hat uns erschaffen, durch Sonne und Mond bleiben wir am Leben, solange diese am Himmel stehen, leben auch wir, gehen diese zugrunde, dann sind auch wir verloren,“ daher die Angst einerseits und das ernste Bemühen andererseits, bei Verfinstern der Gestirne sie dem Verderben zu entreißen. Daß man ehemals der Sonne Persönlichkeit andichtete bezeugen noch Ausdrücke angesichts des blutroten Sonnenballes wie: Oc tanu kéliy da = das Auge der Sonne blutet.“

Dieser eben ganz kurz skizzierte Glaube ist eine wertvolle Vorbereitung für die Annahme der christlichen Offenbarung. Es ist nämlich eine merkwürdige Tatsache, daß die Verkündigung des wahrhaftigen Gottes, selbst von seite der voll überzeugten Heiden unter unserem Volke nicht dem geringsten Widerstande, ja kaum vieler Verwunderung begegnet. Diesen Nichtwiderspruch aus der vis inertiae unserer Eingeborenen erklären zu wollen, die nicht leicht einem ihnen an Wissen überlegenen Weißen widersprechen, oder selben in ihrer Höflichkeit und schlaun Berechnung, es mit dem Weißen als Warenlieferant nicht zu verderben, begründet sein zu lassen, dergleichen Einwände widerlegen sich von selbst. Wie oft erlebte ich es und andere mit mir, daß sie, beim Angriff auf ihre sozialen Einrichtungen, etwa die Vielweiberei, den Frauenkauf oder auch auf ihre eigene Schlechtigkeit, viel weniger Lust zeigten,

die Beweisführung einfach anzunehmen, und taten sie es doch, so geschah es nur im platonischen Sinne, um uns für den Augenblick zufriedenzustellen, bei unserer Abwesenheit aber huldigten sie dann wieder ihren alten Gewohnheiten.

Hat aber ein Eingeborener mit seiner alten Geisteranschauung gebrochen, so hat er sie für immer verworfen, denn in und mit der Botschaft von dem einen wahren Gott ist ihm wirkliche Befreiung zuteil geworden und zugleich das ihm selbst unbewußte Sehnen, dessen Stillung er auf Irwege gesucht hat, tatsächlich gestillt. Er wird vielleicht ein sehr unvollkommener, unbeständiger Christenmensch, ja wegen schwerer Vergehen von der Christengemeinschaft vielleicht wieder ausgeschlossen werden müssen und infolgedessen auf die Dauer jede Verbindung mit der Kirche lösen — trotzdem zum Ahnendienst wird er nie mehr zurückkehren, eben weil sein Glaube an die Ahnen durch die christliche Wahrheit, die sich ihm im innersten Herzensgrund als solche bezeugt, den Todesstoß erhielt. Wenn der Eingeborene die Kunde vernimmt, daß der über alles Seiende zugleich Vater und Schöpfer ist, der im Himmel wohnt, so verbindet er die Ahnen als Götter mit dem Himmel als Gott, eine Verbindung, die nie zuvor stattgefunden hat. Diese Verbindung machten wir unseren Eingeborenen nicht leicht, denn eine Beziehung zu Anôô herstellen, hieß hier an eine gestaltlose göttliche Wesenheit anknüpfen, welche in nebliger Ferne und in schattenhafter Ruhe jenseits und über der materiellen Welt schwebt, zu wohlvollend oder zu erhaben, um menschlicher Verehrung zu bedürfen, zu entfernt, zu indifferent, zu sehr bloß seiend, um sich mit dem winzigen Geschlecht der Menschen abzugeben. Daß auch den Eingeborenen, wie dem Sabemstamm, das Wesen, welches sie Anôô nannten, solche eine mystische Gestaltlosigkeit war und nicht oberste Gottheit als die bestimmte und konsequente Folge ihres Animismus, — daß man fast gezwungen ist, anzunehmen, sie ist ihnen von anderer Seite aufgedrängt, dafür spräche die Tatsache, daß sie nach erhaltener Kunde von der Root-Insel über Tami den Namen „Anôô“ zu einem wê sia = Fremdgefang gestalteten („O Anôô“ gobêo sule salê gowa adac gaja a a“) — Oder was wahrscheinlicher ist, daß sie im Laufe der Zeit ihrem Bewußtsein entschwunden ist, wird vor allem daraus klar, daß der personifiziert gedachten Sonne und dem Monde die Schöpfer- und Erhalterfähigkeit Gottes zugeschrieben wird. Aber trotz dieser Erschwerung gelangten sie zur Kenntnis des himmlischen Vaters, und diese Kenntnis behauptet sich in ihrem Geiste nun so stark, daß sie nie mehr ausgetilgt werden kann.

Eine weitere Vorbereitung aufs Evangelium, welche Beziehungen anzuknüpfen erlaubt, ist sodann der hier vorhandene Totemismus „mu“ genannt. „Mu“ können neben ehemaligen angesehenen Alten, die nach dem Tode ihre Würde weiterbehalten, auch Aufenthaltsorte der Abgeschiedenen selbst „gamey mu“, aber auch Tiere als Gefäß oder Verförperung in ihnen wohnender Geisterseelen sein. In letzterem Punkte berührt sich der Totemismus mit Schlangenkult und Fetischismus. Zu diesen Geistern, die zum weitest- aus größten Teil als „lamu“ d. h. Beschützer ihrer Stammesangehörigen, denen sie wirksamen Schutz verleihen können, angesehen werden, zieht sie ein bestimmtes Vertrauen, das natürlich ethisch durchaus minderwertig und



egoistisch bestimmt ist, insofern dieses Zutrauen in den Gefühlen des Ergriffen- und Hingetriebenwerdens zu dem gefürchteten Objekte wurzelt. Den Namen ihres „mu“ rufen sie bei freudigen Festfeiern, bei Erlangung der Jagdbeute, in Kampfesmut beim Betreten des feindlichen Dorfes, im Schrecken und großer Gefahr. Die verschiedenen Sippen suchen sich ihrer Wohltäter und Schutzherrn durch treue Befolgung gegebener Regeln würdig zu erzeigen, sie ehren sie hoch, opfern ihnen von Zeit zu Zeit, geben ihnen also Tribut, um sich ihre Gunst zu erhalten. Nie töten noch essen sie das Totemtier, sehen sie andere sich gegen ihr Totem vergehen, so ergrimmen sie darüber und üben Vergeltung.

Die Ueberleitung von dem Beschützer, zu dem sie ein gewisses Vertrauen haben, dessen Güte sie allezeit sicher sind zu dem wahrhaftigen Schutzherrn, der tatsächlich aller unserer Verhältnisse Herr ist, ist leicht und gut verständlich. Ihn zu ehren, seinen Anweisungen gemäß zu leben, sollte jedes Christen Bestreben sein. Seiner in allen Lagen zu gedenken und ihm dankbare Opfer darbringen, dazu muß unser Herz uns drängen. Zu ihm gilt es nicht zu kommen mit einem in heimlicher Furcht gegründeten Vertrauen, sondern mit freudigem Herzen, denn der Herr ist gut und fromm. Psalm 25, 8.

Fernerhin bietet der in ihrer niederen Philosophie ausgeprägte Dualismus, insofern sie zwischen wohlwollenden und übelwollenden Geistern unterscheiden, eine Anknüpfung für die Dämonologie im Christentum. Ausgehend von den sie allenthalben umgebenden yalau sec = bösen Geistern des ihrer Meinung nach allezeit rachebrennend ihnen zu schaden trachten, wo immer sie können, und denen sie rettungslos ausgeliefert sind, läßt sich gar wohl reden vom Satan und seinem Dämonenheer als dem gottfeindlichen und deshalb alles Göttliche zu zerstören suchenden Prinzip, das in die herrliche Gotteserschöpfung eingedrungen ist, wovon ja ihr Wandel nach väterlicher Weise, weil unter Sünde und Teufelsknechtschaft dahingegeben, bedrücktes Zeugnis ablegt; gegen welches aber in dem lebendigen Gott, der in Christo Jesu der alten Schlange den Kopf zertrat, Rettung und volle Befreiung gefunden werden kann.

Wie schon angedeutet, spielt auch das „mec“ = Zauberspruch bei unseren Leuten eine Rolle, im Sinne des Bittgebets und Segnens oder auch Verwünschens, das alles mit dem einen Ausdruck „tasom mec d. h. einen Spruch sagen“ umschrieben ist. Was gab es doch ehemals, wofür der Eingeborene keinen Spruch hatte? Sprüche zu den Ahnen und Sprüche über alles und jedes, das dem Lebenden zugehörte oder mit ihm in irgendeiner Beziehung stand, faktisch oder auch nur vermeintlich. Der mit kamoc balom = (Geisterwunde, weil etwa durch den Geist seines verstorbenen Vaters verursacht) Heimgesuchte hat unter mancherlei Manipulationen eben diesen Geist, ihm doch die Wunde „wegzufressen“, d. i. zu heilen. Der Feuerzauber rief ihm zu, sich in Wildschweine zu wandeln und seiner Feinde Feld zu verwüsten. Die Manen sollten ihm Wild verschaffen, die Feldfrüchte behüten, Hunde zur Jagd tüchtig machen und Kinder und Schweine groß werden lassen; sie sollten die Herzen der Frauen dem Begehrlichen geneigt machen und die er haßt, vernichten, sei es durch Wildschweinbisse, Kasuarverwundungen oder durch Sturm und Wetter. Was hielt der Eingeborene nicht mittelst seines

Spruches für möglich? Den Regen aus den Wolken, die Fische vom Meere, den Donner und Blitz vom Himmel, das Erdbeben durch seines Körpers Kraft, den Stillstand der Sonne, den raschen Lauf seines Bootes, die Geburt von Zwillingen, das Sterben des Erstgeborenen, das Großwerden der Folgenden, die Beruhigung der Feinde, das Weichen der Krankheiten, das Heilen von Wunden (kamoc balu = vom Zauberer verursacht), den Sieg über die Feinde, die Macht über Wind und Wellen, den Tod der Menschen und dergl. mehr.

Daß die Gebete der von Gott gelösten, in ihrem Dichten eitel gewordenen Menschen, deren unverständlich Herz verfinstert ist, etwas Oberflächliches, nur ein Plappern sind, sagte schon der Herr, und wir sehen fort und fort, daß alle ihre Gebete, entsprechend ihrer niederen animistischen Stufe, einen unethischen Charakter an sich haben. Alle Bitten sind durchaus egoistisch bestimmt, auf Erfüllung eines Wunsches gerichtet, aber dieser Wunsch ist auf einen persönlichen Vorteil beschränkt. Bitten eines Eingeborenen, vor dem Bösen, dem Laster ihn zu bewahren und zum Guten ihm zu helfen sind mir, trotz der Mannigfaltigkeit der vielen schon niedergeschriebenen Gebete, noch nicht vorgekommen. Solange aber dies fehlt, ist das Gebet kein Hebel der Sittlichkeit.

Nichtsdestoweniger ist das heidnische Gebet ein lohnender Anknüpfungspunkt für das christliche Gebet. Schon insofern als es das innige Verlangen der Seele, ausgesprochen oder unausgesprochen ist, „das Sichwenden eines persönlichen Geistes an einen persönlichen Geist“, hat es den Weg für rechtes Gebet zu dem lebendigen Gott geebnet. Außerdem ist schon in der wilden Religion das Gebet ein Mittel, das Selbstvertrauen zu kräftigen, Mut und Hoffnung zu wecken und zu beleben. Aber erst im Christentum wird es ein mächtiges ethisches Motiv, welches den Menschen mit dem Glauben an die allgegenwärtige übernatürliche Hilfe erfüllt und die sittlichen Gefühle und Kräfte in ihm hebt und bestärkt. Und hat einmal der Eingeborene davon Erfahrung, so geht ein Wandel in seinem Leben mit ihm vor, ähnlich dem, nachdem er sich verabschiedet hat von seinen Geistern. Darum wird gerade auf diesem Gebiet, die unseren Leuten verliehene Gnadengabe, wenn ich es so nennen darf, recht deutlich, denn die Einsalt ihres Gebetslebens als Christen ist ein hervorstechendes Merkmal ihres Christseins. Schriftstellen wie Psalm 145, 19. „Er hört ihr Schreien und hilft ihnen“ bieten dem Verständnis des Christgewordenen keine Schwierigkeit. —

Eng mit dem „mec“, das wir eben im christianisierten Sinn von „tatey me“ = beten oder bitten einen Spruch“ versehen haben, hängt das „tasom mec im Sinne von Zauberspruch sprechen“ zusammen, dessen Wirkung Wohltat oder Verderben ist. So ist es wohl angebracht, gleich hier das dunkle Gebiet der Zauberei ins Auge zu fassen, das, so paradox es auch klingen mag, ebenfalls Beziehungen zum Christentum erlaubt. Fastisch sind Zauberformeln in vielen Fällen nichts weiter als Gebete und sind als solche leicht verständlich. Und selbst da, wo sie als bloße Wortformeln auftreten, die durch irgendeinen unerklärlichen Vorgang auf die Menschen und die Natur einwirken, ist es wohl denkbar, daß sie selbst oder die Typen, nach denen sie gebildet sind, ursprünglich Gebete waren, die im Laufe der Zeit zu Sagen, Märchen und mythischen Tendenzen ausarteten. Die Zauberei ist im Leben unseres Volkes

ein ungemein wichtiger Faktor. Kurz gesagt versteht man darunter alle Machinationen, die heimlicherweise zu dem Zweck ins Werk gesetzt werden, die unpersönlichen Naturmächte zu bemeistern, persönlich gedachte Geistwesen zum Schaden anderer in Bewegung zu setzen und schließlich von Menschen Besitz zu ergreifen, um sie zu vernichten. Der Eingeborene ist ja in vollständiger Unkenntnis über den wahren Zusammenhang der Ursachen und deren Folgen. Sie haben nie die Naturprozesse wissenschaftlich untersucht, daher ist es erklärlich, daß sie an die Existenz von Gewalten glauben, die sie sich zu unterwerfen suchen, damit sie entweder beitragen zu ihrem Glück oder sie wenigstens nicht ins Unglück stürzen. Den Zauberern obliegt es, und nach Ansicht ihrer Volksgenossen vermögen sie es auch, in den mannigfachen Verhältnissen die wirkenden Kräfte zu entdecken und sie zu besiegen. In Verfolgung dieser ihrer Aufgabe sind sie teilweise Wahrsager, wenn man will, auch Medizinemänner oder Zauberdoctoren. Insofern die Uebung und Ausführung der Zauberei nach gewiesenermaßen auf unsinnigen Sätzen beruht, also völlig unwissenschaftlich, unmoralisch und antireligiös, ja für die Zauberer selbst widerlich ekelhaft ist, (mußte er doch, um seinen Zauber kräftig und scharf zu erhalten, neben sonst ungenießbaren Früchten zuweilen die eigenen Exkremente essen) repräsentiert sie den gräßlichsten Aberglauben und zugleich die dunkelste Seite des Heidentums. Uns ist es ja gewiß, daß der gesamte Zauber, so verderblich er auch den Eingeborenen war, nicht im mindesten lebensgefährlich gewesen wäre für die Verzauberten, wenn die Suggestion, die ich freilich einer satanischen Macht zuschreibe, nicht gewesen wäre. Letztere hat das Leben der vorgeblich Verzauberten beeinflusst, daß sie Gesunde zum Sterben brachte und Leidenden zur Genesung verhalf.

Nun selbst in diesem zauberischen Treiben, das dem Christentum geradezu entgegengesetzt ist, gibt es einen Punkt, der eine Anknüpfung für das Christentum ermöglicht, nämlich die Immanenz einer überfülllichen Macht, an deren Realität der Heide glaubt. Mit ihr weiß er den Zauberer ausgerüstet. Von ihm ausgehend, teilt sie sich nach seiner Meinung all dem mit, was er sich zu unterwerfen sucht. Und insofern ist also auch die so übel geratete Zauberei nicht ganz nutzlos. Das Christentum glaubt die Existenz einer übernatürlichen Gewalt, der man teilhaftig werden kann im heiligen Geist, der die Wiedererneuerung, unsere Rettung und Heiligung schafft. Diesem Glauben an die wirkliche Machtentfaltung des heiligen Geistes ist in der Daseinsweise des Eingeborenen schon der Weg zur Aufnahme in etwas gebahnt, und es ist vollständig verständlich, daß bekehrte Heiden bekennen: „Wie früher der böse Geist unser Inneres einnahm, uns antrieb Schlechtes zu tun, so nun der heilige Geist, und der drängt uns zum Guten.“ —

Letztere Behauptung, daß Zauberei mit dem Glauben an die Existenz einer unabhängigen Gewalt gewissermaßen eine glückliche Anlage bildet für die Heilsdarbietung, trifft auch auf das Gebiet zu, das wir nun besetzen wollen und das mit dabuy = fasten, Enthaltung verschiedener Dinge, um die verschiedensten Zwecke zu erreichen, beschrieben wird. Gleicherweise wie Zauberei spielt auch dabuy bei unserem primitiven Volke eine bedeutende Rolle. Man kann dabuy genauer so umschreiben: „Jedem eine Person, jedem ein Gegenstand, jedem eine Handlung.



welche Gefahren für das Individuum wie für die Gemeinschaft in sich schließt, muß folgerichtig vermieden werden.“ Mit anderen Worten: „Der Gegenstand, die Handlung oder die Person muß unter einer Art Bann stehen.“ dabuy nach Meinung vieler, die der Wirklichkeit jedenfalls fernstehen, als Ge- und Verbote, um Gefahren, ob eingebildet oder wirklich vorhanden, abzuwenden, als die Quelle aller Moral anzusprechen, geht hier nicht an, sintemal es eine Menge elementarer Moral gibt, die von dem dabuy ganz und gar unabhängig ist. Die Arten des dabuy, entsprechend den verschiedenen Zwecken, wofür sie geübt werden, sind mancherlei: a) solche, die den Genuß betreffen, wobei gewisse Genüsse, sei es aus dem Natur- oder Pflanzenreich, bestimmten Leuten, auch geschlossenen Sippen verboten werden; b) solche, die die Natur betreffen, welche fordern, daß gewisse Handlungen vermieden werden, soll anders die Natur das Gewünschte und Ersehnte geben; c) solche, die körperliche Vorsicht und Enthaltensamkeit heischen, wodurch allein vermieden wird, infolge Berührung mit besprochenen Grund und Boden oder Gegenständen Leib und Seele zu verlieren.

Im dabuy, hier bei unserem Volke üblich, haben wir unzweifelhaft ein Streben nach Klarheit und nach Frieden der einzelnen wie der Volksgemeinschaft vor uns. Meint doch der Eingeborene, mit Befolgung der bestehenden Regeln, was ihm gewissermaßen Trost verleiht, den zornigen Geist zu verjähnen und die Günst des wohlwollenden sich zu erhalten. Und wirklich, nach der Befolgung hat er eine gewisse Genugtuung, fühlt er doch, er hat nun alles getan, was möglich war, um gute Beziehungen zwischen sich und den Geistern herzustellen. Daher die bewundernswerte Gewissenhaftigkeit mit der die heidnischen Zeremonien und die oft seltsamen Regeln befolgt werden.

Wird nun der Eingeborene durchs Evangelium unterwiesen, durch göttliche Offenbarung erleuchtet, so vermag ihn dies sein ehemaliges dabuy zu einem christlichen dabuy führen, insofern es ihm den Weg bereitet hat zu einem Streben nach Heiligkeit des Herzens und Lebens. Und in diesem Sinne ist also auch dabuy, die seltsame und im ganzen absurde Sammlung kluger Verbote, eine wohl zu beachtende Anknüpfung für die Heilswahrheit Gottes. Dabei verwehlen wir uns nicht, daß das Wort wie die Sache im Christentum einen absolut neuen Inhalt erhalten muß, das ist aber nicht weiter verwunderlich; auch dem Griechentum war der biblische Inhalt des Wortes *hagios* total neu. (Profangraecität und Biblischer Sprachgeist von G. v. Beschwitz).

Der Begriff „*takely da* = Gaben, Opfer geben,“ bietet einen weiteren Anknüpfungspunkt dar. Die hiesigen Opfer stehen naturgemäß auch auf der rudimentärsten Stufe, sie beruhen auf der Geschenk- und Suldigungs-, nicht aber auf der Entsagungstheorie. Es sind Geschenke an Sonne und Mond, an die vergotteten menschlichen Seelen, die guten und bösen Geister und die Tiere, in denen man Ahnen verkörpert glaubt. Es wird bestimmt angenommen, daß die personifiziert gedachten Gestirne sowie die Geister tatsächlich von den geopfertem Gegenständen Besitz ergreifen, insofern sie sich an dem Geist und der Seele des Opfers genügen lassen. „Die Geister sind mit dem Schein zufrieden, die Opfernden haben die Wirklichkeit.“ Bedenkt man, in welcher mannigfaltiger Weise der Opfergedanke sich Ausdruck

schuf (nach jeder bedeutsamen Begebenheit, wie nach dem Waldschlagen zu neuem Feld, nach dem Zaunbinden, Jagdglück usw. wurde der Ahnen, speziell der lamu gedacht und ihnen Gaben zugeführt); erwägt man sodann die Art der verschiedenen Opfer, deren etliche selbst Blut verlangten, in welche Rubrik, die ganze Bluttheorie, die unter unseren Leuten herrscht und nicht zum letzten auch der Beschneidungskult, in dem ein Teil des eigenen Körpers als pars pro toto des ganzen Menschen dienen mußte, gehört, so dürfte klar sein, daß sich von da aus Beziehungen zum Christentum von selbst ergeben, wenn auch gewisse Partien der Opferriten, weil zu unrein, vollständig ausgeschaltet werden müssen. Trotz der Tatsache, daß je länger je mehr ein Uebergang der Riten von praktischer Realität zum formalen Zeremonienwesen, demnach ein stetiges Sinken statthatte, also daß die ursprünglichen guten Opfergaben allmählich mit einem geringeren Ersatzmittel vertauscht wurden, bis zuletzt nach viel Betrug und Lüge ein ganz unbedeutendes bloßes Symbol genug war, bleibt doch bestehen, daß gerade der Opfergedanke der wilden Religion ein Anknüpfungspunkt ist für die rechten Opfer, die Gott gefallen, als da ist die Frucht der Lippen, das Wohltun und Mitteilen, das zerbrochene Herz und der geängstete Geist, bis hin zu dem einmal vollbrachten, ewig gültigem Opfer unseres Heilandes Jesu Christi.

Streifen wir ferner noch Handlungsweisen im hiesigen Leben, wie etwa das mit „daëwama“ oder „daë bōlēy wama“ umschriebene Tun. Der Sinn beider Ausdrücke ist „sich mit jemand wieder gut stellen, sich mit ihm vertragen, eine Ausöhnung durch Darbieten eines Wertstückes (bōlēy: herbeiführen, was durch beiderseitiges Entgegenkommen geschieht, da meist auf beiden Seiten Schuld liegt und nach Austausch der Gaben erst das Mißtrauen beseitigt ist. Das wiederhergestellte Verhältnis wird dann neben gegenseitig gegebenen und gemeinsam gefeierten Festessen mit Auswechselung von Stammesgliedern als „echt“ besiegelt; dieses „echt, dauernd“ hat bei unseren Leuten freilich nur bedingten Sinn, lautet doch ihr eigenes Bekenntnis: ēseac sēwama tany ma senac tauy etiam = sie haben sich zwar ausgesöhnt, aber sie schlagen sich doch wieder.“ —

Beachten wir sodann das mit „daōc-daë oder tanac bam lau“ bezeichnete Verfahren, welches besagt, daß bei unheildrohenden Streitigkeiten zweier oder mehrerer Dorfschaften der baldm = auch sammōkē = Haupt des Beschneidungs- oder Schweinemarktfestes,) vom neutralen Dorf, nachdem er auf einen qua = Costusstengel einen Befänstigungspruch — mec la — gemurmelt, mit Balumschwirholz und einem bam = Krotonzweig, dem Abzeichen des Geheimkultus in die Mitte der streitenden Parteien trat, um sie durch Vorführung dieser Abzeichen, womit er die Speerspitzen berührte ihnen zum Bewußtsein brachte, was sie einander bei Zusammenkünften schuldig seien. Der Friede ist in den meisten Fällen dann für geraume Zeit gesichert, ferner die Achtung des balommōse und Beiseiteschiebung der Geheimkultusabzeichen den Widerspenstigen über kurz oder lang, durch Machinationen des Zaubers, dem sie überliefert würden, den Tod nach ihrer Ansicht brächte.

Fassen wir weiter den Begriff „tanam kēsi = nahetreten, Partei ergreifen, beistehen helfen“ ins Auge, der, wenn man

will eine weitere Folge des „dabc bam“ ist, insofern er zum Friedensstifter den Beistand oder direkten Helfer bringt; deshalb führte auch der Bluträcher als Befreier vom Zauberer und seiner Macht den Namen kēziwaga.

Verbindet man damit noch das Tun des Dorfalten, der bei geplantem feindlichen Ueberfall die Feinde zu überreden vermochte, von der Vernichtung abzustehen, Gnade für Recht ergehen zu lassen, was tanam labō-labōc genannt wurde, desgleichen den Begriff „tasucsecokwi = Schlechtes aus dem Wege räumen, es vergessend vergehen“ und „daē lamuyactey = einen Menschen beschirmen, vor drohender Gefahr behüten“ mit der Sitte das Balumshaus als „Freistätte“ aufzusuchen, um vor dem Bluträcher sicher zu sein, so haben wir gutes Material für Beziehungen der Gottesbotschaft von unserer Erlösung. Obgleich alle die eben berührten Ausdrücke nicht den adäquaten Begriff dessen wiedergeben, was göttliche Erlösung ist, ist dem hiesigen Heidentum doch gerade das, was Kern und Stern der göttlichen Erlösungstat ist, die selbstlose erbarrende Liebe, völlig fremd, sind die zitierten, ihnen allen bekannten Tatsachen wertvolle Anhaltspunkte für göttliches Tun.

Man könnte noch auf manches aufmerksam machen, z. B. auf das Pflanzen des Bierstrauches *Cordyline terminalis*, hier „sem“ genannt; im Dorfe des durch Zauber Umgekommenen, seitens des Bluträchers nach vollbrachter Tat, wodurch die Hinterbliebenen zu fortwährender Dankbarkeit, die natürlich in materiellen Genüssen sich kundtun muß, ihrem Befreier gegenüber erinnert und ermuntert werden.

Weiter könnte man noch hinweisen auf die verschiedenen Waschungen und Reinigungen, sowohl des kleinen Kindes mit wunderkräftigem Wasser, das es vor körperlichen Uebeln bewahren und Wachstum bewirken soll, als auch auf das „talih saguo und das bu lasu lawe“, das Abwaschen des Schmutzes und Abtun des alten Schurzes eines mannbar gewordenen Mädchens nach langer Abgeschlossenheit; oder auch auf das Baden und Untergetauchtwerden der Beschneidungsgenossen, nachdem sie vorher noch mit dem Blut seitens eines andern besprengt worden waren. Denn in all diesen Reinigungen ist trotz der Dunkelheit und teilweisen Verwirrenheit und Unsittlichkeit, welche im Laufe der Zeit sich mit diesen Lustationen verbanden, die ursprüngliche Vorstellung, welche diesen Zeremonien zugrunde liegt, dennoch erkennbar. Es ist die symbolische Reinigung von unsichtbaren, drohenden Gefahren und Uebeln durch Entfernung der körperlichen Unreinheit abgebildet.

Aber weil diese Gebiete teilweise zu unsauber sind, um etwa als Anknüpfungspunkt für die heilige Taufe, das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung im heiligen Geiste, zu dienen, so sieht man besser ganz davon ab.

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf das Hauptverlangen unserer Leute werfen, welches wie eingangs schon erwähnt in dem Worte „leben, d. h. taygōy matajali oder tamoa gipfelt. Das Wort „sein“ ist ein inhaltvolles Wort und der Hunger nach Leben bildet wirklich die Grundlage ihrer gesamten animistischen Anschauung. Leben, meint bei ihnen hauptsächlich Gesundheit des Leibes, die ganze Gebrauchsfähigkeit der physischen Kräfte, zusammengefaßt in dem Worte: „ōlisamuc.“

Wie weitet doch da das Christentum ihren Horizont. Da lernen sie



die Bedeutung dieses Wortes verstehen in einem viel höheren Sinne, als sie je dachten. Und uns ist die Aufgabe gestellt, sie hinzuführen zu dem herrlichen Zielpunkt wahrhaften Lebens, da Leib und Seele sich ewig freuen in dem lebendigen Gott, nach welchem, streng genommene, alle unbewußt sich sehnten inmitten ihres martervollen Heidentums.

Die bisherige Darstellung hat zur Genüge bewiesen, daß die hiesigen Heiden ohne Gott in der Welt waren (Ephes. 2, 12) und daß das Vorsein von Gott der Grund der Klage ist, welche durch das gesamte Heidentum hier unverstanden hindurchgeht. Gott selbst hat sich ihnen freilich nicht unbezeugt gelassen (Act. 14, 17—18). Des sind eben die in ihren heidnischen Anschauungen sich noch vorfindenden Wahrheitsmomente Zeugnis. Aber diese Momente wurden im Laufe der Zeit immer weniger verstanden, infolge der Macht der Unwahrheit verloren sich immer mehr unsere Leute im Aberglauben und dem Sumpfe der Gottlosigkeit, so daß heute die schwachen Wahrheitsreste, um mit D. J. Warned zu reden, bestenfalls nur eine Unterströmung im heidnischen Gemüt, keinesfalls aber einen die Religiosität ausprägenden oder langsamerhand veredelnden Antrieb bedeuten. Eingedenk dieses Faktums übereinstimmend mit der bisherigen Beweisführung bedarf es keiner Erwähnung mehr, daß die Anknüpfung an vorhandene im Heidentum sich findende Anschauungen nicht Bejahung des Heidentums selbst ist. Heidentum ist Gottfeindschaft, bar jeglicher auf das Christentum sich hinbewegenden Entwicklung, und bleibt Gottfeindschaft, auch wenn es vielen Missionsobjekten selbst zunächst nicht bewußt ist, von wirklich Befeierten wird es stets mit großem Nachdruck betont, und treuen Missionaren wird es des öfteren spürbar.

Die inmitten des Heidentums vorhandenen anknüpfungswerten Gedanken aufzusuchen, um sie für die Evangelisationsverkündigung zu verwerten, hat aber den Zweck, dem Missionar zu zeigen, wo und wie er einsetzen kann und muß, um seinen Leuten verständlich zu werden, damit er nicht bloßer Theorienprediger bleibt, der einem niedrigstehenden Volke die Ideen einer höheren Rasse und in der Art der höheren Rasse lehrt, und damit die Heiden nicht nur Nachfager ihnen fremder, unverstandener Lehren und Sätze und also bloße Ramenchristen werden. — Weiter trägt das Studium des heidnischen Systems seitens des Missionars dazu bei, seiner Botschaft, weil aus der Bekanntheit ihrer Sitten heraus, dargeboten, in etwas die Wege zu ebnen. Das Volk kommt ihm mit Vertrauen entgegen und läßt sich von ihm, weil recht verstanden, leiten und hinführen zu dem Herrn, der ihm im Gegensatz zu dem es in Furcht knechtenden Geistern, Freiheit, Leben und volles Genüge gibt.

Also, weil die Anknüpfung an die Wahrheitsmomente des hiesigen Systems Förderung der Evangeliumsverkündigung bedeutet und mit beiträgt, daß die Heilsbotschaft den Heiden leichter verständlich wird, wenn sie durch Gottes Gnade gelernt haben, Acht zu haben auf das, was von den Friedensboten geredet wird, sind sie es wert aufgezeichnet und klug verwendet zu werden. Dabei meine ich selbstverständlich nicht, daß diese Art absolutes Erfordernis zu einer gesegneten Wirksamkeit ist. Ich bin mir wohl bewußt, daß das alte und doch ewig neue Evangelium infolge der ihm innewohnenden Kraft wohl selbst sich an den Herzen zu bezeugen weiß. Aber freilich halte

ich dafür, daß wir deshalb nicht dispensiert sind, im demüthigen Gehorsam, auch die uns verliehenen Kräfte treulich zu gebrauchen. Und in diesem Sinne Handreichung zu tun, beabsichtigte ich mit dieser Missionsstudie.

**Anmerkung:** In der hiesigen Sprache gibt es weites e = (e) und enges e (ê = zwischen e und i), ebenso weites o (o) und enges o (ô = zwischen o und u), außerdem hat das nasale n ein eigen Zeichen (y = ng), der Kehlschluß wird mit c bezeichnet, z. B. galo nip = ich zerschlug die Kokosnuß, galoc = jetzt; gslô tôy = ich umging ihn, galôc = ich antwortete. —



## Geschichte des Königsberger Missionsvereins.

Von Pfarrer D. B o r r m a n n, Königsberg i. Pr.

(Schluß.)

Karl van Höfen wuchs in Caymen auf, lernte nach der Einsegnung dann die Handlung in einem Kolonialwarengeschäfte. Hierher brachte der Diener des Kanzler von Wegnern regelmäßig das Königsberger und Warmer Missionsblatt. Dadurch und durch die Predigten von Superintendent Kahle faßte er den Entschluß, Missionar zu werden. Zuerst beendete er jedoch seine Lehrzeit und genügte der Militärpflicht, besuchte die Gottesdienste auch von Pfarrer Dr. Weiß und die Versammlungen von Steinfeker Grunewald, um den damals die Erweckten in Königsberg sich scharten. Im Herbst 1839 trat er die Reise nach Barmen an, erkrankte dort schwer an Typhus, genas aber und konnte weiter lernen. Im Juni 1842 erfolgte die Abordnung nach Borneo, wo er im Februar 1843 in Bandjermassin eintraf. Seine Liebe galt den Dajakken; ihnen hat er 48 Jahre lang dienen dürfen. Die ersten Briefe klangen sehr angefochten, dann aber schenkte der Herr viel Frucht, in dem großen Aufstande der Heiden 1859 auch gnädige Bewahrung vor Mordhand. Zweimal weilte van Höfen mit Heimaturlaub auch in Ostpreußen, wo er fleißig von der Arbeit auf Missionsfesten berichtete. Der Heimgang erfolgte am 20. März 1890 in Bandjermassin.

Gottlieb Ferdinand Weich wurde am 23. Oktober 1820 zu Pobethen geboren, in der Tragheimer Kirche zu Königsberg eingeseget und Michaelis 1842 nach dem Warmer Missionshause gesandt. Dort vollendete er im Sommer 1846 seine Lernzeit und kam nach Südafrika. Sein eigentliches Ziel lag in Angra-Pequena; aber das Schiff, welches dorthin von Kapstadt ging, vermochte nicht mehr, ihn aufzunehmen. So begann er sein Werk in Stellenbosch mit Unterricht; dann in Bethanien und Kommaggas. Fleißig trat er die Arbeit an, die äußere mit Hausbau und Kirchbau, die innere mit Unterricht, Predigt, Seelsorge, Katechese und Wochenandachten. Zuletzt stand er in Stellenbosch am dortigen Knabenpensionat; dort starb er am 25. Juni 1887.

Nach China wandte sich als Glaubensbote der Pfarrer Adam Krolczyk aus Kurken, Kreis Osterode (Ostpreußen). Er stammte aus Meidenburg, studierte in Königsberg und überkam das Pfarramt in Kurken. Aber seine Liebe zu den Heiden trieb ihn in den Missionsdienst, er ging nach

Barmen, studierte in Würzburg dann noch Medizin und zog 1860 nach China. Dort warf er sich mit glühendem Eifer auf das Erlernen der Sprache und brachte es im Chinesischen zu großer Meisterschaft. Die erste Betätigung führte ihn nach der Kantonprovinz zur Reisepredigt am Ostfluß, Nordfluß und Westfluß. Durch viel Anstrengungen und durch viel Lebensgefahren ging sein Weg, aber die brennende Liebe zu den Heiden, sowie ein starker, zäher Körper ließ ihn alles überwinden. Zur festen Arbeit wählte er die Stadt Schäßung; durch die Heilung von Kranken, die Errichtung von Schulen, die Aufnahme von Findlingen überwand er das Mißtrauen der Bevölkerung und setzte festen Fuß. Aber ein furchtbarer Aufstand zertrümmerte das aufblühende Werk und vertrieb ihn. Bei einer Feuersbrunst in der Nähe seiner Wohnung trug er seine kranke Frau aus der Gefahr, erkrankte nun aber selbst und starb, vom Schläge gerührt, am 30. August 1872.

August Proceszky aus Brandenburg (Ostpreußen). Der hochbegabte Knabe wollte gerne studieren; aber der Weg dazu wurde ihm durch Mißgunst verwehrt. Da lernte er nach der Einsegnung ein Handwerk und tat auf der Wanderschaft in schwerer Krankheit das Gelübde, Missionar zu werden, falls er geneset. Gott der Herr schenkte die Genesung; so ging der junge Malergefelle in das Berliner Missionshaus 1861. Dort bestand er 1865 die Prüfung und kam nach Südafrika, wo Dr. Wangemann ihn 1867 ordinierte. Nach mancherlei Hilfstätigkeit begründete er 1868 die Station Königsberg in Natal; sie erhielt den Namen nach unserer Stadt, weil der Verein und besonders der gläubige Kreis um Grunewald zur Errichtung und Ausstattung viel beisteuerte. Hier baute er späterhin noch die neue massive Kirche; errichtete einen Außenplatz in New-Castel, besonders für die Dortamschen Raffern. Fünfzig Jahre hat er in Afrika dem Herrn dienen dürfen. Auch sein Bruder Karl Proceszky trat in den Missionsdienst und arbeitete ebenfalls in Südafrika.

Weil die folgenden Missionare fast alle unmittelbar bei den Missionsgesellschaften eintraten, so sei hier nur die Gesamtzahl genannt: 75 Friedensboten sind nach Ausweis der Aufzeichnungen aus Ostpreußen zu den Heiden gegangen, wobei die Glieder der Gemeinschaften außerhalb der Landeskirche nicht mitgezählt wurden.

Hundert Jahre Missionsarbeit! Diese Tatsache fordert zu innigem Danke auf: gegen Gottes Erbarmen, der freundlich über dem Werke gewaltet hat und gegen die ehrwürdigen Männer, welche von der Liebe Christi gedrungen, das Werk im Glauben einst begannen, gegen alle, die es gefördert und fortgeführt haben und gegen alle, die aus Dank gegen den Herrn das Lebensopfer gebracht haben und als Boten des Evangeliums zu den hilfsbedürftigen Heiden hinausgegangen sind. Wohl dem, der seiner Väter gerne gedenkt! So rauschte denn bewegter Herzensdank auf in der Festigung am 11. Januar d. J. und auch bei der größeren Festfeier jetzt im Sommer. In herzlichem Dank klingt nun auch diese kurze Uebersicht über das heimatische Missionswerk aus.

Manche Besonderheiten sind ihm zu eigen: zunächst übertrifft sein Alter, wenn wir von Herrnhut und Halle absehen, alle Missionsgesellschaften in Deutschland, die alle jünger sind. Trotzdem ist das Werk



niemals selbständige und aussendende Gesellschaft geworden. Immer wieder traten solche Vorschläge und Anträge an die Väter heran. Diese aber lehnten jedesmal ab; wir sind ihnen für diese Selbstbeschränkung dankbar und halten sie für etwas Gutes, weil so die Zersplitterung in der Mission nicht noch vermehrt wurde, sondern die aussendenden Gesellschaften von hier aus bleibende Hilfe erfuhren.

Auch eine andere Entwicklungsreihe lief hier anders als sonst. In anderen Gegenden entstanden zuerst die Vereine, welche sich dann zu einem Ganzen, bis zu Missionskonferenzen, zusammenschlossen. Hier aber ging die Bewegung umgekehrt: zuerst erwuchs die Leitung, die Direktion in einem anfänglich recht kleinen Vereine. Von diesem Mittelpunkt aus liefen nun die Strahlen in die Provinz und erweckten dort Missionsleben, der Weg führte also aus der Enge in die Weite. Diese Einrichtung trug ihr Gutes in sich, hatte aber auch ihre Nachteile, denen die Direktion im Laufe der Jahre aber die Gefahren nahm.

Noch einer Eigenart sei hier gedacht: Die verfasste Kirche nahm von Anfang an, weil der erste Geistliche an der Spitze stand, eine freundliche Stellung zur Missionsarbeit ein, ganz anders wie etwa in Pommern oder in Schlesien. Das bewahrte vor viel Erschütterungen, die an anderen Orten doch schwer schädigten. Dabei blieb der Mission durchaus ihre volle Selbstständigkeit. Als bei der Fünfzigjahrfeier aus der Provinz ein Antrag einging, die Mission in die verfasste Kirche einzubauen, ging gerade der damalige Schriftführer, die maßgebende und führende Persönlichkeit in der ostpreussischen Kirche, darauf nicht ein, sondern ließ jedem das Seine. Für die Verteilung der Missionspfingstkollekte besitzte die Direktion nur das Vorschlagsrecht; aber die Kirchenbehörde hat diesen Vorschlägen immer Folge gegeben.

In anderen Stücken geht unsere Arbeit hier mit den anderen Gegenden aber völlig gleich: sie ruht auf persönlicher Gnadenerfahrung, wurde von brennender Jesusliebe begonnen und von den Stillen im Lande, von den Häuflein der wirklich Gläubigen getragen. Als Beweggrund bei der Stiftung tritt der Opfergedanke klar hervor. Jesu Opfer war Hoffnung und Grund für jene Kreise, dessen sie mit Freuden gewiß geworden waren und dem sie nun Arbeit und Leben als Dankopfer willig darreichten. Naturngemäß trugen die einzelnen Jahrzehnte ein recht verschiedenes Antlitz. Aber auch hier tritt es deutlich hervor: je mehr und je glühender der Glaube im Vordergrund stand, desto mehr Frucht schaffte das Werk. Darum bleiben wir bei diesem Grunde und suchen, den Geist der ersten Zeugen zu bewahren, denn alle Werke, auch im Reiche Gottes, wachsen nur so lange, als in ihnen die Kräfte wirksam bleiben, durch welche sie einst ins Leben traten.

Darin erblicken wir unsere wichtigste Aufgabe für das kommende Jahrhundert, denn wenn die innere Herzensgesinnung gesund ist, so folgt die Betätigung nach außen daraus mit zwingender Notwendigkeit, aber auf den persönlichen Herzensglauben kommt es an. Auch unsere Festfeier zielte darauf ab, Zaunqu für die Zukunft: auszuweisen, wenn alle Erinnerungsfeste schauen nicht nur rückwärts in die Vergangenheit mit demütigem Lob und Dank, sondern sollen auch vorwärts auf die Folgezeit blicken; sie möchten gerne

auss den vergangenen Tagen die treibenden Kräfte wahrnehmen und diese dann dem kommenden Geschlechte übermitteln, denn alle Geschichte, auch die Geschichte kleiner Ereignisse, soll uns eine Lehrerin werden zum Verständnisse der Gegenwart, zur Vorbereitung der Zukunft.

Nicht nur auf hundert Jahre ostpreussischer Missionsarbeit blicken wir dankbar zurück, sondern bald auf ein Missionsjahrhundert evangelischer Arbeit an den Heiden. Auch dieser Blick auf das Ganze treibt zum innigen Lobpreis unseres Gottes. Vor hundert Jahren gab es neben der Missionstätigkeit in Halle und Herrnhut im ganzen evangelischen Deutschland nur die eine ganz kleine Vorbereitungsanstalt von Prediger Zänicke in Berlin, und deren Schüler mußten zum Abschluß ihrer Bildung erst noch Holland oder England aufsuchen. Voll innigen Dankes blicken wir auf die vielen und großen Missionsgesellschaften, deren wir uns in Deutschland heute erfreuen, auf ihren Zusammenschluß, auf die wissenschaftliche Arbeit, die Missionskonferenzen, den Deutschen Evangelischen Missionsausschuß, die Deutsche Evangelische Missionshilfe, den Verbandsauschuß, die Deutsche Gesellschaft für Missionswissenschaft und das überreiche, wertvolle Missionschrifttum.

Damit sind die Kräfte und Einrichtungen für weiteres und noch umfassenderes Wachsen und Wirken gegeben, aber sie müssen zur Belebung der Kirche übermittelt und aufgenommen werden. Zwei Ruder sind hier in aller Stille ohne jedes Aufheben gezogen worden: Gebet und Arbeit. Auf die Belebung der Einzelgemeinde kommt es für die Folge vor allem an durch Missionsstunden, Missionschriften, Missionsfeste, Missions-sammlungen, damit die Heimat bereit ist, wenn Gottes Stunde schlägt, uns den Weg zu den Heiden wieder in weiterem Umfange frei zu geben. Unsere Aufgabe ist es, inzwischen zu arbeiten, zu arbeiten, denn er macht keine Fehler; auch die schweren Behinderungen jetzt verfolgen weise Absichten in seinem Heilsplane, wenn wir nur treu im Beten und Arbeiten erfunden werden. Ueber dem geliebten Werke der ostpreussischen Heimat, über dem großen Werke der Gesamtmission beten wir: Rogate coeli desuper!



## An unsere Leser!

Die „Allgemeine Missionszeitschrift“ tritt mit 1923 in ihren 50. Jahrgang ein. Ein seltenes Jubiläum. Aber die Bedeutung der Zeitschrift an dieser Stelle etwas zu sagen, erübrigt sich. Daß sie auch heute noch in der ganzen Missionswelt eine führende Rolle spielt, ist der beste Beweis für das, was sie von Anfang an anstrebte und was sie wohl auch gehalten hat.

An unsere Leser ergeht nun die herzliche Bitte, die „Allgemeine Missionszeitschrift“ jetzt in dieser schweren Zeit nicht im Stich zu lassen. Wenn der Verlag unter außerordentlich großen Opfern das Blatt bisher weiter durchgehalten hat, so geschah es um der Sache willen und aus Pietät gegen den Begründer. Indessen der Verlag ist nicht mehr in der Lage, die gewaltigen Zuschüsse zu tragen. In welcher Weise die Herstellungskosten gestiegen sind, mag an folgender Gegenüberstellung den Lesern einmal vor Augen geführt werden.

Der Druck der Novembernummer kostete im Jahre:

	1914	1922
	153,80 M	25 627,50 M
das Porto	33,00 M	2 324,00 M

Nach den inzwischen wieder erhöhten Drucktarifen würde die Nummer sogar über 42 000 Mark kosten; hierzu kommt das Papier, welches gegen frühere Zeiten um ungefähr das 1500fache gestiegen ist und dessen Preis dauernd sich in aufwärts steigender Linie bewegt (seit 1. Dezember wieder um 60 %). Hieraus ergibt sich, was die Zeitschrift kosten müßte, wenn die Herstellungskosten auf die einzelnen Abonnenten verteilt würden. Hier gebührt nun einem auswärtigen Freunde der Zeitschrift unser allerherzlichster Dank, der durch eine größere Gabe uns in den Stand setzt, die Zeitschrift auch weiterhin zu einem einigermaßen billigen Preise zu liefern. In dieser Gabe drückt sich gleichzeitig die Wertschätzung für das Blatt selbst aus. Und das ist uns ganz besonders erfreulich. Auch von andern Freunden des Auslandes kommt hier und da ein Extrascherflein zur Unterstützung des Blattes. Aber trotzdem ergeht an alle Leser die herzliche Bitte um

### ein Notopfer,

man könnte es auch als ein Dankopfer bezeichnen. Wir wissen noch nicht, wie die Preise weiter steigen werden. Nur daß sie weiter in die Höhe gehen, ist ganz sicher. Wir müssen es erreichen, daß das Blatt nicht auch wie viele andere wissenschaftliche Zeitschriften, den Zeitverhältnissen zum Opfer fällt, und vertrauen unsern Lesern, daß sie uns hierin unterstützen. Die zu diesem Zweck in Aussicht genommenen Gaben bitten wir freundlichst auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 40426, Martin Warnke, Verlagsbuchhandlung, Berlin W 9, einzahlen zu wollen.

Die Herausgeber und der Verleger.



## Chronik.

**Baronigian.** Nachdem wir schon im Jahrgang 1920, S. 18, auf Baronigian hingewiesen hatten, werden wir gebeten, nachstehende öffentliche Erklärung seines Schweizer Hilfskomitees abzudrucken. Sie ist um so auffälliger, da dasselbe Komitee sich vor wenigen Monaten erst öffentlich sehr warm für Baronigian eingesetzt hatte.

„Dieses Frühjahr hielt Herr Armenag Baronigian, cand. med. von Löbnitzgrund bei Dresden in der Schweiz Vorträge und kollektierte mit großem Eifer für Armenien. Nach mehrwöchiger Propaganda-Arbeit im Namen seines deutschen Komitees für „Ärztliche Mission und Evangelisation in Armenien“ bildete sich das schweizerische Armenische Hilfskomitee als ein Zweig des bereits seit 2 Jahren bestehenden deutschen Werkes. Heute sind wir gezwungen, die Öffentlichkeit vor diesem Armenier und seiner aufdringlichen Propaganda zu warnen. Erst in der gemeinsamen Arbeit mit ihm stellte sich heraus, auf wie unsolidem Grunde Baronigians Werk steht und wie unzuverlässig der Mann selber ist, der mit Feuer für sein „sterbendes Volk“



wirbt. Der freudigen Geber waren viele, und in ihrem Interesse fühlten wir uns bei der Gründung verpflichtet, uns dem Werk zur Verfügung zu stellen, um eine gewisse Aufsicht über die Schweizer-Gaben zu bekommen; in ihrem Interesse fühlen wir uns jetzt gedrungen, sie zu bitten, künftig kein Geld mehr für Armenien auf den Einzahlungsschein mit dem Namen Baronigian einzuzahlen. Nachdem Herr Baronigian uns die Vollmacht über die eingehenden Gelder sowie das Kontrollrecht darüber entzogen hat, sind wir künftig außer Stande, für richtige Verwendung einzustehen. Wir sind bestrebt, die bisher in der Schweiz gesammelten Gelder Armenien im Sinn der Geber zuzuführen. Selbstverständlich betrachten wir alle gegenüber Baronigian eingegangenen Verpflichtungen für hinfällig."



## Bücherbesprechungen.

Julius Richters Geschichte der evangelischen Mission in Afrika.

Von M. Schluß, Hamburg.

Mit ganz besonderer Genugthuung darf der Herausgeber unserer Zeitschrift auf die Vollendung des dritten Bandes seiner evangelischen Missionsgeschichte zurückblicken, der soeben unter dem Titel „Geschichte der evangelischen Mission in Afrika“ im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh erschienen ist. Der stattliche Band von 813 Seiten bietet eine wertvolle Ergänzung zur indischen Missionsgeschichte und zu dem Bande Mission und Evangelisation im Orient. Er ist dem Professor Du Plessis, dem fleißigen Erforscher der afrikanischen Missionsgeschichte, dem treuen Freunde der deutschen Missionen in Südafrika, gewidmet. Dem geographisch geordneten Hauptinhalt gehen zusammenfassende Abschnitte in Einleitung und Schluß zur Seite. Die Einleitung behandelt zuerst die Beziehungen der christlichen Kirche zu Afrika, von den Anfängen bis zum Kampf gegen die Sklaverei in der Gegenwart. Ein zweiter Abschnitt erzählt die Geschichte der europäischen Kolonisation. Der dritte behandelt die Völker, und der vierte den Islam. Der Schluß beschäftigt sich mit der neueren römisch-katholischen Mission, mit dem Anteil der Mission an der Erforschung der Sprachen, in einem Exkurs mit den Regern in Amerika, und zuletzt mit den eigenartigen Schwierigkeiten, die der Missionsmethode in Afrika bisher gestellt werden. Ein doppeltes, 38 Seiten umfassendes Personen- und Sachregister ermöglicht das schnelle Auffinden jedes einzelnen Namens in dem großen Compendium der afrikanischen Missionsgeschichte, das der vier Abschnitte umfassende Hauptteil des Buches darstellt. Die Anordnung ist nach dem bewährten Vorbild des Abrisses bei Gustav Wernsdorff und der kurzen Darstellung in Richters evangelischer Missionskunde geographisch, und folgt, mit Oberguinea beginnend, den Landschaften Westafrikas, vom Senegal bis nach Angola, Südafrikas, Ostafrikas und Nordafrikas. Während für Westafrika die geographische Einteilung herrscht, wird für Südafrika, sehr dankenswerter Weise, der Versuch gemacht, die unendlich mannigfaltigen Erscheinungen zunächst im geschichtlichen Aufriß zu geben. Die Missionsgeschichte des Kap-

landes, dann die Entwicklung von der Sklavenemanzipation bis zum Burenkriege, endlich die Geschichte vom Burenkrieg bis 1914 werden uns in großen Zügen vorgeführt, und nach einem Rundgang durch die Missionsfelder wird die Darstellung durch eine Geschichte des großen Krieges und seiner Folgen abgeschlossen. Für Ostafrika ist wieder die geographische Einteilung beherrschend, und Nordafrika kann auf 10 Seiten zusammenfassend dargestellt werden. Diese Schilderung des Gesamtaufisses zeigt, mit welchen ganz außerordentlichen Schwierigkeiten der Verfasser zu ringen hatte. Wer sich nur einmal die Mühe gibt, die sehr sorgfältigen Literaturnachweise zu studieren, die von Abschnitt zu Abschnitt alle wesentlichen deutschen und außerdeutschen Quellen bis zu den wichtigsten Zeitschriftenartikeln zusammentragen, oder wer die Mühe sich vergegenwärtigt, die die Lektüre tauender von Zeitschriften und Jahresberichten verursacht hat, der wird von neuem mit staunender Bewunderung erfüllt, wie es möglich war, eine solche Fülle von Material zusammen zu bringen, und kann den Verfasser nur beglückwünschen, daß es ihm gelungen ist, mit seinem bewährten Verleger ein so stattliches Buch, trotz aller Kriegshindernisse, durch die Presse zu führen. Man wird sagen dürfen, daß das Buch mit einem Preise von 1250 M., gebunden, noch heute im Verhältnis sehr billig ist. Da es an Vollständigkeit unübertroffen ist, wird es keine wissenschaftliche Bibliothek entbehren können. Der großen Gefahr, sehr viel gleichartigen Stoff nur mühsam aneinander zu reihen, ist der Verfasser durch seine glänzende Darstellungsgabe entgangen. Man darf wohl sagen, daß manche Abschnitte von spannender Kraft sind, und daß das Buch in jedem einzelnen Abschnitt dem Sachkenner durch die Fülle des Einzelwissens, durch die Gediegenheit des Urteils, und durch die Aufdeckung der großen Geschichtszusammenhänge Anregung über Anregung bietet. Natürlich ist die wissenschaftliche Arbeit an der Missionsgeschichte Afrikas auch mit diesem Buche noch nicht zu Ende geführt, vielmehr liegt hinter der Riesenaufgabe, die der Verfasser geleistet hat, die neue und größere Aufgabe, zu versuchen, wie die Missionsgeschichte Afrikas nun in einen großen, wirklich historischen Zusammenhang gebracht werden kann. Aber diese Aufgabe kann jetzt erst gelöst werden, nachdem das Material in dieser erstaunlichen Fülle, und in dieser musterhaften Ordnung dargeboten ist. Es zeigt sich immer deutlicher, daß schon die Missionsgeschichte allein ein Gebiet ist, an das alle Kraft eines wissenschaftlichen Lebens zu setzen sich lohnen würde. Und es darf als ein Zeichen des starken Willens der deutschen Mission, ihre Eigenart zu behaupten, gewürdigt werden, daß dieses Musterwerk deutschen Gelehrtenfleißes, trotz aller erschwerenden Umstände, erscheinen konnte. Wie ich zu meiner Freude erfahre, ist ein großer Teil seiner Auflage, durch die Vorausbestellung abgesetzt worden. Möchte es dem Verfasser gelingen, seinen groß angelegten Versuch, eine Geschichte der deutschen evangelischen Mission noch weiter zu fördern, und uns auch noch die Geschichte der evangelischen Mission in China zu schenken.

R o p, C., *Im Banne der Furcht. Sitten und Gebräuche der Bapare in Ostafrika.* Hamburg, Advent-Verlag, 1922. 245 S.

Wir verdanken dies schöne Buch dem Adventisten Missionar C. Rop. Die Völkerpsychologie von W. Wundt diente zur Vorbereitung des Verfassers

für das Buch. Der bekannte Berliner Anthropologe F. v. Luschan hat ihm eine Vorrede mitgegeben, und der Verfasser hat die Freundlichkeit gehabt, es mir zu widmen. Zur Abfassung eines solchen Buches gehört sorgsame Beobachtung und anschauliche Darstellung. Beides versteht der Verfasser ganz ungewöhnlich gut. Er hat in das Volksleben der Pare sehr tief hineingesehen und auch die intimsten Vorgänge feststellen können. Nur von wenig afrikanischen Völkern weiß man so viel. Dabei ist die Schilderung der Sitten und Gebräuche beleuchtet durch frischen Humor und belebt durch warmherzige Anteilnahme an dem Volk und dem ernstlichen Bestreben, ihm zu dienen. Ganz von selbst bricht die Ueberzeugung immer wieder durch, daß es allein das Evangelium ist, was dem Volke im letzten Grunde helfen kann. Vortreffliche Abbildungen treten als Ergänzung hinzu, und so wird jeder Freund der Afrikaner das Buch mit Spannung bis zu Ende lesen. Der Ethnologe, der Religionsforscher, der Missionsfreund, der Kolonialpolitiker werden gleicher Weise von dem Stoff und der Darstellungskunst des Verfassers gefesselt sein. Auf die eingehende Behandlung der medizinischen Praxis der Eingeborenen und ihres Rechtslebens möchte ich noch besonders aufmerksam machen. Die Sprache der Pare ist vom Verfasser in einem besonderen, früher erschienenen Werke behandelt, er gibt hier aber einige vortreffliche allgemeine Bemerkungen darüber, die auch dem Fernerstehenden einen Begriff von der hier zu leistenden Arbeit geben. Ich brauche dem Buche nicht viele und aufmerksame Leser zu wünschen. Es wird sie sicher finden.

C. Meinhof.

P. Gonçalvus Walter, O. M. Cap., *Die Heidenmission und die Lehre des heiligen Augustinus*. Missionswissenschaftliche Abhandlungen und Texte, Bd. 3. Münster, Aschendorff.

Augustin lebte und wirkte in der römischen Provinz Afrika, die zu seiner Zeit ein mannigfaltiges und verwickeltes Missionsproblem darbot. Drei Schichten der Bevölkerung bestanden mehr oder weniger unausgeglichen oder selbst feindselig nebeneinander: die griechisch-römische Einwanderung, welche den Hauptstod der städtischen Bevölkerung bildete, die Beamtenschaft, das Militär und die Großgrundbesitzer stellte, und die gebildete Oberschicht repräsentierte; daneben die seit Jahrtausenden im Lande ansässige punische Bevölkerung, aus der sich in der Hauptsache der kleine Mann, der Bauernstand und das Handwerk rekrutierte; und drittens die Berberstämme in den Bergen und Steppen, die noch immer im ganzen trotzig ihre Freiheit behaupteten. Das Christentum hatte seinen Sitz und seine Kraft in der städtischen, gebildeten, griechisch-römischen Bevölkerung. Aber selbst in ihr gab es noch einen großen Prozentsatz von Nichtchristen; unter den punischen Bauern bildete das Christentum wohl erst eine Minderheit, und zu den Berbern war es nur erst vorgebrungen. Bei dieser Lage hätte für Augustin wohl Anlaß genug vorgelegen, ein Missionswerk großen Stils zu organisieren. Er hat sich allem Anschein nach in der Hauptsache auf die innerhalb des Bereiches der organisierten Kirche, zumal in den Städten lebenden heidnischen Massen beschränkt; aber für die Missionsaufgaben unter ihnen hatte er ein offenes Auge, einen verständnisvollen Sinn und ein liebewarmes Herz gehabt. Augustin hat zwei eigentliche Missionschriften geschrieben: die in unserer Zeitschrift ausführlich besprochene



„De catechizandis radibus“ (M.M.Z. Bd. 24, 1897, S. 120 f.) und die Schrift „De fide et operibus.“ Aber auch sonst finden sich in seinen Schriften zumal in seinen an Heiden gerichteten Briefen zahlreiche Materialien zu einer zusammenhängenden Darstellung seiner Missionsgedanken und seiner praktischen Missionsanweisungen. Diesen wertvollen Schatz zu heben, hat sich der Kapuzinerpater Walter in der vorliegenden, umfangreichen Doktordissertation zur lohnenden Aufgabe gesetzt. Er legt zuerst „die Grundlagen der Heidenmission“ bei Augustin dar: Die heidnische Religion und Sitte ist ein höchst verderblicher Irrwahn; die Heiden sind absolut unfähig, sich selbst aus ihrem Elende zu befreien; es offenbart sich aber an ihnen die Fähigkeit, Anlage und Bestimmung für ein höheres Leben und Ziel. Christus und die Kirche sind die einzig befähigten und berechtigten Mittler des Heils für die Heidenwelt. Die Ausbreitung der Kirche unter den Heiden ist im göttlichen Willen gelegen, und die Kirche als solche ist die Trägerin der Missionspflicht. Diese Gedankenreihen enthalten ja nicht gerade viel Neues, und sie ergeben sich aus der theologischen Gesamtanschauung des großen Kirchenvaters. Im zweiten Teile stellt Walter die praktischen Missionsanweisungen Augustins, zumal nach der Schrift „De catechizandis radibus“ dar. Hier wird man immer von neuem überrascht und erquickt durch den hohen Ernst und den herzandringenden Eifer zur Mission und durch eine Fülle von feinen Beobachtungen, die in der Tat die Lektüre des Buches zu einer Bereicherung und reinen Freude gestalten.

Die Xaverius-Verlagsbuchhandlung in Aachen ist unter der Führung ihres rührigen Geschäftsführers, Dr. Louis, rastlos bemüht, größere und kleinere Bücher und Broschüren zu erstaunlich niedrigen Preisen auf den Markt zu bringen. Es liegen uns nicht weniger als 25 „Abhandlungen aus Missionskunde und Missionsgeschichte“ zur Besprechung vor. Allein schon das Titelverzeichnis gibt ein schier beneidenswertes Bild von der Mannigfaltigkeit der Darbietungen:

1. Die Mission und die Apologie der Kirche. Von P. Dr. Hallfell aus der Gesellschaft der weißen Väter. 1,50 M.
2. Zur Geschichte des Missionstheaters. Von P. Anton Guonder S. J. 2,50 M.
3. Koptische Klöster der Gegenwart. Von Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen. 1,50 M.
4. Der heilige Thomas, der Apostel Indiens. Von P. Alfons Wäth S. J. 2,— M.
5. Das katholische Zeitungswesen in Ostasien und Ozeanien. Von P. Bernard Arens S. J. 2,00 M.
6. Georgien und die katholische Kirche. Von Professor Dr. Konrad Lübeck. Mit einer Karte. 4,00 M.
7. Bilder aus der deutschen Jesuitenmission Puna. Von Bischof Heinrich Döring S. J. Mit einer Karte und vielen Abbildungen. 3,00 M., stark kartoniert 4,00 M.
8. Donna Juliana. Eine christliche Frau und Förderin des Missionswerkes am Hofe des Großmoguls. Von P. Severin Noti S. J. Mit mehreren Abbildungen. 2,00 M.

9. **Pius X. und die Weltmission.** Von P. Bernard Arenz S. J. Mit einem Bilde des Papstes. 2,50 *M.*
10. **Patriarch Magimos III. Maslum.** Von Professor Dr. Konrad Lübeck. Mit 2 Bildern. 6,00 *M.*
11. **Missionsgedanken im heiligen Messopfer.** Von P. Berger C. S. Sp. 1,50 *M.*
12. **Der Beruf zur Mission.** Von Generalsekretär Dr. P. J. Louis. 6,00 *M.*
13. **Laudate Dominum omnes gentes Missionsgedanken im Buche der Psalmen.** Von Universitätsprofessor Dr. Franz Feldmann. Mit einem Titelbild. 2,50 *M.*
14. **Die Befehrung der Heiden im Buche Jesaias.** Von Universitätsprofessor Dr. Feldmann. Mit einem Titelbild. 2,50 *M.*
15. **Die altpersische Missionskirche.** Von Professor Dr. Konrad Lübeck. Mit einer Karte. 5,00 *M.*
16. **Eine Entscheidungsstunde der katholischen Weltmission.** Von P. Alfons Bächt S. J. 2. Auflage. 1,50 *M.*
17. **Antiochien, ein Mittelpunkt urchristlicher Missionstätigkeit.** Von P. Hermann Diedmann S. J. 5,00 *M.*
18. **Monumentale Reste frühen Christentums in Syrien.** Von Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen. 5,00 *M.*
19. **Die Neutralität der Mission.** Von P. Max Gröber P. S. M. 12,00 *M.*
20. **Indisches Kastenwesen und christliche Mission.** Von P. Dr. Becker, Apostol. Präfekt von Assam. 15,00 *M.*
21. **Indien. Das Land und seine Bewohner.** Von Missionar Wilh. Bantlage. 8,00 *M.*
22. **Der chinesische Ritenstreit.** Von P. Anton Guonder S. J. 5,00 *M.*
23. **Der Europäismus im Missionsbetrieb.** Von P. Anton Guonder S. J. 5,00 *M.*
24. **Ärztliche Fürsorge in den Missionsländern.** Von P. Dr. Becker S. D. S. Apostol. Präfekt von Assam. 5,00 *M.*
25. **Der Buddhismus und seine religiöse Bedeutung für unsere Zeit.** Von P. Heubers S. J. Im Druck.

Die Broschüren wechseln im Umfang von Heften von 32 Seiten bis zu Büchern von 200 Seiten. Ihre Höhenlage ist teils die mehr vollständige Berichterstattung, teils die wissenschaftliche, kirchengeschichtliche Darstellung ohne den Apparat. Die Bücher sind sich in den drei Jahren von 1918—1921 schnell gefolgt, und zahlreiche weitere Hefte und Bücher sind in Vorbereitung. Wir haben auf protestantischer Seite nichts diesem in seiner Weise großartigen Unternehmen zur großzügigen Propagierung des Missionsgedankens Ebenbürtiges an die Seite zu setzen. Außer Dr. theol. Louis arbeiten eine ganze Anzahl fachkundiger Männer wie der Spezialist in römisch-orientalischer Kirchengeschichte Dr. Lübeck, die Jesuiten Alfons Bächt und Guonder, Pater Dr. Hallfell von den weißen Vätern u. a. an dem riesigen Unternehmen mit.

# Inhalts-Verzeichnis.

## 1. Missionsgeschichtliches.

	Seite
Zum neuen Jahre . . . . .	1
Schaeffer, Past., Hundert Jahre Berliner Judenmissionsgesellschaft . .	45
Goslinga, Anfänge des Missionslebens in Holland . . . . .	56, 71
Schomerus, Viz., Sadhu Sundar Singh . . . . .	97
D. Deyke, Die Mission im Urtheil moderner Forscher . . . . .	113, 184, 198
D. Deyke, Lutherische Mission in den Vereinigten Staaten 120, 129, 178,	198
Gandhi . . . . .	175
Beckler, 200 Jahre Herrnhut . . . . .	225, 257
Joh. Müller, Schanghai Missionskonferenz . . . . .	231, 264
D. Bornmann, Geschichte des Königsberger Missionsvereins . . .	331, 375
Aufruf . . . . .	378

## 2. Missionstheoretisches.

D. Hennig, Missionen und Regierungen . . . . .	5, 50, 73
E. Fries, Geistesucht und Mönchenschaft während der Erweckung auf Nias . . . . .	15, 32, 65, 105, 142
Afrikanische Schulfragen . . . . .	86
Frage in Südafrika . . . . .	90
D. Warner, Selbständige Missionskirchen . . . . .	161
Schlunk, Viz., Methodische Aufgaben der Missionschule . . . . .	204, 240
Kuhlmann, Christliche Ehe in Südwestafrika . . . . .	209
Gutmann, Das Heraufwachsen der christlichen Sittlichkeit bei der Wadschagga	300
Gutmann, Christliche Hüttenweise . . . . .	311
Sagung des Deutschen Evangelischen Missionsbundes . . . . .	344
D. Richter, Die beiden Thessalonicherbriefe . . . . .	353
Lehner, Anknüpfungen für die Predigt im papuanischen Heidentum . .	363

## 3. Religionsgeschichtliches.

E. Wünsch, Indische Mystiker im Nabratthalande . . . . .	276, 289
Simon, Japanische Mystik . . . . .	293
Grande, Die Frage der Don-Religion . . . . .	321

## 4. Missionsrundschau.

Herrnhuter Missionspende . . . . .	27
5. Allgemeine Südafrikanische Missionskonferenz . . . . .	29
Annals Visitationreise . . . . .	30
Britische Bibelgesellschaft . . . . .	31
Studenten-Lehrgang in Dassel . . . . .	126



	Seite
Vertreter-Konferenz der Missionsgesellschaften in Halle . . . . .	151, 347
Chronik . . . . .	154, 190, 215, 245, 347, 379
Aus Indien . . . . .	177
Nordische Delegiertenversammlung . . . . .	215
Pefinger Studentenkonferenz . . . . .	245

## 5. Missionsliterarisches.

Abhandlungen aus Missionskunde und Missionsgeschichte . . . . .	383
Anderßen, Festschrift zum dänischen Jahrhundertjubiläum . . . . .	94
Arens, Katholische Missionsvereine . . . . .	319
Baudert, Die Welt der Stillen im Lande . . . . .	191
Bauer, Islamische Ethik, III . . . . .	222
Bechler, Ortsgeschichte von Herrnhut . . . . .	351
Brodhaus, Handbuch des Wissens . . . . .	160
Brunnin, Unter der Sonne des Südens . . . . .	128
Dalman, Orte und Wege Jesu . . . . .	92
Eckart, Meine Erlebnisse in Ufa . . . . .	352
Frick, Die evangelische Mission . . . . .	251
Goebel, Auferstehungsgeschichte . . . . .	160
Hedin, Tsangpo Lamas Wallfahrt . . . . .	253
Hofer, Weltanschauungen . . . . .	156
Hofmeister, Erlebnisse in Kamerun . . . . .	156
100 Jahre ostpreussischer Missionsarbeit . . . . .	320
Heyde, 50 Jahre unter Tibetern . . . . .	191
Haus, Samuel Gebich . . . . .	92
Jørgensen, Hvor danske Missionærer . . . . .	253
Keller, Dynamis . . . . .	319
Keyßer, Was die Papuas zu sagen wußten . . . . .	224
Koenig, Theologie des Alten Testaments . . . . .	158
Kroße, Kirchliches Jahrbuch . . . . .	190
Künzler, Seltsame Lebensschicksale . . . . .	352
Koz, Im Banne der Furcht . . . . .	381
Lagerquist, Kämpferne fjälär . . . . .	96
Lundahl, Weltmissionen . . . . .	93
Lüring, Wundersame Wege . . . . .	350
Lehmann-Saas, Textbuch zur Religionsgeschichte . . . . .	320
Große Missionsharfe . . . . .	160
Missionsjahrbücher . . . . .	158
Müller, Sundar Singh . . . . .	64
Nyren, Auf neuen Wegen und alten Pfaden . . . . .	93
Oeyke, Moderne Indienfahrer . . . . .	192
Orientalien-Jahrbuch . . . . .	64
Reichel, Die Anfänge Herrnhuts . . . . .	223
Richter, Deutsche Missionsarbeit . . . . .	222
Richter, Afrikanische Missionsgeschichte . . . . .	380
Römer, Brudermision auf den Mikobaren . . . . .	63
Rundschreiben des Papstes Benedikt XV. . . . .	157

	Seite
Sandegren, Kaste und Christentum in Südindien . . . . .	127
Sadhu Sundar Singh . . . . .	255
Schaefer, Sadhu Sundar Singh . . . . .	63
Schlunk, Niederländisch-Indien . . . . .	254
Schaefer, Kolonialgeschichte . . . . .	256
Sinzig, Nach 30 Jahren . . . . .	351
Steinberg, Die Brüdergemeine . . . . .	256
Schwedische Missionsbücher . . . . .	224, 253
Stuttgarter Missionsbücher . . . . .	91
Spieder, Die Rheinische Missionsgesellschaft . . . . .	157
Vaeth, Deutsche Jesuitenmission in Indien . . . . .	319
Verhandlungen der XIV. kontinentalen Missionskonferenz . . . . .	223
Walter, Heidenmission bei Augustinus . . . . .	382
Warned, Die Lebenskräfte des Evangeliums . . . . .	95
Weiler, Verlorenes Land in Südborneo . . . . .	63
Weiler, Im Motorboot . . . . .	63
Witte, Ostasiatische Kulturreligionen . . . . .	351
Witte, Graf Rehserlings Reisetagebuch . . . . .	223
Witte, Das Ringen der Weltreligionen . . . . .	158
Wurz, Die Mission der ersten Christen . . . . .	192
Wurz, Reichsgottesarbeit . . . . .	256
Zivemer, Ein moslemischer Gottesfucher . . . . .	156



# Namen- und Sachregister

## der Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

- Aberth, D. Miss., 132, 182.  
 Abhangs, Maratha-Psalmen, 276.  
 Aghion, Rob., Miss., 120.  
 Ahnenverehrung, papuanische, 365.  
 Alfuren, Volksstamm, 343.  
 „Allgem. Miss.-Zeitschrift“, 370 f.  
 Ambur, Miss.-Stat., 138.  
 Ammundsen, Prof., 216.  
 Andahl, Miss.-Schr., 231.  
 van Anbel, Dr., 81 f.  
 Animismus, papuan., 363.  
 Arndt, Prof., E. L., 139.  
 Artmann, Miss., 126.  
 „Augustana“, (Miss.-) Hausboot, 126.  
 Augustana-Synode, Schwed., 136.  
 Ausöhnung, papuan., 372.  
 Baierlein, Miss., 141.  
 Barff, S. S. Brayton, Angelfische, 250.  
 Bargar, Miss.-Stat., 138.  
 Baronigian, Armenag, cand. med., 379 f.  
 Bataf, 162.  
 Batakirche, 45.  
 Baudert, Sam., Miss.-Zusp., 221, 257.  
 Baumann, Pfarr. (Ostpreuß.), 339.  
 Bechler, Th., 225 ff.  
 Becker, Miss.-Zögling, 125.  
 Bell, Rev., E. R., Miss.-Präsid., D. D., 136.  
 de Benoit, Dr., 177.  
 Berlin, E., 219.  
 v. Bernhardt, F., 204.  
 Berron, Fr., 126.  
 Berthelsdorf, 225.  
 Besteuerung der (Südafrikan.) Eingeborenen, 29.  
 Bethanien, Miss.-Stat., (Leipziger), 141.  
 Bewegung, Fremdenfeindl., in China, 250.  
 Beher, Miss.-Zusp., 126.  
 Bibelbund in China, 155.  
 Bibelgesellschaft, Brit. u. Ausl., 31.  
 —, Preuß., 332.  
 Bieling, Miss.-Direkt., 47.  
 Binder, Miss., 206.  
 Boegner, Alfred, Miss.-Dir., 350.  
 Böttcher, Rev. D. Miss.-Dir., 140.  
 van Boeslaer, 62.  
 Bon-chos (Tibet), Mischreligion, 325.  
 Bongs-Buch 326 ff.  
 Bonfels, Waldemar, Dichter, 119 f.  
 v. Borometh, Erzbisch., 332, 334.  
 Bornmann, Pf. D., 331 ff., 375 ff.  
 Bourquin, Bisch., 258.  
 Bräuninger, Miss., 141.  
 Brand, F., Rev., 139.  
 Braun, D., Generalsup., 334.  
 Britisch-Guana 136.  
 Brouwer, Dr., 59, 60.  
 Browel, Ch. L., Dr. theol., Miss.-Schr., 136.  
 Broome, Dr., 11.  
 Brüdergemeinde 271.  
 Brundin, Miss.-Dir., 218.  
 Buchner, D., 229, 263.  
 Budler, J. Fr., 344.  
 Bürgi, Ernst, Miss.-Präs., 204.  
 Büttikofer, Reisender, 133.  
 Burthardt, Dr., 258.  
 Busch, Miss.-Dir., 218.  
 Buschneger 133.  
 Carlson, Miss., 125.  
 Carus, D., Generalsup., 334.  
 Casalis, Eugen, Miss.-Dir., 350.  
 Chalmers, Miss., 117 f.  
 China Continuation Committee, 237.  
 Christentum, das, in Indien, 103.  
 Claudius, Matth., 136.  
 Clemens, Partikulier, 333.  
 Conrad, D., Geh. Rat, 259.  
 Coringa, Seeräuber, 83.  
 Crämer, Miss., 140.  
 David, Chr., Herrnhuter Prediger, 225, 230, 261.  
 Dawido, Häuptling, 110.  
 Day, Miss., 133.  
 Deinzer, Miss., 141.  
 Deißmann 361.  
 Delegiertenversammlung, Nordische, für Auß. Miss., 215 ff.  
 „Der Missionsbote“, Missionsblatt, 136.  
 Degner, Major a. D., 114.  
 v. Demwig, A., 263.  
 Dibelius, D., Oberhofprediger, 257.  
 Dickinson, Sir Willoughby, Ehrensekret., 76.  
 „Die Missionsstunde“, Missionsblatt, 142.  
 „Die Missionsstube“, Missionsblatt, 139.  
 Dietrich, Miss., 125.  
 Dober, Martin, Prediger, 225.  
 Drach, Geo. D., Miss.-Sekret., 136 f., 197.  
 Dreves, Rev. L. F., Miss.-Dir., 140.  
 Dualismus, papuan., 369.  
 Düringer, Abraham, 227.  
 Dyer, General, 176.  
 v. Edenbrecher, Margarethe, 118.  
 Ehe, christl., unter Heiden, 209 ff.  
 Eichmann, Oberpräs., 334.  
 Eingeborenenfrage, Südafrikan., 29.  
 Eliot, John, 82.  
 Erdmann, Dr., 274.  
 Ertes, Eduard, Dr., 1887.  
 Espegren, Miss., 266.  
 Evans, Prof., 265 ff.  
 Eweßel 206.



- Faßmann, Frau Miss., 242.  
 Fong, General, 233.  
 Flierl, Miss.-Senior, 114.  
 Formosa, Insel, 83.  
 Franke, Erich, 208.  
 Frankennut, Miss. = Ro-  
 lonie, 140.  
 Frauenmission 129.  
 Frede, Miss., 138.  
 „Friedenstaube“ (Miss.) =  
 Hausboot, 125.  
 Friedrich Wilhelm (IV.),  
 Kronprinz, 334.  
 Fries, E., Miss. = Dir.,  
 15 ff., 33 ff., 65 ff.,  
 105 ff., 126, 142, 166.  
 Fritschel, G., D. Prof.,  
 142.  
 —, E., Miss., 141.  
 Füllkrug, D., 257.  
 Galm, P. Maurus,  
 Benediktiner Geistl.,  
 57, 79 ff.  
 Gandhi, Mohandas Ra-  
 ranchand, Mahatma,  
 175 f., 220.  
 Garbe, R., Indologe, 203.  
 Gelfert, Miss. = Pred., 47.  
 Genähr, Miss. = Präses,  
 D., 3.  
 Gennrich, Generalsup.,  
 335.  
 Gesellschaft (Berliner)  
 zur Beförderung des  
 Christentums unter  
 den Juden, 45 ff.  
 Ghazali, islam. Theo-  
 loge, 293.  
 Glaser, Miss. = Bögling,  
 343.  
 Glüer, D., Miss. = Insp.,  
 250.  
 Goldfelber von Johan-  
 nesburg 154.  
 Goslinga, Dr. A., Prof.,  
 56 ff., 79 ff.  
 „Gospel Witneß“, Mo-  
 natschrift, 132.  
 Gottlieb, Miss., 47, 49.  
 Graves, Bisch., 233 f.  
 Grünning, Miss., 124.  
 —, Wilh. (Sohn), Miss. =  
 Insp., 125.  
 Großmann, Miss., 141.  
 de Groot, Prof., 193,  
 203.  
 Gündert, Dr., missionar.  
 Sprachforscher, 120.  
 Gunn, B., Miss., und  
 Frau, 123.  
 Gunning, D., 53, 55.  
 Guntur, Missionsort,  
 122, 131.  
 g'Zer-mig, tibet. Reli-  
 gionsbuch, 325 ff.  
 —, = Manuscript, 323.  
 Haas, Prof. D., 257.  
 Hahn, Prof. Dr., 333.  
 Haendek, Friedr., Kan-  
 didat, 45.  
 Hämisch, D., Geh. Rat,  
 257.  
 „Harmonie“, Missions-  
 schiff, 2.  
 Harpster, Dr., Miss., 129.  
 Hausleiter, Geh. Rat,  
 D., 231.  
 Heidentum, papuan.,  
 363 ff.  
 Heigard, H., 133.  
 Heil, Miss., 126.  
 Heim, Prof. D., 245 f.  
 Heise, Miss., 124.  
 Hennig, D. Paul, Miss. =  
 Dir., 5 ff., 50 ff., 73 ff.,  
 250.  
 Herrnhut 28, 225 ff., 230,  
 257 ff.  
 Hesse, Herm., Dichter,  
 119 f.  
 —, J., Missionschrift-  
 steller, 120.  
 Heurnius, Prediger, 57.  
 Heher, E. K., Reb., 122 ff.  
 v. Hindenburg, st. jur.,  
 334.  
 Hodgkin, Dr., 234, 238.  
 van Höfen, Miss., 375.  
 Hoffede, Petrus, Do-  
 minus, 62.  
 Holt, P., 231.  
 Holz, Fr. W., Miss., 343.  
 Hoornbeek, gelehrter  
 Missionsfreund, 57 f.  
 Horn, Justizamtman, 339.  
 Hoste, Missionsleiter,  
 266 f.  
 Hübner, Miss., 344.  
 Inanesbar, Maratha-  
 Dichterheiliger, 277 ff.  
 Indien 10 f., 119 ff.  
 Jotma = Synode 140 ff.,  
 181.  
 Islam, niederländ.-ind.,  
 293.  
 Jtumi, Nebenstation,  
 136.  
 Jablonsky, Oberhof-  
 prediger, 261.  
 Jänge, Amtsbezirk  
 Jakobson, Domkapitu-  
 lar, 231.  
 Janabei, Maratha = Dich-  
 terheilige 277 f., 281,  
 283.  
 Jannasch, Liz., 257.  
 Japan 134, 201.  
 Jensen, Bisch., 257 f.  
 —, Theod., Unitätsdir.,  
 221.  
 Jesuhilfe, Aussägigen-  
 Aushl, 2.  
 Jörgensen, P., Miss. =  
 Sekr., 216,  
 de Jong, Dr. A. J.,  
 Sanstritsforscher, 61.  
 Joseph, eingebor. Pre-  
 digter, 126.  
 Rastan, D., Geheim. Rat,  
 Prof., 257.  
 Kahle, D., Konf. = Rat,  
 339.  
 —, Pf., 333.  
 Kapunion 51.  
 Kaung, P., 233.  
 Kausch, D., Miss. = Dir.,  
 250.  
 Kawerau, Prof., 229.  
 Kellerbauer, Miss., 138.  
 Kesarfage 321 ff.  
 Kehnes, J. M., 75.  
 Kehserling, Graf Her-  
 mann. Philosoph,  
 184 ff., 200 ff.  
 Kellstra, Dr., 147.  
 Kimambo Johane, Afri-  
 kan. Christ, 303.  
 Kirche, vereinigte luther.,  
 in Amerika, 121.  
 — Christi in China  
 239 ff.  
 Kirchentum, kathol.,  
 Nordamerikas, 120.  
 Kistler, J., Miss., 133.  
 Anat, Siegr., Miss. = Dir.,  
 30 f., 274.  
 Knittel, Karl, Miss. = Beh-  
 rer, 208.  
 Kodakanal, Bergstation,  
 180.  
 Kodur, Telegustat., 137.  
 Kolmodin, Prof. D., 231.  
 Kolstirche, luth., 250.

- Konferenz, internat., des Weltbundes f. Freundschaftsarbeit der Kirchen, 53  
 —, nationale christl., in Schanghai, 231 ff., 248 f., 265 ff.  
 Konfuzianismus 189 f.  
 Kongo-Akte — von 1865/8.  
 Kotagiri, Erholungsheim, 129.  
 Kpolo Belle, Miss.-Stat., 133.  
 Kraft, Pfr., 46.  
 Krishnagiri, Miss.-Stat., 138.  
 Krolejch, A., Pfr., Miss., 375.  
 Kuder, Seminarleiter, 129.  
 Kütz, Dr., Oberbürgermeister, 258.  
 Kuhlmann, A., Miss., 209 ff.  
 Kikumoto, Miss.-Stat., 134 f.  
 Kumlwald, böhm. Ort, 257.  
 Kunze, Adolf, Miss., 349 f.  
 Khusshu, Insel, 134.  
 Late Mohong, Konferenz in, 161.  
 Laman, D., Miss., 216.  
 Lambeth Konferenz 53, 77.  
 Larsen, Lauritz, D., 184.  
 Larsen, Prof., 217.  
 Laufer, Dr. Berthold, 321.  
 Lehner, Miss., 363.  
 Lelong, Holländer, 225.  
 Lentil, Pf., 339.  
 Lennard, Rev. A. J., 30.  
 Lentwood, Frank, Miss.-Dir., 53.  
 Leonhard, Miss., 134.  
 Leuschner, F. W., Miss.-Sup., 349 f.  
 I Sachos, tibet. Religionsystem, 325.  
 Liberia, Regerepublik, 132.  
 Linschoten 295.  
 Liu, Theologieprofessor, 239.  
 Lodenstein, Pf., 58.  
 Löhne, W., 140.  
 Löscher, D., 225.  
 Löwen, Miss., 47, 49.  
 Long, Miss., 124.  
 Loram, Dr., 30.  
 Lotichius, Geh. Rat, 257.  
 Lunda, Liz., 231.  
 Luthertum, nordamerikanisches, 121.  
 Lufius, Heinrich, Pietist, 332.  
 Major, Charles, Miss.-Zögling, 343.  
 Maratha-Heilige 276 ff.  
 Maratha = Renaissance, 276.  
 Maria Henriette, Nebenstation, 136.  
 Martin, Friedrich, Miss., 261.  
 Marx, Bischof, 257.  
 —, Missionsarzt, 321.  
 Mc Farlane, Miss., 117.  
 Meinhof, Carl, 206.  
 Meher, Dr. Hans, 119.  
 Michaelis, Dr., früherer Reichskanzler, 245.  
 Mirbt, D., Geh. Konf.-Rat, Prof., 257, 259.  
 Mission 113 ff.  
 —, amerikanische, 179.  
 —, Baptisten-, 155.  
 —, Basler, 177.  
 Mission, Berliner, 3, 183, 250.  
 —, Breklumer, 182.  
 —, Brüdergemeinde, 259 ff.  
 —, dänisch-amerikan., 134.  
 —, deutsch-amerikanisch-luth., 121.  
 —, Estimo-, 2.  
 —, Gohnerische, 182, 250.  
 —, Guntur-, 123, 131, 194.  
 —, Hannob. Freikirche, 183.  
 —, Hermannsburger, 182.  
 —, Indianer-, 2, 140.  
 —, Juden-, 335.  
 —, kanarische, evangel., 177.  
 —, Kilimandjaro-, Leipziger, 181.  
 —, Kols-, 340.  
 —, Labrador-, 2.  
 —, Lage der deutschen, 30.  
 —, Liberia-, 195.  
 —, Reger-, 140.  
 —, Neuendettelsauer, 181.  
 Mission, Norddeutsche, 123, 183, 204.  
 —, Mosquito-, 2.  
 —, Rajamundry-, 123, 125, 129, 194 f.  
 —, Rhein-, 3, 106 f., 181, 183.  
 —, Samulen-, 195.  
 —, Telugu- (Hermannsburger), 124, 132.  
 —, Tibet-, 2.  
 —, Westindien- der vereinigten luth. Kirche, 137.  
 —, Zigeuner-, 335.  
 Missionarische Befegung Südafrikas 29.  
 Missionarischenferenzen, Rhein-, 348.  
 Missionen, angelsächs., 179.  
 —, luther., der Vereinigten Staaten, 193 f., 120 ff., 129, 179 ff.  
 Missionsbund, deutscher evangel., 344 f.  
 Missionsgesellschaft, baptische (Zendingbatal), 171 ff.  
 —, Berliner, 30 f.  
 —, Brüdergemeinde, 1 f.  
 —, —, 200 Jahrsfeier, 221.  
 —, Englisch luth., 248.  
 —, Heiden-, deutsche nordamerikan., 122.  
 —, Königsberger, 221.  
 —, Leipziger, 249.  
 —, Londoner 53 f.  
 —, Pariser 350.  
 —, Russische (captist.), 249.  
 —, Zentral- der (amerikan.) Generalsynode, 122.  
 Missionshandels-gesellschaft, Basler, 177.  
 Missionsfirmen 161 ff.  
 Missionskonferenz, fünfte Allgem. Südafrikanische, 29.  
 —, amerikan. luth., 184.  
 —, internation. 1.) in Gans am Genfer See, 73 f.  
 —, Kongo-, 154.  
 —, —, v. Late Mohong 79, 86.  
 —, Kontinent. zu Bremen, 53.

- Missionschule 204 ff., 240 ff.  
 Missionsverein, Königsberger, 380 ff., 375.  
 —, Rastenburger, 339.  
 —, v. Marggrabowa, 339.  
 Missouri-Synode 133 ff.  
 Mohr, Miss., 138.  
 Moisszig, Stadtrat, 333.  
 Moll, Dr., Generalsup., 334.  
 Monier, Paul, 246.  
 Monnier, Jean, Prof., 247.  
 Mott, Dr. John, 12, 267.  
 Mühlberg, Heinrich Melchior, 122.  
 Müller, David, Miss., 344.  
 —, F. W. R., Prof., 325 f.  
 Müller, Joh., Pf., 231 ff., 248 ff., 265 ff.  
 Muktabai, Maratha-Dichterheilige, 281.  
 Mülus, Tamulenniss., 124.  
 Mytit, jaban., 293 ff.  
 Mytiker, ind., 278 ff.  
 Näther, Miss., 138.  
 Nagel, Großaufmann, 124.  
 Nagarroil, Miss.-Stat., 139.  
 Nain, Miss.-Stat., 2.  
 Nationalrat, Christlicher, 268 ff.  
 Ndschau, Gilpo, Gem.-Pfleger, 305, 315.  
 Neumsterdam, Miss.-Stat., 136.  
 Neuguinea (Mission) 141.  
 Neuhaupt, Prof., 114.  
 Nias 15 ff., 33 ff., 65 ff., 105 ff., 142, 165.  
 Nielsen, Dr., Miss.-Arzt, 134.  
 Nitschmann, Dav., Miss., 261.  
 Njassa, Miss.-Provinz, 2.  
 Njassafabel 206.  
 Obuch, Miss., 342.  
 Ochs, Miss., 123.  
 Oehler, Dr., Miss., 199.  
 Oepke, D., Miss.-Kon-direktor, 53, 113 ff., 120 ff., 129 ff., 193 ff., 198 ff.  
 Officer, W., Miss., 134.  
 Ohio-Synode 137 ff., 181.  
 Oldham, Mr., Generalsekretär des Internal-Miss.-Rats, 53, 74, 178, 267, 348.  
 Olsen, J. M., Schriftsteller, 113.  
 Olsen, Miss., 218.  
 Olshausen, Prof. Dr., Ombolata, Seminar-Stat., 107.  
 Opfer, papuan., 371.  
 Palnab, Miss.-Ort, 124.  
 Papua 114 ff.  
 Parker, Herbert, Miss., 190.  
 Paul, Carl, 205.  
 Paulus, R., eingeb. Prediger, 126.  
 Peeth, Miss., 134.  
 Pfeiffer, Prof. D., Miss.-Präsident, 138, 196.  
 Pflüger, P., 181.  
 Plaucius, Pf., 59.  
 du Plajis, Prof. J., 30.  
 Poetz, Generalsup., 334.  
 Pohl, Miss., 129.  
 Polygamie, heidn., auf Nias, 106 ff.  
 Poulsen (Paulsen?), Miss., 125.  
 Pratsch, Miss., 31.  
 Proceßth, A., Miss., 376.  
 —, R., Miss., 376.  
 Propheten, schwarze, 154.  
 Provinzialsynode, Schleem-Holst, 153.  
 Pu, Räuberhauptmann, 190.  
 Puttur, Telegustat, 137.  
 Rabinbranath Tagore 175.  
 Rajamundry, Miss.-Ort, 124.  
 Ramabai, Pandita (Brahmanenfrau), 249.  
 Rangun (Gem.-ind.) 32.  
 Rauch, Christian Heinrich, Miss., 262.  
 Red-Springs, Haupt-Stat., 140.  
 Reichel, Eugen, Miss.-Dir., 54, 260, 263.  
 —, Gerh., Liz., 221, 257 f.  
 Rein, J. J., Geograph 203.  
 Reinigung, papuan., 373.  
 Reul, Gem.-Bruder, 257.  
 Rheinländer, Seilermeister, 339.  
 Rhenius, Inspektor, 332.  
 —, Karl, Miss., 332, 342.  
 —, Tinnewelmiss., 122.  
 Rhefa, Prof. Dr., 333.  
 Richter, D. Jul., Prof., 126, 231, 259.  
 Roberts, Senator, 30.  
 Rhode, Schulrat, 339.  
 Rohns, Hedwig, Diakonisse, 204.  
 Rohrbach, Paul, 115, 118, 204.  
 Roots, Bisch., 236 ff.  
 Roterberg, Miss.-Jnp., 126.  
 Rothe, J. A., Herrnhuter Prediger, 225.  
 Rowe, A. D., Miss., 131.  
 Rupley, G. A., Miss., 195.  
 Rutger, Prof., 62.  
 Sadhu 98 f.  
 Sadtler, Katharina, Missionarin, 129.  
 Samulkotta, Miss.-Ort, 124.  
 Saral-Chandba Das, ind. Tibetsforscher, 226.  
 Saravia, Südniederländer, 57.  
 Saubertzweig-Schmidt, Miss.-Jnp., 31.  
 Schade, Agnes, Missionarin, 129.  
 Schaeffer, P., Miss.-Dir., 45 ff.  
 v. Schenkendorf, Mag., 332.  
 Scherer, Miss., 134.  
 Schlunt, Martin, Liz., 204 ff., 240 ff., 347.  
 —, Deotar, Miss., 342.  
 Schmidt, J. E., Miss. (Neuendettelsau), 141.  
 —, Miss.-Jögling, 125.  
 —, Dr., Telugumission, 129.  
 —, P., (Ohio-Synode), 181.  
 Schnee, Dr. Heinrich, 119.  
 Schneider, C. A., 32.  
 Schneller, Direktor, 199.  
 Schöck, Karl, Schweizer,



- Schöne, Miss.-Insp., 30.  
 Schoettler, Generalsup., 335.  
 Scholz, D. Geh. Rat, 257.  
 Schomerus, Liz. theol., S. W., 97 ff.  
 v. Schrautenbach, Bar-  
 men, 262.  
 Schreiber, D., 259.  
 Schüller, Miss., 141.  
 Schulproblem, Südafri-  
 kanisches, 29.  
 Schwarz, Miss., 123.  
 Schwarz, Miss., 343.  
 Seelenleben, heidn., 364.  
 Semon, Rich., Forscher,  
 115, 117 ff.  
 Shelton, Albert, Dr., 190.  
 Simon, Gottfr., Sup.,  
 293 ff.  
 —, Ribanga, schwarzer,  
 Christl., aber noch nicht  
 getaufter Prophet, 15.  
 Siu-t'au, chines. Rebell,  
 188.  
 Smith, Miss.-Schul-  
 leiter, 216.  
 Solf, Dr., früh. Kolonial-  
 minister, 9.  
 Spangenberg, Bischof,  
 225, 260, 263.  
 Spieth, Miss., 207.  
 Stach, Matthäus, Miss.,  
 261.  
 Stärk, Prof., D., 257.  
 Steinthal, P., 217.  
 Stern, Miss.-Sup., 340.  
 —, Pf., 221.  
 St. Lust, Nebenstat., 136.  
 Stod, Dr., Eugen, 9.  
 Stofes, Kollektor, 122.  
 Stofsch, Präf., Liz., 221.  
 Stophen, Bischof, 207.  
 Streeter, W. S., Dyforder  
 Gelehrter, 100 f.  
 Streit, Dr., Ministerial-  
 rat, 257.  
 Studentenbund für  
 Mission 126 f.  
 —konferenz, internat.,  
 Christl., in Peking, 245 f.  
 Sundar Singh, Sadhu,  
 97 ff., 153, 175.  
 Sundermann, D., Miss.,  
 19, 37.  
 Surinama 88.  
 Tafel, Dr., Arzt, 199,  
 292.  
 Tai-p'ing=Aufstand 188.  
 Taubert, P., 142.  
 Tahlor, Dr., Howard,  
 190.  
 —, J. Dextor, 30.  
 Tessind, Pf., 58.  
 Telugu, Volksstamm,  
 123.  
 Teluguland 123.  
 Thessalonierbriefe 353.  
 Thomas a Jesu, Karmel-  
 literprior, 81 f.  
 Tjernagel, S. W., Rev.  
 140.  
 Totemismus, papuan.,  
 367.  
 Trawanfore(Gemeinde),  
 132.  
 Tsaijuan pai, Univer-  
 sitätskanzler, 255.  
 Tschau, Prof., 236.  
 Tscheng Tsching Ji, P.,  
 Dr., 234.  
 Tschia, P., 237.  
 Tschoop, Indianer, 262.  
 Tufaram, Maratha-  
 Dichterheiliger, 278,  
 282, 285 f.  
 Uhl, D., 132.  
 United Lutheran Church  
 132.  
 Unjamvesi, Miss.-Pro-  
 vinz, 2.  
 Unterstützung Kontinen-  
 taler Missionen 247.  
 Valett, Miss., 123 f.  
 Vanihambadi, Miss.-  
 Stat., 138.  
 Vereinigte Synode des  
 Südens 134.  
 Vertreter der deutschen  
 evang. Missionsgesell-  
 schaften 347 f.  
 Völkerbund 76.  
 Voetius, Theologiepro-  
 fessor, 57, 80 ff.  
 Volkskirche, chines., 231.  
 Waddell, engl. Militär-  
 arzt, 325.  
 Wadschagga, Volks-  
 stamm, 300 ff., 311 ff.  
 Waläus, Theologiepro-  
 fessor, 57.  
 Wallace, Alfred, 115.  
 Walther, Dr. C. F. W.,  
 138.  
 Warned, Gustav, D., 5,  
 106.  
 —, Joh., D., 51, 161 ff.  
 374.  
 Waskungen, papuan.,  
 373.  
 Wassenaer, Dub., 54 f.  
 Wah, Lewis, 45.  
 v. Wegnern, Oberlandes-  
 gerichtspräsident, 333 f.  
 Weich, G. F., Miss., 375.  
 Weise, Dr., 126.  
 Weiskotten, Miss.-Insp.,  
 129.  
 Weiß, Dr., Oberkonj.-  
 Rat, 338 f.  
 Weißhaupt, Miss.-Insp.,  
 231.  
 Westermann, Prof., Dr.,  
 133.  
 Wilhelm, Rich., Miss.,  
 188.  
 Woerner, Dr. Lydia,  
 Missionsärztin, 129.  
 Wolf, L. W., Miss.-Sekret.,  
 136.  
 Wunsch, Erna, stud.  
 theol., 276 ff., 289.  
 Würz, D., Miss.-Insp.,  
 126, 221, 347.  
 van Wyl, Ds., 231.  
 Wynter, Rev., 123.  
 Younghusband, Oberst,  
 325.  
 Yui, David, General-  
 sektr., 247.  
 —, Dr., 234.  
 Zahn, D., Miss.-Insp.,  
 106.  
 Zauberei, papuan., 369.  
 Zauberspruch, papuan.,  
 368.  
 Zeilinger, Prof., 142.  
 Zeller, D., Präsident, 257.  
 Zernid, Miss.-Insp., 250.  
 Zingendorf, Graf von.  
 225 ff., 260, 263 f.

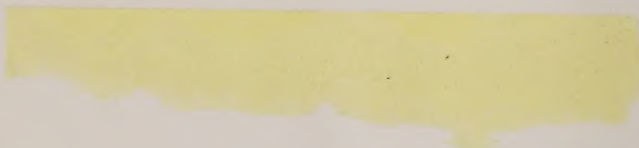




GTU Library



3 2400 00251 3525





Allgemeine missions-  
Zeitschrift

v. ~~50~~ 49  
1922

THREE DAY

426038

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY

BERKELEY, CA 94709

